

Allgemeine
Missions - Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb, und D. R. Grundemann,
Professor d. Theol. zu Bonn, Pastor zu Wetz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evan-
gelium vom Reich in der ganzen Welt
zu einem Zeugnis über alle Völker und
dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Dreizehnter Band.



Gütersloh, 1886.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

NAI

A254

v. 13

1886

Zur Beurteilung der Zeichen der Zeit.¹⁾

Matth. 16, 3.

Vom Herausgeber.

Schon mehr als einmal wurde es uns nahe gelegt, den neuen Jahrgang dieser Zeitschrift mit einer Zeitbetrachtung als Neujahrswort zu eröffnen. Es ist bis jetzt nicht geschehen, einfach darum nicht, weil auch Zeitbetrachtungen nicht gemacht werden sollen, sondern gegeben sein müssen. Nun, jetzt ist eine solche Zeitbetrachtung nicht nur gegeben sondern geboten; wir würden uns geradezu einer Pflichtversäumnis schuldig machen, wollten wir am Anfange dieses Jahres die Zeichen der Zeit nicht als Text zu einer Missions-Neujahrsbetrachtung benutzen. Die Mission ist wirklich zu einer Zeitfrage geworden; man nimmt Stellung zu ihr, ja man lobt und sucht sie selbst in solchen Kreisen, welche früher sie völlig ignoriert oder gar mit Spott und vornehmer Verachtung behandelt haben.

Woher dieser überraschende Wechsel? Allerdings ist er schon seit einiger Zeit vorbereitet. Die Erkenntnis, daß die christliche Mission ein vielseitiges Werk von respektabler Größe; daß sie, am auffälligsten unter den uncivilisierten Völkern, eine Kulturmacht ersten Ranges; daß sie eine unschätzbare Hilfsarbeiterin für verschiedene Zweige der Wissenschaft — diese Erkenntnis ist allmählich in immer weitere Kreise besonders des gebildeten Teils unsres Volkes gedrungen und hat in diesen Kreisen, wenn auch keine nennenswerten Missionsleistungen so doch freundliche Missionsurteile zuwege gebracht. Aber eigentlich hoffähig gemacht und auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gesetzt hat die Mission doch erst die deutsche Kolonialbewegung. Von allen an dieser Bewegung beteiligten Seiten, auch da, wo jedes Verständnis für das Grundwesen der Mission, d. h. für ihre religiöse Aufgabe fehlt, wird es mit überraschender Einstimmigkeit betont: wir können zur Lösung unsrer Kolonialaufgaben die christliche Mission nicht entbehren.

Was sagt uns, die wir nicht erst von gestern Missionsfreunde sind, diese Anerkennung? Nun, zuerst, daß wir Gott für sie danken sollen. Es muß uns in der That eine hohe Freude sein, daß wie einst Pilatus zu dem knechtsgestalteten Christus, so die heutige Welt zu dem so lange verachteten Aschenbrödel der Mission verwundert spricht: dennoch ein

¹⁾ Abdruck erwünscht.

Königskind! Unser himmlisches Haupt will durch die Weltehre, mit welcher es ihm je und je, wenn seine Zeit gekommen ist, seine Werke zu schmücken gefällt, seine oft so gedrückten Arbeiter ermutigen.

Aber er ermutigt sie nicht, um sie eitel und träge zu machen, sondern um sie zu neuer Arbeitsfreudigkeit zu stärken. „Kaufet die Zeit aus,“ so mahnen die Zeichen der Zeit. Wenn die Geschäfte gut gehen, giebt es am meisten zu thun. Die deutsche Kolonialbewegung, so fern sie auch in ihren Motiven wie Zielen dem Reiche Gottes steht, ist eine große göttliche Missionsgelegenheit und wenn Gott im Himmel Gelegenheiten macht, so müssen seine Knechte auf Erden die Hände rühren. Jetzt heißt es: schmiedet das Eisen dieweil es warm ist. Herrscht in weiten Kreisen unsres Vaterlandes noch eine große Unkenntnis in Sachen der Mission — ei, so prediget jetzt über sie von den Dächern; benuket alle Wege, die euch offen stehen um Missionskenntnis unter die Leute zu bringen, Missionsvorurteile zu beseitigen, Missionsverständnis zu bewirken und zu Missionsleistungen anzuregen.

Ohne Zweifel hat jetzt unser Vaterland nicht bloß eine allgemeine christliche sondern auch eine speciell nationale Pflicht zur Mission, seitdem es eine kolonisierende Macht geworden. Welch mächtiger Antrieb, unsre Missionsgaben zu steigern, unsre Missionare zu vermehren, unsre Missionsgebiete auszudehnen — auszudehnen sobald als möglich wenigstens auf diejenigen deutschen Kolonien, auf denen bis heut die Macht des Heidentums noch durch keinen Strahl des Evangeliums erleuchtet ist. So gilt es, dem deutschen Volke sein Missionsgewissen zu wecken, damit es größere Missionsthaten thue als bisher. Diese Aufgabe fällt aber denen zu, welche schon ein Missionsgewissen haben. Also frisch auf den Plan mit fröhlichem Werben, alte Missionsgarde! Gott braucht jetzt viele „hurtige Gesellen,“ die ihm gerade in Deutschland sein Missionswerk treiben helfen.

Aber verstehen wir die Zeichen der Zeit recht, so reden sie auch noch eine andre Sprache. Die Stunde der öffentlichen Ehrung, welche in Deutschland jetzt für die Mission gekommen, ist zugleich eine Stunde der Versuchung für sie. Schon wiederholt ist von sachverständigen Männern die Klage erhoben worden, daß der Strom des heimatischen Missionslebens wohl breiter aber nicht tiefer geworden, daß die erste Liebe nicht mehr vorhanden, daß ein nachapostolisches Zeitalter und mit ihm eine große Gefahr der Verweltlichung eingetreten sei. Offenbar wird durch die Weltgunst diese Gefahr der Verweltlichung nur vermehrt. Wer offene Augen hat und einen nüchternen Sinn, der kann sich ja nicht verbergen, daß die öffentliche Meinung nicht darum für die Mission eingenommen

ist, weil ihr die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden auf einmal ein Herzensbedürfnis geworden, sondern weil sie von den civilisatorischen Erfolgen der Mission eine Förderung der kolonialpolitischen Pläne erhofft. Man denkt nach wie vor verächtlich über die eigentliche religiöse Aufgabe der Mission; aber man will ihr diese pietistische Reminiscenz verzeihen und sie mit in den Lauf nehmen, wenn sie nur bereit ist, sonst den Wünschen der neuen Freunde entgegenzukommen. Und das ist nun die Gefahr, daß die neue Situation auf alte Missionsfreunde eine Blendung ausübt, daß die Weltgunst sie berauscht, daß in der Hoffnung: recht viele neue Gönner zu gewinnen, die alte Missionsaufgabe alteriert werde. Denn darüber kann keine Täuschung sein, daß in der der Mission heut entgegengebrachten Weltgunst das bewußte und unbewußte Streben liegt, an die Stelle ihrer bisherigen Befehrungsarbeit ein Werk ohne religiöse Motive und Ziele, also eine weltliche Kulturmission zu setzen.

In gewisser Beziehung bringt die mächtige Kolonialbewegung, welche heut nicht bloß durch Deutschland sondern durch alle Völker Europas geht, die christliche Mission in eine ähnliche Lage wie die war, in welche das Christentum selbst versetzt wurde zur Zeit Konstantins. Natürlich freuten sich da alle Christen, daß endlich der Druck aufhörte, der christliche Glaube hoffähig wurde und für die Befehrung der heidnischen Massen eine so weite Thür sich aufthat wie nie zuvor. Aber in dieser ganz berechtigten Freude blieb es den meisten verborgen, daß durch diese weite Thür ein breiter Strom unbefehrten Heidentums sich in die Kirche Christi ergoß und daß diese selbst im Schmucke des höflichen Kleides etwas ganz anderes wurde als sie vorher gewesen. Noch mehr; im Glanze der neuen Sonne trat an die Stelle der christlichen Selbständigkeit ein knechtischer Sinn, der die bis dahin mitten in den Verfolgungen frei gewesene Kirche zu einer unfreien Magd der weltlichen Gewalt erniedrigte. Es fehlte in der Freude über den großen Wandel die Nüchternheit und der Freimut; die Kirche erlag der Versuchung zur Verweltlichung, weil sie die Versuchung kaum erkannte, geschweige ihr Widerstand leistete.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit der modernen Kolonialbewegung, welche die sog. „herrenlosen“ Gebiete der kulturlosen Heidenwelt jetzt unter die europäischen Mächte verteilt, ein neuer Abschnitt in der modernen Missionsperiode eintritt. Die Zeit ist vorüber, wo christliche Kolonialmächte christliche Missionare aus ihren Herrschaftsgebieten vertrieben und das Heidentum oder den Mohammedanismus positiv unterstützten. Heute erblicken diese Kolonialmächte in der christlichen Mission vielmehr eins der mächtigsten Förderungsmittel ihrer eignen Interessen. Darum ist es wohl

möglich, daß, getragen von der für ihre civilisatorischen Erfolge eingenommenen öffentlichen Meinung, die Weltmächte der Mission eine weit größere direkte oder indirekte Förderung gewähren als bisher und daß dadurch das Werk derselben eine andere als die bisherige Knechtsgehalt tragen wird.

Nun liegt es ohnehin in der Natur der geschichtlichen Entwicklung, daß der pietistische Grundcharakter der gegenwärtigen Mission mehr oder weniger verblaßt und das Stadium der Einzelbekehrung immer mehr in das der Völkchristianisierung übergeht. In dieser Entwicklung, so naturgeschichtlich unvermeidbar sie ist, liegt schon an sich immer eine Krise. Fällt diese Krise aber in eine Zeitströmung, welche die starke Neigung hat, an die Stelle des Christentums die bloße Humanität zu setzen und die religiösen Motive und Ziele mit Kulturidealen zu vertauschen, so ist die Gefahr doppelt groß, daß diese Tendenz auch die Mission beeinflusse und die Krise zu ihrer Verweltlichung ausschlage. Angesichts der vielen Stimmen, welche sich zunächst wesentlich außerhalb des eigentlichen Missionslagers erheben: die Bekehrungsaufgabe der Mission wir wollen nur sagen hintanzustellen gegen eine civilisatorische resp. kolonialpolitische Aufgabe,¹⁾ ergeht daher an alle, welche ein Verständnis haben für das, was die Mission ihrem innersten Wesen nach ist und nach dem Befehl ihres himmlischen Stifters soll, die ernste Mahnstimme: „wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“

Gelänge es den neuen Freunden die alten zu berauschen und unmissionsmäßige Motive und Ziele in das Werk der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden einzubürgern, so würde der Schaden, den die Mission an ihrer Seele leidet, weit größer sein als der Gewinn, den ihr die Weltgunst in Aussicht stellt. Allein in der Erfüllung ihrer religiösen Aufgabe und in der Erreichung ihres religiösen Ziels liegen die Wurzeln ihrer Kraft, auch ihrer Kulturkraft. Das laßt uns mit allem Freimut den neuen Missionsfreunden sagen. Gewiß wird die Mission indirekt auch den kulturellen Zielen der Kolonialpolitik dienen; aber sie kann und will und wird es nur, wenn man sie eine freie Magd sein und im Gehorsam gegen Christi Befehl ihr Werk treiben läßt. Man sucht heute die Mitarbeit

¹⁾ Es ist charakteristisch, wie viele Leute heut in Missionsfachen gute Ratschläge geben, die von diesen Dingen rein nichts verstehen. So hat es uns auch gewundert, daß es in Deutschland so viele Leute giebt, welche über das schwierige Problem „der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit“ eine Preisschrift schreiben können!! Es sind nämlich mehr als 40 Arbeiten über dies von der Ostafrikanischen Gesellschaft aufgestellte Preisthema eingelaufen!!

der Mission. Wir sind mit Freuden bereit diese Mitarbeit zu gewähren, aber wir stellen unsere Bedingungen. Und das ist die Hauptbedingung, daß wir missionieren nicht nach dem Befehle der Journalisten, Weltreisenden, Kolonialgesellschaften, Politiker, sondern nach dem Befehle unsres himmlischen Königs Jesus Christus.

So wir die Zeichen der Zeit richtig verstehen, befindet sich die evangelische Mission heut auch in der für sie neuen Gefahr einer politischen Dienstbarkeit, welche die patriotische Begeisterung vor den Augen vieler Missionsfreunde zu verbergen scheint. Die kolonialpolitische Rivalität der europäischen Mächte wirft ihre Schatten auch in das dem Universalreiche Jesu Christi dienende Friedenswerk der Mission. Bisher haben solche Schatten über der evangelischen Mission wenig gelagert; die evangelischen Kolonialmächte haben auch den Missionaren jeder andern Nationalität dieselbe freie Bewegung gegönnt wie denen ihrer eignen. Nur das katholische Frankreich hat eine Ausnahme gemacht, denn es hat die englischen Missionare aus Tahiti getrieben und macht jetzt selbst den amerikanischen in Gabun das Leben so schwer, daß sie wohl bald werden weichen müssen. Wird nun den französischen Missionaren von andern Kolonialmächten eine ähnliche Behandlung zu teil, so haben diese allerdings kein Recht, Beschwerde zu führen. Aber als evangelische Christen müssen wir wünschen, daß die französische Methode von den evangelischen Kolonialmächten nicht adoptiert werde. Auch in dieser Beziehung befindet sich augenblicklich die evangelische Mission in einer Krise. Vielleicht dürfen wir dieselbe nicht zu ängstlich nehmen und geht sie von selbst und ohne bleibenden Schaden vorbei, wenn an die Stelle des kolonialen Fieberzustands erst eine Beruhigung der erregten Geister getreten sein wird. Jedenfalls aber ergeht an die Missionsleute der Ruf: wachet und betet und ermahnet zum Frieden hüben und drüben, damit die nationalen Verstimmungen das Werk unsres himmlischen Königs nicht schädigen und aus brüderlichen Mitarbeitern keine unchristlichen Konkurrenten machen!

Jesu Reich ist nicht von dieser Welt. Die römische Kirche und Mission hat allerdings diesen Grundcharakter des Himmelreichs immer verleugnet.¹⁾ Es wäre ein Verhängnis, wenn der patriotische Übereifer nun auch Politik und evangelische Mission miteinander vermengen wollte. Wir evangelischen Missionsleute sind gute Patrioten, haben auch ein

¹⁾ Vergl. meine: „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“ Kap. XI: „Die römische Mission und die Politik.“ Ein eingehendes Studium dieses gründlichen Quellenwerkes dürfte bei den gegenwärtigen römischen Hekereien sich dringend empfehlen.

lebhaftes Nationalgefühl; aber wir wollen weder von der Politik dienstbar gemacht werden, noch trachten wir danach, uns selbst die Politik dienstbar zu machen. Auch in der Mission und in der deutschen kolonialen Ära soll und muß es unsre Losung sein: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und — Gotte, was Gottes ist.“ Wir leben in einer Zeit, welche die starke Neigung hat, den politischen Gesichtspunkt zum Maß für alle Dinge zu machen. Wir reden von einer Socialpolitik, Handelspolitik, Wirtschaftspolitik, ja selbst von einer Schul- und Kirchenpolitik; Gott bewahre uns in Gnaden, daß wir nicht auch noch eine — Missionspolitik bekommen! Die Missionsgeschichte aller Zeiten ist voller Zeugnisse dafür, daß die Verquickung von Politik und Mission der letzteren niemals Segen gebracht hat.

Es fehlt also neben neuen Aufgaben nicht an neuen Gefahren. Gott gebe uns erleuchtete Augen, daß wir diese klar erkennen und fröhliche Herzen, daß wir jene energisch in Angriff nehmen.¹⁾

Es ist doch höchst charakteristisch, in welcher lärmenden, ja man muß sagen skandalisierenden Weise Rom jetzt Deutschland seine Heidenmission empfiehlt. Die neuliche Reichstagsdebatte ist ja noch in frischer Erinnerung. Und der bekannte Artikel, mit welchem die „Germania“ auf diese Debatte antwortet, führt eine Sprache, von welcher jedenfalls unser Herr Jesus Christus erklären würde: daß sie Menschen, welche als seine Diener gelten wollen, nicht ziemt. — In meiner „Protestantischen Beleuchtung“ findet sich ein specielles Kap. (VII) mit der Überschrift: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden;“ es ist bekannt, daß die „Germania“ die Missionsdebatte durch ein „falsches Zeugnis“ eingeleitet hatte, (cf. S. 556 des vor. Jahrgangs) und war ganz in der Ordnung, daß der deutsche Reichskanzler vor der ganzen Nation den Versuch, dies falsche Zeugnis vergessen zu machen, energisch vereitelte.

Auf die ganze Art, wie Rom dem deutschen Volke seine Heidenmission jetzt zu empfehlen für angezeigt gehalten hat, können wir hier nicht eingehen. So z. B. nicht auf die Ruckuckseierlegemethode, daß man römischerseits geschriebene oder inspirierte Artikel in die Norddeutsche Allg., die Vossische, das Berliner Tageblatt eingeschmuggelt und dann in der katholischen Presse mit diesen protestantischen Zeugnissen geprahlt hat!

Jedenfalls gehört auch das Auftreten der römischen Propaganda, ihre Verdächtigung der protestantischen Missionen, ihre Eindrängung in dieselben, ihre Heijagd: uns jetzt auf den deutschen Kolonien zuzuvorkommen, ihre Umschmeichelung der öffentlichen Meinung u. zu den beachtenswerten Zeichen der Zeit.

¹⁾ Wir müssen uns aus Rücksicht auf den knappen Raum jetzt mit diesen Andeutungen begnügen, obgleich noch manches zu sagen wäre. Die auf der Bremer Konferenz gehaltenen Vorträge, welche diese Nummer bringt, wie meine Broschüre: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ enthalten allerlei weitere Ausführungen und Ergänzungen.

Was die Bremer Vorträge betrifft, so verweise ich zu ihrer Ergänzung ausdrücklich auf das ausführliche Referat in der Dezember-Nummer des vorigen Jahrgangs.

Der überseeische Branntweinhandel.¹⁾

Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben.

Von F. M. Zahn.

Unsere diesjährige Zusammenkunft im engeren Kreise der deutsch-schweizerischen Missions-Arbeiter haben wir der deutschen Kolonial-Politik zu verdanken. Seit den Telegrammen vom 24. April 1884, mit welchen der deutsche Reichskanzler den deutschen Konsul in der Kapstadt und Carl Granville in London davon benachrichtigte, daß die Erwerbungen des Herrn Lüderitz in Angra Pequenna unter deutschem Schutze stehen, ist Deutschland eine Kolonialmacht geworden, und zu dem ersten afrikanischen sind seitdem vier andere afrikanische und drei australische Schutzgebiete hinzugekommen. So steht heute die Frage, ob Kolonien zu wünschen sind oder nicht, außerhalb der Diskussion; sie ist dahin entschieden, daß wir solche haben. Allein die Behandlung der Gegenstände, welche durch diese Thatsache des Kolonialbesitzes uns nahe gelegt sind, wird doch wohl widerspiegeln, mit welchen Stimmungen wir dieselben acceptiert haben. Ob die einzelnen Mitglieder unsrer Konferenz die Schutzgebiete als ein nicht mehr zu vermeidendes Übel hingenommen, oder mit Freuden, und mit welchen Maß der Freude willkommen geheißen haben, das wird sie wohl beeinflussen in der Beurteilung verschiedener Verhältnisse, die wir in unsern Verhandlungen werden berühren müssen. Meine Kollegen im Referat werden unter dieser Verschiedenheit zu leiden oder sich ihrer zu freuen haben. Ich dagegen werde mich von allgemeiner Übereinstimmung getragen wissen. Wie wir auch denken über Kolonien, wir sind alle darin einig, daß der Branntweinhandel in den Kolonien, von dessen Bekämpfung wir jetzt zu handeln haben, ganz ohne Zweifel ein großes Übel ist.

Und dieses Übel grade ist die erste Veranlassung zu unsrer Konferenz gewesen. Die Mitglieder der Konferenz wissen, daß wir im März dieses Jahres beabsichtigten die Schwester-Gesellschaften zu einer gemeinsamen Eingabe bei der deutschen Regierung zu bewegen, in welcher deren Hülfe zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels erbeten werden sollte. Die Baseler Missions-Gesellschaft, die als schweizerisch-deutsche Missions-Gesellschaft und durch ihre Missions-Handlungs-Gesellschaft eine besondere Stellung einnimmt, ist uns danu zuvorgekommen, indem sie ihrerseits sich an den Reichskanzler gewandt hat und den anderen Gesellschaften ihr Vor-

¹⁾ Referat auf der Konferenz deutscher evang. Missions-Gesellschaften zu Bremen vom 27.—29. Oktober 1885.

gehen mit der Bitte um Nachfolge mitgeteilt hat. Dann sind auch wir mit unsrer Petition an den Fürsten Bismarck vorgegangen und haben gleichfalls die anderen Gesellschaften gebeten, uns nachzufolgen. Das ist nun, so viel wir wissen, nicht geschehen,¹⁾ aber der Vorgang hat bei unsern Freunden, Direktor E. Reichel und D. Warnke und bei anderen den Gedanken angeregt, daß es zweckmäßiger sei, diese Bekämpfung des Branntweinhandels in Heidenländern, sowie andere durch die Kolonial-Bewegung nahe gelegten Fragen in gemeinsamer mündlicher Beratung zu behandeln. So ist diese dunkle Schattenseite im Verkehr christlicher Kulturvölker mit den Heiden die nächste Veranlassung zu unsrer Konferenz geworden, deren Zusammentritt nicht vergeblich gewesen sein, und insbesondere auch unsrer vaterländischen Kolonialbewegung einen Dienst geleistet haben wird, wenn es ihr gelingen sollte in der Bekämpfung dieses großen Übels auch nur einen kleinen Sieg davonzutragen.

Was unsre Norddeutsche Missionsgesellschaft bewogen hat im Anfang dieses Jahres eine Petition an den Fürsten-Reichskanzler vorzuschlagen und dann ihrerseits einzureichen, waren die Verhandlungen der Kongo-Konferenz in Berlin. Dieselbe hat bekanntlich vereinbart, daß in dem sogenannten Kongobecken Handelsfreiheit herrschen solle. Wird diese Vereinbarung von den Mächten ratifiziert und bleibt sie nicht auf dem Papiere stehen, so wird es für einen ungeheuren Teil Afrikas unmöglich gemacht, dem Einströmen des Branntweins irgend eine Schranke entgegen zu stellen.

Ein zweiter Beweggrund für unser Vorgehen war, daß in einem der deutschen Schutzgebiete wenigstens, und zwar in dem uns nächstliegenden, dem sogenannten Togolande auf der Sklavenküste West-Afrikas der Schutz des Branntweinhandels das Hauptmotiv für die deutsche Besitzergreifung war. In dem Bericht des Kaiserlichen Generalkonsuls Dr. Nachtigal (Weißbuch I. Teil, Nr. 10 der Aktenstücke über Togogebiet und Biafra-Bai) wird als Grund für die anfänglich nicht beabsichtigte Besitzergreifung dieses Gebietes angegeben, daß Gefahr im Verzuge gewesen sei. Bei längerem Zaudern würde das Togoland in die englische Goldküsten-Kolonie aufgenommen sein, wo, wie der Bericht sagt, „von nicht englischen Artikeln exorbitante Einfuhrzölle erhoben“ würden (l. c. S. 49), während es im deutschen Besitz als neben der englischen Kolonie „gelegenes Freihandelsgebiet einer glänzenden Zukunft entgegengehn“ werde. Dieser Bericht ist dem Mißverständnis ausgesetzt, als wenn in der englischen Kolonie

¹⁾ Auch die Rheinische Missionsgesellschaft hat sich in dieser Sache an den Fürsten Bismarck gewandt.

auf Waren ein verschiedener Zoll gelegt sei je nach der Provenienz. Dem ist nicht so, es wird dort kein Differentialzoll angewandt. Nur sind Tabak, Pulver, Spirituosen am höchsten besteuert, und da diese am meisten von Nichtengländern, d. h. hier Deutschen eingeführt werden, so liegen allerdings auf „nicht englischen“ Waren die höchsten Einfuhrzölle. Gerade herausgesagt, so ist das Interesse dieser Besitzergreifung nicht in der Einfuhr von Tabak, Pulver und besonders Branntwein gestört zu werden. In unserm anliegenden Missionsgebiet und noch weiterhin spürt man diese offene Stelle, in dem unsre Neger, die Zeit und Transportkosten nicht berechnen, aus dem Hinterland der englischen Goldküste ins deutsche Togoland gehen, um billiger Branntwein zu kaufen.

Endlich wurden wir veranlaßt durch die Bekanntwerdung von That- sachen, die uns allerdings und jedem, der in West-Afrika zu arbeiten hat, nicht verborgen sein konnten. In den Verhandlungen, welche über die Subvention einer afrikanischen Dampferlinie geführt wurden, teilte Geh.- Rat Kösing der Kommission mit, daß der Wert der jährlichen direkten deutschen Ausfuhr nach Afrika 31 718 000 M. sei, und daß von diesen 12 Millionen auf Spirituosen kommen. Also mehr als 38% der Güter, die von dem christlichen Deutschland nach Afrika in einem Jahre gesandt werden, sind Spirituosen. Mehr denn ein Drittel ist nötig als sogenanntes „Reizmittel“, um die zwei Drittel anderer Kultur den Afrikanern annehm- bar zu machen. Und von diesen Millionen von Flaschen Branntwein geht weitaus das meiste nach West-Afrika, das uns besonders nahe liegt.

Mit diesen Bemerkungen über unsre Veranlassungen zu der Petition ist schon gesagt, daß in den Beziehungen zu den überseeischen Ländern, in den Kolonialinteressen der Branntweinhandel eine bedeutende Stelle ein- nimmt, und daß insbesondere unser deutsches Volk in hohem Maße dabei beteiligt ist, den heidnischen Völkern Branntwein zu bringen.jene Zahlen über den afrikanischen Handel haben überall schmerzliches Er- staunen geweckt. jene 12 Millionen sagen aber nicht einmal alles. Auch in die anderen Erdteile geht deutscher Branntwein. In 1884 wurden aus dem deutschen Zollverbände 75 134 Tonnen (à 1000 Kilo) Spiri- tuosen im Werte von 32 567 000 M. ausgeführt (Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1885. 6. Jahrbuch S. 95) im sogenannten „be- sonderen Verkehr“ d. h. nicht mitgerechnet die mittelbare oder direkte Durchfuhr. Das ist natürlich nicht alles in die Heidenländer gegangen, aber ein gut Teil davon, und nicht einbegriffen ist, was von fremdem Branntwein in den deutschen Zollausschüssen verarbeitet und exportiert

ist. Wie ich glaube, geht allerdings der größte Teil der deutschen Ausfuhr nach Afrika und speciell nach West-Afrika. Und da zeigt auch wieder die Statistik vom Jahre 1884, in welchen Massen und in wie traurigem Mißverhältnis zu anderen heilsamen Gütern der Branntwein aus- resp. eingeführt wird. Im Jahre 1884 wurden von Hamburg nach West-Afrika an Gütern 531 501 Doppel-Centner ausgeführt und davon waren 345 000 Doppel-Centner Spirituosen. (Deutsche Kolonialzeitung 1885, S. 623.) Das würden 65 % sein, und also das Mißverhältnis der vom Geh.-Rat Kösing angeführten Zahlen sich verschlimmert haben oder doch ersichtlich sein, daß auf West-Afrika der Löwenanteil dieser verderblichen Ware kommt. Das Jahrbuch des deutschen Reiches schätzt die Tonne (1000 k) auf 432,41 M.; danach würden diese 345 000 Doppel-Centner einen Wert von 14 917 800 M. haben. Für 1884 würde sonach von Hamburg allein schon fast für 3 Millionen Branntwein mehr ausgeführt sein, als Herr G. R. Kösing für ein früheres Jahr von ganz Deutschland angab. Überall dieses ungesunde Übergewicht der Spirituosen! Im 3. Weißbuch (Anlage 2 zu Nr. 4) ist zur Erläuterung der Interessen, die der deutsche Handel am Kongo-Verkehr hat, eine Aufgabe der Frachten gegeben, welche die Dampfer der Firma C. Woermann in 1883 und den drei ersten Monaten von 1884 hatten. Es sind in den 15 Monaten 2453 Tons Spirituosen und 555 Tons andere Waren, (Waffen, Reis) und 1 029 904 k Pulver verladen. In Wert ausgedrückt von 850 000 M. 250 000 M. diverses, und je 300 000 an Pulver und an Branntwein.

Das sind nur Teile von dem, was aus Deutschland exportiert wird. Nun ist es zwar bedauerlicherweise nicht so, wie Missionar Paul Steiner in der deutschen Kolonial-Zeitung (1885, S. 48) über die englische Goldküste schreibt: „Der gangbarste Handelsartikel ist neben Rattunwaren der Branntwein, welcher in großen Quantitäten von Amerika und England, leider auch von Deutschland an die Küste gebracht wird.“ Deutschland muß leider in erster Linie genannt werden; es ist allen voraus. Aber allerdings besteht ein unrühmlicher Wettstreit unter allen sogenannten christlichen Nationen, den Heiden gebrannte Wasser zu bringen. Was in Hamburg in den Dampfeln an Platz noch übrig gelassen ist, das füllt in Holland der Genever aus. Was England nicht liefert, das kommt von Amerika. Von allen Seiten beeifert man sich diese schwachen, widerstandlosen Völker an den Trunk zu bringen.

Die Quantität dieser schädlichen Ware muß aber um so verderblicher wirken, da die Qualität überaus — um nicht zu übertreiben — gering ist. Hugo Zöller berichtet der Kölnischen Zeitung aus dem Togo-Lande:

„die Flasche (Gin) kommt den Kaufleuten auf 20 Pf. und ihr Inhalt, wenn man die Auslagen für Flasche, Aufschrift, Farbe, Fracht u. s. w. abrechnet, auf 7—8 Pf. zu stehen. Daß dafür kein ordentlicher Branntwein geliefert werden kann, liegt auf der Hand. Wie man behauptet, enthält der hier verkaufte Gin außer einem ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Vitriol, welcher den durchaus notwendigen fragenden Geschmack hervorbringt.“ (Kölnische Zeitung 3. Januar 1885.) D. Grundemann hat diese Rede in seinem Gerechtigkeitsgefühl eine „grobe“, ja eine „bodenlose Übertreibung“ genannt, die er mir Schuld gab, weil ich sie citiert. (Warnck, Allgem. Miss.-Zeitschrift 1885. S. 297. 349.) Ich bekenne mich nun allerdings als vollständigen Ignoranten in den Geheimnissen der Destillation, aber hier hat unser Freund doch das punctum saliens verfehlt. Ob eine solche Fälschung möglich ist, hat hier nichts zu bedeuten; sondern daß die öffentliche Rede so ist und so sein kann, darauf liegt das Gewicht. Zöller hat die Rede der Kaufleute — denn außer ihnen giebt es dort keine Weiße — wiedergegeben. Sie selbst, die das Zeug verkaufen, reden so davon, und Zöller ist nichts weniger als ein ungünstig gesinnter Dolmetsch der europäischen Kaufleute. Dieselbe Rede führen aber alle Europäer. Unsr Missionare, die mit den englischen oder deutschen Dampfern fahren, welche Missionare und Branntwein bringen, berichten oft von Äußerungen der Kapitäne, die lieber dies oder das thun oder leiden wollen, als etwas von dem Getränke trinken, mit dem die Neger beglückt werden. Dasselbe bezeugte der anglikanische Bischof von Sierra Leone bei einer Audienz im Auswärtigen Amt in London am 18. Dez. v. J. Er erzählte, „daß der Dampfer, mit dem er das letzte Mal nach Afrika fuhr, voll Rum, Gin und Pulver beladen gewesen, alles von Hamburg, und daß ihm der Kapitän gesagt, die Spirituosen seien von solcher Qualität, daß er sie um keinen Preis anrühren würde.“ (Church Miss. Intelligencer 1885, S. 52.) D. Grundemann schildert in seiner Kleinen Missionsbibliothek (II. S. 34) die Gastlichkeit eines Negerkönigs. Zuerst präsentiert derselbe Palmwein, „das bittere Getränk aber will uns nicht munden, heißt es; zum Leidwesen unsres Wirtes, der sich infolge davon entschließt, eine Flasche Rum holen zu lassen, für den wir aber erst recht danken — denn bekanntlich wird hier als Rum der schlechteste Fusel, namentlich aus Neuengland (es ist wohl an die Liberiaküste hier gedacht), in großen Massen eingeführt, der viel berauschender ist als das inländische Getränk, diesem darum aber auch von den Eingebornen weit vorgezogen wird.“ „Ich habe gefunden, schreibt Dr. Venz, daß die Neger überall, mögen sie aus anglikanischen oder aus jesuitischen oder deutschen Missionen

hervorgegangen sein, in dieser Richtung unverbesserlich sind und den an Schwefelsäure erinnernden trade-rum in enormen Quantitäten zu sich nehmen. (Evangel. Miss. Magazin 1879, S. 508.) Missionar Ropp schreibt mir: „In West-Afrika wird ein so erbärmlicher Fusel verkauft und getrunken, daß man sollte einen Totenkopf auf die Flaschen kleben mit der Aufschrift: Gift! Ein solcher Schnaps muß die Gesundheit derer, die ihn trinken, ruinieren. Oft genug treten auch bei den Eingeborenen Erscheinungen auf nach dem Schnapsgenuß, die den Eindruck von Vergiftung machen. Es giebt Gistmischer unter ihnen, aber ich glaube, in vielen Fällen ist es eben der giftige Fusel, der die Leute krank macht und oft tötet.“ Es mag nicht überall so schlimm sein, wenigstens schreibt mir Herr Dr. von Dankelmann, daß am Kongo auch Weiße, wenn sie nichts anderes hatten, den Rum getrunken haben, Weiße, die nicht etwa notorische Säufer gewesen, und daß der Branntwein dort wiederholte Verdünnung erleide, ehe er, ein ziemlich unschuldiges Getränk, von den Negern getrunken werde. Dies ist aber nur ein vereinzelt Zeugnis; sonst fast allgemein wird geglaubt, daß die Qualität sehr schlecht, und daß darum die Quantität doppelt schädlich wirkt.¹⁾

Ehe ich dazu übergehe, einige dieser in der ganzen Welt zu findenden Zeugnisse über die Ausdehnung und Höhe des Verderbens, welches der Branntwein den Völkern bringt, anzuführen, möchte ich im Vorbeigehen bemerken, daß ein großer Teil dieser Spirituosen von Europäern in überseeischen Ländern konsumiert wird. Es ist für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit, an diese betäubende Thatsache zu erinnern. Die deutschen Schutzgebiete, mit Ausnahme von Angra Pequenna, liegen in klimatisch ungünstigen Gegenden. Die wohlgemeinten Versuche, diese Gegenden zu gesunden zu machen und die Behauptung, wie sie die Kolonialpolitische Korrespondenz (Nr. 9) leistet, daß „im Gegenteil für die menschliche Konstitution der südliche Himmel und die tropische Vegetation erst die eigentliche Vollbedingung des Lebens“ sei, unter welcher es sich besser lebe „als in London oder im märkischen Sande“, sind doch nur Symptome eines hochgradigen „Afrika-Fiebers“. Es war gewiß kein Mißverständnis, daß in West- und Ost-Afrika und in Melanesien Missionare, Kaufleute und Reisende hinstarben, und daß drei oder vier Jahr die Durchschnittszeit der Wirksamkeit eines Europäers in West- und Ost-Afrika bisher

¹⁾ Herr Dr. von Dankelmann selbst hat übrigens in der Versammlung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export vom 5. Juni 1884 von „jenem abscheulichen Gift, das als Rum und Gin von Europa nach Afrika importiert wird“ geredet.

gewesen ist. Allein es ist nicht zu leugnen, daß bei vielen Europäern der Gebrauch der Spirituosen die Ursache von Krankheit und Tod ist. Der hohshafte Winwood Reade erzählt, daß die Europäer in Sierra Leone es für nicht anständig hielten, den Tisch nüchtern zu verlassen, und ein Gouverneur am Gambia habe gemeint, es müsse die gesündeste Gegend der Welt sein, denn so viel wie dort tranken die Leute doch wohl nirgends. (Rich. Oberländer, West-Afrika S. 164—165.) Der Missionar Zimmermann meint, daß die meisten Europäer der Unkeuschheit und der Trunksucht zum Opfer fallen. (Privatbrief von Missionar Joh. Müller 1885, 10. Okt.) Missionar H. Kottmann, seit 31 Jahren mit West-Afrika bekannt, schreibt mir, daß allerdings das Trinken der Europäer gegen früher abgenommen, und das auch hier das Bier, minder schädlich als der Branntwein, die Trunkenheit vermindert, aber daß immer noch das Trinken vielen Europäern Schaden bringe. Auf der Missions-Konferenz in Raskutta sagte Dr. E. Chester: „Seit ich nach Indien gekommen bin, höre ich sehr viel von der „Leber“, aber nach meiner Meinung ist mehr als die Hälfte von dem, was man „Leber“ nennt, brandy und soda.“ (Decennial Miss. Conference held at Calcutta 1882—83. S. 441.) Das gilt wahrscheinlich für alle Tropen; es gilt gewiß für Afrika, und es ist nicht nur das traurige Beispiel zu beklagen, welches damit Christen und gebildete Männer den Heiden und Jogen. Wilden geben, auch sie selbst sind zu beklagen, die zu den Giften der Malaria noch dieses Gift übermäßigen Genusses von Spirituosen hinzufügen.

Doch diese Europäer könnten oder sollten für sich selbst sorgen. Wehrlos ist der Eingeborene, dem die Christen diese berausenden Getränke bringen, hier ein nüchternes Volk zu einem Volk von Trunkenholden machend und ein ganz neues Laster lehrend, dort einem Volk statt des minder schädlichen einheimischen Getränkes, des Palmweines oder des Bieres, den bezaubernden Trank gebrannten Wassers bietend. Hier bringt man zu den narkotischen einheimischen Getränken die der civilisierten Welt hinzu, dort lehrt man, was die Eingeborenen bisher nicht verstanden, aber schneller als andere Künste lernten, was im Lande wächst destillieren und zu Branntwein machen. Was Direktor E. Reichel aus dem Gebiet der Brüdermission, die in vier Erdteilen arbeitet, schreibt: „Ein Schrei schmerzlicher Entrüstung über die Verheerungen des Branntweins zieht sich durch alle unsre Missionsberichte“ werden alle Missionsarbeiter aus ihrer Erfahrung bestätigen. Und ebenso das Urteil von Professor Plath: „Nächst der Unzucht kenne ich keinen gefährlicheren Feind normaler Entwicklung, als die Trunksucht.“ Es ist das einstimmige

Urteil der Missionare und der Missionsleiter, es ist ein vielstimmiges Zeugnis der Reisenden und Forscher, es ist das nicht seltene Klagggeschrei der Eingeborenen, der Christen wie der Heiden, der Herrscher wie der Beherrschten, daß, während die eine Hand des Christen im Evangelium das Wassers des Lebens darreicht, die andere im Branntwein den Tod und das Verderben bietet.

Es ist nicht möglich eine Vollständigkeit dieser Zeugnisse zu erreichen; aber einige wenigstens wollen wir anführen, indem wir einen auch nur flüchtigen Rundgang durch die Welt machen. In Europa können wir anfangen. Auch die Heiden, die hier übrig geblieben, die Lappen hat man mit dem Branntwein fast verderbt, ehe man ihnen das Evangelium brachte. (Ev. M. M. 1857, S. 542.) Daß in Grönland der Branntwein nicht seine verderbliche Wirkung ausgeübt, ist der dänischen Regierung zu verdanken, die ihr Handelsmonopol so benutzt hat, daß „in jenem Gebiet der schwere Kampf gegen diesen Feind den Missionaren erspart geblieben ist.“ (Schriftliche Mitteilung von Dir. E. Reichel.) Leider kann dasselbe nicht von der Hudsons-Bay-Company gesagt werden, die trotzdem es ihr durch Parlamentsbeschluß verboten ist, die Eskimos und Indianer ihres Gebietes überreichlich mit Branntwein versorgt, ja denselben ihnen aufdrängt. (Die Interessen des Handels und der Mission E. M. M. 1857, Seite 34 ff. vergl. S. 39. 41. 49.) Wenn ich die Indianer nenne in dieser Verbindung, so weiß jeder, wie das „Feuerwasser“ diesem Volke mitgespielt hat. Schon als die Mission demselben nahte, hatte, in Verbindung mit anderen schädlichen Einflüssen des Weißen, der Branntwein ganze Stämme ausgerottet oder doch in ihrer Lebenskraft gebrochen. (Grundemann, Kl. M. Bbl. I. 2. S. 7. 120. 128. E. M. M. 1868, S. 499.) Daß die Indianer ihn den „bösen Geist“ nennen, „den großen Schurken, der den Leuten ihr Geld nimmt, Häuser verbrennt, Leute umbringt, bald Familien arm macht, bald Leuten den Verstand stiehlt und sie ärgerlich, lumpig und schmutzig macht, bald auch einen und den anderen erfrieren läßt,“ daß sie nach Gesetzen schreien, um „den schlimmen Kerl“, wo sie ihn finden, totschlagen zu dürfen, ist nicht verwunderlich. (E. M. M. 1866, S. 464—466.) Als ein Indianer, der im Rausche einen Franzosen ermordet hatte, im Gefängnis saß, sagten die empörten Stammesgenossen des Verbrechers: „Schickt euren Branntwein ins Gefängnis; er richtet das Unheil an, welches geschieht“ (bei Schneider, Die Naturvölker 1885. I. 37).

Aus Central-Amerika, aus der dorthin verpflanzten Negerwelt hören wir einen Missionar: „Kein Land ist, so wie diese Inseln, durch den

Branntwein verseucht, nur wenige sind, die ein gutes Beispiel geben in dieser Hinsicht." (E. M. M. 1885, S. 130.)

In Süd-Amerika am Demerara finden wir den Missionar Joh. Meyer im Kampf mit den weißen Ansiedlern, die durch Boycottieren, indem sie ihm nichts verkaufen, ihn zwingen wollen, nicht mehr gegen die verderbliche Unsitte zu zeugen, Branntwein als Lohn zu geben. (E. M. M. 1859, S. 441.)

Gehen wir in den australischen Erdtheil, so begegnen wir auch hier dem schädlichen Einfluß des Branntweins und auch den Versuchen von den jungen christlichen Gemeinwesen, die verderbliche Flut abzdämmen. Auf den Gesellschaftsinseln, dem ältesten Schauplatz evangelischer Mission in der Südsee ist bereits vor 50 Jahren durch Predigt, durch Mäßigkeitsvereine, durch Gesetz dem Übel entgegen gearbeitet, welches aber schon 1834 sich so eingefressen hatte, daß jenes Gesetz gegen Einführung, Fabrikation und Verkauf von Spirituosen eine Revolution herbeiführte. (Grundemann Kl. M. B. IV, 2. S. 76. 78. 79.) Seitdem die Franzosen an jenen Inseln ihren berüchtigten Gewaltstreich geübt, werden sie auch dort dem Branntwein ihre Gunst erwiesen haben. So haben sie es gethan auf den Hawaii-Inseln, wo sie, wie immer an der Spitze der Civilisation marschierend, sich bei den Kanakas den Namen Palani erworben haben. Schon ehe die Mission zu jenen Inseln kam, waren nämlich die Kanaka unter dem Einfluß der von den Europäern genährten Trunksucht und den von ihnen eingeführten Krankheiten in Scharen dahingestorben. (Grundem. Kl. M. B. IV, 2. 148.) Man sah sich daher genötigt durch hohe Besteuerung und Gesetz dem Branntwein den Krieg zu erklären. (C. c. S. 166.) Aber 1839 erzwang Kapitän Laplace freien Eingang für den Branntwein. Infolge dessen heißt der Branntwein und heißen die Franzosen auf jenen Inseln Palani. (E. M. M. 1865, S. 360.) Um dem Unheil zu wehren, hat auch der König Kalakaua sein Volk durch sein Beispiel, indem er völlige Enthaltksamkeit gelobt hat, und durch seine Vorträge zum Widerstand aufgerufen. (E. M. M. 1876, S. 95.)

Wenn wir von dem äußersten Nordosten dieser Inselwelt zum äußersten Südwesten gehen, so finden wir hier auch dieselbe Krankheit am Lebensmark des Volkes zehren. Wie die Kanaka sterben die Maori nicht am wenigsten durch den Branntwein aus. Eine Maori-Petition, die Warneck (Allg. Miss.-Zeitsch. IV, Beibl. S. 96) aus dem „Ausland“ (1877, Nr. 33. 34) mittheilt, schildert dem Neuseeländischen Parlament den vielseitigen Schaden, den der Branntwein anrichtet; sie verlangt „ein

strenges Gesetz, dieses böse Ding den Maoris fern zu halten.“ Der „Grog“ ist, so bezeugen sie, „die Wurzel alles Übels.“

Nach einem Bericht über die Einfuhr zweier deutscher Geschäfte in Apia sollte man annehmen, daß in den westlichen Inseln Polynesiens, in Melanesien und Mikronesien der Branntwein nicht solch eine Rolle spielt. Von den beiden hat das eine 1883 unter 174 773 Dollar Einfuhr 4795 D., das andere unter 50 520 D. 4956 D. Spirituosen eingeführt. (Deutsche Kolonialzeitung 1885, S. 38.) Der Branntweinhandel scheint dort noch nicht große Dimensionen angenommen zu haben. Doch ist es auch völlig genug, wenn diese von zwei Geschäften eingeführten Spirituosen im Werte von etwa 40 000 Mk. von den 30 000 Samoanern getrunken werden. Und Pastor Wesenberg berichtet, daß auch in Apia und überall in den Samoa-Inseln die Neigung zum Branntwein unter der jüngeren Generation zunimmt. (E. M. M. 1881, S. 82.) Dr. Stuebel in seiner Denkschrift über den Handel in der ganzen west-polynesischen und der mikronesischen Inselwelt nennt den Branntwein als einen der Hauptimportartikel. (Weißbuch I, Deutsche Interessen in der Südsee Nr. 5.)

Wenn ich zu Asien übergehe, so bemerke ich, daß auch Japan, indem es seine Thore der Civilisation des Westens aufthat, die Branntweinfässer eingelassen hat. Ich weiß aber nicht, ob der fremde Branntwein den einheimischen überboten oder verdrängt hat. Daß man in einem buddhistischen Priesterseminar, wie bei uns etwa die Inschrift: Hier darf nicht geraucht werden, die andere liest: Sake (das ist Branntwein) hier verboten, ist allerdings kein erfreuliches Zeichen. (E. M. M. 1881, S. 38.)

Aus China sind mir keine Zeugnisse zur Hand. Daß auch dort der Europäer durch seine Trunksucht schlechtes Beispiel giebt, wird beklagt. (E. M. M. 1859, S. 163.) Den Chinesen ist übrigens schon genug Leids geschehn, daß ihnen von Christen das Opium aufgezwungen ist, und vielleicht verträgt der eine Teufel den andern nicht.

In Hinter-Indien dagegen hat ein nüchternes Volk erst von den Christen das Vaster der Trunkenheit gelernt. In früheren Zeiten soll ein betrunkenener Birmane „eben solch ein Wunder wie der Meermensch“ gewesen sein; jetzt ist es nicht mehr so, seit die „Civilisation ihnen Grog und Tabak, Pulver und Blei geboten (Grundem. Kl. M. Bibl. III, 2. 175). Dagegen scheinen die Karenen schon früher ihr aus Reis gewonnenes Ngapi gekannt und übermäßig geliebt zu haben. Sie nennen es „Todeswasser“, was ehrlicher ist, als wenn die Franzosen es eau de vie nennen.

In Border-Indien ist dem Branntwein der Einfluß dadurch sehr ver-

sperrt, daß das Land selbst so überreich an narkotischen Getränken ist. In Bengalen giebt es 13 einheimische narkotische Getränke, für die Steuer bezahlt werden muß. Eine andere Schranke ist vielleicht, daß eine Eingangsteuer erhoben wird; dort werden überhaupt nur Salz und Getränke beim Eingang besteuert und für Branntwein beträgt der Zoll 7 M. (4 R.) pro Gallone. Endlich ist noch für den Verkauf je nach der Größe des Geschäftes eine Lizenz-Abgabe zu bezahlen. Dennoch höre ich, daß der Import von Spirituosen nicht unbedeutend sei; in Kalkutta sollen jährlich 120—150 000 Gallons eingeführt werden. Aber diese Einfuhr ist wesentlich für die Europäer, da die Eingeborenen an ihren einheimischen Getränken genug haben. Man klagt, daß die Trunkenheit zunimmt, und daß die Regierung, indem sie das sogenannte out-still-System an die Stelle des Sudderstystems setzte, dem fiskalischen Interesse entsprach, aber dem Hang zum Trinken durch Billigkeit des Getränkes entgegen kam. (Dec. Conf. at Calcutta 1882—83. S. 440 ff.)

Das Eldorado des Branntweins ist aber leider Afrika. Seine Bewohner scheinen, wie wenig andere, dem Zauber des berausenden Wassers preisgegeben zu sein. Wie der Indianer in leidenschaftlicher Gier ausrief: „O daß mein Hals zwei Meilen lang wäre, damit ich den Geschmack des ganzen Weges genösse, den es hinabläuft“ (E. M. M. 1866, S. 464—66), so scheint der Afrikaner hingerissen, daß er nicht aufhören kann, bis das Faß oder die Flasche geleert, wenn sie einmal angebrochen, und er muß das Glas, wie Missionar Kopp schreibt, auf einen Schluck austrinken, wenn es auch $\frac{1}{4}$ Liter hält. Es ist merkwürdig, wie diese Schwachheit des Afrikaners im Unterschied von andren Menschenrassen auf Madagaskar heraustritt. Da ist bekanntlich der herrschende Stamm der Hovas nicht afrikanischer Abstammung. Auch ihn hat man schmählicherweise gezwungen, den Branntwein einzulassen, den geringen Zoll in natura zu nehmen, eine Schandthat christlicher Völker, die sich dem Opiumhandel schmachwürdig anreicht. Auch hier hat man das Volk versucht und es gelehrt selbst zu destillieren. Aber sie haben doch widerstanden; wenn sie das ganze Land nicht verschließen konnten, so haben sie es wenigstens mit der Provinz Imerina und der Hauptstadt Atanaribo versucht und strenge Gesetze erlassen. Es ist nicht übel ersonnen, daß man da die Frauen, die an der Bekämpfung des Branntweins am meisten interessiert sind, beauftragt hat, den Branntwein aufzuspüren, den jeder vernichten darf. Es ist freilich nicht gelungen, der Flut zu widerstehen; sie ist zu gewaltig. Aber es ist doch viel, daß ein Pastor einer hauptstädtischen Gemeinde, die 700 Glieder zählt, in den 7 Jahren

seiner Verwaltung nur ein Glied wegen Trunkenheit zu disciplinieren hatte. Allein dies ist eine Ausnahme, und dies war unter den Hovas, dagegen muß das Trinken unter den anderen Stämmen, besonders unter den Sakalawas erschrecklich sein. Von den letzteren heißt es: „sie schwimmen in einer wahren Sündflut von Branntwein.“ Fast alles, was die Erde trägt, machen sie zu Branntwein und von Franzosen und anderen werden unglaubliche Qualitäten eingeführt. Manche sind nie nüchtern. Europäer und Kreolen sind ihre Verführer. „Ihr seid unsre Lehrer gewesen“ sagen die Verführten, die einheimischem und fremdem Branntwein jetzt erliegen. Der Reisende Hildebrand schildert eine Branntweinschenke in Madagaskar, und es ist ein höchst widerwärtiges Bild, Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder betrunken da liegen zu sehen. „Sieh da, ruft die Zeitschrift *L'Afrique* aus, so civilisiert man die Nationen, indem man sie tötet.“ (*L'Afrique. Exploée u. Civilisée. Geneve, H. Georg. 1884. Nr. 11. Grundem. H. Wiss. B. II, 3. 117. 145. G. M. M. 1873, S. 56. 1875 S. 481—483. 489. 492. 503. 1880 S. 162. 1883, S. 255. 1885, S. 210.*)

Daß übrigens auch unter einem afrikanischen Volk und zwar doch vornehmlich durch den Einfluß der Religion, die Herrschaft des Branntweins verhindert werden kann, dafür ist oder scheint wenigstens Ost-Afrika ein Beweis. Wenigstens Dr. Fischer in seiner Schrift: *Mehr Licht im dunklen Weltteil* (S. 4) schreibt es mohammedanischem Einfluß zu, daß dort nur für 80 000 Mk. jährlich Branntwein eingeführt wird. Auch Dr. Schweinfurth in einem Brief an Mr. Allen, den Sekretär der Antisklaverei-Gesellschaft, schätzt die Summe auf 4000 Pf. St. Ich vermute, das ist die Übersetzung der Schätzung von Dr. Fischer, und es ist nur die deutsche Einfuhr gemeint. Aber immerhin verglichen mit West-Afrika ist das wenig. Allein auch diese beiden Afrikakundigen halten den Branntwein für den Schaden des Landes. Dr. Fischer nennt ihn ein Gift, dessen weitere Verbreitung mit dem Fortschritt der Civilisation ihm gewiß ist. Dagegen hat Dr. Schweinfurth bessere Hoffnung für die Zukunft, wenn nur seine drei Mittel angewandt werden. Das erste ist die Einführung der Hörigkeit, das zweite die Vertreibung der Araber, das dritte das Verbot des Branntweins. (*Deutsche Kolonial-Zeitung 1885, S. 592.*) So wenig die beiden ersten Heilmittel oder die „Trinität der Menschenrechte“, von welcher er redet, empfehlenswert zu sein scheinen, so gewiß haben er und Dr. Fischer recht, wenn sie in dem Branntwein den Feind sehen, der die Zukunft Ost-Afrikas verderben würde. Auch ein eingeborener Fürst stimmt ihnen zu, der bekannte Mirambo, der aufhörte

Branntwein zu trinken, seit er König wurde, weil er erkannte, daß er nur nüchtern seine königliche Pflicht erfüllen könne. (L'Afrique. 1884. Nr. 11.)

Schon viel mächtiger ist die Herrschaft des Branntweins in Süd-Afrika geworden, wo unter Hottentotten, Kaffern und Betschuanen, fast so lange die Europäer im Lande sind, das Gift sein Werk gethan hat. Von allen Seiten wird geklagt, in welchem Maße die Trunksucht und mit ihr andere Laster die Eingeborenen heimsuchen. Ein Inspektor der Diamantfelder, ein Herr Dempster zählte an einem Sonntage zwischen 11 und 12 Uhr mittags 317 Eingeborene, die sinnlos betrunken und viele andere, die angetrunken waren. In dem ersten und zweiten Jahre nach Eröffnung der Felder war die Trunksucht noch fast unbekannt; die Schänken haben diesen jetzigen Zustand herbeigeführt. Selbstverständlich sind die Missionare im Kampf begriffen gegen dies Übel, aber auch Reisende wie Dr. Holub halten dafür, daß man den Branntwein ganz verbieten sollte. Selbst eingeborne Fürsten, auch ein Cetewayo, sprechen sich gegen den Branntwein aus. Er hat auch allen Grund dazu, denn seine Kaffern sind, wie ein Herr Diesterweg in der Kolonial-Zeitung sagt, so lange ihnen das Feuerwasser des weißen Mannes unbekannt ist, sehr mäßig, betrunken sind sie Bestien, und die meisten Greuelthaten verüben sie, wenn sie betrunken sind. Derselbe Deutsche erzählt von den Bamangwato und von Secheles Reich, daß der Handel mit und das Verschenken des Branntwein verboten ist. Die erste Übertretung wird mit 25 Pf. St. bestraft; im Wiederholungsfall wird der Händler ausgewiesen. So haben auch da schon die Eingeborenen selbst das Verderben erkannt. (Deutsche Kolonial-Zeitung 1885, S. 298. 299. E. M. M. 1881, S. 346. L'Afrique 1884, Nr. 11.)

Doch das fruchtbarste Feld findet der Branntweinhandel, wie es scheint, in West-Afrika. Schon die rheinische Mission im südwestlichen Afrika erfährt einiges davon. Verhältnismäßig noch gut geschützt durch die Unzugänglichkeit des Gebietes und den Einfluß, den das Evangelium schon gewonnen hat, scheinen nur von Zeit zu Zeit Fässer mit Branntwein, der hier unter dem schönen Namen Eau de Cologne geht, auf den Kirchplatz zu kommen, aber dann giebt es auch wüste Saufgelage. Der Kapitän, dem die erste deutsche Kolonie abgekauft wurde, ein notorischer Trunkenbold, ist ein Held bei diesen Gelegenheiten.

Doch noch schlimmer ist es am Kongo, am Niger, an der Goldküste, an der Westküste überhaupt. Was früher über die Branntweineinfuhr gesagt ist, läßt ja schon keine andere Annahme zu, als daß der Übelstand

hier sehr groß sein muß. L' Afrique citiert einen Korrespondenten der deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, welcher seine Reise so schildert: „Wir warteten einen bis fünf Tage in jedem kleinen Hafen der Küste von Guinea, um Branntwein zu löschen und Palmöl und Kautschuk zu laden; in Sierra Leone, in Kap Palmas, in Akra, in Kap Coast, in Whydah, in Benin, in Bonny. Der Engländer sendet in jedes Negerdorf einen Missionar, aber zugleich Massen von Feuerwasser von jener schlimmsten Sorte, die aus reiner Schwefelsäure vermischt mit Wasser und Zucker besteht. So darf sich niemand wundern, wenn die Neger der Missionsstationen ihre angeborene sorglose Natur ausgetauscht haben gegen alle Laster der europäischen Völker.“ (L' Afrique l. c.)

Am Kongo sind schon die Landkäufe mit Branntwein zustande gekommen. Dort ist die Flasche Rum soviel wie Geld (D. Kol.-Zeitung 1885, S. 219.) Herr Dr. v. Dankelmann schreibt mir, daß es sehr schwer sein werde am Kongo den Branntwein zu verdrängen, da die Neger ihn verlangen, und man sie nur so zur Arbeit werben könne. Auch dort ist die Unsitte den Branntwein als Geschenk zu geben, eingerissen. „Die Bitte um einen „Malabish“ d. h. einen Schluck Schnaps ist in ganz Südwest-Afrika ebenso verbreitet, wie im Orient die Bitte um einen Bakshisch oder wie bei uns in den Wirtschaften das Trinkgeld. Mit der Aussicht auf einen Malabish feuert man die Arbeiter zu besseren Leistungen, die Träger zu rascherem Fortschreiten an. Malabish ist das erste Wort, welches der Neuling lernt.“ (Brief von Dr. v. Dankelmann.) Bei solchen Bedarf wird die Einfuhr, so massenhaft sie ist, nicht mehr genügen, und es ist nicht zu verwundern, daß in Kinsambo ein Portugiese schon seine Zuckerplantage mit einer Branntweinfabrik verbunden hat. (Deutsche Kolonial-Zeitung 1885, S. 221.)

Am Niger ist auch der Branntwein, wie in dem Memorial der Church Miss. Soc. gesagt wird, einer der Hauptartikel. Ein einziges Schiff brachte nach Onitsha 300 000 Flaschen Gin. (Ch. M. Intell. 1885, S. 51.)

Wenn Herr Dr. v. Dankelmann den Einfluß des Branntweins nicht so schlimm ansieht wie andere, und wenn Herr Hugo Zöller bemerkte, daß die Togoneger zwar sehr, sehr viel trinken, aber sehr selten sich betrinken, so können dies doch nur exceptionelle Beobachtungen sein. Die intim mit dem Volke für lange gelebt haben, wissen etwas anderes zu erzählen. Herr Inspektor Dehler in Basel hat die Güte gehabt mehrere Missionare, die auf der Goldküste gelebt, zu veranlassen auf einige meiner Fragen mir Ant-

wort zu geben, und die Herren Dieterle, J. Müller, Kopp und H. Rottmann sind so freundlich gewesen, mir Beiträge zu liefern. Man sieht aus ihren Schilderungen, daß der Branntwein dort im Negerleben das heimische Bier schon fast ganz verdrängt hat, den Palmwein immer mehr, und bereits so verwachsen ist mit allem, als ob er von alters her dort heimisch gewesen. Die aller übelsten Folgen für Leib und Seele, für Sitte und Wohlstand hat dies gehabt. Es ist Regel, am Nachmittag nicht mehr zu einer obrigkeitlichen Person zu gehen; am Abend nicht mehr Straßenpredigt zu halten; denn dann hat der Branntwein die Herrschaft. Schon haben auch heidnische Älteste dagegen zu arbeiten begonnen. Die Ältesten des Königs von Akropong haben ihrem Könige den Branntwein verboten. Wein und Bier haben sie ihm erlaubt, und er bedauert nur, daß mit diesen Getränken der Rausch etwas langsamer kommt.

Einer dieser Herren hat mich auf eine im Baseler Miss.-Magazin veröffentlichte Geschichte des Fetisch-Propheten La Lomo (1881, S. 14 ff.) von Missionar Böhner aufmerksam gemacht. Diese Geschichte ist in ihrer Zusammensetzung fingiert, aber die einzelnen Züge sind alle dem wirklichen Leben entnommen. Ich habe darauf die in vieler Hinsicht interessante Geschichte nochmals durchgesehen und mir zwei und eine halbe Seite voll Notizen gemacht von Stellen, wo der Branntwein erwähnt wird. Er ist der unzertrennliche Begleiter des Negers geworden von der Geburt bis zum Tode. Der Neugeborene wird begrüßt mit Branntwein; die Feste, welche der Jüngling und die Jungfrau feiern müssen beim Eintritt in die Volljährigkeit, die Verlobung, die Hochzeit, die Totenfeierlichkeit, alles wird mit Branntwein gefeiert. Besonders die Totenfeierlichkeiten sind schrecklich. So lange die Leiche über der Erde steht, darf nicht gegessen, nur getrunken werden, und auch nachher die ganze, je nach dem Rang des Verstorbenen ausgedehnte Feier hindurch wird wenig gegessen und viel getrunken. Bis zu 2000 M. und mehr wird bei diesen Totenfeiern an Branntwein und Pulver verbraucht, und manches Haus feiert sich zu Schanden und verliert bei der Feier seine Freiheit. Und wie die privaten Feste so werden die öffentlichen, das Nams- oder Erntefest und das Neujahrsfest mit reichlichem Trinken des Branntweins begangen. Das Recht ist nicht mehr zu haben ohne Branntwein. Der Richter wird zum Teil honoriert, die Strafe zum Teil erlegt mit Branntwein. Auch in den Gottesdienst ist der Branntwein eingedrungen. Die Libationen geschehen mit Branntwein. Der Priester tritt seine Studien, sein Amt mit Bezahlung von Branntwein an. Bei den Opfern, den Bußen, überall und bei allem ist neben die alten landesüblichen Gaben der Branntwein

getreten, an dem Küstenrande am meisten, aber auch schon ins Innere immer weiter vordringend.

Ich könnte dieses Bild aus unserm Nachbargebiet, von der Goldküste bestätigen und ebenso das Zeugnis von dem, was von den traurigen Folgen erzählt wird. Es ist nicht wahr, es ist ebensowenig wahr, in Afrika als in Deutschland, daß der Branntwein ein harmloser Geselle ist, der dem Neger eine Stunde des Vergessens bringt oder gar ein Reizmittel zur Kultur darbietet. Nein, er ruiniert, wie immer wieder aufs neue unsere Berichte melden müssen, den Neger physisch, intellektuell, moralisch, religiös. Er wird den Neger ermorden. Diese Vernichtung des Volkes fängt bei seinen Spitzen an, die doch, wie schwach es immerhin damit bestellt sein mag, das Volksleben noch zusammen halten. Wer Ältester, wer Priester ist, bekommt eben darum Branntwein und wird ein Trinker und Lump. — „Noch trauriger, schreibt mir Missionar Kopp, sind die Verheerungen, die der Schnaps anrichtet an den Stapelplätzen und Verkehrsstraßen, wie am Volta, wo der Schnaps auch in den unteren Schichten des Volkes massenhaft getrunken wird. Es wird da alles lahm gelegt, die Leute sind völlig demoralisiert und nichts, gar nichts kann gedeihen. Nicht nur sind die Leute stumpf und unempfänglich für das Wort Gottes, nicht nur ist, wenn letzteres einen Eindruck gemacht, es bald wieder verwischt und verflogen, sondern da wollen auch keine Schulen gedeihen, und die armen Leute kommen nach und nach so herunter, daß selbst der Ackerbau und der Handel, selbst der Schnapshandel zu Grunde gerichtet wird. Ich habe den Volta entlang Dörfer besucht, wo ich nur Betrunkene sah. Oft kam es vor, daß bei einer Festivität alle Dorfbewohner betrunken waren. Es giebt eine Menge Leute, die eine eigentümliche Säuserkrankheit haben und daran elendiglich zu Grunde gehen. Manche kamen zu mir und suchten Heilung, aber meist zu spät. Manche sterben im Schnapsrausch. Viele legen die Schnapsflasche unter das Kopfkissen, um auch bei Nacht von Zeit zu Zeit einen Schluck nehmen zu können. Kurz, das Elend ist groß. Aber wie kann es anders sein, wo solche riesigen Quantitäten ins Land geschafft werden? Ein englischer Zollinspektor erzählte mir vor etwa zwei Jahren, daß er bei einem einzigen eingeborenen Händler 8000 Kisten auf Lager gefunden habe bei einer Zollrevision (d. h. die Kiste à 12 Fl. 96000 Fl.), lauter Schnaps, der bereit lag ins Land hineingeschafft zu werden. Da muß das Land überschwemmt werden, und die Wirkung kann nicht ausbleiben. Die Schnapshändler laden eine schwere Verantwortung

auf sich. Sie können und dürfen sich nicht damit entschuldigen, daß sie sagen, die Neger sollen eben das Schnapstrinken bleiben lassen, wenns ihnen nicht gut thut! Denn die sind in dieser Beziehung wie Kinder und Unmündige. Wenn wir Missionare den Leuten von den schlimmen Folgen des Schnapsgenusses sagen und abraten, so erwidern sie: „Saget das denen, die den Schnaps ins Land bringen!“ Viele von den Eingeborenen sehen es wohl ein, daß der Schnaps ihr Verderben ist, aber sie können dem Gifte nicht widerstehen.“

So haben sich die verderblichen Folgen dieses Getränkes fast über die ganze Welt ausgebreitet. Es ist nicht genug, daß hier in der Heimat der Branntwein die Wurzel von unbeschreiblichem Elend in tausenden von Familien ist, auch die unbefestigten heidnischen Völker werden eins nach dem andern in den Strudel mit hineingerissen. So wie Missionar Kopp, so reden fast überall die Männer, die zu den Heiden gegangen sind sie zu erheben, und die ihre weißen Vandsleute damit beschäftigt sehen, wieder zu zerstören, was sie aufgebaut haben. So reden auch die Forscher, welche mit etwas mehr als bloßer Neugierde oder Wißbegierde die Völker ansehen, welche sie durchreisen. So reden selbst die Erleuchteten unter diesen Völkern, Heiden wie Christen, wenn ihnen die Augen aufgegangen sind, daß ihre Existenz davon abhängt, ob es gelingt, den Branntwein niederzuhalten. Und dieses allseitige Zeugnis aller zum Urtheil Berechtigten kann nicht verfehlen ein Echo in den Herzen und Gewissen der Christlichen Völker zu wecken und sie aufzurufen zum Kampf gegen diesen Feind nicht nur daheim, sondern auch über der See.

Und wenn Herz und Gewissen die Antwort schuldig bleiben sollten, so wird doch der Verstand aufwachen und erkennen, daß der eigene Vortheil gebietet, diesem Handel entgegen zu arbeiten. Es ist so, wie Missionar Kopp schreibt: der Schnapshandel ruiniert sich selbst. Indem man diese Völker mit Branntwein heimsucht, tötet man, wie L'Afrique sagt, das Huhn, welches die goldenen Eier legt. Unsere Kaufleute, die in überseeischen Ländern Handel treiben, wünschen doch etwas mehr, als für ein paar Jahre das Fett von der Suppe zu schöpfen. Insbesondere jetzt, wo das Deutsche Reich zu festen Niederlassungen gekommen ist, rechnet man mit der Zukunft. Diese Zukunft aber verdirbt der Branntwein. In keinem der deutschen Schutzgebiete kann der deutsche Handarbeiter leben; die Einheimischen müssen die körperliche Arbeit thun, und die Kolonien sind nutzlos geworden, wenn erst der Branntwein die Arbeiter weggerafft hat. Schon jetzt ist der Handel von der Arbeit der Eingeborenen, seine Zunahme von vermehrter Arbeit abhängig. Auch beim Neger ist es so.

Den verleumdet man, wenn man redet, als ob er zur Arbeit erst erzogen werden müßte. Er arbeitet schon jetzt, denn auch in Afrika gilt das Gesetz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Und solange es dort essende Menschen gab, hat es auch arbeitende gegeben. Er arbeitet auch verhältnismäßig ebensoviel als der Weiße, d. h. er arbeitet so viel, als für ihn nötig ist zum täglichen Brot. Zu wünschen bleibt nur, daß er zu einer weiteren Auslegung des täglichen Brotes gelangt. Mit Luther acceptiert er Essen und Trinken, aber zögert schon hinzuzusetzen: Kleider und vollends Schuh; er rechnet noch mit hinzu: Haus, Hof und vielleicht den Acker, aber je nach dem Lande gehören Vieh, Geld und Gut noch nicht zu seinem täglichen Brot. Da sind über die ganze Welt tausende von Missionsarbeitern beschäftigt, indem sie ihn lehren von Gottes Reich, einen höheren Begriff auch vom täglichen Brote ihm zu geben, und still und oft unmerklich vollzieht sich eine große Revolution in allen seinen Lebensanschauungen, Verhältnissen und Bedürfnissen. Auch der Kaufmann erweitert den Kreis seiner Bedürfnisse und kann ein Geschäft nur machen, weil der Eingeborene schon jetzt arbeitet, das Land baut oder, was von selbst wächst, sammelt und herbei trägt. Daß diese Arbeit zunimmt, ist ein fundamentales Interesse für den Kaufmann, und er sägt den Ast ab, auf dem er sitzt, wenn er den Arbeiter lehrt, den Trunk für das Hauptstück des täglichen Brotes zu halten, wenn er ihn betrunken macht, so daß er auch die Arbeit unterläßt, welche er bisher gethan hat.

Noch ein Wort bleibt mir zu sagen übrig für die, welche behaupten, es sei allerdings ein Übel, daß man den Branntwein den Völkern bringe, aber es sei ein notwendiges. Nur mit Branntwein sei es möglich unter denselben zu leben, zu kaufen und zu verkaufen; er sei ein notwendiges und nicht zu tragisch zu beurteilendes Kulturreizmittel. Man kann sicher sein, diese Rede würde nie verlautet sein, wenn man an diesem angeblich notwendigen Übel so viel verlöre, als man nun daran gewinnt. Dann würden unsre erfindungsreichen Kaufleute längst andere Mittel erdacht haben, die Kauflust zu reizen. Die Behauptung ist aber auch, wenigstens in Afrika, widerlegt durch die Erfahrungen der Reisenden, der Missionare und der Kaufleute selbst. Von den Reisenden nenne ich nur Livingstone, der bekanntlich durch ganz Afrika gereist ist ohne einen Tropfen Wein oder Branntwein bei sich zu haben. Auf der zweiten Reise hatte er eine Kiste mit brandy, aber sie verunglückte, ehe er einen Tropfen probiert. Ich will nicht behaupten, daß jeder Weiße für sich selbst nichts braucht, aber ich behaupte, daß auch andere Weiße so viel wie Livingstone bei den Eingeborenen ausrichten auch ohne Branntwein, wenn sie nur von

ihm lernen, mit denselben umzugehen, vor allem dieselben zu respektieren. — Von den Missionaren brauche ich es kaum zu sagen, daß sie ohne Branntwein auskommen mit einem Volke, von dessen gutwilliger Gesinnung sie viel mehr abhängig sind, als der Kaufmann. Die vier vorhin genannten Herren bezeugen, daß sie für mehr als eine Station und Außenstation den Grund gekauft haben, ohne mit Branntwein zu bezahlen oder einen Kauftrunk zu geben; daß sie Häuser gebaut, Plantagen angelegt haben, ohne daß Branntwein dabei war; daß sie gereist sind, ohne die Bewirtung oder das Trinkgeld in Branntwein gut zu machen. Kurz sie leben unter und mit dem Volke, welches sich, wo der Missionar bekannt ist, schon daran gewöhnt hat, daß bei ihm Branntwein nicht zu haben ist. Der Kaufmann kann dies ebensogut, wenn er nur will. Die Baseler Missions-Handels-Gesellschaft treibt ihr Geschäft — wie schon die Baseler Petition an den Herrn Reichskanzler gesagt hat — ohne Branntwein. Das Geschäft der Herrn Fr. M. Vietor Söhne, obgleich nicht wie jenes ein Missions-Geschäft, sondern ganz nach kaufmännischer Art geführt, enthält sich des Branntweins. Das gleiche gilt von dem westafrikanischen Geschäfte des Herrn Fr. Chevalier in Stuttgart und wie mir Herr H. Rottmann schreibt, haben auch einige schottische und amerikanische Geschäfte an der Küste nichts mit dem Branntweinhandel zu thun. Die Herren werden schwerlich geneigt sein ihre Bücher aufzulegen und zu zeigen, wie viel Gewinn sie machen, aber daß sie nicht mit Verlusten arbeiten, zeigt, daß Fr. M. Vietor Söhne, von denen Fr. Chevalier sich abgezweigt hat, seit 28 Jahren und die Baseler Missions-Handels-Gesellschaft noch länger arbeiten. Natürlich haben die Häuser, welche Branntwein verkaufen oder verschenken, eine „zeitliche Ergözung“ in rasch blühendem Handel. Allein eine unglaubliche Anzahl dieser Geschäfte geht zu Grunde, und jedenfalls gewinnen die andern Geschäfte schon um deswillen, daß sie einen beliebten Artikel um des Gewissens willen nicht führen, einen Kredit bei den Eingeborenen, der ihren Konkurrenten nicht so leicht zu teil wird. Natürlich ist auch, daß es sehr schwer sein wird, wenn man die Kunden einmal an den Branntwein gewöhnt hat, sie wieder zu entwöhnen. Aber je früher, je leichter wird dies sein. Einmal muß es geschehen, wenn nicht der Kunde ganz verloren gehen soll. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diejenigen nicht recht haben, welche den Branntweinhandel für notwendig halten.

Nachdem ich so lange und viel von dem Übel geredet habe, wird es Zeit, von den Mitteln zu reden, welche meines Erachtens diese Konferenz vorschlagen sollte zur Milderung oder Beseitigung des Übels.

Da will ich zuerst sagen, daß wir heute nicht zusammen gekommen sind, um über die Mittel zu reden, welche wir selbst in der Mission haben, dieses Übel zu bekämpfen. Ich möchte anregen, ob nicht diese Frage: Missionsmittel gegen das Laster der Trunksucht, ein ergiebiges Thema für unsre kontinentale Konferenz sein würde. Denn ich glaube eine größere Bekanntschaft mit den Mitteln, die man anwenden kann und darf, wäre sehr heilsam. Und andrerseits glaube ich, daß man auch zu warnen hat. Denn wenn das Princip der Total abstinence schon dahin in der Mission gekommen, beim h. Abendmahl nicht nur ungegorenen Wein, sondern auch Zuckerwasser zu gebrauchen, wenn man die Kindertaufe verweigert, falls nicht der Vater verspricht, auch den Wein von seinem Tische zu verbannen, wenn eine Synode den Beschluß faßt, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, wer nicht das Gelübde der völligen Enthaltung ablegt, und wenn man eine Art von Interdikt gegen Gemeinden, die Trunkenheit dulden, wieder aufzuleben sucht, so sind das zwar alles Zeugnisse, wie ernst gewissenhafte Männer den Schaden beurteilen, aber doch auch Zeichen, daß wir in der Mission eine Warnung nötig haben, damit wir uns weder auf den Sinai noch nach Rom verirren.

Es wäre also viel positiv und negativ davon zu sagen; wir handeln heute nur deshalb nicht davon, weil wir ohnehin genug zu verhandeln haben. Ich wollte das ausdrücklich bemerkt haben, weil ich meinerseits nicht gerne jene undeutsche Anschauung unterstützen möchte, welche gute Gesetze für wichtiger hält, als gute Sitten, jene unchristliche Anschauung, die wähnt, die Heilung käme von außen, nicht von innen, jene unevangelische Anschauung, welche wähnt, daß Gottes Volk wie Israel noch unter den Vormündern stehen solle, wohl bewahrt zwar aber nicht erlöst werden kann vom Übel, daß das Gesetz und nicht die Gnade errettet. Nein, wir haben und kennen bessere Mittel, als die wir heute vorschlagen. So schlimm und gewaltig auch der Branntweinsgeist ist, wir wissen einen, der mächtig ist, ihn auszutreiben. Auch ohne die Hilfe, die wir heute suchen, wird die Mission siegen; sie hat nicht auf diese Hilfe gewartet, und wenn sie erst meint, auf sie warten zu müssen, so sollte sie nur lieber gleich ihr Werk aufgeben.

Ja, wir suchen Hilfe bei Volk und Regierung, auch um unsertwillen, aber auch das möchte ich noch sagen, viel mehr um ihretwillen. Die Mission kommt wohl aus, ohne daß man ihr hilft in dieser Weise; dagegen ist es sehr zweifelhaft, ob die anderen Interessen einen Ersatz finden würden, wenn sie Rat und Hilfe der Mission verschmähen sollten. Die größte Kolonialmacht der Jetztzeit hat ziemlich lange gebraucht, ehe

sie erkannte, von welchem Werte für sie der Dienst der Mission. Wir haben mehrere Zeichen, daß bei uns diese Einsicht etwas früher kommen wird. Wir können im Interesse unsres Vaterlandes nur wünschen, daß die Mission jene vornehme Begünstigung von allen Seiten erfährt, welche Freundlichkeiten erweist, aber dafür nicht das Opfer der Freiheit verlangt.

Unter diesen Voraussetzungen sollte meines Erachtens die Konferenz ihren Rat geben und ihre Bitten aussprechen, und da würde ich in erster Linie vorschlagen, daß wir uns an unsre Volksgenossen wenden und sie bitten um ihre Theilnahme an diesem Kampfe wider ein großes Übel und Unrecht. Wenn es uns gelingt, in dem deutschen Volk den Willen zu wecken, diesem Übel ein Ende zu machen, dann haben wir viel gewonnen. Denn nicht nur ist, wo ein Wille ist, auch ein Weg, sondern auch, wo ein Unwille, Widerwille ist, da findet sich immer ein Ausweg, gerechten Forderungen auszuweichen.

Der Kampf wider den Branntweinhandel ist dem Kampfe wider Sklavenhandel und Sklaverei verglichen worden. Auch der Sklavenhandel hat für honett gegolten, selbst Christen haben daran theil genommen; er ist jetzt geächtet vom öffentlichen Urtheil. Wir müssen dahin wirken, daß auch der Verkauf und die Verabreichung von Branntwein an die unbefestigten Heiden ehrlos macht. „Man empört sich, schreibt L’Afrique, gegen die, welche Spirituosen an Kinder verkaufen, und man sollte kalt und gleichgültig bleiben bei dieser entsetzlichen Einfuhr derselben zu Tausenden dieser großen Kinder, die man Schwarze nennt? Man protestiert gegen die Sklaverei und den Sklavenhandel, und man sollte kein Wort haben gegen diesen Handel, welcher die schwarze Rasse noch mehr erniedrigt, als die Grausamkeit ihrer Herren und die Raublust ihrer Händler?“ (L’Afrique. 1884. Nr. 11.)

In diesem Kampfe dürfen wir als Bundesgenossen begrüßen den deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Derselbe hat vom 29. Mai in Dresden eine Resolution des Vorstandes unter Beifall der Jahres-Versammlung mitgeteilt, in welchen er die ökonomischen Nachteile und die moralische Verwerflichkeit dieses Handels ausspricht, von dem er mit Recht sagt, daß er „der Ehre Deutschlands nicht würdig ist.“ (Mittheilungen des deutschen Vereins gegen den M. g. G. II. 3. 6. Juni S. 48.)

Auch mit Dank haben wir zu begrüßen, daß der Westdeutsche Verein für Kolonisation und Export, ein Zweigverein des deutschen Kolonial-Vereins, in einer Versammlung zu Köln am 10. Juni d. J. folgende Erklärung angenommen hat:

„Die Versammlung begehrt dringend, daß die soeben von den Vertretern Englands und Deutschlands auf der Londoner Südsee-Konferenz aufgestellten Bestimmungen, namentlich über die Einfuhr von Spirituosen, auch auf die deutschen Schutzgebiete in Afrika baldigst ausgedehnt werden“ (D. R.-Z. 1885. Heft 13). Es ist nur zu wünschen, daß dieser Kampf von dem ganzen Kolonial-Verein aufgenommen werde und auch von dem Organ desselben, der Deutschen Kolonial-Zeitung, im Interesse der Kolonialsache eifrigst unterstützt werde.

Ein willkommener Bundesgenosse kann uns auch die Presse sein. Ich habe die größte Bereitwilligkeit gefunden bei der Weser-Zeitung aufzunehmen, was ich während der Kongo-Konferenz zur Unterstützung einer Beschränkung der vereinbarten Handelsfreiheit schrieb und vermute, daß auch andere Zeitungen sich so zur Sache stellen würden. Es möchte sich anempfehlen, die Missionare aufmerksam darauf zu machen, daß nicht nur der allgemeine Schmerzensschrei über die vom Branntwein angerichteten Verheerungen, sondern bestimmte Mitteilungen über Umfang und Art desselben, über physische, intellektuelle, moralische, sociale, ökonomische Folgen dieses Handels sehr willkommen seien, und diese Mitteilungen nicht in unsern Missionszeitschriften, oder nicht bloß, sondern in den Zeitungen weiterzugeben. Wir werden damit auf das öffentliche Urtheil einwirken, und das Vertrauen dürfen wir doch haben, daß der Branntweinhandel gerichtet sein wird, wenn erst unser Volk erkannt haben wird, wie groß das Unrecht ist, welches damit wehrlosen Völkern, auch in unsern deutschen Schutzgebieten angethan wird.

Die bisher unter diesem Kapitel berührten Punkte fasse ich zusammen in einer Erklärung, welche ich zu veröffentlichen vorschlagen möchte:¹⁾

„Die Konferenz deutscher evangelischer Missions-Gesellschaften wendet sich an ihre deutschen Volksgenossen mit der dringenden Bitte, ihr zu helfen in dem Kampfe gegen einen Feind, der oft genug zerstörend in ihre heilsame Arbeit eindringt. Das deutsche Volk hat sich aufgemacht, um mehr als bisher an den Reichtümern der Welt Anteil zu bekommen, indem es in überseeischen Ländern feste Besitzungen erworben und die Macht des geeinigten Vaterlandes zum Schutze deutscher Interessen überall in der Welt geltend macht. Dabei ist es allgemeiner bekannt geworden, daß leider unser Volk in hervorragender Weise an dem Branntweinhandel mit Naturvölkern beteiligt ist. Für viele Millionen werden jährlich aus deutschen Häfen Spirituosen, und zwar oft der gesundheitsschädlichsten Art, besonders in die afrikanischen Kolonien, ausgeführt. Die deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften

¹⁾ Diese Erklärung gebe ich jetzt sofort in der Form, welche sie durch die Kommission erhalten hat, die behufs der Formulierung meiner Anträge von der Konferenz erwählt worden war.

müssen es auf Grund langjähriger Erfahrung bezeugen und Tausende von Männern aller christlichen Bekenntnisse und Nationen, welche an der geistigen und sittlichen Hebung heidnischer Völker arbeiten, stimmen zu, daß unter allen alten und neuen Feinden einer religiösen und socialen Besserung der Branntwein einer der gefährlichsten ist. Einstimmig verurteilt unser Volk den schädlichen und schändlichen Opiumhandel Englands; müßte das Ausland uns nicht der Heuchelei beschuldigen, wenn der nicht minder verderbliche Branntweinhandel Deutschlands ohne Protest seitens unsres Volkes in den Kolonien sich ausbreiten dürfte? Die deutschen Missions-Gesellschaften wenden sich daher mit der Bitte an ihre Volksgenossen, besonders an die berufenen Vertreter derselben: Steht uns bei, von Deutschland die Schmach abzuwenden, vor anderen Nationen als Verderber heidnischer Völker zu gelten!

Die Konferenz dankt dem Vorstand des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke für seine Erklärung vom 29. Mai d. J., in welchem derselbe diesen Branntweinhandel für die Ehre Deutschlands nicht würdig erklärt und bittet denselben, auch ferner dafür einzutreten, daß nicht, was wir für uns selbst als ein Übel in jeder Hinsicht erkennen, den unbefestigten Heidenvölkern gebracht werde.

Mit Freuden bewillkommt es die Konferenz, daß der westdeutsche Zweig des deutschen Kolonialvereins vorangegangen ist mit seiner Erklärung vom 10. Juni d. J., welche das Verbot des Handels in Spirituosen für die deutschen Schutzgebiete verlangt. Die Konferenz giebt sich der Hoffnung hin, daß der ganze deutsche Kolonial-Verein diese Erklärung zu der seinigen machen wird. Sie kann den deutschen Kolonialfreunden aus fremder und eigener Erfahrung bezeugen, daß alle Kolonialbestrebungen in dem Branntweinhandel, der vielleicht eine kurze Scheinblüte hervorzaubert, den schlimmsten Feind des Gelingens zu erkennen haben.

Die Konferenz giebt sich der Hoffnung hin, daß auch die deutsche Presse aller Richtungen den Kampf als den ihren aufnehmen und nicht eher ruhen wird, bis es allgemein anerkannt ist, daß die deutsche Nation es nicht will, daß den heidnischen Völkern, am wenigsten denen, die unter den Schutz der deutschen Flagge gestellt sind, statt der Güter der christlichen Kulturwelt ihr Gift dargereicht wird."

Die Unterstützung des deutschen Volkes wird unserer Stellung zu gute kommen, wenn wir uns an die Regierung wenden. Nicht daß ich glaubte, es bedürfe eine Sache, die sich von selbst jedem als gut beweist, besondrer Unterstützung bei unsrer Regierung. Aber es läßt sich ja nicht leugnen, daß die Regierung eine schwere Stellung hat, und daß ihr dieselbe erleichtert wird, wenn ein tausendstimmiger Schrei aus dem Volke fordert: das darf nicht so bleiben. An der Quelle dieses verderblichen Stromes sitzt der deutsche Landwirt mit seinen Brennereien. Es ist eine Sache von nicht geringer finanzieller und socialer Bedeutung, wenn geholfen werden soll, daß nicht nur unser deutsches Volk nicht mehr den billigsten Branntwein, sondern auch die überseeischen Völker nicht den billigsten und schlechtesten Schnaps bekommen. Ich glaube zwar, daß auch ökonomisch es sich als ein Gewinn herausstellen würde, wenn in Deutschland der Branntwein wenigstens ebenso hoch besteuert würde, als in andern Ländern, und daß eine Beschränkung, statt einer Reizung der Fabrikation die bessere

national-ökonomische Politik wäre, doch leugne ich nicht, daß es hier nicht leicht sein wird, den guten Entschluß zu fassen. Allein ich glaube nicht, daß diese Konferenz den Beruf hat, die Wurzel dieses Übels zu behandeln. Wenn nicht etwa einer unter uns besondere Kenntnisse auf diesem Gebiete hat, so werden wir uns hier für inkompetent erklären müssen. Ich denke, wir thun unsrer Sache den besten Dienst, wenn wir schweigen, wo wir nichts wissen, und reden, wo wir etwas wissen. Ich weiß nicht, ob die Branntweinbrennereien eine agrarische Notwendigkeit sind, und wie sie etwa unnötig gemacht werden könnten. Aber das wissen wir, wenn die Völker in überseeischen Ländern diese Quantitäten und Qualität deutscher Spirituosen auf die Dauer trinken sollen, daß uns dieser Markt und damit auch die Ausfuhr den deutschen Branntweinbrennereien bald verloren gehen wird. Aus diesem Grunde auch, jetzt von anderen moralischen zu schweigen, können wir unsre Regierung bitten, der Sache näher zu treten.

In welcher Weise wir unser Anliegen der deutschen Regierung etwa vortragen sollen, darüber werde ich mir erlauben, zum Schluß ein Wort zu sagen. Zunächst möchte ich mir gestatten, meine Meinung zu sagen über den Inhalt dessen, was wir vorzubringen hätten. Und da würde ich mich freuen, wenn wir eins würden die Regierung zu bitten überall da ihren großen Einfluß geltend zu machen, wo heidnische Völker gezwungen werden sollen, den Branntwein bei sich einzulassen, den sie nicht wollen. Nicht das einzige, aber das empörendste Beispiel ist Madagaskar, das ich schon erwähnte. Die deutsche Regierung würde sich ein Verdienst erwerben, wenn sie ihrerseits den Schwachen sich als Schutz bewährte, ein Verdienst, das durch das Vertrauen der Völker zum deutschen Reiche belohnt werden würde.

Nicht in der Zukunft erst, sondern jetzt in der nächsten Zeit würde eine zweite Bitte in Betracht kommen, die ich vorschlage. Bekanntlich ist die Afrikanische oder Kongo-Konferenz in Berlin einig geworden für das ungeheure Kongobecken Handelsfreiheit zu vereinbaren. Von der Generalakte setzt R. I. Artikel 1. 3. 4. fest, daß nur Abgaben, welche „etwa als billiger Entgelt für zum Nutzen des Handels gemachte Ausgaben gelten können, erhoben werden,“ aber sonst keinerlei Zölle aufgelegt werden dürfen. Damit würde dieser Teil Afrikas erbarmungslos der verderblichen Flut preisgegeben sein. Bis zum 26. Februar 1886 ist der letzte Termin für die Ratifikation ausgesetzt, und es ist darum hohe Zeit, wenn etwas dagegen geschehen soll.

Zwar hat schon in der ersten Sitzung der Konferenz der englische Gesandte darauf aufmerksam gemacht, daß die unbeschränkte Handelsfreiheit kein ungetrübtes Gut für jene Gegenden sei und daß im Interesse der

Kultur Ausnahmen geboten seien. In Bezug auf die Spirituosen sind auch Verhandlungen gepflogen und man hat sich zu folgender Erklärung geeinigt: „Die in der Konferenz vertretenen Mächte wünschen, um die eingeborene Bevölkerung gegen die aus dem Mißbrauch starker Getränke entstehenden Übel zu schützen, daß eine Einigung zur Regelung der in dieser Hinsicht eventuell entstehenden Schwierigkeiten unter ihnen zustande komme, welche sowohl den Rechten der Humanität, als den Handelsinteressen, so weit sich dieselben als berechtigt darstellen, Rechnung tragen.“

Diese Erklärung ist am 27. Dezember angenommen. Ob der Wunsch seiner Erfüllung entgegengeführt ist, hat man nicht vernommen. Derselbe ist nicht — in keiner Form — in die Schlußakte, wohin er auch wohl als Wunsch nicht gehört, aufgenommen. Er würde auch da wahrscheinlich das Schicksal der legislatorischen Verheißungen erleiden, die meistens gegeben werden, um sie nicht zu erfüllen. Vor dem Schicksal könnte sie nur bewahrt bleiben, wenn unsre Regierung mit ihrem Einfluß den Wunsch bis zur Erfüllung führte, und darum, meine ich, sollten wir sie bitten.

Ich sehe die Generalakte der Konferenz als ein absolutes Hindernis für jede Beschränkung des Branntweinhandels an. Allerdings bin ich darin irre geworden, da das Direktorium der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft am 6. August ein Verbot erlassen hat (Kolonialpol. Korresp. 1885 Nr. 9), wonach in ihrem Reich die Beamten den Verkauf von Spirituosen genehmigen müssen und nur zu medizinischen, hygienischen oder industriellen Zwecken dies zu thun angewiesen sind, wobei noch zum Überfluß die Bedingung gestellt ist, daß dieser medizinisch, hygienisch, industriell gebrauchte Branntwein keine gesundheitschädliche Wirkung haben darf. Nun gehört aber dieser ganze Erwerb in Ostafrika dem weiteren Gebiete an, welches von der afrikanischen Konferenz umgränzt ist, in welchem die kontrahierenden Mächte sich wenigstens für sich selbst verpflichten den Abmachungen nachzukommen. Der Wortlaut des Vertrags geht demnach gegen die Gültigkeit jenes Verbotes. Auch sonst aber scheint die Gesellschaft nicht immer daran zu denken, daß der Kongo-Vertrag für sie und ihre Erwerbungen gilt. Doch auch der Kongostaat will entweder sich noch der kurzen Spanne Zeit freuen, da er von der Handelsfreiheit frei ist, oder erklärt die Generalakte sehr eigentümlich. Die deutsche Kolonialzeitung nämlich (1885 Nr. 20. S. 656) bringt eine Korrespondenz aus Boma vom 15. Juli, wonach am Tage vorher dort der Etat Independant du Congo proklamiert, zugleich aber allen Faktoreien mitgeteilt wurde, daß auf den Verkauf von Hinterladern an die Neger 25 000 Fr. Strafe gelegt sei, und dem Denunzianten 20 Ballen Stoff zugesichert werden. Der

Vertrag bedeutet doch nicht, daß man zwar die Waren in keiner Weise besteuern, aber wohl den Verkauf gänzlich verbieten darf.

Nach den zwischen Frankreich, England und Deutschland laut Weißbuch ausgetauschten Erklärungen über den Begriff Handelsfreiheit und nach dem Wortlaut der Generalakte kann ich nur verstehen, daß dieselbe jeder Finanzzoll, jeden Schutzzoll, ich meine moralischen Schutzzoll, jedes Verbot auch der Spirituosen untersagt und darum beantrage ich, die Regierung zu bitten, daß sie mit den anderen Mächten vereinbare: von den für das Kongogebiet geforderten Handelsfreiheiten die Ausnahme zuzulassen, daß den Gewalten in dem Gebiet gestattet sei alle Schutzmaßregeln durch Verbot, durch Zoll, durch Lizenzabgaben anzuwenden, welche sie zur Bewahrung der Eingeborenen vor den Branntwein für nötig erachten. Natürlich müßten diese Maßregeln, einmal getroffen, für alle gültig sein.¹⁾

Als Motiv für diese Bitte können wir nur die Worte der Generalakte uns aneignen, nach welchen die hohen Mächte wie die Einleitung sagt, sich zu der Konferenz versammelt haben, „in der Absicht die für die Entwicklung der Civilisation in gewissen Gegenden Afrikas günstigsten Bedingungen zu regeln . . . und zugleich auf Mittel zur Hebung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der eingeborenen Völker bedacht zu sein, und (Kap. I. Artikel 6.) alle Mächte (die dort gebieten) „sich verpflichten die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage zu überwachen.“ Daß diese edlen Absichten und die auch in demselben Artikel versprochene Beschützung und Begünstigung der Mission vereitelt würden, wenn man nicht den Hundertausenden von Branntweinflaschen den Weg versperrt, wird unsre Bitte am besten unterstützen.

Eine sehr erfreuliche Nachricht ist es, daß der deutsch-englische Südsee-Ausschuß in London sich dahin geeinigt hat, „daß an allen Plätzen, die sich unter Aufsicht der beiden Regierungen befinden, Schenkung und Verkauf dieser Dinge an Eingeborene streng zu verbieten seien, ferner den deutschen und englischen Unterthanen zu verbieten nach Inseln, die unter einer fremden europäischen Macht, Waffen und Spirituosen zu bringen, und endlich die anderen Seemächte aufzufordern, ein ähnliches Verhalten bezüglich ihrer Unterthanen einzuschlagen.“ (D. Kolon.-Zeitung 1885.

¹⁾ Da nach den Mittheilungen des in der Konferenz anwesenden Delegierten des Auswärtigen Amts eine solche Regelung der Sache auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, so ließ die Konferenz diesen Antrag einstweilen fallen in der Voraussetzung, daß die Anordnung polizeilicher Verbote durch die qu. Artikel der Generalakte nicht ausgeschlossen sei.

12. S. 370.) Seitens des deutschen Reichskanzlers ist zu unsrer großen Freude bereits eine Verordnung erlassen, welche den Verkauf von Spirituosen an die Eingebornen auf unsern australischen Schutzgebieten bis auf weiteres verbietet.

Damit würde ein deutsches Schutzgebiet gesichert sein. Von den anderen wäre auch Ost-Afrika vorläufig geborgen. In Bezug auf Angra Pequena wurde ein deutsches Herz s. Z. hoch erfreut, als es verlautete, der Herr Lüderitz habe versprochen nicht mit Branntwein zu handeln. Denen, welche wußten, daß derselbe Herr in anderen Teilen West-Afrikas ein flottes Geschäft in Branntwein hatte, war die Sache nicht geheuer und jetzt wird auch anderen klar, warum Schenkung und Verkauf, Handel und Verabreichung von Branntwein unterschieden wird. Man handelt in Lüderitzland nicht mit Branntwein, aber man verschenkt ein und das andere Demijohn, und die Händler gießen es, wie es scheint, in ein größeres Faß, und so wandert er in's Land. So scheint es ratsam trotz guter Versprechungen und schöner Beschlüsse die Reichsregierung anzugehen um bindende Verordnungen für alle Kolonien.

Ich nenne folgende Maßregeln, die wünschenswert wären.

a. Wie schon erwähnt, ist sehr viel Grund vorhanden zu glauben, daß nicht nur sehr viel, sondern auch sehr schlechter Branntwein, gefälschtes Getränk in die überseeischen Länder eingeführt wird. Das Reichsgesetz nun vom 14. Mai 1879, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln 2c. belegt in § 10 mit Gefängnis und Geldstrafen Nachahmung und Verfälschung von Genußmitteln, Verkauf solcher oder verdorbener Waren, wenn man davon weiß; nach § 11 auch wenn der Verkauf fahrlässig geschieht; § 12 ist gegen Herstellung und Verkauf gesundheitgefährlicher Genußmittel; nach § 13 steht Zuchthausstrafe darauf, wenn die Schädlichkeit für die Gesundheit bekannt war; § 14 endlich bestimmt die Strafen bei Fahrlässigkeit, und für den Fall, daß der Tod eines Menschen dadurch veranlaßt wird.

Die Gerichte urteilen sehr streng in solchen Fällen. Nebst vielen anderen sehr wichtigen konstitutionellen und rechtlichen Fragen ist, meines Wissens, auch die noch nicht entschieden, welches Recht in den Kolonien gelten solle. Teile des deutschen Reiches sind die Schutzgebiete noch nicht; aber jedenfalls ist der deutsche Hafen, aus dem der Branntwein ausgeführt wird, im deutschen Reiche, und wahrscheinlich wäre schon eine bedeutende Hilfe gebracht, wenn die deutsche Regierung den Anstoß geben wollte, daß der Staats-Anwalt in den Ausfuhrhäfen darauf achten möge, daß der Branntwein unter die Strafbestimmungen des Gesetzes falle.

b. Ein zweiter Vorschlag betrifft die Export-Vergütung für Branntwein. Bekanntlich wird auf deutschen Branntwein bei der Ausfuhr in's Ausland eine Vergütung gewährt. Seit dem 15. Juli 1879 besteht dieselbe in 16 M. und einem Bruch (16,0116) für ein Hektoliter 100% Alkohol. Es ist keine Veränderung für die deutschen Schutzgebiete eingetreten; sie werden als Ausland betrachtet, was sie staatsrechtlich auch wohl sind und auch für die dorthin exportierten Spirituosen die Vergütung bezahlt. Ich bitte, den Herrn Reichskanzler anzugehen, daß er veranlassen wolle, daß so lange nicht in den Schutzgebieten ein Zoll auf Spirituosen gelegt wird, diese Bonifikation nicht gewährt wird für den dorthin ausgeführten Branntwein.

c. Mit meinem dritten Vorschlag gehe ich in die Kolonien. Es ist leider der Matabisi nicht nur am Kongo, sondern in ganz West-Afrika üblich. Mit Betrübnis liest man es, daß bei Verhandlungen, Verträgen, Friedensschlüssen auch Beamte europäischer Kolonien Branntwein spendieren. Es würde eine gute Sache sein, wenn der Herr Reichskanzler die deutschen Beamten in den Kolonien instruieren wollte, keinen Branntwein zu verschenken. Ihr Vorgang würde die Sitte beeinflussen. Sie mögen sonst etwas Angenehmes oder Nützliches schenken. Die Neger werden auch damit zufrieden sein, wenn sie nichts anderes bekommen.

d. Wenn es möglich war für die australischen Besitzungen und in Ostafrika das Verbot zu erlassen, so ist es auch anderswo möglich und wenn es von Anfang an geschieht, so ist es desto leichter durchführbar. Ich würde deshalb vorschlagen, den Herrn Reichskanzler zu bitten Sr. Majestät dem Kaiser keinen Schutzbrief vorzuschlagen, der nicht die Bedingung enthält, daß Branntweinhandel und „Schenkungen“ verboten sei. Der Hudsonbay-Compagny ist durch Parlamentsbeschluß diese Bedingung gestellt. Daß dies Gesetz nicht gehalten wird, ist eine andere Sache. Deutsche Art würde das nicht sein.

e. So sehr es meinem persönlichen Gefühl widerstrebt, sehe ich mich doch bei der fürchterlichen Notlage gezwungen zu sagen, völliges Verbot wäre das beste. Wenn es in der Südsee, in Ostafrika möglich, warum denn nicht anderswo? Die Argentinische Republik hat ähnliches neuerdings im Feuerlande angeordnet, indem sie gebot, daß unter keinen Umständen an die Eingeborenen Branntwein verkauft werden darf. (E. M. M. 1885 S. 303.) Wenn und wo es möglich ist, sollte ein striktes Verbot eintreten. So werden die Eingeborenen am besten bewahrt sein.

f. Ich gebe zu, daß dies summarische Verfahren nicht überall möglich ist. Leichter ist es damit gleich anzufangen, als da plötzlich es eintreten zu lassen, wo der Handel mit Branntwein bereits groß gefüttert ist.

Aber auch da sollte der Handel erzogen werden allmählich ohne diese Krücke zu gehen, und als bestes Erziehungsmittel, bitte ich, der Reichsregierung einen hohen Einfuhrzoll vorzuschlagen. Ich sage Einfuhrzoll und trete damit in Opposition zu dem für West-Afrika vorgeschlagenen Ausfuhrzoll. In dem Bericht der Hamburger Handelskammer (Weißbuch I. Teil. Nr. 3), in welchen die Wünsche der dortigen Interessenten geltend gemacht werden, wird die Besizergreifung Kameruns auch dadurch plausibel gemacht, daß ein Eingangszoll leicht die Unkosten der Kolonie aufbringen werde. Habe doch eine Hamburger Firma in Liberia 50 000 Doll. (200 000 M.) und eine andere, nicht die größte in Lagos 8000 Pf. St. (160 000 M.) bezahlt. Aber schon in der Unterredung, welche die Hamburger Interessenten in Friedrichsruh mit dem Herrn Reichskanzler hatten, war statt des Eingangszolles ein Ausfuhrzoll vorgeschlagen. (Weißbuch I. Nr. 13.) In einer Unterredung, die Herr Fr. Vietor und der Referent mit dem Freiherrn v. Soden in Hamburg hatten, erfuhren wir leider, daß dieser Gedanke des Ausfuhrzolles ihm gefiel und daß man — zur Befänstigung des Gewissens, so zu sagen — eine Lizenzabgabe für jeden Händler mit Spirituosen plante; von 3000 M. etwa, meinte damals der Gouverneur vom Kamerun. Wie ich jetzt höre, ist im Togolande und am Kamerun eine Lizenz für die Händler von 2000 M. von den Beamten festgesetzt. Hoffentlich bleibt das nicht so. Denn offen herausgesagt, ist dieser Plan des Ausfuhrzolles und der Lizenz nichts anders, als ein Versuch, den Branntwein ungestört einzuführen. Das Haus, nicht eines der größten, welches in Lagos 160 000 M. jährlich Eingangszoll bezahlte, hat wahrscheinlich davon wenigstens 80 000 M. für Branntwein gegeben. Das wird sich sehr freuen im deutschen Schutzgebiet nur 2000 M. zu bezahlen. Diese Erfindung des Ausfuhrzolles und dieser Lizenz ist nur zum Besten des Branntweinhandels gemacht. Das Wohl der Bevölkerung in den Schutzgebieten fordert vielmehr einen starken Einfuhrzoll.

Es ist nicht zu befürchten, wie einige meinen, daß dadurch nicht geholfen, vielmehr der Branntwein nur verschlechtert wird. Überall ist es so, daß je billiger der Branntwein, desto mehr wird er getrunken; je teurer, desto seltener. Und die Verschlechterung hat auch ihr Maß, und wenn, wie in der englischen Goldküsten-Kolonie die Steuer sich richtet nach dem Stärkgrade, so wird die Tendenz weniger sein, den Branntwein zu verschlechtern, als ihn zu verdünnen. Ich wage nicht eine Höhe des Zolles vorzuschlagen: ob 25 oder 100 % ad valorem wie im englischen Gebiet, oder 120—165 %, wie im portugiesischen, weiß ich nicht. Ich bitte die deutsche

Regierung anzugehen: durch einen, immer steigenden, starken Eingangszoll dem deutschen Handel den Weg in eine gesunde Bahn zu erleichtern und die deutschen Schutzbefohlenen vor diesem billigen Gifte zu schützen.

g. Außerdem bin ich auch für Lizenz-Abgaben; aber nicht als Ersatz für den Eingangszoll, sondern neben ihm als Erschwerung des Einzelverkaufs. Der Neger ist ein geborner Händler; jeder handelt; Mann und Weib, Alt und Jung. In dem schon erwähnten Lo Lomo sieht man, daß der Priester, wenn er Flaschen Rum bekommt, seiner Frau den Detailhandel überläßt; sie setzt sich an die Straße, auf den Märkte und verkauft den Schluck. Wie nach Hufeland jede für Gesundheit sorgende deutsche Familie ein Fäßchen mit Häringen sich hält, so hat jede Negerfamilie ein Fäßchen Rum, Gin oder mit welchem stolzen Namen dies Getränk sonst benannt wird, zum Selbstverbrauch und zum Verkauf. Da wäre es eine große Hülfe, wenn eine Lizenz-Abgabe eingeführt würde. In Lagos muß für en gros Verkauf von Spirits 25 Pf. St. (15 Pf. St. halbj.) und ebensoviel für Detailverkauf bezahlt werden pro Jahr. Diese 500 M. sind ein heilsames Hindernis, daß nicht jede Negerhütte eine Schenke, jede Negerin, Frau oder Jungfrau, eine Schnapsverkäuferin und das Volk ein Haufe verlumpter Säufer werde.

h. Endlich habe ich noch einen Vorschlag. In Süd-Afrika hat die englische Regierung die Missionsstationen, wie mir die Herren Direktor Reichel und Dr. Schreiber mitteilen, unterstützt in dem Bemühen den Branntwein wenigstens von den Stationen fern zu halten. Herr Direktor Reichel hat mir zwei Schreiben der englischen Regierungsbeamten mitgeteilt aus 1827 und 1857, durch welche die Statuten von Gnadenhal bestätigt wurden, die innerhalb der Station den Branntweinhandel verbieten. Die englische Kolonialregierung hat nicht nur dies anerkannt, sondern auch in einem gewissen Umkreis die Anlage von Cantinen verboten. Gelegenheit macht Diebe, und Wirtshäuser machen Trinker.

Ich mache den Vorschlag: die Regierung anzugehen, die Missionsstationen, christliche Gemeinden, welche darum bitten, zu bevollmächtigen, in ihrem Gebiet den Verkauf und den Ausschank von Branntwein verbieten zu dürfen. Was man in England anstrebt, was man in Skandinavien als äußerst heilsam erprobt hat, wäre auch in der Heidenwelt eine kleine Hülfe.¹⁾

Nun nur noch ein Wort über den Weg, auf welchem wir unsere Wünsche der entscheidenden Stelle nahe bringen.

¹⁾ In welcher Form diese Anträge an den Herrn Reichskanzler gelangt sind, ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt (cf. S. 548. des vorigen Jahrgangs).

Unsre Gedanken gingen dahin, ob es vielleicht sich empfehle in schriftlicher Vorstellung und in mündlichem Vortrag an allerhöchster Stelle bei Sr. Majestät, unserm geliebten Kaiser oder bei dem Herrn Reichskanzler unsre Wünsche und Bitten geltend zu machen.

Ich weiß nicht, ob jetzt, nachdem wir die Ehre haben einen Vertreter des Auswärtigen Amtes unter uns zu sehen, es genügen würde, denselben zu bitten, ein getreuer und warmer Vertreter unsrer Wünsche zu werden. Vielleicht hat der Herr die Güte uns zu sagen, was er selbst für das Richtige hält.¹⁾

Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich etwas sollte haben beitragen dürfen, unser deutsches Volk von einer Unehre, die heidnischen Völker von einem Verderben zu befreien. Gott segne dazu mein Wort und unsre Beratung!

Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?²⁾

Von Missionsdirektor E. Reichel in Berthelsdorf bei Herrnhut.

Sonderbare Frage angesichts des Enthusiasmus, den die unerwarteten und großartigen Kolonialerwerbungen Deutschlands, gerade auch im Blick auf die Mission, bei vielen hervorgerufen haben. Sind doch Stimmen

¹⁾ Man kam überein, die Anträge des Referenten in der bereits mitgetheilten Form durch ein expresse Schreiben dem Fürsten Reichskanzler zu übermitteln, dagegen den weiteren Bericht vertrauensvoll dem Herrn Delegierten des Auswärtigen Amtes zu überlassen; also vorläufig keine Audienz nachzusuchen.

²⁾ Man beachte genau das Thema, welches mir gestellt worden³⁾ war. Nach demselben war es nicht meine Aufgabe über den civilisatorischen Einfluß der Mission zu reden, von dessen Bedeutung niemand mehr überzeugt sein kann als ich. Sondern es handelte sich darum: was haben wir die Missionsleiter, jetzt zu thun, um das uns anvertraute Werk vor Schädigungen zu bewahren, die ihm im Sturme der Kolonialbegeisterung von solchen neuen Freunden drohen, welche von Wesen und Zielen der Mission kaum eine Ahnung haben.⁴⁾ Der Vortrag leidet dadurch an einer gewissen Einseitigkeit; aber in dem Kreise von lauter Fachmännern, vor dem er gehalten wurde, galt es als **selbstverständlich**, sowohl daß die deutsche Kolonialpolitik die Pflicht einer Steigerung unsrer Missionsleistungen in sich schließe, wie daß ihre civilisatorische Thätigkeit der Kolonialpolitik die Mission als Bundesgenossen besonders wertvoll macht. Gerade weil dieser letztere Punkt zur Zeit ganz vorwiegend die öffentliche Meinung beherrscht, erschien es mir als gebotene Pflicht, den reichsgöttlichen Grundcharakter der Mission mit allem Nachdruck zu betonen.

Der Verfasser.

laut geworden, die daraus einen noch nie dagewesenen Aufschwung für das ganze Missionswerk und speciell eine neue glänzende Ära der deutschen Mission prophezeit haben! Es fehlte nicht viel, so sahen jene Enthusiasten im Kielwasser der deutschen Korvetten „Olga“ und „Bismarck“ eine ganze Flottille von „Kandages“ auftauchen, um am Strande der neuen Besitzungen die Flagge der deutschen Mission neben der deutschen Reichsflagge zu „heißeln“.

Und wir, Vertreter der deutschen Missionsgesellschaften, haben uns zusammen gefunden um statt dessen die ernste Frage zu erörtern: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage? Darin liegt freilich, daß wir jenen Enthusiasmus nicht teilen, uns vielmehr mit unserm Werk in eine Krise gesetzt sehen, die, wie jede Krise, zum Heil, aber auch zum Unheil gereichen kann, jedenfalls aber zu ernstem Aufmerken, besonnenem Raten und kräftigem Handeln auffordert.

Dessen sind wir in getrostem Glauben fest überzeugt, daß er, der König aller Könige und Herr aller Herren, mit weisem Rat und starker Hand aus dieser Machtentfaltung eines politischen Reiches eine Grenzerweiterung seines Reiches hervorgehen lassen wird, und wir darum die neuen Beziehungen, Aussichten, Aufgaben, Hoffnungen und Befürchtungen, die an uns herantreten, zuversichtlich in seine Hand legen können: er wird in dieser Krise und in allen Wechselfällen, die sie erzeugen mag, seine Sache zu schützen und zu fördern wissen. Das schließt aber nicht aus, daß wir, die wir ihm an der Mission zu dienen berufen sind, in betendem Aufblick zu ihm das unsre zu thun haben.

Ich habe jüngst irgendwo gelesen: „Wo eine Kolonie ist, da ist auch eine Mission, entweder eine Mission des Teufels oder eine Mission Jesu Christi.“ Das ist wahr, und ebenso hat die Erfahrung tausendfach bewiesen, daß die Kultur, überall wo sie ohne das Evangelium an ein Naturvolk herantritt, tiefe sittliche Schädigungen nach sich zieht, ja aufreißend und vernichtend wirkt. Wenn nun neuerdings unser Vaterland seine Kultur in zahlreichen Kolonialunternehmungen zu heidnischen Völkern und Stämmen trägt, dürfen wir, die wir als Vertreter der Mission die natürlichen Anwälte und Vormünder dieser Völker sind, diesem Schauspiel nicht kühl beiwohnen. Jene Heiden sind uns plötzlich näher gerückt und doppelt unsre Brüder geworden. Wir sind für ihr Schicksal verantwortlich. Wir sollen unsrer Brüder Hüter sein.

Das ist das eine, was uns ernst stimmt und uns drängt, zu erwägen, was wir thun können, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zum Unsegen werde.

Ein zweites aber, was uns bei aller Freude, die wir darüber empfinden, doch auch zum ernststen Nachdenken auffordern muß, ist der Umschwung zu Gunsten der Mission, welcher sich in neuester Zeit in der öffentlichen Meinung vollzogen hat. Wenn ein vornehmer Herr ein armes Dienstmädchen, das er bisher keines Blickes gewürdigt, allenfalls einmal bespöttelt hat, plötzlich verbindlich grüßt und auszeichnet, so wird die Geschmeichelte mit vollem Recht sich fragen: Was will er wohl von mir? und nicht ohne weiteres an selbstlose Liebe glauben. Da haben wir, denke ich, so unrecht nicht, wenn es uns stutzig macht, daß in unserm Deutschland dem Aschenbrödel der Mission mit einem Mal soviel Komplimente gemacht werden. Was will man wohl von uns? Ich finde die Antwort in Nr. 2 der „Kolonialpolitischen Korrespondenz“. Nachdem da zuerst nachgewiesen worden, wie die Aufgabe nicht leicht sei, die eingebornen Bevölkerungen der neuen Kolonien sich willig, geneigt und dienstbar zu machen, und wie das oft herrische Wesen des weißen Kolonisten am wenigsten geeignet sei, dieses Ziel zu erreichen, heißt es weiter: „In erster Reihe zur Erfüllung dieser Aufgabe bestimmt, geeignet und berufen ist der Missionar . . . Er ist der richtige Mann, um sich die Sympathien der eingebornen Bevölkerung zu gewinnen, diese Sympathien auf die Kolonisten als seine weißen Brüder hinüber zu leiten und dadurch die Eingebornen soweit vorzubereiten, um willig thätig zu sein im Dienst der fortschreitenden Kultur.“ Und nun achte man auf das naive Wort, mit dem der folgende Satz anhebt: Deshalb sei an alle Missions-Gesellschaften unsers Vaterlandes die Mahnung gerichtet, ihre Thätigkeit und ihre Schritte nach denjenigen Stätten zu lenken, wo nunmehr die deutsche Flagge am Strande weht“. . . Das heißt doch mit anderen Worten nichts weiter, als: die Missionare sollen den Kolonisten die Kastanien aus dem Feuer holen! Die Mission soll ihren eigenartigen — und wir fügen hinzu: ihren unveräußerlichen, hohen und göttlichen Charakter preisgeben und eine gehorsame Dienerin und Handlangerin der Kolonialpolitik werden! Wohl möglich, daß damit ein augenblickliches rasches Aufblühen der deutschen Mission in den deutschen Kolonien gegeben wäre und die Mission das Schoßkind des deutschen Volkes würde. Nach unserer Überzeugung hieße das aber nichts anderes, als die Mission aus ihrer gesunden Entwicklung in eine Art Gründerperiode hineindrängen, auf welche ein verderblicher Rückschlag mit Naturnotwendigkeit folgen müßte.

Und doch sind wir auf der andern Seite Kinder unsers Volkes und Bürger unsers deutschen Vaterlandes, können darum auch keinen Kolonial-

Unternehmungen auf Gebieten, die gewissermaßen die uns von Gott gewiesenen Thätigkeitsfelder sind, nicht gleichgültig gegenüberstehen, fühlen uns in unserm Gewissen gedrungen, unsre Hilfe anzubieten und alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um deutsche Kolonien zu einer Segensbasis für die Mission, daß heißt für das Gottesreich in der Heidenwelt zu machen.

Wir stehen also mit dem uns anvertrauten Werk auf einem kritischen Wendepunkt, da viel darauf ankommen wird, daß wir uns der Sachlage klar bewußt werden, uns unsre Direktive vom Herrn der Mission geben lassen, damit wir ihm nichts verderben und seine Sache in seinem Sinn und Geist treiben. Dazu gebe er uns Gnade!

Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage? So fragen wir und fassen unsre Antwort dahin zusammen:

Wir haben allen Forderungen zu widerstehen, welche die Mission aus ihren gottgewiesenen Bahnen abdrängen und etwas anderes aus ihr machen wollen, als was sie ihrem Wesen und Beruf nach sein und bleiben soll. Wir müssen ihren **göttlichen**, ihren **internationalen** und ihren von allen staatlichen Fesseln **unabhängigen** Charakter wahren. So allein wird die Mission ihren Beruf im Gottesreich erfüllen und zugleich dem irdischen Vaterlande dienen können.

I.

Den **göttlichen** Charakter der Mission müssen wir wahren, habe ich gesagt.

Mission und Kolonisation, so mannigfach sie sich auch berühren und gegenseitig in die Hände arbeiten können, sind doch ganz verschiedene Dinge. Kolonien dienen zur Ausbreitung der Macht, des Ansehens und des Wohlstandes des irdischen Vaterlandes. Die Mission dient zur Ausbreitung eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, und — indem sie Seelen rettet, sammelt und dem Herrn Jesu Christo zuführt — fördert sie seine Macht und Ehre. Somit liegen Wesen, Beruf und Ziele der Kolonialpolitik und der Mission auf zwei grundverschiedenen Gebieten, und es ist unbegreiflich, wie selbst von Missionsleuten der Vorwurf gegen die Mission hat erhoben werden können, sie habe bisher zumeist „für England gearbeitet“, und es sei eine Art von Verrat am Vaterland, wenn deutsche Missionare für eine fremde Kolonialmacht arbeiteten. Ich meine, die Mission hat überhaupt für

niemand zu arbeiten als für den König der Könige, und wenn aus dieser ihrer Arbeit irgend ein König oder ein irdisches Reich Nutzen zieht, so kommt das einfach daher, weil auch auf den Kolonien das Wort Wahrheit ist: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ (1 Tim. 4, 8.)

Diesen über allen nationalen und irdischen Interessen und Zielen hoch erhabenen Charakter darf die Mission nicht aufgeben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Wir müssen das mit um so größerer Bestimmtheit aussprechen, als die Zumutung, in andre Bahnen einzulenken, unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe an uns herantritt.

Was Dr. Bogelsang in seinem, bei der konstituierenden Versammlung des „allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein“ in Weimar, am 4. und 5. Juni 1884, über Mission und Kolonisation gehaltenen Vortrag ausgesprochen hat, ist nur eine Stimme, in der vieler Herzen Gedanken offenbar werden. Ich halte es darum für angezeigt, näher darauf einzugehen.

„Die Mission, sagt er, hat meines Wissens stets nur das kirchliche und religiöse Element ihrer Thätigkeit in den Vordergrund gestellt, keinen Anspruch darauf erhoben, ihre Stationen zu Mittelpunkten selbständiger deutscher Ansiedlungen zu gestalten.“ Darin hat der Mann ganz recht; so hat es die Mission bisher gehalten, denn „das kirchliche und religiöse Element ihrer Thätigkeit in den Vordergrund zu stellen“, das ist gerade Wesen und Beruf der Mission. Aber für Dr. Bogelsang und für tausende seiner Gesinnungsgenossen ist das ein veralteter, beschränkter Standpunkt, den es heute zu kassieren und mit einem weitherzigeren, patriotischen zu vertauschen gilt. Denn — ich citiere wieder — die Mission sollte „als Vorläuferin, Förderin und Stütze kolonialisatorischer Thätigkeit erscheinen.“ — „Die Mission ist der unentbehrliche Faktor bei der Kolonisationsarbeit.“ Demgemäß wird auch dem Missionar seine Aufgabe in etwas andrer Weise zugeteilt, als dies vom Herrn Jesu (Matth. 28) geschieht, wo es heißt: „Gehet hin und macht alle Völker zu Jüngern und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Die neue in Weimar gegebene Instruktion lautet dagegen also: „Der Missionar ist der Mann, der in die Beschaffenheit und Kulturfähigkeit des Bodens, in die klimatischen Verhältnisse, in die Transport- und Absatzwege und dergleichen Dinge sich einen richtigen Einblick zu verschaffen vermag, der sich in die Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der eingebornen Bevölkerung eingelebt, mit ihrer Sprache sich bekannt gemacht, ihr Vertrauen

sich erworben, ihre Achtung und Ergebenheit sich gesichert hat; der Missionar ist also der berufene Vermittler zwischen Eingebornen und Ansiedlern." Hat sich bisher alles schon auf diese zugespitzt, so entrückt das folgende den Missionar vollends seinen natürlichen Pflegebefohlenen und setzt ihn zu einem patriotischen Agenten bei den Kolonisten ein. Man höre: „Der Missionar ist der Mann, welchem die Aufgabe zufällt, in den Ansiedlern durch sein Wort und sein Beispiel deutsche Sprache und Sitte, deutsches Geistes- und Gemütsleben in ihrer Reinheit zu erhalten, Liebe zum Vaterland, Treue zu Kaiser und Reich, warme Hingabe an den evangelischen Glauben und unsre Kirche unveränderlich zu bewahren, — in der Kolonie eine der Mutter würdige Tochter zu erziehen.“ Das sind ja alles auch ganz schöne Aufgaben, aber nur nicht die eigentlichen Aufgaben der christlichen Mission. Die Mission ist zunächst nicht da um der Kolonien willen, sie hat keinen Beruf für ein irdisches Reich, welches es auch sei, zu arbeiten, sondern will Heidenseelen retten durch das Evangelium von Jesu Christo und Heidenvölker zu Christenvölkern umgestalten.

„Durch das Evangelium von Jesu Christo,“ habe ich gesagt, und auch das muß gewissen Tendenzen gegenüber, die einer modernisierten Form des Christentums das Wort reden und ihr größeren Erfolg versprechen, näher und fester bestimmt werden. „Wenn der „allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein mit dem Brahmo-Somadj liebäugelt und die Missionspredigt entkleiden möchte der göttlichen Thorheit, die dem Wort vom Kreuze eignet, so bleiben wir, denke ich, dabei, mit dem Apostel Paulus zu sprechen: Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit.“ (1 Kor. 1, 23.) Die Mission soll kein andres Evangelium hinausstragen in die Heidenwelt — weder zu den dummen Eskimo und Papua, noch zu den klugen Hindu — als das einfältige Wort vom Kreuz, das alte biblische Evangelium von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Heiland der Sünder und König des Gottesreichs, denn dieses Evangelium — und kein anderes — ist eine Kraft Gottes selig zu machen, die daran glauben.

Aus dem göttlichen Charakter der Mission, die ihren Beruf ausschließlich nur vom König des Gottesreichs erhalten hat und keine andern Ziele verfolgt als die Ehre dieses Königs und die Ausbreitung seines Reiches, geht mit Naturnotwendigkeit hervor, daß die Mission eine internationale Sache ist. Ebenso wie der große Missionsherr will, daß alle Völker zu Jüngern gemacht werden, hat er auch die Seinen unter

allen Völkern zu dieser Arbeit aufgerufen, und darum giebt es heutzutage eine deutsche, eine englische, eine amerikanische, eine niederländische, eine dänische, schwedische, norwegische, französische, schweizerische Mission. Das heißt aber doch nur, daß es im großen Missionsheer verschiedene Fähnlein giebt, gerade so wie jedes irdische Kriegsheer seine Brigaden, Regimenter und Bataillone hat. Wie diese aber alle unter einem Kriegsherrn stehen und zu einer Fahne schwören, so dienen auch die national unterschiedenen Abteilungen des Missionsheeres dem einen König Jesu Christo, folgen dem einen Missionsbefehl seines Mundes und tragen das eine Wort vom Kreuz hinaus in alle Welt.

II.

Diesen **internationalen** Charakter der Mission müssen wir wahren, und das um so mehr, als ein übereifriger deutscher Patriotismus ihn heute leugnen zu wollen scheint.¹⁾

Ich will die gehässigen Angriffe deutscher Tagesblätter auf die englische Mission in Kamerun übergehen, und von dem überraschenden Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 13. Juni 1885, der fünf Spalten voll Verleumdungen gegen die englischen Missionare in der Südsee brachte, nur den charakteristischen Schlußatz anführen: „Deutsche Patrioten und deutsche Christen jeglichen Bekenntnisses können . . . kein patriotischeres und christlicheres Werk thun, als deutsche Prediger und deutsche Lehrer . . . nach den Teilen der Südsee zu entsenden, in welchen das deutsche Interesse prävaliert. Sie werden bald die englischen Blutegel aus dem Felde schlagen und wahres Christentum und christliche Sitten wieder verbreiten können.“

Auch abgesehen von solchen Ausschreitungen hat sich in Verbindung mit dem kolonialen Aufschwung des Deutschen Reiches eine Strömung geltend gemacht, die den Dienst deutscher Missionare in fremden Kolonien bemängelt und denselben dagegen mit einer gewissen Ausschließlichkeit für die neuen deutschen Kolonien beansprucht.

Ein Blick auf die Erfahrungen, welche aus der bisherigen Arbeit deutscher Missionare unter fremder Kolonialflagge gewonnen worden sind, mag wohl am geeignetsten sein, die Engherzigkeit jener nationalen Strömung zu beleuchten, die sich auf ein Gebiet verirrt, auf dem sie nichts zu suchen hat.

¹⁾ Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß im folgenden ausschließlich die evangelische Mission ins Auge gefaßt ist.

Wenn ich mich bei dieser Studie fast ausschließlich auf die Brüdermission beschränke, so geschieht das nur, weil sie in der für die vorliegende Frage vorteilhaften Lage ist, über hundertfünfzigjährige Erfahrungen in verschiedener Herren Länder zu gebieten und mir diese bekannter sind als die von andern Missionsgesellschaften gemachten.

Ich habe Ende August an alle unsre in der deutschen Heimat ausruhenden Missionare ein Circular mit fünf Fragen erlassen und von 26 alten Missions-Arbeitern, die auf eine längere oder kürzere, zum Teil auf eine dreißig- und mehrjährige Dienstzeit zurückblicken, Antworten bekommen. Es sind Erfahrungszeugnisse aus der Kap-Kolonie Südafrikas, aus Thibet, St. Kitts, Barbadoes, Antigoa, Jamaika, Moskito, aus Grönland und dänisch Westindien, endlich aus Suriname, also aus englischen, dänischen und niederländischen Kolonien.

Die erste Frage lautete: Wie hat sich die Kolonial-Regierung der Missions-Provinz, in der Du gedient hast, den deutschen Missionaren gegenüber verhalten? und aus den Antworten habe ich 26 mal die Worte registriert: „Wohlvollend, entgegenkommend, freundlich.“ Da, wo die Vertreter der Regierung Christen und Missionsfreunde waren, wurde aus der wohlwollenden Haltung eine freundschaftliche; aber auch im entgegengesetzten Fall (z. B. wenn in Indien die höchsten Stellen mit katholischen Irländern besetzt waren) ist das Wohlvollen nie in sein Gegenteil umgeschlagen.

Zweite Frage: Hat die Kolonial-Regierung einen Unterschied gemacht in der Behandlung der deutschen und der englischen bez. holländischen oder dänischen Missionare? Die übereinstimmende Antwort aus allen Gebieten lautet: „Niemals.“ Es ist in der Kap-Kolonie in früheren Jahren sogar vorgekommen, daß von maßgebender Stelle aus es lobend anerkannt wurde, die deutschen Missionare verstünden es besser als englische oder holländische, die Eingebornen zur Arbeit zu erziehen, und überdies mischten sie sich nicht in politische Angelegenheiten.

Dritte Frage: Worin hat der Schutz oder die Unterstützung bestanden, welche die Kolonial-Regierung unsrer Mission gewährt hat?

Darauf wird zunächst im allgemeinen geantwortet: Wir haben immer und überall denselben Schutz genossen, wie die andern Landesangehörigen. Ich glaube sogar, daß an manchen Orten dieser Schutz über das Maß der strikten Verpflichtung hinausgegangen ist und den Charakter zukommender Fürsorge angenommen hat. So, wenn in Moskito, als dies

Rändchen noch unter englischem Schutz stand (bis 1861), von Zeit zu Zeit ein Kriegsschiff erschien und der Kapitän den Missionaren erklärte, er habe den Auftrag, sich zu vergewissern, daß sie von niemand belästigt würden. So, wenn in Khyelang der englische Commissioner sich eingehend erkundigte, ob Tara Chand und die andern thibetanischen Würdenträger, die der Mission sehr wenig gewogen waren, neue Proben ihrer üblen Laune abgelegt hätten.

Was Unterstützungen im engeren Sinn betrifft, so hat die Mission niemals solche von der Kolonial-Regierung beansprucht, wohl aber die ihr für die Schulen angebotene dankbar angenommen. Auf englischen und niederländischen Kolonial-Gebieten genießt unsre Mission den Vorteil der „grants“, die allen Schulen, welche gewissen Anforderungen entsprechen, gewährt werden.

In früheren Zeiten hat die Regierung in der Kap-Kolonie und in Suriname der Mission bedeutende Landgeschenke zur Anlegung von Stationen gemacht. Das kommt heute nicht mehr vor. Dagegen bewilligt die dänische Regierung in West-Indien und die niederländische in Suriname den Missionaren, die amtlich reisen, freie Fahrt auf ihren Schiffen. Und als ein einzelnes, aber bedeutames Beispiel freundlicher Hilfsleistung der englischen Regierung möge noch erwähnt werden, daß der Commissioner von Lahoul bei einem Besuch in Khyelang den Missionar fragte, was für Wünsche er habe; und als dieser die große Abgeschiedenheit des Postens in seiner Vereinsamkeit bedauernd hervorhob, sofort eine Postanstalt einrichtete, welche Khyelang zweimal wöchentlich mit der civilisierten Welt in Verbindung setzte und welche heute noch besteht.

Vierte Frage: Ist die Mission auch einmal in der Lage gewesen, durch ihren Einfluß auf die Bevölkerung der Regierung Gegendienste zu leisten?

(Die Antwort auf diese Frage verspare ich mir für den nächsten Punkt des Referats, wohin sie gehört.)

Endlich fünftens: Haben die in der Kolonie ansässigen Weißen es die deutschen Missionare empfinden lassen, daß sie Fremde waren? In den Antworten auf diese Frage herrscht ebenfalls die größte Übereinstimmung. Beinahe überall hat zwischen den Missionaren und den Kolonisten ein freundnachbarliches Verhältnis gewaltet. Das ist sogar in Grönland und Dänisch-Westindien während der schleswig-holsteinischen Kriege der Fall gewesen. Da aber, wo das Gegenteil eintrat, galt die Feindschaft nie dem deutschen Missionar, sondern nur dem Missionar, dem Vertreter und Beförderer christlicher An-

schauung und christlicher Sitte, dem Anwalt und Lehrer der Eingeborenen. Daß diese vermöge der ihnen gegebenen Schul- und Herzensbildung den Weißen ebenbürtig werden, das erfüllt namentlich den holländischen Ansiedler am Kap mit zorniger Eifersucht und erklärt wohl auch die feindselige Stellung des jetzigen Kapischen Parlaments gegen die Missionare. Um diese Eifersucht zu begreifen, muß man sich eine Vorstellung machen von der niedrigen Stufe geistiger und namentlich geistlicher Bildung, auf der die holländischen Boeren stehen. Auf einer Prediger-Konferenz in Swellendam erzählte ein von Dr. Robertson angestellter Lehrer, welcher 20 bis 25jährigen Farmer söhnen Religionsunterricht hielt, er habe auf die Frage, wieviel Götter die christliche Glaubenslehre kenne, die Antwort erhalten: „Twaalf!“ „Was,“ rief er aus, „zwölf Götter? Da giebt's wohl auch zwölf Himmel?“ — „Ja, Wynheer, dat weet ik niet, maar er zyn twaalf goden!“

Ich setze noch das Schlußvotum her, welches ein südafrikanischer und ein Westindischer Missionar ihren Antworten beigefügt haben: „Schließlich erlaube ich mir, schreibt der eine, als meine persönliche Ansicht es auszusprechen, daß jeder deutsche oder ausländische Missionar nur wünschen kann, einmal von der deutschen Kolonialregierung ebenso wohlwollend und unparteiisch behandelt zu werden, als es uns Deutschen in Süd-Afrika von Anfang an bis daher von seiten des englischen Gouvernements zu teil geworden ist.“ Und: „Der Herr gebe, daß unsre deutsche Kolonialregierung sich so edel und unparteiisch den künftigen Missionaren auf deutschem Gebiet gegenüber benehme, als ich es stets von der englischen erfahren habe.“

Da ich nun gute Gründe zu der Annahme habe, daß die von der Brüder-Mission in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen von allen deutschen Missions-Gesellschaften gemacht worden sind, und wir so einer Thatsache gegenüberstehen, welche einzelne, zumeist der Vergangenheit angehörende Ausnahmen, wie die feindselige Haltung der alten ostindischen Kompanie, des holländischen Regimentes in Süd-Afrika und bis vor kurzem auf den Sundainseln, nicht abzuschwächen imstande sind, einer Thatsache, welche die praktische Anerkennung des internationalen Charakters der Mission in sich schließt, so möchte ich der Konferenz anheimgeben, ob es nicht gerade in diesen Zeitläuften angezeigt ist, durch eine Resolution unsre, der deutschen Missions-Gesellschaften, dankbare Anerkennung für die unter fremdem Kolonial-Regiment erfahrene Behandlung urbi et orbi zu verkünden; damit aber auch eine zweite Resolution zu verbinden, des Inhalts, daß wir unsre Stimme laut erheben gegen

jeden Versuch, die Missionsarbeit fremder Nationalitäten, (namentlich englischer) auf deutschem Kolonialgebiet scheel anzusehen, zu verdächtigen oder gar durch deutsche Missionsarbeit zu verdrängen. Durch beide Resolutionen werden wir in unserm Teil dazu beitragen, den internationalen Charakter der Mission zu wahren.

III.

Noch wichtiger ist es aber wohl die vollste Selbständigkeit der Mission dem Staate und speciell den Kolonial-Regierungen gegenüber zu proklamieren und damit den **unabhängigen** Charakter der Mission zu wahren.

Haben schon in der Heimat, um mit einer Stimme aus Bremen zu reden (Funcke: Die Welt des Glaubens), „die Umarmungen des Staates der Kirche viel verderbliches Asthma und lähmenden Rheumatismus gebracht,“ und ist die Mission sogar dem Kirchenregiment gegenüber mit Recht eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, so wäre es ja die größte Thorheit, wollte man in Heidenländern zwei so heterogene Interessen wie Kolonisation und Mission vermischen und verquicken. Bande, die in der Heimat unter Gottes Handleitung durch geschichtliche Entwicklung sich geknüpft und verknötet haben, und darum nicht ohne weiteres zu lösen sind, selbst wenn sie noch so unbequem empfunden werden, dürfen nicht mutwillig herüber genommen werden in Länder und Verhältnisse, wo sie zu unerträglichen Fesseln werden würden. Das hat die Geschichte klar und deutlich gezeigt. Es ist noch nie von Segen begleitet gewesen, weder wenn die Mission kolonisierte, noch wenn die Kolonialmacht missionierte. „Schiedlich, friedlich“ muß die Lösung sein. Kolonisation und Mission müssen reinlich voneinander geschieden bleiben. Das schließt aber gegenseitige Rücksichtnahme nicht aus. Beide sind vielfach aufeinander angewiesen. Sie können sich gegenseitig viel Schwierigkeiten bereiten, ebenso wie sie auch bei gutem Willen und richtiger Stellung zu einander sich in die Hände arbeiten können. Es ist also von Wichtigkeit diese richtige Stellung der Mission der Kolonial-Regierung gegenüber klar zu bestimmen. Und daß ichs kurz und gerade heraus sage: diese Stellung darf keine andre sein, als die einer Macht, die der Kolonialmacht ebenbürtig zur Seite steht und mit ihr von Großmacht zu Großmacht verhandelt. Ich verweise auf die Begründung, die D. Warneck dem Satz gegeben hat: „Die Mission ist eine Großmacht in Knechtsgestalt.“ Dieser Knechtsgestalt verdanken wir es, daß uns vielfach ein abhängiges Dienstverhältnis zugemutet wird. Das lehnen wir

aber mit aller Entschiedenheit ab, so gern wir selbstverständlich auch dienen. Und wenn die Kolonial-Regierung uns mit dem Versprechen locken will, uns zu schützen und zu stützen, so erwidern wir in aller Demut, aber zugleich in dem getrostesten Selbstbewußtsein, das uns eine mehr als hundertjährige Erfahrung giebt: „Mit nichts! Die Mission wird euch schützen und stützen!“

Als Johannes von Watteville im Jahr 1749 auf St. Thomas besuchte, führte ihn der Gouverneur an ein Fenster seiner Wohnung und fragte ihn, ob er sein Kastell schon gesehen? „Dort liegt es“, sagte er und wies auf das bescheidene Missionshaus der Brüder hin, „das macht unsre Sicherheit auf dieser Insel aus. Wenn dieses Haus nicht wäre, könnte ich nicht wagen, eine Nacht ruhig außerhalb des Forts zu schlafen.“

Als in Jamaika, Antigoa und anderen west-indischen Inseln Negeraufstände gegen die Weißen losbrachen, hat in mehr wie einem Fall die Mission den Sturm beschworen und, wo sie das nicht konnte, wie bei dem durch Waffengewalt unterdrückten Aufstand auf St. Croix im Okt. 1878, hat ihr Einfluß doch die hochgradige Erbitterung der Negerbevölkerung von Ausschreitungen zurückgehalten und die kopflose Regierung gerettet.

Als die niederländische Regierung in Suriname 1763 mit den Buschnegern Frieden geschlossen hatte, sprach sie sich aus: Bestand wird dieser Friede nur dann haben, wenn die Mission ihn zur Wahrheit macht, und forderte die Brüder auf, eine Station im Buschland zu gründen. Es geschah, und der Friede dauert heute noch.

Als in Niederländisch Guyana die Emancipation der Sklaven ins Werk gesetzt wurde, und sich auch der Übergang aus der Aufsichtsperiode (von 1863—1873) in die volle Freiheit, trotz der denkbar unpädagogischsten Gesetzgebung, glatt und ohne Anstoß vollzog, war in der ganzen Kolonie bei allen Weißen, und bei der Regierung nicht zum wenigsten, nur eine Stimme: Das haben wir der Mission zu verdanken! ¹⁾

¹⁾ Den Emancipationstag (1. Juli 1863) begingen die Neger als einen kirchlichen Feiertag, ja sie heiligten den Tag recht eigentlich, so daß die ganze Stadt, die nicht ohne Sorge gewesen war, über die herrschende Ruhe und Ordnung staunte. Wie bei den Predigten am Vor- und Nachmittag, so war auch beim liturgischen Abendgottesdienst die große Kirche in Paramaribo überfüllt, und hunderte standen vor den Eingängen. Unter diesen befanden sich auch der Polizeipräsident und der Kommandant der königlichen Marine. Ein Neger war Zeuge folgenden Gespräches dieser beiden Herren. Der Kommandant: „Es ist ganz wunderbar, wie ruhig und ordentlich die Neger heute waren!“ Der Polizeipräsident: „Ja, und das haben wir der Kirche zu danken. Man muß es den Missionaren lassen: sie haben einen ge-

Als die englische Kolonial-Regierung vor 50 Jahren die Ostgrenze der Kap-Kolonie durch unausgesetzte Aufstände der Kafferstämme bedroht sah, wünschte und beförderte sie die Anlegung von Missions-Posten in jenen Gegenden. Sir Ch. F. Sommerset riet einem regierungstreuen Häuptling, der um eine Abteilung Soldaten bat, er solle lieber um Missionare bitten, die seien ein besserer Schutz als Soldaten. Und jene Missionsposten in Frei-Kafferland sind thatsächlich für die Regierung so wertvolle strategische und moralische Stützpunkte zur Niederwerfung des Feindes gewesen, daß im Jahr 1849 die Brüder-Mission ausdrücklich aufgefördert wurde, an einem kritischen Punkt der nordöstlichen Grenze der Kolonie eine Station zu gründen, als Grenzwehr gegen feindliche Einfälle. Die Station wurde angelegt und hat ihren Zweck erfüllt.

Als 1881 dieselbe Kolonial-Regierung ihren Besitzstand an der Wallfischbai durch die kriegerischen Hereró bedroht erachtete, sandte sie keine Kriegsschiffe hin, sondern zog es vor, den ehemaligen Hereró-Missionar Dr. Hahn zu ersuchen, mit friedlichen Mitteln den feindlichen Absichten entgegenzuwirken. Der Erfolg hat gezeigt, daß die Kolonial-Regierung den richtigen Weg eingeschlagen.

Das sind einzelne Beispiele des wirksamen Schutzes, den die Mission zu bieten imstande gewesen ist. Und wie viel andre ähnliche ließen sich nicht aus der Geschichte aller Missions-Gesellschaften aufführen! Nein, es ist keine Selbstüberhebung, wenn „die Großmacht in Knechtsgestalt“ vor die imposante Großmacht des Deutschen Reichs tritt und ihr erklärt: „Schutz gegen Schutz! Wenn ihr uns Schutz gewährt, wir können Gegendienste leisten!“ Ob wir damit auf Verständnis stoßen werden, ist eine andere Frage, denn unsre leitenden Kreise im Deutschen Reich haben noch nicht dieselben Erfahrungen in der Kolonialpolitik gemacht, wie die englische Regierung, und unsre deutschen Handelsfirmen sind noch nicht so weit, wie jenes englische Handelshaus, welches erklärte, es wage nicht auf Neu-Guinea eine Faktorei zu gründen, weil die Londoner Mission noch nicht lange genug dort thätig gewesen sei, als daß es ratsam wäre, jetzt schon Handelsinteressen in diesem Land aufs Spiel zu setzen. Aber wir geben der getrosten Hoffnung Raum, daß der klare, weite Blick des Leiters der deutschen Kolonialpolitik den Lehren zukünftiger Erfahrung vorseilt.

„Schutz gegen Schutz“, habe ich gesagt, denn die Mission schlägt die Wohlthat geordneter Zustände auf ihren Arbeitsfeldern nicht gering an.

waltigen Einfluß auf das Volk!“ Der Kommandant: „Sie hätten das mit Ihrer ganzen Polizeimannschaft nicht zustande gebracht!“ Der Polizeipräsident: „Und Sie auch nicht mit Ihren fünf Kriegsschiffen!“

Sie lehnt sich gern an den Bestand einer europäischen Kolonie besonders gern einer deutschen, an. Wie schmerzlich hat die rheinische Mission es empfunden, daß der immer wieder ausbrechende Rassenkrieg zwischen den Namaqua und Hereró alles, was sie in jahrelanger Arbeit mühsam zustande gebracht, immer aufs neue zerstörte oder doch in Frage stellte, weil kein europäisch-koloniales Regiment da war, welches den entfesselten Leidenschaften Halt gebot! Welche herabde Sprüche führen auch die rauchenden Trümmer der Brüder-Missionsposten in Frei Kafferland! Durch welche Ängste und Nöte sind unsre Missionare in Moskito gegangen, seit England im Jahr 1861 seine Hand abgezogen! Nein, die Mission ist der Ansicht, daß auch für sie die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst führt. Sie nimmt es dankbar an, daß, zum Beispiel durch die Kongo-Konferenz, die Angelegenheiten Inner-Afrikas politisch geordnet worden sind, der Sklavenhandel verboten und der Mission freie Hand gegeben worden ist. Sie wird in allen Kolonial-Gebieten den von einer starken Regierung allen Ansiedlern gewährten Schutz dankbar mit diesen teilen, die Erleichterung, die ihrer Arbeit aus der herrschenden Ordnung erwächst als einen großen Vorzug hochschätzen und jede Förderung, die ihr zu teil wird, mit Dank annehmen, wosern keine Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit damit verbunden ist. Denn gegen alle und jede Fesseln, auch gegen die goldenen Fesseln finanzieller Unterstützungen muß sie sich entschieden ablehnend verhalten. Das kostbare Gut voller Selbständigkeit und Aktionsfreiheit steht der Mission so hoch, daß sie jedem Auerbieten, durch welches dieses bedroht wird, ein „Timeo Danaos et dona ferentes“ entgegenhalten muß.

IV.

So allein, wenn die Mission ihren göttlichen, ihren internationalen und ihren unabhängigen Charakter zu wahren versteht, so allein wird sie ihren Beruf im Gottesreich erfüllen und zugleich dem irdischen Vaterlande dienen können. Denn dienen will die Mission dem Vaterlande und speciell auch seinen Kolonien. Ist sie doch die Magd dessen, der nicht gekommen war, „daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene;“ und der, ob er gleich aller Welt Heiland war, doch zuerst und vor allem Israel, seinem Volk, zu dienen suchte. Auch wir haben, bei aller Betonung unsers Bürgerrechtes im Himmel und unsrer Dienstpflicht gegen den König des Gottesreichs, unser irdisches Vaterland, unser Deutsches Reich viel zu lieb, als daß wir ihm nicht gern dienen möchten. Und wir werden ihm große Dienste leisten können, wenn uns nur freie

Hand gelassen wird, wenn uns statt Hinderung Förderung zu teil wird. Bei den alten Kolonialmächten, die schon Erfahrung gesammelt haben, gilt es längst als ein unbestrittenes Axiom, daß alle der Mission gewährte Förderung der Kolonie selbst wieder zu gute kommt, daß die Mission nicht nur den Handel belebt, indem sie den Eingebornen civilisiert und damit Bedürfnisse weckt, die er früher nicht kannte, — nach der Berechnung eines Sachverständigen schafft zum Beispiel jeder nach Polynesien geschickte Missionar einen jährlichen Handelsumsatz von beiläufig 200 000 M. — sondern daß die Mission auch eine Schutzmacht des Handels ist, die Leben und Eigentum der Ansiedler mehr sichert als alle Kriegsschiffe.

Aber das betrifft nur eine Seite des kolonialen Lebens, während der Einfluß und die Bedeutung der Mission viel umfassender und allseitig sind. „Um den Missions-Erfolg richtig zu schätzen," sagt Bartle Frere, der langjährige Gouverneur der Kap-Kolonie, „darf man nicht vergessen, daß derselbe weit über die Statistik hinausgeht, indem er politische, sociale und sittliche Umwälzungen herbeiführt, welche mit Notwendigkeit zersetzend auf die heidnischen Grundanschauungen einwirken und dieselben unterminieren; und in einem amtlichen Zeugnis der indobritischen Regierung lesen wir folgende Erklärung: „Durch die Mission ist dem erstarrten Leben der Völkermassen, die unter englischem Scepter stehen, ein ganz neues Leben eingehaucht und sind diese Völkermassen in den Stand gesetzt worden, in jeder Hinsicht bessere Menschen und bessere Bürger des Reiches zu werden, unter dessen Schatten sie wohnen.“ Infolge jeder Kolonial-Unternehmung bricht die europäische Kultur mit überwältigender Gewalt über Naturvölker ein, und die Erfahrung hat gelehrt, daß diese darüber zu Grunde gehen, überall wo die Mission, das heißt das Evangelium, die Gegensätze nicht mildert und durch seinen, alle Lebensverhältnisse durchdringenden und durchsäuernden Einfluß die Völker nicht fähig macht, die neue Kultur sich innerlich anzueignen. Bloße Kultur lackiert — und unter dem Lack greift Fäulnis immer weiter um sich —; Mission assimiliert. Unter ihrem herzumwandelnden Einfluß können auch Sitte und Gewöhnung eine Wandlung erfahren, die nicht notwendig schädigend wirkt, und der Kolonie wird eine Bevölkerung erhalten, die unter dem Einfluß von Schule und Kirche zu arbeitsamen, intelligenten, loyalen und zuverlässigen Unterthanen der Kolonialmacht herangebildet wird. Jener Gouverneur von Barbadoes war von dieser Wahrheit durchdrungen, als er erklärte: „Wenn wir aufhören die „ragged schools“ der „Moravians“ zu unterstützen, können wir nur gleich eine viel höhere Summe zum Bau eines neuen Gefängnisses aussetzen.“ Aber ich wiederhole es: Um ihre

Aufgabe erfüllen zu können, muß der Mission freie Hand gelassen werden, muß sie Förderung und nicht Hinderung erfahren. Wenn die Regierung sich Übergriffe in die Rechte der Eingebornen zu schulden kommen läßt und der Mission, wo diese für solche Rechte eintritt, kein Gehör schenkt, — wenn sie die Bildung des Volkes durch religionslose Schulen in die Hand nimmt, — vor allem aber, wenn sie gewissenlosen Händlern erlaubt durch Branntwein-Einfuhr die Eingebornen systematisch zu Grunde zu richten, so nimmt sie dadurch der Mission gegenüber eine feindselige Stellung ein, welche lähmend auf diese wirkt, ihr selbst aber die schwersten Verluste an Einfluß und Achtung, ja an Menschen und Geld zuziehen muß, Verluste, die eine christliche, charaktervolle und wohlwollende Stellung zur Mission ihr erspart hätte.

Die Kolonial-Regierung steht aber nicht selbständig da, abgelöst von der Heimat und von dem Einfluß, den die Strömungen in der öffentlichen Meinung auf Regierung und Volk üben. Wenn die Mission in der Heimat eine Macht in der öffentlichen Meinung wäre und einen warmen Platz im Herzen des deutschen Volkes hätte, dann hätte es gute Wege mit ihr auf den Kolonien. Wie steht es damit? Wir haben schon anfangs konstatiert, daß in neuester Zeit ein Umschwung zu Gunsten der Mission sich anbahnt. Dennoch hat wohl heute noch das Wort Professor Christlieb seine Geltung: „Wo ist ein Land, in welchem die Mission mit so vielen hartnäckigen Vorurteilen in der öffentlichen Meinung, besonders der Gebildeten, mit so vielen Verleumdungen in der tonangebenden Presse, mit so viel Unwissenheit und daher Geringschätzung bei einflussreichen Gelehrten noch immer zu kämpfen hätte, wie bei uns!“

Ja, wenn es sich nur um die Presse handelte, die unter dem Einfluß der Reformjuden steht, „dieser hartnäckigsten aller Feinde der christlichen Mission,“ (Christlieb), dann wollten wir nichts sagen, denn gerechte, unparteiische Beurteilung, geschweige denn Wohlwollen, werden der Mission niemals von der verjudeten Presse zu teil werden, — aber das muß uns tief schmerzen, wenn in einer Zeitung wie die „Norddeutsche Allgemeine“ (vom 13. 6. 1885) eine Korrespondenz aufgenommen wird, — die an Gehässigkeit den erstgenannten Blättern wenig nachgiebt. Wenn die „Frankfurter Zeitung“ (vom 30. 4. 1885) sich über den armen betrogenen Missionar lustig macht, der das Nachsehen hat, wenn der Neger unter dem Einfluß des Schnapses in einer Stunde alles preisgiebt, was ihm in zehn Jahren „eingepaukt“ worden ist, so wundern wir uns nicht, das Organ des Herrn Sonnemann diese Sprache führen zu hören. Wenn aber die „Norddeutsche“ (Anfang Juni 1885) sich schreiben läßt: „Die

Heiligen — es sind die Missionare in Kamerun gemeint — verstehen sich auf den Mädchenhandel so gut, wie die Heiden,“ und ein gewisses schwarzes Mädchen, von dem die Rede war, sei die „frühere Geliebte eines Missionärs“ gewesen, so können wir eine solche Irreleitung der öffentlichen Meinung von solcher Stelle aus nur mit schmerzlichem Befremden konstatieren.

Und wie die leichtsinnig verleumdenden oder vornehm verspottenden Auslassungen der Presse das Urtheil unsers Volkes über die Mission fälschen, so wird diese selbst in noch direkterer Weise geschädigt, wenn in der Tagesliteratur ganz offen und schamlos eine doppelte Moral gepredigt wird: eine durch Sitte und polizeiliche Ordnung gebotene strengere Moral in der Heimat; eine über alle engherzigen Skrupel erhabene, jegliche christliche Zucht mit Füßen tretende auf den Kolonien. Welch unbe-rechenbaren Schaden das sittenlose Leben der Weißen in den Kolonien der Christianisierung der eingebornen Bevölkerung zufügt, braucht hier nicht nachgewiesen zu werden. Aber in der Tagespresse diesen Schaden zur Sprache zu bringen und unsre Stimme laut gegen solche gottlose Kolonialmoral zu erheben im Namen des heiligen Werkes, das wir treiben, und des armen Volkes, das von Gliedern unsers Volkes verführt zu werden in Gefahr steht, — gegen alle abschätzigen, ungerechten, verleumderischen Urtheile der Presse über die Mission energisch zu protestieren und auf gründlichere Kenntnissnahme und unparteiische Beurteilung zu dringen, — das ist unsre Pflicht. Hört man auf uns, so haben wir unserm Volk und der Mission einen wesentlichen Dienst geleistet; hört man nicht auf uns, so heißt es wenigstens: *Dixi et salvavi animam*.

Eins aber wissen wir gewiß: Gehör und Erhörung werden wir allezeit finden bei dem, zu dem wir sprechen dürfen: „Mache dich auf, Gott, und führe aus deine Sache! Gedenke an die Schmach, die dir täglich von den Thoren widerfährt!“ (Ps. 74, 22.) Darum heben wir unsre Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt, und rufen inmitten der ernstesten, kritischen Lage, in der wir uns fühlen, getrost aus: „Unsre Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“ (Ps. 121). „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz“ (Ps. 46, 8). „Wir rühmen, daß er uns hilft, und im Namen unsers Gottes werfen wir Panier auf.“ „Er kann uns rüsten mit Stärke zum Streit“ (Ps. 18, 40). „Mit Gott wollen wir Thaten thun“ (Ps. 60, 14).

Besetzung deutscher Kolonien mit deutschen Missionaren.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen.

Es ist sehr erfreulich und ein Zeichen der zunehmenden Lebenskraft des Missionsfinnes in unsrer evangelischen Kirche, daß alsbald nachdem unser deutsches Vaterland angefangen hat, Kolonien zu erwerben, sich an vielen Orten, auf Missionskonferenzen, in der Presse und sonst, der Ruf erhebt: Die deutschen Kolonien müssen auch mit deutschen Missionaren besetzt werden. Dies Verlangen hat seine gute Berechtigung, das wird niemand von uns bestreiten wollen. Bei näherer Überlegung werden sich jedoch einige wichtige Gesichtspunkte ergeben, die uns zur Vorsicht mahnen, nicht so unbedingt und uneingeschränkt in diese Forderung einzustimmen, weil sonst leicht der Missionsache im großen und ganzen entschiedener Schaden daraus erwachsen könnte. Darum war es sicherlich sehr zeitgemäß, dies Thema auf die Tagesordnung unsrer Konferenz zu setzen und möchte ich nun also versuchen, dasselbe einleitend von seinen verschiedenen Seiten aus zu beleuchten.

Es ist unser Thema ja nur eine specielle Anwendung des allgemeinen Satzes: Das Volk, das irgendwo Kolonien anlegt, muß in dieselben auch seine Missionare senden. Es wird darum wohl am richtigsten sein, erst diesen Satz in seiner Allgemeinheit zu betrachten, um dann weiter zu sehen, welche Anwendung von ihm auf unsern besondern Fall unter den gegebenen Verhältnissen gemacht werden muß. Wie ist es denn bisher in dieser Beziehung bestellt gewesen, sind die Missionare immer aus dem Volke, dem die betreffende Kolonie gehört, hervorgegangen? In den alten spanischen und portugiesischen Kolonien, wo weltliche und geistliche Eroberung so vollständig Hand in Hand gingen, da sollte man am ersten erwarten, daß solches völlig zutreffen müßte. Aber nein; weil nämlich in der katholischen Mission überall die Mönchsorden die eigentlichen Träger der Mission sind, die ja alle einen internationalen Charakter haben, so wird dadurch eine allgemeine Befolgung jener Regel unmöglich, ja dieser Gedanke tritt fast völlig in den Hintergrund. Auch in den französischen Kolonien, wo freilich bis in die neueste Zeit hinein die Mission sich mehr wie irgendwo anders in den Dienst der kolonialen Ausbreitung gestellt hat, finden wir doch auch überall in den Reihen der Missionare Ausländer, sogar Deutsche. Am meisten interessiert uns natürlich der Stand der Dinge in den Kolonien der evangelischen Mächte. In den dänischen Kolonien haben deutsche Missionare den Anfang gemacht, und nur stellenweise sind ihnen hernach auch dänische Missionare zur Seite getreten.

Holland gebührt der Ruhm, daß es zuerst unter den evangelischen Kolonialmächten als Volk seine Missionspflicht seinen Kolonien gegenüber anerkannt hat. Die alte holländisch-indische Mission ist eine nationale, aber doch finden wir auch in den Reihen dieser alten holländischen Missionare resp. Pastoren einzelne Deutsche. Auch die gegenwärtige holländische Mission ist allerdings ausschließlich im Bereich der eigenen Kolonien, das hindert aber nicht, daß zahlreiche Deutsche in ihrem Dienst gewesen sind, sowie daß auch deutsche Gesellschaften im Bereich der holländischen Kolonien ein ausgedehntes Arbeitsfeld gefunden haben. Die Engländer endlich haben lange Zeit nur sehr wenig für die Befehrung der Bewohner ihrer Kolonien gethan, ja im Gebiet der ostindischen Kompanie geschah gar nichts, im Gegenteil, man wollte dort nicht einmal fremde Missionare zulassen. Nachdem nun aber auch England sich seiner Missionspflicht bewußt geworden ist und zahlreiche Gesellschaften ins Leben getreten sind, haben dieselben ihre Arbeit keineswegs auf die eigenen Kolonien, so ausgedehnt dieselben auch sind, beschränkt, sondern auch noch weite andere Gebiete dazu in Angriff genommen. Daneben aber haben die Engländer auch fremden Missionaren überall in ihren Kolonien freien Zutritt gestattet, ja sie behandeln dieselben mit gleichem Wohlwollen wie die eigenen.

Wir sehen also, jene Regel ist bis jetzt bei den kolonisierenden Mächten keineswegs zu allgemeiner Geltung oder Anerkennung gekommen, nicht zu reden von solchen Ländern, wie Deutschland und Nord-Amerika, die keine Kolonien besaßen, wo also die Missionsgesellschaften gezwungen waren, sich ihre Arbeitsfelder in fremden Kolonien zu suchen. Kurzum bis jetzt hat dieser nationale Gesichtspunkt in der Mission keine große Bedeutung gehabt.

Indessen, wenn auch ein Gedanke bis dahin nur unvollkommen zur Verwirklichung gekommen ist, so beweist das doch noch nichts gegen seine Wahrheit. Es wird also weiter gelten zuzusehen, welche Gründe sich dafür oder auch dagegen anführen lassen. Auf den ersten Blick scheint ja nun allerdings nichts natürlicher und selbstverständlicher zu sein, als daß ein christliches Volk, das Kolonialbesitz erwirbt, es auch sofort als seinen Beruf und Verpflichtung anerkennt, den heidnischen oder mohammedanischen Bewohnern seiner Kolonien das Evangelium zu bringen und zwar selbstverständlich durch Missionare aus seiner eigenen Mitte. Diese haben es natürlich viel leichter, um Zulassung zu den Kolonien zu erlangen, als Ausländer, denen nicht selten von den kolonialen Behörden allerlei Schwierigkeiten gemacht werden, und ebenso werden sie sich dort mit Beamten, Offizieren u. als mit ihren Landsleuten, die dieselbe Sprache reden, viel

leichter und besser verständigen können, als Angehörige eines andern Volkes, werden auch in der Regel von deren Seite mehr Vertrauen genießen. Auch das ist ein wichtiger Punkt, daß Missionsarbeit in der eigenen Kolonie daheim in weiteren Kreisen ein nachhaltiges Interesse zu wecken imstande ist, da sie ja auch offenbar mit dazu hilft, den Kolonialbesitz zu befestigen und zu heben. Das alles sind offenbare Vorzüge, die es hat, wenn die eigenen Missionare auch im Bereich der eigenen Kolonien arbeiten.

Aber auch diese Sache hat ihre Rehrseite. Offenbar liegt dabei zunächst die Gefahr vor, daß Mission und Kolonisation zu enge und in bedenklicher Weise miteinander verflochten werden, wie solches z. B. in der alten holländischen Mission der Fall war. Aber auch wo das nicht zutrifft, da wird es doch meist schwer zu vermeiden sein, daß nicht die Eingebornen die kolonisierende und die missionierende Macht identifizieren und die Missionare nur für eine besondere Art von Beamten ansehen. Das ist aber für letztere keineswegs, wie man vielleicht denken sollte, ein Vorteil, im Gegenteil es muß ihre Wirksamkeit beeinträchtigen. Es wird nämlich solchen Missionaren immer sehr schwer fallen, den Eingebornen ihre völlige Uneigennützigkeit, die eine Grundvoraussetzung des Vertrauens und damit einer gesegneten Missionsarbeit bildet, plausibel zu machen, eben weil sie zu demselben Volke gehören, von dem sie aus eigener Erfahrung eine ganz andere Meinung gewonnen haben. Und damit kommen wir erst an das gewichtigste Bedenken. Es unterliegt ja freilich keinem Zweifel, daß viele Länder, welche jetzt den kolonialen Besitz einer europäischen Macht bilden, sich unter deren Herrschaft weit besser befinden, als je zuvor, daß sie ihren Herrschern unendlich viel zu verdanken haben, Frieden und Ruhe, Förderung in allerlei Künsten und Wissenschaften, oft auch Wohlstand und Gedeihen. Aber leider wird solches fast nie von den unterworfenen Völkern auch anerkannt, so daß sie nun etwa ihre Herren deswegen liebten, im Gegenteil fast überall findet sich ein mehr oder weniger starker Groll gegen die, welche ihnen ihre Freiheit und Unabhängigkeit genommen haben, ja nicht selten sehen sie in ihnen nur ihre Unterdrücker, gegen welche sie den bittersten Haß empfinden. Gehört nun der Missionar zu eben diesem Volke der vermeintlichen Unterdrücker, so wird ihm dieser Groll und Widerwille auf Schritt und Tritt in seiner Arbeit entgegentreten als ein Hindernis, das er vielleicht nie ganz wird überwinden können. Ein Missionar andrer Nationalität, der ja natürlich unter solchen Umständen nicht unterlassen wird, den Leuten seine anderweitige Herkunft deutlich zu machen, hat mit dieser Schwierigkeit wenig oder nichts zu thun, ja es giebt Fälle genug, wo man ihm gerade deswegen ein gewisses Wohlwollen und Vertrauen entgegenbringt.

Wägt man nun dies pro und contra gegeneinander ab, so dürfte kaum zweifelhaft sein, wohin sich die Wage neigt, wenigstens solange man die Frage nur von missionarischem Standpunkt aus betrachtet.

Bei der Beantwortung unsrer speciellen, Deutschland und seine Kolonien betreffenden Frage gilt es nun zuerst sich die gegebenen Verhältnisse und Voraussetzungen klar zu machen. Weil wir in Deutschland bis jetzt noch keine Kolonien, wohl aber schon eine bedeutende Missionsarbeit hatten, so konnte natürlich bisher von diesem nationalen Gesichtspunkt bei uns gar keine Rede sein — und ich meine, das ist ein besonderer Vorzug unsrer deutschen Mission. Alle unsre Missionen, mit ganz unbedeutenden Ausnahmen, befinden sich also in den Kolonien andrer Staaten oder unter noch unabhängigen Völkern. Andererseits sind aber im Bereich unsrer neu entstandenen deutschen Kolonien auch schon Missionare andrer Nationen, Engländer und Amerikaner thätig gewesen, so z. B. Engländer in Kamerun und in Ostafrika, ebenso im Bismarck-Archipel, Amerikaner auf den Karolinen. Das sind zwei gewichtige Thatsachen, die für die Beantwortung unsrer Frage von der größten Bedeutung sind. Sicherlich müssen wir wünschen, daß unser deutsches Volk zu dem Bewußtsein gelangt, es sei seine heilige Pflicht, den neuen Reichsangehörigen in unsern Kolonien nicht nur Kultur und Civilisation zu bringen, die erfahrungsmäßig für sich allein noch niemals einem barbarischen Volke zum Heil gereicht haben, sondern vor allen Dingen das Evangelium. Aber freilich diese letztere Aufgabe fällt nicht dem Staate zu, sondern der deutschen Missionsgemeinde, die in ihren Missionsgesellschaften und Anstalten ja auch schon die dazu erforderlichen Organe besitzt. Besäßen nun die deutschen Missionsgesellschaften bis jetzt noch gar keine eigenen Arbeitsgebiete, dann möchte es immerhin trotz der oben dargelegten Bedenken, am natürlichsten und richtigsten sein, daß sie sich ihre Arbeit so weit als möglich im Bereiche der deutschen Kolonien suchten; jetzt aber, da sie schon alle ihre ausgedehnte, organisierte und zum Teil auch reich gesegnete Arbeit in andern Ländern gefunden haben, jetzt darf in keiner Weise die Erfüllung unsrer Missionspflicht, die uns allerdings aus dem deutschen Kolonialbesitz erwächst, so gefaßt werden, daß darunter die seitherige Arbeit der deutschen Missionsgesellschaften in nichtdeutschen Gebieten Schaden litte. Diese Forderung müssen wir stellen, weil es uns in der Mission doch nicht in erster Linie um Förderung der Interessen des Deutschen Reiches, sondern vielmehr der des Reiches Gottes zu thun ist.

Eben aus demselben Gesichtspunkt ergiebt sich aber noch eine andere wichtige Forderung als ganz selbstverständlich, nämlich diese: Wo im Ge-

biet der deutschen Kolonien bis jetzt andere, nicht deutsche Gesellschaften arbeiteten, da gilt es, sich in keiner Weise in ihr Gebiet einzudrängen und alles zu vermeiden, was diese Arbeit irgendwie stören könnte. Es geschieht gar zu leicht, namentlich solange die Verhältnisse noch nicht fest geregelt sind, daß die politische Rivalität und Animosität gegen Angehörige anderer Nationen in unsern Kolonien, wie sie sich hier und da gezeigt hat und vielleicht auch unvermeidlich war, sich auch gegen die fremden Missionare wendet. Da ist es nun die Pflicht gerade von uns Missionsleuten für solche Missionare und für ihr ungeschmälertes Recht voll und ganz einzutreten. Nicht nur unser Missionsinn, der keine nationale Beschränkung kennt, muß uns dazu treiben, sondern außerdem noch das Gefühl der Verpflichtung, die auf uns deutschen Missionaren ruht. Denn man ist unsern deutschen Missionaren bisher in englischen und holländischen Kolonien mit so viel Freundlichkeit und Wohlwollen entgegengekommen, daß es ein oft gehörtes Wort aus dem Munde unsrer Missionare ist, sie könnten es sich eigentlich kaum besser wünschen. Da gilt es also nun für uns Deutsche, uns in unsern Kolonien dasselbe Lob aus dem Munde fremder Missionare zu verdienen. Wo also in unsern deutschen Kolonien fremde Missionare arbeiten, da soll man ihnen völlig freie Hand lassen und auch nicht ohne ihre Zustimmung neben ihnen eine deutsche Mission zu beginnen suchen. Da wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Nach dem oben Ausgeführten können und dürfen wir es gar nicht einmal als das einzig Richtige und unbedingt Wünschenswerte ansehen, daß im Bereich der deutschen Kolonien nur deutsche Missionare arbeiteten. Also darf uns die Anwesenheit solcher fremden Missionare in keiner Weise als etwas Ungehöriges gelten, vielleicht als ein unvermeidliches Übel, das man wenigstens in möglichst engen Schranken zu halten suchen müßte. Im Gegenteil, weil wir wissen, daß sie ebenso gut, ja in manchen Fällen wohl noch besser als deutsche Missionare die Ausbreitung des Evangeliums fördern können, so sollen wir uns ihrer Arbeit und deren Ausdehnung von Herzen freuen lernen, und wenn etwa auch noch fernerhin nichtdeutsche Gesellschaften sich in unsern Kolonien ein Arbeitsfeld suchen sollten, solches mit Freuden begrüßen. Das entspricht durchaus den ganzen bis jetzt gewordenen geschichtlichen Verhältnissen in der evangelischen Mission, die schon so viel dazu beigetragen haben, die nationalen Schranken innerhalb der evangelischen Christenheit niederzulegen, die gegenseitigen Vorurteile aus der Welt zu schaffen oder doch zu mäßigen und so die Einheit der evangelischen Kirche zu fördern.

Wesentlich anders stellt sich die Sache mit Bezug auf solche Kolonien,

in denen noch gar keine oder doch offenbar noch nicht ausreichend evangelische Mission getrieben wird. Freilich, wenn irgendwo ein paar kleine Stämme oder Ortschaften bis jetzt noch nicht von einer der bestehenden Missionen erreicht worden sind, so giebt das noch keineswegs sofort einen zureichenden Grund ab für die Forderung, hier müsse alsbald eine deutsche Mission begonnen werden. Dergleichen Forderungen sind in den letzten Monaten mehrfach von Leuten erhoben worden, die von den schreienden Notständen der Heidenwelt im großen und ganzen gar keinen Begriff haben und deren Urteil durch die Befangenheit ihres Blickes auf irgend einen kleinen Landstrich, der nun eben gerade deutscher Kolonialbesitz geworden war, in der bedenklichsten Weise beeinflusst erscheint. Überhaupt gilt es bei dem schwierigen und verantwortungsvollen Unternehmen der Inangriffnahme einer neuen Mission, wo doch noch ganz andere Gesichtspunkte in Betracht kommen, und wo das einmal Begonnene hernach nicht etwa wie ein kaufmännisches Unternehmen wegen später sich herausstellender Schwierigkeiten, alsbald wieder abgebrochen werden kann, vor allen Dingen sich keiner Übereilung schuldig zu machen, alle Verhältnisse genau zu untersuchen, und alle Umstände reiflich zu erwägen, ehe man den entscheidenden Schritt thut und wirklich damit beginnt.

Aber selbst da, wo innerhalb einer deutschen Kolonie in der That ein großes, noch unbebautes Arbeitsfeld vorliegt, ist die Frage, ob nun gerade eine deutsche Missionsgesellschaft dort einzusetzen habe, noch durchaus nicht von vornherein entschieden, es könnte gar wohl sein, daß eine andre, nicht deutsche Gesellschaft, die auf benachbartem Gebiet arbeitet, und deren Missionare vielleicht schon die betreffende Sprache oder doch eine ihr nah verwandte erlernt haben, für mehr dazu berufen gelten müßte, doch gebe ich gern zu, daß das für uns kein Hindernis zu sein braucht, wenn man deutscherseits dort die Arbeit in die Hand zu nehmen entschlossen ist.

Drängt sich nun also uns deutschen evangelischen Christen, die wir durch den deutschen Kolonialbesitz unzweifelhaft einen mächtigen Antrieb empfangen haben, auf Ausdehnung unsrer Arbeit bedacht zu sein, die Erkenntnis auf, daß irgendwo in dieser oder jener unsrer Kolonien eine neue deutsche Mission gegründet werden muß, dann scheint es mir sehr wünschenswert, daß folgende drei Punkte dabei in acht genommen werden.

a) Man meine doch ja nicht, für solch eine neu zu unternehmende Missionsarbeit müsse sich auch sofort eine neue Missionsgesellschaft bilden. Unter uns deutschen Missionsleuten ist mit gutem Recht die Ansicht vorherrschend, daß wir in Deutschland reichlich genug Missionsgesellschaften haben, so daß eine weitere Teilung resp. Zersplitterung der vorhandenen

Kräfte keineswegs wünschenswert erscheint, vielmehr entschieden schädlich wirken muß. Überdies ist aber eine neue, eben erst gebildete Gesellschaft offenbar viel weniger dazu befähigt und imstande, solche schwierige Aufgabe, wie die Gründung einer neuen Missionsarbeit zu unternehmen, als eine ältere, die nicht nur schon den ganzen dazu erforderlichen Apparat besitzt, sondern, was noch wichtiger ist, auch einen Schatz von Erfahrungen und erprobten Männern. Freilich, wenn eine der älteren Gesellschaften ein solches neues Arbeitsgebiet übernehmen soll, so hat das zur Voraussetzung, daß ihr auch neue Mittel von den Missionsfreunden zufließen, da wie bekannt die Kräfte unsrer deutschen Gesellschaften von ihren gegenwärtigen Gebieten schon völlig in Anspruch genommen werden, was die finanziellen Mittel betrifft.

b) Es müßte so eingerichtet werden, daß jedesmal diejenige deutsche Gesellschaft, welche nach ihrer seitherigen Führung und durch die Lage und Beschaffenheit ihrer Arbeitsgebiete die nächst berufene zu sein scheint, das neue Arbeitsgebiet übernehme. Soll z. B. in Kamerun wirklich eine deutsche Mission begonnen werden, so wäre Basel oder Bremen wohl am ersten berufen, dort einzutreten.

c) Über die Frage, welche der bestehenden Gesellschaften in jedem einzelnen Falle die Arbeit übernehmen kann und will, suche man unter den betreffenden Vorständen zu einer Verständigung zu gelangen, was, wie ich denke, nicht allzuschwer sein wird.

Aus der Erfahrung der Missionsarbeit geschöpfte Wünsche und Ratschläge, wie die deutschen Kolonialverwaltungen die Eingeborenen zu behandeln haben.

Von Missionsinspektor Professor Plath in Berlin.

Deutsche Kolonialverwaltungen im neueren Sinne des Wortes giebt es erst seit so ganz kurzer Zeit, daß von ihren eigenen Erfahrungen bei der Lösung irgend einer der ihnen obliegenden Aufgaben, wie z. B. auch bei der Behandlung der in ihren Territorien ansässigen Eingeborenen nicht die Rede sein kann. Wir Deutsche waren bislang lediglich Kolonisten und noch nicht Kolonisatoren — es mangelte die Gelegenheit zu dem letzteren; nun wir es aber werden sollen, stehen wir vor den ersten Schritten auf einer neuen Bahn. Wie dieselben und die ihnen folgenden zu thun seien, darüber können sich die Beamten des Staates und der Kolonialgesell-

schaften kaum bei der Geschichte derjenigen kolonialen Versuche und Leistungen Rats erholen, welche in früheren, zum Teil weit entlegenen Jahrhunderten in der That als deutsche vorliegen, da entweder die Verhältnisse damals ganz anders gestaltet waren oder die Kolonisatoren von ehemals sich wesentlich von denen unterschieden, die heute an solches Wirken herantreten. Vielmehr sind dieselben an erster Stelle an das Studium desjenigen gewiesen, was auf diesem Gebiete von den andern modernen Kulturstaaten erlebt worden ist, bezüglich erlebt wird, es sei denn, daß sie darauf vertrauen, es werde ihnen in allen Zweigen des bezüglichen Handelns schon gelingen, auch wenn sie sich nicht von andern raten sondern lediglich durch die Bedürfnisse des Lebens und ihre persönlichen Überlegungen sich leiten lassen.

Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß es vornehmlich im Anfange ratsam ist, auch auf andere zu hören, die mit den gleichen Problemen seit längerer Zeit beschäftigt sind, ja nicht allein auf sie, nein, auch auf das, was Männer sagen, welche durch jahrelanges Verweilen in europäisch-amerikanischen Kolonien nicht allein Zeugen der mannigfachen Maßnahmen und Einrichtungen kolonialer Verwaltungen gewesen sind und noch sind, sondern in ihrer eigenen Lebensarbeit so viel Berührungen mit ihnen, ja nähere Beziehungen zu ihnen gehabt haben oder noch jetzt haben und weiter haben werden, daß man ihnen, wenn auch keine technische Einsicht in die verschiedenen Gebiete der Administration, so doch das Urteil des gesunden Menschenverstandes, welches von Dilettantismus weit ab liegt, wohl zutrauen darf. Insbesondere bei der Frage nach der Behandlung der Eingeborenen kolonialer Gebiete sind die Missionare die berufenen und wichtigsten Ratgeber aller, welche in irgendwelcher Weise mit dem Volke Verbindungen anknüpfen, dieselben pflegen und sie jahrelang erhalten wollen, was so auf der Hand liegt, daß es keines weiteren Beweises bedarf.

Aus ihren Erfahrungen wird sich demgemäß manches schöpfen lassen, was den Kolonialbeamten von hohem Nutzen sein kann, und nicht allein ihnen — o nein, es werde von vornherein ins Auge gefaßt, daß die hinter uns liegenden Zeiten die vielfachsten Kollisionen der Eingeborenen mit den Vertretern der Kolonialverwaltungen gesehen haben, Konflikte, welche voraussichtlich auch den deutschen Kolonisatoren nicht erspart bleiben werden, wie es denn zu einem der beklagenswertesten Art bereits an dem einen Punkte gekommen ist. Die Zahl derselben jedoch sowie ihre Schärfe kann durch eine besonnene Behandlung der Eingeborenen wesentlich moderiert werden. Und es wäre schon ein Gewinn von unmeßbarem Werte, wenn durch irgend einen Rat, der zu guter Stunde gegeben und heil-

samerweise befolgt wird, großes Unglück an irgend einer Stelle verhütet würde. Nicht als ob wir nur entfernt daran dächten, in dieser so überaus umfangreichen Angelegenheit auch nur annähernd erschöpfendes bieten zu können! Mehrere Jahrhunderte voll von solchen Erfahrungen sind schon vergangen, die verschiedensten Völker befinden sich an der gleichen Kulturarbeit in vielen Landen der Erde, die ganze große Reihe christlicher Konfessionen und Denominationen hat auf diesem Gebiete ihre Beobachtungen gemacht und in reichhaltigen Darlegungen mitgeteilt. Es wird also darauf ankommen, eklektisch zu verfahren und an den wichtigsten Hauptsachen die Principien zu erörtern, nach welchen verfahren werden sollte, wenn demjenigen Gehör geschenkt wird, was wir wünschen und raten.

Es liegt völlig außer unsrer Absicht, solche Erwägungen dialektisch auf das Ende hinzulenken, daß die Behandlung der Eingeborenen von seiten der deutschen Kolonialverwaltungen die Tendenz verfolgen solle, eine nichtchristliche Bevölkerung dem Hafen der christlichen Gemeinde zuzutreiben. So gewiß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche sich in dem der Kolonisation und der Mission abspiegelt, bezüglich in ihm gewissermaßen projiziert, so wünschenswert ist es, daß auf den zwei Gebieten die Grenzen und die verknüpfenden Bänder beider Gebilde richtig gefunden werden, und wie es nicht zu den Aufgaben des Staates gehört, seine Glieder zum Annehmen einer bestimmten, idealen Religion zu veranlassen, so verlangt auch niemand von den Männern, welche eine Kolonie zu regieren haben, daß sie geflissentlich darauf aus sein sollen, die Menschen, die in ihr wohnen, zur Annahme des Christentums direkt oder indirekt zu bewegen. Rechnen wir doch mit vollem Bewußtsein auch die schon christlich gewordenen Eingeborenen kolonialer Landgebiete zu den Objekten, denen gegenüber eine normale Behandlungsweise gefunden werden soll! Die Ziele einer jeden Kolonialverwaltung liegen auf andern Linien, die wir, um jedem Mißverstände vorzubeugen, jetzt klar anzudeuten versuchen, so zwar, daß wir kurz dasjenige nennen, was nach unsrer Überzeugung es sei, dem eine jede irgendwie verständige Kolonialverwaltung entgegenzustreben hat.

Zwei Strömungen sind dabei fortwährend zu beachten, die der materiellen und die der ideellen Interessen, soll heißen, in demselben Maße, in welchem es den Administratoren und Kolonisatoren gelingt, die Reichtümer einer Kolonie zu erschließen, zu heben und zu vermehren, sowie andererseits die auf einem niederen Grade, als das europäisch-amerikanische Kulturleben ihn zeigt, stehende koloniale Bevölkerung zu erziehen, im besseren zu stärken, zu versittlichen, so daß Mutterland und Töchterländer einander ähnlicher werden, in demselben Maße wird das Wirken der Kolonial-

verwaltungen von Erfolg gekrönt sein. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Fortschritte beider Bewegungen, der materiellen und der ideellen, Hand in Hand gehen, und daß eine reciprok auf die andre einwirkt. Die Bewertung des kolonialen Nationalvermögens im weitesten Sinne und die geistig-ethische Förderung der Kolonialbewohner — das werden demgemäß die Brennpunkte sein, zu denen die Bestrebungen der Beamten immer wieder zurückkehren und von denen sie auszugehen haben, und wenn dieser innere Zusammenhang von ihnen erkannt und in seiner Bedeutung gewürdigt ist, so ergiebt sich für sie die Notwendigkeit wie von selbst, die Frage nach der Behandlung der Eingeborenen nicht der Willkür zu überlassen sondern nach festen Normen zu regeln.

Werfen wir hierbei zuerst einen Blick auf die Subjekte der Kolonialverwaltung, so ist es von großer Wichtigkeit, daß die Persönlichkeiten, welche mit Amtsbefugnissen in die kolonialen Besitzungen ausgesandt oder an Ort und Stelle dazu ausersehen werden, amtliche Stellungen einzunehmen, weder mit einem sittlichen Makel noch mit einem geistigen Manko behaftet sind. Europa- und Amerikamüde Leute, Menschen, die an ihrer Ehre Schaden genommen haben, durch das Examen gefallene Ärzte, Lehrer und Juristen, verschuldete Militärs, im Vaterlande als zu ungeschickt befundene Glieder aller andern Berufsstände — sie alle können meiner wegen in den Kolonien ihr Glück versuchen und danach ringen, aus Abenteurern nützliche Bürger zu werden; aber zu Beamten, zu Trägern der amtlichen Gewalt, zu Repräsentanten der Verwaltung mache man sie ja nicht! Es wird durch solche Europäer und Amerikaner in der Regel mehr verdorben als genützt, und eine Kolonialverwaltung, welche durch derartige Kräfte geübt wird, sollte durch empfindliche Nachschläge, welche sie in der Sphäre der Verbindung mit den Eingeborenen erhält, bald genug auf den Fehler, welcher in der Anstellung solcher Elemente gemacht worden ist, hingewiesen sein.

Damit hängt auf das genaueste zusammen, daß die Kolonialverwaltungsbeamten der Verantwortlichkeit sich bewußt werden und bleiben, die sie durch ihr Leben, ihr persönliches, privates Leben, mitten unter den Eingeborenen übernehmen. An der Versittlichung eines Volkes mit arbeiten zu wollen und selbst in Unsittlichkeiten ertrunken dahingehen, ist ein Unding. Verschleierungen des jetzigen Thatbestandes nützen hier nichts: offenes Aussprechen, Wahrheit in Liebe, ist immer das wirksamste. Bekanntermaßen findet sich unter der europäisch-amerikanischen Bevölkerung kolonialer Gebiete der Trunk weit verbreitet und der sittliche Schaden, welcher das ernste Wort ignoriert: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.“

An dem Ruine, welcher durch den übermäßigen Genuß von Spirituosen hereingeführt wird, und an dem Entstehen der Mischlingsgeschlechter in den Kolonialländern sollten die Kolonialbeamten unbeteiligt sein, es sei denn, daß, was das zweite angeht, durch legitime Ehen diese Entwicklung in geordnete Bahnen gelenkt wird, was aber in den höheren Schichten der europäisch-amerikanischen Gesellschaft allermeist zu den socialen Unmöglichkeiten gehört. Es ist nicht auszusagen, wie das liederliche Leben von Kolonialbeamten die rechte Stellung derselben zu den Eingeborenen schädigt und die Behandlung der letzteren von seiten der ersteren veroberflächlichet oder gar vergiftet. Wäre es möglich — und wir halten es für möglich, wenngleich für sehr schwierig — daß durch irgend eine Form der Disciplin, durch gewisse Lebensordnungen und sociale Sitten, dann auch durch Erleichterung der Ehe für die Beamten, anderer Hilfen zu geschweigen, in diesen Verhältnissen idealere Grundlagen als bisher in dem Personalbestande der Kolonialverwaltungen geschaffen und gefestigt werden sollten, so wäre für die Stellung zu den Eingeborenen von vornherein viel gewonnen.

Damit ein geordnetes und verständiges Verkehren mit ihnen in Gang komme, ist es nötig, daß ein gegenseitiges Verstehen durch die Sprache hergestellt werde. In den ersten Zeiten wird man des Dolmetschers nicht entraten können, aber man suche diese Krücke sobald als möglich zur Seite zu stellen, weil aus Erfahrung feststeht, daß bei allen einschläglichen Verhandlungen, den ärztlichen, den juridischen, den allgemein verwaltungsmäßigen, von dem Lehren ganz zu geschweigen, solch ein Mittelsmann vielfach zum Hemmschuhe des Verständnisses wird und zweitens bei der bekannten Inkommensurabilität der Sprachgeister, nämlich des der Kolonialvölker einerseits und desjenigen der Eingeborenen der Kolonien andererseits, ein Mißverstehen oder Halbverstehen nicht zu den Seltenheiten gehört. In Ermangelung einer Weltsprache muß daher die Kolonialverwaltung die Alternative klar ins Auge fassen: entweder bemächtigen wir, die Glieder der ersteren, uns der Sprache der Eingeborenen, oder die Eingeborenen lernen die unsrige. Den zweiten Gedanken auszuführen ist ja mehrfach ernstlich versucht worden, es muß das aber in seiner Allgemeinheit als utopisch gelten: ein andres ist es, ob nicht von den durch die Kolonialverwaltung angestellten Eingeborenen verlangt werden darf, daß sie sich die Sprache der Kolonisatoren aneignen — davon alsbald! Vorab aber sei davor gewarnt, daß man in deutschen Kolonien ja nicht Anstalten treffe, die Eingeborenen vor allem deutsch sprechen, lesen und schreiben zu lehren. Im Gegenteil, das erste ist, daß allen Kolonialbeamten es als etwas Obli-

gatorisches, nicht Fakultatives, nein Obligatorisches feststehe, vom Betreten des Kolonialbodens an sich mit dem ernstesten und umfassendsten Studium der Sprache ihres Volkes zu beschäftigen. Auch sollen sie sich nicht daran genügen lassen, die Ausdrücke zum notdürftigsten Meinungsaustausche sich anzueignen — die „Fünzigvokabelmänner“ sind in dieser Beziehung von trauriger Berühmtheit — vielmehr sollten es sich deutsche Kolonialbeamte zur Ehre schätzen, auch auf dem Boden der Linguistik mit andern kolonisierenden Völkern in einen edlen Wettstreit zu treten und um die Palme zu ringen. Als praktische Maßregeln empfehlen sich hierbei Sprachexamina, welchen jüngere Beamte von Zeit zu Zeit sich unterziehen müssen, und Anregungen zu linguistisch-literarischen Produktionen, zu denen das Leben in den Kolonien Muße genug zu bieten pflegt.

Indessen werden auch die sprachgewandtesten deutschen Kolonialbeamten nicht imstande sein, allein den ganzen Umfang der in das Ressort ihrer Administration fallenden Geschäfte zu bewältigen, wenn dieselbe als eine stetig größer werdende immer neue Einrichtungen notwendig macht, vielmehr sehen sie sich gezwungen, aus den von ihnen regierten Eingeborenen die zu einzelnen Ämtern fähigsten heranzuziehen und mit den bezüglichlichen Obliegenheiten zu betrauen, dadurch denn auch das Volk gehoben und der Verkehr mit ihm erleichtert wird. Weder bei der Rechtsprechung noch bei den einzelnen Abteilungen der Verwaltung im engeren Sinne des Wortes, noch bei der Polizei, noch beim Gefängniswesen, weder bei der Herstellung und dem Gebrauche der Kommunikationsmittel und Wege, noch bei der Einrichtung und Leitung von Lazarethen, noch endlich bei dem Eröffnen und Fortführen von Schulanstalten verschiedenster Art kann alles durch Europäer oder Amerikaner gethan werden: an Menschen würde vielleicht kein Mangel sein, aber erfahrungsmäßig fehlen die Geldmittel dazu; auch würde das Klima bei der Ausrichtung dieses und jenes Amtes ein ernstes Wort mitsprechen. Hierbei geben wir nicht den Rat, zu solchen Ämtern vornehmlich Eingeborene zu wählen, welche entweder etwa schon durch Missionschulen, wo solche vorhanden, gegangen sind und dadurch eine gewisse Vorbildung erhalten haben, oder lediglich durch ihr Christentum den Herrschern des Landes näher stehen als ihre heidnischen oder mohammedanischen Landsleute — ich sage, das raten wir nicht, denn das macht sich einfach von selbst, und eine Kolonialverwaltung, die nicht nach dieser Seite hin gravitieren wollte, würde mit Blindheit geschlagen sein. Nein, was wir in dieser Beziehung hervorheben wollen, bezieht sich auf die sprachlichen Anforderungen, welche an solche Leute von derselben gestellt werden sollen.

Wo die kolonialen Verhältnisse sich noch in ihren Anfängen befinden, eine Zeit, welche nicht nach Jahren sondern nach Jahrzehnten zu rechnen ist, und alle Verhältnisse noch den Stempel der Primitivität und der Beschränktheit an sich tragen, wäre es ein Unding, es einrichten zu wollen, daß die eingeborenen Beamten sich die Sprache der Kolonisatoren aneigneten. Das Volk hat doch ein Anrecht darauf, daß ihm seine Sprache gelassen werde, und war es von den Häuptlingen und Königen, welche Hoheitsrechte abtraten, sicherlich nicht so gemeint, daß nun auch ein Verzicht auf die freie Handhabung des geistigen Verkehrsmittels geleistet sei. Vielmehr ist durchaus ratsam, daß von vornherein auch die in den Dienst der fremden Ankömmlinge tretenden Eingeborenen ihre Sprache behalten. Nur wird man es ihnen auflegen dürfen, daß sie dieselbe richtig sprechen und in ein gewisses tieferes Verständnis derselben sich einführen lassen, wozu durch die alsbald einzurichtenden Schulen Gelegenheit geboten werden muß. Werden indessen Kolonien älter, nehmen die Verhältnisse intensiv und extensiv solch einen Aufschwung, daß ein höheres und regeres geistiges Leben in vielen zu pulsieren beginnt, oder besteht die Kolonialbevölkerung aus fähigen Menschen, etwa gar aus einem alten Kulturvolke, dessen Literatur, dessen Bildung, dessen geistige Produktionskraft durch die nahen Berührungen mit einem fremden kolonialisatorisch auftretenden Volke neue Schwingen empfängt, so wird es sich schon, auch ohne Anwendung von Pressionen, so gestalten, daß die Sprache der Herrscher von vielen der Beherrschten verstanden, studiert, angeeignet und gesprochen wird. Von solchen Entwicklungen sind selbstverständlich die deutschen Kolonisationsanfänge noch völlig entfernt. Vorab also wird es für sie gewiesen sein, auch bei den eingeborenen Angestellten das Recht der Sprache zu achten und sich vor jedem gewaltsamen Eingreifen oder Verlezen sorgsam zu hüten.

Hiermit aber haben wir einen Grundsatz ausgesprochen, der nicht nur in diesem besondern Gebiete zur Anwendung kommt sondern von allgemeiner Geltung ist. Die Achtung bestehender Rechte, geflissentliches Meiden des Mißbrauches der höheren Bildung und der Macht, die in den Händen der Kolonialverwaltung ruht, gegenüber der Inferiorität der Eingebornen, das Üben „ritterlicher Ehrlichkeit“ — was die Engländer mit dem fast unübersetzbaren Worte fairness bezeichnen — das alles ist so selbstverständlich, wenn wir es hier im Vaterlande hinstellen, und doch in den Kolonien so sehr schwer fest zu halten, wie die Geschichte aller Kolonialverwaltungen vergangener Zeiten auf das deutlichste zeigt. Um so ernster müssen die neu beginnenden deutschen Kolonisatoren entschlossen sein, die als richtig anerkannten Grundsätze „punktliöser Redlichkeit“, des

Respektes vor den allgemeinen Menschenrechten, der Unparteilichkeit, des von allen Rückhaltsgedanken freien Zuteilens gleichen Rechtes an die Eingeborenen sowie an die zu ihnen gekommenen Fremden, des bewußten Schützens der eingeborenen Arbeiter gegenüber den Plantagenbesitzern und Verwaltern und ähnliches auf ihre Fahnen zu schreiben, das will besagen, solches alles nicht nur zu proklamieren sondern es in strenger Gewissenhaftigkeit und mit deutscher Treue auch in der Praxis des Lebens ausführen — das würde eine ideale Behandlung der Eingeborenen von seiten der Kolonialverwaltung zuwege bringen.

Es empfiehlt sich, nicht bei der Aufstellung dieser Abstraktionen stehen zu bleiben sondern an einigen konkreten Verhältnissen zu zeigen, wie wir uns die praktische Bewährung solcher Principien zu denken haben. Fast in allen Kolonien steht die sogenannte Landfrage als eine der größten Schwierigkeiten oben an. Ist das vorhandene Areal herrenloses Gut, über welches höchstens die Häuptlinge oder die Rajas oder sonstige Spitzen der ursprünglichen kolonialen Bevölkerung zu verfügen haben? Oder giebt es bestimmte Besitzrechte, nach welchen verschiedene Eingeborene ein Anrecht an dem von den Vätern überkommenen Erbe haben? In Neuseeland, so referierte unlängst der Sekretär der Aborigines Protection Society zu London, war alles Land bestimmter Gebiete von den Häuptlingen an die englische Regierung abgetreten, hinterdrein kommt es heraus und wird zu evidenter Gewißheit, daß nach dem dort giltigen Rechte die Abtretenden gar keine Befugnis zu diesem ihrem Handel hatten, sondern daß vielmehr verschiedene Eingeborene nachweislich ihr Anrecht an die einzelnen Teile geltend machen können. Bei Begründung von Kolonien und bei ihrer Vergrößerung, soweit beides durch das Schließen von Verträgen zuwege gebracht wird, ist demgemäß auf das genaueste zu erforschen, wie weit die Rechte derer gehen, mit denen man abschließt. Ebenso ist zu vermeiden, die Unkenntnis der Eingeborenen über den realen Wert dessen, was sie geben und dafür empfangen, zu ihrem Schaden zu benutzen, damit nicht das in dünne Riemen zerschnittene Ochsenfell, die kupfernen Kessel, mit denen Land eingetauscht wird, und die alten Gewehre, welche die gleiche Bestimmung haben, in der Welt sich perpetuieren. Und wie es eine Landfrage giebt, die sich zwischen den Kolonialverwaltungen und den Eingeborenen abspielt, so giebt es eine solche auch innerhalb der Verhältnisse der letzteren selbst, und die Kolonialverwaltung sieht sich in die Lage versetzt, durch Rechtsprechung, durch Vermessungen und Separationen, durch Neuordnungen legitimer Art — das alles auf umfassender Kenntnis und auf eingehendem Studium der betreffenden Dinge ruhend — unheilvolle Verwirrung in relativ leidliche Zustände zu verwandeln.

Der gleiche Wunsch hinsichtlich der Berücksichtigung des vorgefundenen Gewohnheitsrechtes wird auch allgemeiner für alles civilrechtliche und strafrechtliche Verfahren geäußert werden dürfen. Die Eingeborenen der Kolonien treten aber leider in beiden Sphären dem Vertreter der Kolonialgewalt nicht mit der hier vielleicht erträumten Harmlosigkeit und Aufrichtigkeit entgegen sondern starren von natürlicher Verschlagenheit, Verdunklungssucht, List und Lüge. Desgleichen herrscht unter ihnen und gegenüber den Kolonialbeamten wie bekannt keineswegs die Idylle, von der man einst fabelte, und der Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte aber durchaus nicht rachsüchtig war, ist ausgestorben. Da mag es für die Vertreter der Macht schwierig genug sein, ein verachtungsloses, unverbittertes Herz zu bewahren. Aber werden wir etwas anderes wünschen dürfen, als daß dieselben unbeirrt durch alle Falschheit und Mordlust, die sie umgiebt, stetig den Weg der Pflicht weiter verfolgen? Da aber ein wesentliches Moment der Erziehung die Zucht ist, so raten wir den deutschen Kolonialverwaltungen, daß sie von Anfang herein gegen die Ausbrüche des Blutdurstes derer, die sie umgeben, sowie gegen alle andern Verbrechen mit Ernst und Strenge vorgehen. So wenig die Missionare in ihrer amtlichen Thätigkeit an der Verurteilung eines Menschen teilhaben dürfen, so klar ist es ihnen, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst in die Hand gelegt bekommen hat, und daß es ein unverbrüchlicher Strafrechtsgrundsatz sei, unverbrüchlich, weil er dem Worte Gottes entnommen ist: „Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht.“ Es wäre ein sträfliches Spielen mit dem unschätzbaren Leben vieler, sowohl aus dem Kreise der Kolonialbeamten als der andern Europäer und Amerikaner als auch der Eingeborenen selbst, wenn in den Kolonien aus dem Strafrechtskodex die Todesstrafe ausgelassen werden sollte. Würde der Versuch gemacht werden, auch ohne dieselbe die Menschen zu regieren, so würde sich das bitter rächen. In derselben Richtung liegt, daß von seiten der die Kolonie umgebenden Völker und Volksstämme ein Versehen der Grenzen und ein Vergewaltigen der Kolonialbevölkerung durchaus nicht ungestraft gelassen werden darf. Durch jede falsche Nachsicht würde die Existenz der ganzen Kolonialgründung gefährdet sein, und so hart es klingen mag, wenn ich solches offen ausspreche, allein es ist nicht nur aus der Erfahrung der Missionsarbeit sondern auch aus der Kolonialgeschichte geschöpft, daß die weltliche Macht, welche sich nicht den Eingeborenen innerhalb und außerhalb der Kolonie gegenüber in Achtung zu setzen weiß, es schwerlich zu mehr als

zu einem ephemeren Dasein ihres Koloniallebens bringen kann. Leider ist es ja eine Konsequenz der großen Tragödie, daß solche Achtung auf die Furcht basiert werden muß, und daß das durchaus notwendige Prestige, welches auszuüben ist, allermeist nur durch vieles Blutvergießen aufrecht erhalten werden kann.

Es ist Selbstverstand, daß wir in allen solchen Konflikten nicht nur Wunsch und Rat äußern sondern bitten und ermahnen, daß doch jeder unnötigen Grausamkeit gesteuert und alles vermieden werde, was über das Maß und den Charakter der Strafe hinausgeht. Wiederum wissen die Missionare verschiedener Lande davon zu berichten, wie überaus schwer es sei, dem nachzukommen. Wo nicht etwa ein benachbarter heidnischer Stamm zur Exekution gegen einen rebellischen, welcher von der Kolonialregierung gezüchtigt werden soll, gedungen wird, da muß entweder die Militärmacht des Mutterlandes oder die in der Kolonie stationierte und derselben angepasste Garnison und Besatzung den Auftrag ausführen. Daß der Militarismus unsrer gegenwärtigen Großstaaten sich in den Kolonien mit allen Vorzügen und Schattenseiten neu erzeugt, ist nicht verwunderlich. Nur machen wir darauf aufmerksam, daß diejenigen Eingeborenen, welche von Haus aus zu den sogenannten passiven Rassen zählen, wenig geeignet zum Kriegshandwerk sind, und erst wenn das Christentum die Passivität der Naturen umgewandelt und es bewirkt hat, daß deutlich das Wachsen der Aktivität in den folgenden Generationen erkennbar ist, dann ist es möglich, aus den Bewohnern der Kolonien schlagfertige Heereskörper zu gewinnen. Die Verhältnisse erheischen es indessen, daß Einrichtungen getroffen werden, die den unsern unähnlich sind, daß also beispielsweise die meisten eingeborenen Soldaten verheiratet sind.

Allein trotz aller dieser Kautelen wird die Kolonialverwaltung immer mit den Ausschreitungen zu kämpfen haben, welche sich ihre Truppen und — fügen wir hier noch hinzu — ihre Polizei zu schulden kommen lassen. Bestechlichkeit auf der einen Seite und Grausamkeit auf der andern sind die stabilen sittlichen Schäden in diesem Gebiete des kolonialen Lebens. Die Veröffentlichungen der erwähnten Aborigines Protection Society, — ihr Name ist The Aborigines friend — bieten in ihren letzten Jahrgängen eine Fülle von hier einschläglichem Materiale, nämlich Berichte über Niedermetzungen und über sonstige blutige Affairen, bei denen unnützerweise viele Eingeborene um ihr Leben gekommen sind. „Vergeudung von Menschenleben“, das ist erfahrungsmäßig die eine große Schädigung, vor welcher die eingeborenen Bevölkerungen der Kolonialländer geschützt werden müssen. Den Kolonialverwaltungen muß selbst-

redend am Herzen liegen, die Nationen und Nationensplitter, welche unter ihren pflegenden Händen stehen, zu erhalten und nicht untergehen zu lassen. Gerade diese *salus rei publicae* muß ihnen die *summa lex* sein, und sie wird es denn auch sein, welche ihnen den richtigen Standort gegenüber den Religionen der Eingeborenen anweist.

Hier ist der Punkt, an welchem wir in eine Kritik des Artikel VI der Generalakte der Berliner Konferenz eintreten müssen, welcher in seinem Schlusssatz es ausspricht: „Die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte . . . soll keinerlei Beschränkung noch Hindernis unterliegen.“ Wenn dasjenige, was hier als für den Kongostaat gültig hingestellt wird, auch für die deutsche Kolonialverwaltung maßgebend werden sollte, so bedarf es nur eines einfachen Hinweises auf die das Menschenleben und die Menschengesundheit schädigenden Kulte verschiedener heidnischer Nationen, und es wird augenblicklich klar, daß dieser allgemeine Grundsatz sich Restriktionen wird gefallen lassen müssen. Nirgends auf der ganzen Erde darf eine rationelle Kolonialverwaltung die Augen gegen diejenigen Ausübungen der natürlichen Mordlust verschließen, welche mit dem religiösen Nimbus umhüllt worden sind. Die Hekatomben von Menschenopfern haben ihr Ende erreicht, wenn europäisch-amerikanische Kolonisatoren ein Volk in Pflege nehmen. Das Hinwerfen der neugeborenen Kinder, die Selbstaufopferungen, die am eigenen Leibe vollzogenen Verstümmelungen, der mit der Religion der Völker zusammenhängende Kannibalismus und anderes sind nirgends zu dulden, wo die Macht unsrer Staaten aufgerichtet wird. Und ich glaube nicht, daß man solche Beschränkung der freien Ausübung der Religion der Eingeborenen eine unerlaubte Beeinträchtigung wird nennen können: vielmehr entsteht hier einfach eine Kollision zwischen den unsittlichen Auswüchsen der wildgewachsenen Gemütsirrungen der Heiden und dem staatlichen Strafrechte der Herren des Landes, bei welcher es eine Wohlthat für die Beteiligten ist, daß solchen Greueln ein Ziel gesetzt wird.

Im übrigen erachten wir es in der That für das Gewiesene, wenn jede Kolonialverwaltung sich den Religionen der Eingeborenen gegenüber im wesentlichen neutral verhält und höchstens ihre Kulte, abgesehen von jenen Horrendis, polizeilich, ihre Tempelgüter und Priesteremolumente rechtlich schützt. Hoffentlich sind die Zeiten vorüber, in denen Zuneigungen und Abneigungen zu den jetzt von uns nur mit Verwunderung betrachteten Maßnahmen führten, also daß, um von jedem eines anzuführen, englische Kolonialbehörden die Militärmusik zur Verherrlichung heidnischer Feste zur Verfügung stellten, oder daß andererseits die alten Holländer

keinen Eingeborenen in ihren Kolonialverwaltungsdienst nahmen, der nicht die *Confessio Helvetica* unterschrieben hatte. Auch sei außer Frage, ob bei etwaigen Zusammenstößen mit dem Islam in der Zukunft eine Art von Konnivenz gegen denselben geübt werden dürfe! Solches würde nur schädlich wirken! Andererseits lasse man auch das Verkünden der christlichen Wahrheit an die Eingeborenen nur ruhig gewähren und wehre ihnen nicht, wenn sie Christen werden wollen! Ein paar Jahrzehnte solcher Entwicklung, und es wird schon klar sein, wem im geistigen Ringen zwischen den heidnischen Religionen der Eingebornen und dem Glauben der Missionare der Sieg verbleiben wird.

Den Sitten und Unsitten der Eingeborenen gegenüber werden die Kolonisatoren außer durch ihre persönliche Einwirkung, durch die neue geistige Strömung, die durch sie ins Land kommt, durch das Erzeugen einer neuen, stetig sich versittlichenden allgemeinen Meinung, vornehmlich durch Einrichtung von Schulen einen nachhaltigen Einfluß auszuüben imstande sein. Damit berühren wir die vielfach behandelte Frage nach der besten Organisation des Kolonialschulwesens und lassen in diesem Augenblicke alle andern Verwaltungen aus der Betrachtung, um lediglich auf die künftigen deutschen unsern Blick zu richten. Bei denselben würde es vor der Hand und wie wir glauben auf längere Zeit hin sich nur um Begründung von Elementarschulen handeln, da zum Aufrichten mittlerer und höherer Lehranstalten so bald noch kein Bedürfnis vorliegen würde. So sehr wir nun für unser deutsches Vaterland die konfessionelle Volksschule festzuhalten bestrebt sein müssen und in ihr ein Bollwerk gegen hereinbrechendes religiös-sittliches Verderben mit Recht zu sehen haben, so wenig werden wir vom Standorte der Mission aus irgendwie den Wunsch äußern und den Rat geben dürfen, daß nun alsbald in den Kolonien niedere Schulen streng nach dem Muster der unsrigen eingerichtet werden sollten. Obligatorischen christlichen Religionsunterricht an heidnische und mohammedanische Schüler und Schülerinnen geben zu lassen, halte ich nicht für eine Pflicht irgend einer Kolonialverwaltung unsrer Staaten. Vielmehr stehen wir hier an dem Punkte, wo sich in der Schulfrage die Aufgaben der Mission und der Kolonisation voneinander trennen. Möge die letztere, da die Missionsschulen außer ihrem ersten Zwecke, der Gemeinde und dem kirchlichen Aufbau zu dienen, auch die Verbreitung allgemeiner Bildung fördern, alle Sublevation angedeihen lassen, wie sie nur vermag — dies der Stand in den englischen Kolonien! Aber in den von der Kolonialverwaltung begründeten, fortgeführten und auch zu einem gewissen Aufbaue gebrachten Schulen wird es sich schwerlich machen lassen,

daß auch christlicher Religionsunterricht gegeben werde. Das sollten wir rückhaltslos anerkennen und viel mehr darauf vertrauen, daß der durch Lehrer, die bald vorwiegend Christen sein werden, gegebene Unterricht in den andern Vernsächern auch wohlthätig auf die Gemüther der Eingeborenen einwirken und sie gereinigteren Zuständen ihres socialen Lebens entgegenführen werde.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen und besorge bei einem Rückblicke auf dieselben weder des excessiv theologischen Denkens noch eines ungerechtfertigten Idealismus geziehen werden zu können, indem ich mir bewußt bin, den realen Verhältnissen entnommen zu haben, was von mir dargelegt worden ist, und auf einem allgemeinen Standorte zu stehen. „Behandlung der Eingeborenen“ von seiten der Kolonialbeamten — das ist, wie wir jetzt am Schlusse um so deutlicher erkennen, ein unererschöpflicher Gegenstand und voraussichtlich werden wir und noch mehr unsre Nachkommen in dieser Angelegenheit Erfahrungen machen, die sowohl den von uns jetzt kennen gelernten konform sein als auch neue Seiten und neue Erlebnisse in die Erscheinung treten lassen werden. Davon, daß also beispielsweise in dem englischen Kolonialleben viele Mißgriffe gemacht, Fehler verschuldet und Vergehen begangen worden sind, davon zeugt unter vielem andern auch die Existenz der seit 1837 zu London bestehenden, von mir mehrfach erwähnten Aborigines Protection Society, die allerdings wesentlich auf humanistischen Grundlagen ruht, zu deren Vorstehern aber Männer fast aus allen Missionsvorständen der großen englischen Missionsgesellschaften gehören. Im Jahre 1881 ist auch in Paris ein Verein mit der gleichen Tendenz und Aufgabe ins Leben getreten. Beide, der englische und der französische, sind laut redende Anklagen gegen die Kolonialverwaltungen, sowie gegen die europäisch-amerikanische Kolonialbevölkerung beider Reiche, bezüglich gegen einzelne Abteilungen derselben. Dürfen wir hoffen, daß eine deutsche Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen nie nötig sein wird? Oder sollen wir wünschen, daß eine solche alsbald oder bald entstehe, damit sie prophylaktisch wirke? Oder können wir auch diese ganze große Sache schließlich den hohen Händen befehlen, welche die ganze Welt regieren?

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

VI. Oceanien.

Die nur selten und unzusammenhängend veröffentlichten Berichte aus der Hermannsburg'schen Mission im Innern von Australien beweisen, daß es eine Wüste

sowohl im natürlichen, als im geistlichen Sinne des Wortes ist, in welcher die Missionare und Kolonisten leben. Dem ausgedörrten, mit Dornbüschen bestandenen Boden haben dieselben im Jahre 1883 durch Graben und Auszimmern tiefer Brunnen, aus denen das Wasser durch Windmotoren gehoben wird, Gartengemüse in reicher Menge zu entlocken gewußt, so daß sie von dem Überflusse den in der Nähe der Station am Fink-Flußbette lebenden Papuastamm versorgen konnten; im Jahre 1884 klagen sie aber schon darüber, daß die meisten Brunnen bald zu versiegen drohen. Seit 1879 hatte es nur einen einzigen reichlichen Regenguß gegeben, der den Fink für kurze Zeit zum Laufen brachte. Die Missionsarbeit unter den Heiden hat noch keine direkte Frucht gebracht; im Herbst 1883 — neuere statistische Angaben enthält das Hermannsburger Missionsblatt nicht — waren 60 Heiden in der Umgebung der Station; 20 Schüler besuchten den Unterricht in der neuerbauten Schule, wo sie in Gottes Wort, Singen, Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Geographie unterwiesen wurden; die größeren Schüler müssen sich auch durch Arbeiten auf der Station nützlich machen, welche zugleich eine Art Versorgungsanstalt für elf alte und gebrechliche Eingeborne ist. Die Papua zeigen sich leider, je mehr die Missionare ihre Sprache zu bemeistern suchen, um so verschlossener, wenngleich sie froh sind, an der Mission einen Schutz gegen feindliche Nachbarstämme zu haben. Da im Verlaufe des vorigen Jahres sich die Eingebornen mancherlei Ausschreitungen gegen die Squatter, welche mit ihren Viehherden längs der transkontinentalen Telegraphenlinie sich angesiedelt haben, zu schulden kommen ließen, so hat die Regierung von Südastralien eine Abteilung weißer und schwarzer Polizisten an Ort und Stelle entsandt, welche auch in der Nähe der Station Hermannsburg eine nach Ansicht der Missionare allzustrenge Justiz ausübten. Die Hoffnung auf Hebung der schlechten Verbindung des Innern mit der Küste und zugleich auf eine bessere Verwertung der Viehherden und Wollprodukte der Missionsreservation, ist unserer Ansicht nach eine trügerische, da die so stark verschuldete Kolonie Südastralien nicht die Mittel finden wird, die jetzt erst bis Farinatown — südlich vom Eyressee — reichende Eisenbahn bis zum Nordterritorium zu verlängern, um so weniger, als letzteres bisher nicht die erträumten Erfolge im tropischen Plantagenbau erzielt hat. (Hermannsburger M. Bl. 54 f., 124 f., 21, 100 f.)

Die Queensländer lutherische Synode gedenkt unter den Papua auf der Yorkhalbinsel und zwar entweder bei Kap Grenville — 40 Stunden südlich von R. York — oder zwischen diesem und Cooktown, eine Mission im Anschluß an Hermannsburg zu gründen. Der Premierminister Griffith hat dem Missionskomitee Aussicht auf eine Reservation von 10—15 □ Meilen (engl.) Größe gemacht. (ib. 90 f.) Im Sommer d. J. bereifte auch der Missionar der Brüdergemeinde, Hagenauer, die Queensländer Küste, um die Verhältnisse für eine etwaige spätere Missionsarbeit unter den dortigen Papua und Kulis zu sondieren. (Missionsblatt a. d. Brüdergemeine 206 f.)

Im Frühjahr 1885 hat sich der anglikanische Missionar Ullmann in Port Darwin, dem Hauptort des Nordterritoriums niedergelassen, um neben der kolonialen Seelsorge auch den chinesischen Kulis und den Papua seine Fürsorge zuzuwenden. (M. Field 158.)

Eine blühende Mission unter den Papua von Neusüdwaless ist unstreitig diejenige, welche Missionar Gribble zusammen mit seiner Frau in Warangesda am Südufer des Murrumbidgee seit 1880 ins Leben gerufen hat. Nach harten Anfechtungen von seiten verwahrloster Namenchristen, welche nun nicht mehr so ungestört wie

früher ihren Lüsten frönen konnten, sammelte der von einem unerschütterlichen Gottvertrauen erfüllte Mann ein Häuflein Schwarzer von nah und fern um sich, so daß sich jetzt ein förmliches Städtchen aus dem Boden erhoben hat, in welchem Kirche und Schule, Wohnhäuser für die verheirateten Papua, ein Mädchenasyl und ein Heim für junge Burschen, Handwerkschuppen und Lagerhäuser sich nebeneinander reihen. Die Regierung von Neusüdwaales hat die Missionschule zu einer öffentlichen gemacht und zahlt den Gehalt des Lehrers. Leider rafft die Lungenschwindsucht viele Eingeborne vorzeitig dahin; aber den Missionspflegebefohlenen ist ihr Sterben ein Heimgang zu dem Herrn. (ib. 218 f.)

Besonders rasch stirbt die schwarze Bevölkerung in der Kolonie Viktoria aus; den kümmerlichen Resten der Papua wird aber wenigstens ihr Lebensabend durch die Samariterthätigkeit der Brüdermissionare und durch die wirklich väterliche Fürsorge der Kolonialregierung licht gemacht. In Ramahyuk zählte die Missionsgemeinde nur noch 68 Seelen, darunter 26 Kinder, welche die Schule besuchten; die landwirtschaftliche Ausnutzung des Stationslandes wird von Jahr zu Jahr geringer, weil durch das Wegsterben der Schwarzen die Arbeitskräfte schwinden. Wie in Ramahyuk, so ist auch auf den andern Stationen Ebenezer und Condah-See die eingeborene Bevölkerung dankbar für die Unterweisung in Gottes Wort. Von Ebenezer kommt die Klage über große Wanderlust mancher Ehepaare, obgleich die Regierung durch Einzäunung des Stationslandes und Verbesserung der Grasländereien die Nahrungsquellen an Ort und Stelle zu mehren sucht. In Bezug auf die Stellung der Halbblutswarzen sind seit Anfang d. J. auf Bruder Hagenauer's verständige Vorschläge hin einige nicht unwichtige Änderungen eingetreten. Während diese gesunden und lebenskräftigen Leute bisher wie die aussterbenden Vollblutswarzen von der Regierung mit Lebensunterhalt ohne Gegenleistung versorgt worden waren, sollen von nun an alle gesunden Halbblütigen unter 35 Jahren sich nach Arbeit umsehen oder auf dem Lande selbständig niederlassen; im Bedürfnisfalle können sie noch 3 Jahre mit Lebensmitteln, 5 Jahre mit Kleidern und 7 Jahre lang mit wollenen Decken bedacht werden. Nach Ablauf jener 7 Jahre werden sie als freie Einwohner der Kolonie betrachtet. Alle an Vollblutswarzen bereits verheiratete halbblütige Frauen genießen auch in Zukunft die begünstigte Stellung ihrer Männer, während von jetzt ab jeder Vollblutspapua, wenn er eine gesunde Halbblutfrau unter 35 Jahren ehelicht, auch zu den Halbblütigen gerechnet wird. Die jetzt noch auf Stationen lebenden halbblütigen Knaben werden vom 13. Jahre ab zu Handwerkern in die Lehre oder zu Bauern und Ansiedlern in Dienst gegeben; ebenso werden die Mädchen als Mägde in anständigen Familien untergebracht. (M. Bl. d. Brüderg. 212 f., 236 f., 74 f., 106 f.)

Die größte Insel der Welt, Neuguinea, ist nun derartig zwischen die drei europäischen Mächte, die Niederlande, Deutschland und Großbritannien, verteilt, daß auf die ersten die Westhälfte der Insel bis zum 141° östl. L. (Gr.) im Umfange von 382 140 qkm, auf Deutschland der 181 650 qkm große nördliche Teil der Osthälfte und auf England deren südlicher Teil in der Größe von 221 570 qkm entfällt. Von dem niederländischen Anteile, in welchem die Utrechter Missionsgesellschaft arbeitet, wäre zunächst aus dem Jahre 1884 zu erwähnen, daß Missionar von Hasselt am 29. April v. J. die Freude hatte, auf seiner Station Mansinam, die nunmehr 32 Christen zählt, 5 Papua taufen zu können. Zugleich standen 5 Mädchen und 7 Knaben im Taufunterricht. Im Verlaufe desselben Jahres machte er auch auf Ansuchen der niederländischen Regierung an Bord des Dampfers „De Havik“ eine Expedition nach

dem Ambernossusse mit und leistete gute Dienste als Dolmetscher im Verkehre mit den Eingeborenen. Missionar Woelders hat treulich auf seinem schweren Posten in Andai ausgehalten und auf der kleinen Missionspresse einige Werkchen in der Nufurschen Sprache veröffentlicht. Ein neuer Missionsposten auf der Insel Rhoon wurde im April v. J. von den Missionaren Bink und van Balen besetzt, während Missionar Jenz die älteren Stationen Doreh und Monokwari versah. In Doreh lief voriges Jahr auch der englische Tourist Kettlewell mit seiner Lustyacht ein und spendete den Bemühungen der Utrechter Mission die wohlverdiente Anerkennung. (Verslag der Utrechtsche Zend. 1884, 3 f.) Für die Londoner Mission im südöstlichen Teile der Insel ist mit dem englischen Protektorat eine neue, bedeutsame Epoche angebrochen; zunächst hat das Aufhissen der englischen Flagge an den verschiedenen Küstenorten die gute Wirkung gehabt, daß man in England sowohl, als auch in den australischen Kolonien anfängt, die segensreiche Arbeit jener mutigen Glaubensboten mehr als bisher nach ihrer wahren Bedeutung zu würdigen; hat doch der britische Commodore Erskine, unter dessen Kommando das Protektorat ins Werk gesetzt wurde, es in Sydney vor dem Gouverneur von Neusüdwales und andern hochgestellten Personen unumwunden ausgesprochen, daß er im Hinblick auf den wohlthätigen Einfluß, den die Londoner Missionare in Neuguinea ausübten, nicht genug Worte des Lobes finden könne und daß ein jedes gekrönte Haupt stolz darauf sein würde, einen solchen Einfluß auf ein Volk zu besitzen. (Miss. Field 82 f.) Missionar Lames, welcher im Dezember 1884 nach Australien reiste, um einige Übersetzungsarbeiten durch die Presse zu führen, fand mit seinen Ansprachen und Mitteilungen aus der Neuguinea-Mission bei seinen Landsleuten eine begeisterte Aufnahme. (Chr. London M. S. 85 f.) Bisher ist die englische Regierung dem verständigen Rate der Missionare gefolgt und hat das Einwandern der australischen „Landhaie,“ welche durch sogenannte Käufe die Eingebornen bald um ihr Land bringen und Streit und Blutvergießen hervorrufen würden, streng verboten. Da das Klima der Südküste Neuguineas auch für die eingeborenen Missionsgehilfen von den Südseeinseln sich als sehr ungesund erweist, so ist das Bestreben der Londoner Missionare darauf gerichtet, dieselben allmählich durch solche junge Christen aus Neuguinea selbst zu ersetzen, wie sie in den Instituten auf der Murray-Insel und in Port Moresby für eine Wirksamkeit als Lehrer und Evangelisten erzogen werden. Aus dem erstgenannten Institute sind bereits 14 zumeist im Mündungsgebiete des Fly-Flusses thätige Gehilfen und aus letzterem 6 hervorgegangen. Die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft beabsichtigen übrigens baldmöglichst ein drittes Missionscentrum in der Nähe des Ostaps von Neuguinea zu schaffen und haben zu diesem Behufe zwei neue Missionare vor kurzem ausgesandt. Da die Londoner Mission in Neuguinea in diesem Jahrgange der Allg. Missionszeitschrift ausführlich behandelt worden ist, so sei im folgenden nur noch der zum Glück nicht langwährenden Unterbrechung der Missionsthätigkeit am Fly-Flusse gedacht. In der Nähe von Kivai, der Hauptmissionsstation im Mündungsgebiete jenes Flusses, hatten sich nämlich aus Anlaß einer jährlich wiederkehrenden religiösen Feier ungefähr 3000 Heiden zusammen gefunden, welche ihren Steingötzen die üblichen Wildschweinopfer — oder in Ermangelung solcher Tiere Menschenopfer — darzubringen gedachten. Mehrmals waren schon die jungen Leute aus dem Urwalde zurückgekehrt, ohne das ersehnte Wild erbeutet zu haben, und so wurde denn, da nur noch zwei Tage bis zum Feste waren, abends am Lagerfeuer die Frage lebhaft erörtert, ob man noch einmal auf die Eberjagd gehen oder nicht lieber ein paar Menschen aus einem feind-

lichen Dörfe rauben sollte. In diesem Dilemma machte der Häuptling, ein uralter und als großer Kriegsheld angesehener Mann, den Vorschlag, die Missionslehrer zu schlachten. Durch einen freundlich gesinnten Eingeborenen wurden letztere indes von dem ihnen drohenden Schicksale in Kenntniß gesetzt und vermochten sich mit ihren Angehörigen auf die Murray-Insel zu flüchten. Dem unerschrockenen Missionar Macfarlane ist es aber inzwischen gelungen, die Eingebornen am Ith-Flusse zu beruhigen und die Missionsgehilfen auf ihren früheren Stationen wieder einzuführen. (Chr. London M. S. 207. 341.) Wie opferwillig die jungen Christengemeinden auf Neuguinea sind, beweisen die Christen in Saibai und Mabuiag, welche sich nicht nur dauerhafte und geräumige Gotteshäuser gebaut, sondern außerdem noch 500 M. für kirchliche Zwecke aufgebracht hatten. (ibidem 342.)

Inzwischen hat nun auch Rom auf Neuguinea sein altes nobles Fuchtertunststück aufgeführt, nämlich dahin seine Boten mit der Sichel zu schicken, wo evangelische Missionare im Schweiße ihres Angesichtes den harten Heidenboden umgebrochen haben und sich nun des grünenden und heranreifenden Fruchtfeldes freuen. Wahrlich, für den Missionskenner könnte es keinen vollgiltigeren Beweis für die thatsächlichen Erfolge der Londoner Mission in Neuguinea geben, als den Umstand, daß Rom die Zeit für gekommen erachtet, sich dort einzunisten und im Trüben zu fischen. Schon die Art und Weise, wie diese katholische Neuguineamission den Gläubigen gegenüber motiviert wird, ist Roms würdig und ein Zeugniß seiner Wahrheitsliebe. Da schreibt (Missions Catholiques 1884, S. 474) P. Chevalier, der Superior der Missionsgesellschaft U. L. Frau vom heiligen Herzen von Ifoudun, unterm 24. Sept. vorigen Jahres, wie folgt: „Der heilige Vater, welcher vernahm, daß England sich Neuguineas und der benachbarten Inseln zu Kolonisationszwecken bemächtigt hat, läßt uns durch S. E. den Cardinal Simeoni bitten, alsbald neue Missionare auszusenden, bevor der Protestantismus von diesen Gegenden offiziell Besitz ergreift. Der Posten, welchen wir der Weisung des heiligen Stuhles zufolge besetzen sollen, heißt Port Moresby.“ Das also ist die römische Quittung über die elfjährige mühselige und gefahrvolle Missionsthätigkeit, welche die Londoner Glaubensboten hauptsächlich von Port Moresby aus auf dem Festlande von Neuguinea getrieben haben. Schon im Herbst 1884 reisten zwei Patres und ein Laienbruder jener Kongregation aus Neubritannien, wo sie sich mit wenig Erfolg in das Wesleyanische Missionsfeld einzudrängen versucht hatten, nach Thursday Island in der Torresstraße, wo sie an der katholischen Frau des Gouverneurs Chester und an dort verkehrenden tagalischen Perlfischern aus Manila einen Anhalt fanden. (Miss. Cath. 1885, S. 111.) Hier suchte auch Missionar Macfarlane in einer Zusammenkunft mit den katholischen Missionaren dieselben dazu zu bewegen, daß sie sich nicht auf oder neben evangelischen Missionsstationen, sondern in den noch unberührten heidnischen Theilen der großen Insel niederlassen möchten. Daß er natürlich für seinen wohlgemeinten, echt evangelischen Vorschlag taube Ohren finden würde, war ja nach dem oben angeführten päpstlichen Erlasse nicht anders zu erwarten. Alle Erwartung übersteigt aber die gemeine Art und Weise, mit der die katholischen Missionare jene Zusammenkunft mit Macfarlane ausbeuten, um mit dem Gifte der Verleumdung die Ehre der Londoner in treuer Arbeit erprobten Glaubensboten zu besudeln. Es schreibt nämlich der Pater Verius — schade, daß der Mann nicht Verus, „der Wahrhaftige“ heißt! — unterm 22. April 1885 von Thursday Island aus: „Missionar Macfarlane hat dem Pater Navarre bei

Gelegenheit eines Besuches eingestanden, daß es nicht seine Absicht sei, die Eingeborenen zu bekehren; er hielt dies für ein Ding der Unmöglichkeit; aber er thut alles fürs Geld und ist höchlichst erstaunt, daß wir mit andern Ansichten kommen. Er giebt indes zu, daß, wenn das Gute möglich sei, wir allein es zu vollbringen vermögen und daß er uns nicht widerstehen können wird. Um alles zu arrangieren (und der Pater Navarre glaubt, daß es für den Augenblick so am besten ist), ist er mit ihm dahin übereingekommen, daß wir dahin gehen sollen, wo er nicht bereits ist. Eine Ausnahme machen wir mit Port Moresby, wo wir einen Stützpunkt haben müssen. . . . Diese Missionare scheinen gewissen Kapitänen einen großen Eifer für das Wohl der Schwarzen an den Tag zu legen. Im Grunde genommen gestehen sie selbst ein, daß sie niemanden bekehren. Alles, was sie thun, besteht darin, die Wilden zu kleiden, sie Lesen, Schreiben und das Aufzeigen der fünf Erdteile auf der Karte zu lehren. Auch bringen sie ihnen Vieher bei. Alles das will nicht viel sagen, und wir würden gern mit denselben die Übereinkunft treffen, ihnen diese Art von Thätigkeit zu überlassen, vorausgesetzt daß sie uns die Seelenpflege zuweisen. Aber eine solche Verständigung ist nicht möglich. Andererseits sehen diese Herren sehr wohl, daß sie sich der Wahrheit gegenüber nicht halten können.“ (Miss. Cath. 1885, S. 350 f.) Derselbe Pater Verius, der dieses schreibt, ist am 1. Juli d. J. mit zwei Laienbrüdern auf der dem Festlande Neuguinea unmittelbar vorgelagerten Insel Nule gelandet und hat eine Station an der zu Ehren des Papstes „Port Leon“ genannten Südbucht gegründet. Die Nule Insel liegt in unmittelbarer Nähe der Londoner Missionsstationen Delena und Maiba. Der Papst hat sich auf diese Nachricht von der glücklichen Landung des Pater Verius hin auf einem großen Globus die Lage der Nule Insel zeigen lassen und das Zeichen des Kreuzes über diese Lokalität gemacht. Wir werden wohl bald von den bösen Früchten hören, die aus dem von den Katholiken reichlich ausgestreuten Zwietrachtssamen auf dem Missionsacker Neuguinea erwachsen. Der Herr wolle allen bösen Rat und Willen, der das Kommen seines Reiches hindert, zunichte machen!

Im Kaiser Wilhelm-Lande, dem deutschen Anteile Neuguineas, haben die Papua bisher noch nicht die Stimme eines Glaubensboten vernommen. Vielleicht, daß Missionar Hagenauer von Queensland aus, falls sich ihm Gelegenheit zur Überfahrt durch ein deutsches Kriegsschiff bot, im vergangenen Sommer unsere Kolonie besucht hat; es würde sicherlich mit dankbarer Freude begrüßt, wenn die Brüdergemeine, deren Arbeit in Viktoria ja bald mit dem Aussterben der dortigen Papua zu Ende geht, im Kaiser Wilhelm-Lande dem Evangelium unter unsern heidnischen Schutzbefohlenen Botendienste leisten wollte. Die Erfahrungen des russischen Barons Miklucho Maklay während seines mehrjährigen Aufenthaltes an der Astrolabe-Bai und die Verlautbarungen über Dr. Finschs letzte Küstenschiffahrt lassen hoffen, daß die Mission hier einen weniger harten Boden als im englischen und holländischen Teile der Insel finden würde. Sehr erfreulich ist ein Erlaß des Reichskanzlers vom Juni d. J., wonach in Deutsch-Oceanien der Spirituosen- und Waffenverkauf an die Eingeborenen verboten ist.

Im Bismarck-Archipel und zwar in Neubritannien, Neuirland und auf den Herzog York-Inseln arbeitet die Wesleyanische Mission in Segen weiter. Was an Ansätzen christlicher Kultur in jenem Archipel vorhanden ist, haben wir Missionar Brown und seinen beiden Gefährten Rooney und Danks, sowie deren eingeborenen Helfern zu verdanken. Die deutschen Missionsgesellschaften werden sich daher hüten,

einen von Dr. E. Jung im „Globus“ (1885, S. 298) zunächst an die Adresse der Rheinischen Mission gerichteten Rat zu befolgen, wonach jenes „englische Muckertum“ recht bald aus dem Bismarckarchipel zu verdrängen sei. Leider sind uns noch nicht die neusten Jahresberichte der „Australasian Wesleyan Methodist Missionary Society“ zugegangen, so daß sich die Missionsfreunde mit den veralteten Daten vom Anfange des Jahres 1881 begnügen müssen. Damals waren auf der Herzog York Insel 2 europäische Missionare, 1 eingeborener Katechist und 6 Lehrer stationiert; auf Neubritannien wirkten im Bezirke Rabatadai 1 europäischer und 1 eingeborener Missionar, sowie 4 Lehrer, in Kinikunan 1 Katechist und 3 Lehrer, in Matupi 1 Katechist und 4 Lehrer. Auf Neuirland waren 2 Bezirke, nämlich Kalil mit 4 und Topaia mit 3 Lehrern besetzt. Es gab damals 20 Kirchen und ebensoviel Predigtplätze im Archipel; die 29 Schulen wurden von 514 Kindern besucht. Während die Abendmahlsgemeinde 106 Glieder zählte, hielten sich überhaupt 2390 Eingeborene zur Wesleyanischen Mission. Seit mehreren Jahren hatte sich auch eine katholische Mission von derselben Kongregation, wie sie jetzt Neuguinea in Angriff nimmt, in Neubritannien und zwar auf der Nordküste der Gazellenhalbinsel, selbstverständlich in den bereits von Wesleyanischen Missionsgehilfen besetzten Teilen, niedergelassen. Weil aber in Neuguinea leichtere Erfolge winkten, so ist der größere Teil der katholischen Missionare im Herbst 1884 von Neubritannien abgereist, so daß gegenwärtig nur noch 2 Missionare die Stationen Blawollo und Malaguna versehen. (Miss. Cath. 1883, S. 422 f. 1884, S. 169.)

Die Maoribevölkerung von Neuseeland, welche nach der letzten Volkszählung (von 1882) 44 097 Seelen ausmacht, hat neuerdings durch den Besuch des sogenannten Königs Tamhiao, des Oberhauptes der Hauhaupartei, in England und durch Kerry Nicolls Werk „The King Country“ wieder etwas mehr die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Die weitaus größte Zahl der Maorichristen, nämlich 31 865, stehen unter der Pflege der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft, welche auf der Nordinsel, wo fast alle Maori wohnen, einen besonderen Mission Board eingesetzt und demselben die Leitung der Neuseelandmission übertragen hat. Was die im „King Country“ lebende Hauhaupartei anlangt, welche sich bisher schroff von den übrigen Maorichristen abgesondert hielt, so scheint mit der Rückkehr ihres „Königs“ von seiner Europareise eine Wendung zum Besseren eintreten zu wollen. Die freundliche Art und Weise, wie er und sein Volk den Archidiaconus Clarke und die eingeborenen Missionsgehilfen auf seinem Gebiete bewillkommnete, berechtigt zu der Hoffnung, daß die nun zwanzig Jahre andauernde Secession ein Ende nehmen wird. Was ein anderes Sektenhaupt unter den Maori, Te Whiti, anlangt, so ist dessen Stern im Erbleichen. Auf einer großen Maoriversammlung, welche im November 1884 zu Parihaka stattfand, forderte Titotowaru, ein alter Kriegsheld, öffentlich Te Whiti und dessen Busenfreund Tohu auf, dem lange harrenden Volke nunmehr bestimmt zu sagen, wann die von ihnen vorhergesagten wunderbaren Ereignisse stattfinden würden. Und als die beiden stillschwiegen, wandte sich der alte Krieger zum Volke und sprach: „Wir haben uns alle von diesen beiden betrügen lassen. Folgt mir und ich will euch zum Frieden und zum guten Einvernehmen mit den Europäern verhelfen. Die Tage der Erbitterung sind vorüber. Laßt uns nun gehen und uns mit den Europäern verbrüdern.“ Die sogenannten Anhänger des Te Roti unterscheiden sich wenig von den Missionschristen. Sie feiern den Sabbath statt des Sonntages, gebrauchen aber im übrigen das Neue Testament und das kirchliche

Gebet in ihren Gotteshäusern. Die Mäßigkeitsbewegung, welche von den Hermannsburger Missionaren im Anfange in ihrer Bedeutung unterschätzt wurde, zieht ihre Kreise im Maorivolk immer weiter und stiftet großen Segen. So schreibt Missionar Grace: „Man liest in den „Whanganui Polizeinachrichten“ gewöhnlich, daß Woche für Woche 2 oder 3 Europäer wegen Trunkenheit und Ruhestörung mit Geldstrafen belegt oder eingesperrt werden, während mir nur ein Fall während des letzten Jahres bekannt geworden ist, wo ein Maori wegen des gleichen Vergehens vor Gericht citiert wurde.“ Drei Mormonenmissionare haben die Leichtgläubigkeit der Maori benutzt, um ein kleines Häufchen Anhänger zu sammeln. Es sind das mit wenig Ausnahmen solche Maori, die dem Christentum gleichgültig oder feindselig gegenüberstanden, oder Kranke und Krüppel, welchen die Mormonen etwas über ihre wunderbaren Heilkräfte vorgeschwindelt haben. Wie leichtgläubig die Maori sind, davon ist die schwärmerische Bewegung unter den Eingeborenen an der Hokianga Bai im März d. J. ein deutlicher Beweis. Ein halbverrücktes Maorimädchen gab sich dort für eine Prophetin und unmittelbare Vorläuferin des Messias aus. Sie verkündigte, daß das tausendjährige Reich bald anbrechen würde; auf den Bergen von Hokianga würden sich viele tausende verstorbener Maori versammeln, welche durch einen vom Himmel herabfließenden Strom weiß gewaschen werden sollten, daß sie aussähen wie die „Pakehas“ (Europäer). Da der Messias noch im März erscheinen sollte, so befahl die Prophetin ihren nach hunderten zählenden Anhängern, Häuser, Felder, Vieh und sonstige Habe zu verkaufen; je ärmer sie im März würden, um so reicher würden sie nachher im April werden. Viele thaten nach der Anweisung der Prophetin, und mancher Europäer machte sich die Gelegenheit zu billigem Einkaufe zu nuge. (Globus 1885, S. 16. C. M. Intelligencer 667 f. Annual Report 1885, S. 206 f.)

Der neueste Jahresbericht der Melanesischen Mission, welche unter Bischof Selwyns Leitung ihre Thätigkeit von der Norfolk-Insel aus auf die Salomon-, Santa Cruz-Inseln und den nördlichen Teil der Neuhebridengruppe erstreckt, bringt so manches, was das Herz des Missionsfreundes zur Dankbarkeit stimmen muß. Die eingeborenen Lehrer und Katechisten haben sich sämtlich als treue Gehilfen in der Missionsarbeit an ihren Landsleuten erwiesen und die stattliche Zahl der Kinder, welche dem Bischof bei seiner jährlichen Rundreise auf den einzelnen Inseln zur Prüfung vorgeführt wurden, zeugte davon, wie die sonst so verrufene Bevölkerung Melanesiens die Segnungen des Christentums zu schätzen weiß. Auf der Insel Isabel hat der Tod des über das Südende gebietenden alten Häuptlings ein Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums aus dem Wege geräumt. Der alte Mann, welcher persönlich gegen die Missionare freundlich gewesen war, hatte eine abergläubische Furcht vor der christlichen Predigt und hielt durch seinen großen Einfluß auch andere im Banne des Heidentums. Und doch zeigte sich auf seinem Sterbebette, daß der Einfluß der Mission nicht spurlos an ihm vorübergegangen war; denn er sprach zu seinem Nachfolger: „Löte niemanden zur Feier meines Todes. Laß keine Frucht bäume umhauen oder Häuser niederbrennen. Laß auch die Leute nicht auf Kopffjagden ausziehen. Alles das ist nun vorbei.“ Seine Mahnung wird befolgt, indem nur eine Frau von einem Trauernden niedergeschlagen wurde.

Auf Florida zog es die heidnische Bevölkerung eines Dorfes vor, ihren Streitfall dem Bischof zur Entscheidung vorzulegen, anstatt nach alter Sitte einen blutigen Kampf auszusechten.

Auf der Insel Mota waren 5 Schulen im Gange, welche von 127 Kindern

besucht wurden. Das große Ereignis des Jahres war der Wiederaufbau der vor drei Jahren von einem Wirbelsturm zerstörten Kirche. Das von den Eingeborenen sehr solid hergestellte Gotteshaus macht ihrem Eifer und ihrer Opferwilligkeit Ehre.

In Santa Cruz, wo ein Laienmissionar Namens Rane und der begabte melanesische Geistliche Mano Wadrokai thätig sind, ist der Einfluß des Christentums bereits derart, daß Bischof Selwyn es wagen konnte, wenige Schritte von der Stelle, wo am 20. September 1871 sein Vorgänger, Bischof Patteson, sein Leben unter Mörderhänden aushauchte, ein von den Schwestern des Märtyrers gestiftetes Kreuz aufzurichten. Die Eingeborenen waren ihm dabei behilflich und legten großen Wert darauf, daß das Kreuz von den vorüberfahrenden Schiffen gesehen würde.

In der Neuhebridengruppe ist besonders auf Leper's Insel erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen. In Tavolavola wird Schule und Kirche fleißig von Männern und Frauen zugleich besucht. Es ist dies ein großer Sieg über alte heidnische Sitten; denn sonst waren beide Geschlechter so voneinander gesondert, daß nicht einmal ein Bruder mit seiner Schwester sprechen durfte. Die Frauen sind glücklich, daß ihre sociale Stellung sich nach den verschiedensten Seiten hin durch den Einfluß des Christentums gebessert hat.

Die Missionspresse auf der Norfolk-Insel, wo übrigens im November 1884 der 86jährige Nobbs, das ehrwürdige Haupt der Pittfairner Gemeinde, entschlafen ist, ist sehr in Anspruch genommen worden, da zwei Evangelien in der Floridasprache und ein Lesebuch in der Baurosprache fertig gestellt wurden. Das Neue Testament in der Motasprache, der lingua franca Melanesiens, ist im vorigen Jahre in England gedruckt worden und wird jetzt bereits über die Inseln verbreitet sein. Die Zahl der melanesischen ordinierten Missionare ist auf 7 im letzten Jahre gestiegen. (Auckland Church Gazette 1885, Net 100 f.)

In Neu-Kaledonien, besonders in der Hauptstadt Numea und deren Umgebung, hat der Missionar der Ausbreitungsgesellschaft trotz seiner durch das Tropenklima geschwächten Gesundheit seine Thätigkeit fortgesetzt und besonders den Kranken und Gefangenen das Evangelium nahe gebracht. (Annual Report 1884, S. 80.) Die beiden eingebornen Missionare, welche von den jungen Christengemeinden der Loyalty Insel Uvea nach Neu-Kaledonien gesandt worden waren, wurden durch die französischen Behörden von der Insel fortgejagt. Nur unter der Bedingung, in französischer Sprache oder unter Vermittlung eines französisch redenden Dolmetschers zu unterrichten, würden sie die Erlaubnis zur Wiederaufnahme ihrer Missionsthätigkeit erhalten.

Für die Loyalty-Inseln, vornehmlich für Mare, sind schwere Zeiten hereingebrochen, seitdem der französische Chauvinismus die Franzöisierung der Eingebornen mit Dampfkraft betreibt und in dem Einflusse der Londoner Glaubensboten auf die von ihnen bekehrten Loyalty Inselaner ein Hindernis seiner Bestrebungen wittert. Ganz besonders hat sich der Unwille der Kolonialbehörden von Numea auf den Missionar Jones in Mare konzentriert, welcher dort seit 1864 ansässig ist und als geistlicher Berater des Volkes in hohem Ansehen steht. Der erste Schachzug, den der Gouverneur von Neu-Kaledonien gegen den verhassten Gegner ausführte, bestand darin, daß er einem französischen Geistlichen evangelischer Konfession Namens Cru — wahrscheinlich ist es ein Militärgeistlicher — die Leitung des ganzen Kirchenwesens auf Mare übertrug. Am 6. Mai 1884 citierte dann der auf einem Kriegsschiff in Mare angelangte Kolonialdirektor des Innern den Missionar Jones vor sich und

eröffnete ihm, daß die eingebornen Katechisten fortan unter Crus Leitung ständen, ferner daß nach Ablauf einer viermonatlichen Frist nur diejenigen Missionschulen noch fortbestehen dürften, in welchen aller Unterricht in französischer Sprache erteilt würde. Als es sich herausstellte, daß die Missionslehrer keine Lust hatten an den religionslosen Schulen Unterricht zu erteilen, wurden sie auf alle mögliche Weise gemäßigelt. Ein eingeborner Pfarrer wurde samt seinem Gehilfen, weil sie Sonntagschule gehalten hatten, ins Gefängnis geworfen. Die Wandtafeln mit dem Alphabet, an welchen die Kleinen das Lesen ihrer Muttersprache erlernen sollten, wurden zertrümmert und von den französischen Soldaten auf Befehl ihres Lieutenants verbrannt. Nach reiflicher Erwägung löste Jones das Band, welches die evangelische Bevölkerung Mares an die Londoner Mission knüpfte, und veranlaßte die dortigen Christen zur Bildung einer Freikirche, während er selbst als Privatmann auf der Insel verblieb und mit seinem guten Räte den Evangelischen zur Seite stand. Rührend ist dabei die Opferwilligkeit, mit der die Eingeborenen trotz der äußeren Trennung immer noch zu der Generalkasse der Londoner Mission beisteuern. (Chron. London M. S. 237 f.)

Auf der Nachbarinsel Uvea ist der Konflikt noch nicht so weit gediehen; aber auch hier ist die Lage der Evangelischen gedrückt genug; haben dieselben doch noch immer nicht die Erlaubnis zum Neubau der Kirche in Vakat erlangen können, welche vor mehreren Jahren von Katholiken niedergebrannt wurde. Die Brandstifter haben nur eine nominelle Strafe erhalten. (Annual Report 1885, S. 157 f.) Die Missionsdirektion in London sähe es unter solchen Umständen am liebsten, wenn die Pariser evangelische Missionsgesellschaft die Loyalty-Gruppe als Missionsfeld übernehme; leider hat sich letztere mit Rücksicht auf ihre beschränkten Mittel genötigt gesehen, einen darauf hinielenden Vorschlag abzulehnen. Daß von der französischen Kolonialregierung auch in Zukunft nicht viel Gutes für die evangelischen Loyalty Inselaner zu erwarten ist, geht aus folgender Meldung hervor, welche die angesehenere Pariser Wochenschrift „Gazette Géographique“ vom 29. Oktober 1885 bringt: „Wir haben vor einigen Wochen von einem gewissen Pfarrer Jones, einem auf Mare wohnenden evangelischen Geistlichen im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft, gesprochen, dessen Beruf es anscheinend ist, die Eingebornen zum Protestantismus zu bekehren, während im geheimen seine Thätigkeit darin besteht, die englische Sprache zu lehren und diesen primitiven Volksstämmen die Liebe zu allem, was nur irgendwie mit England in Beziehung steht, einzuimpfen. Heute ist kein Zweifel mehr in Bezug auf letzteres möglich. Die Vertreter der französischen Regierung begegnen auf jener Insel einer solchen Böswilligkeit und einem solchen Widerstande, daß es von Wichtigkeit ist, diesen gegenwärtigen Stand der Dinge sofort aufhören zu sehen. Der Abisdampfer Bruat ist soeben an Ort und Stelle abgegangen.“

Die Neuhebriden-Gruppe stand und steht noch in Gefahr eine Beute französischer Kolonialpolitik zu werden. Da in Neu-Kaledonien ohne fortwährende Zufuhr von Neuhebrider Arbeitern der Plantagenbau nicht vorwärts geht — am 1. Januar 1884 ergab die Zählung die Anwesenheit von 1990 Neuhebridern in Neu-Kaledonien —, so liegt es für die Franzosen nahe genug, das alte Satyrspiel, das einst bei den Loyalty-Inseln so gute Dienste gethan, auch auf die Neuhebriden auszudehnen und zu behaupten, daß dieser Archipel seiner Lage nach — von Numea bis zur nächsten Neuhebriden-Insel Tanna beträgt die Entfernung ca 500 km! — ein Anhängsel Neu-Kaledoniens bilde und demgemäß unter französische Botmäßigkeit falle. Obgleich

von früher her ein Vertrag zwischen England und Frankreich noch zu Recht besteht, daß keine von den beiden Mächten die Neuhebriden besetzen dürfe, so haben doch die Verlautbarungen des englischen Unterstaatssekretärs Meade (s. Deutsches Weißbuch, Südsee II, S. 32), deutlich genug gezeigt, daß England an und für sich kein Bedenken getragen hätte, jene Inselgruppe Frankreich zu überlassen. Um ihren Bestrebungen mehr Nachdruck zu geben, haben die Franzosen unter einem gewissen Higginson die sogenannte „Compagnie calédonienne des Nouvelles-Hébrides“ ins Leben gerufen, welche Landantäufse auf den Neuhebriden macht und die dortigen Häuptlinge mit Hochdruck bearbeitet, daß sie sich unter französisches Protektorat stellen. Natürlich ist dabei wieder die evangelische Mission, die ihre Schützlinge vor Ausbeutung zu bewahren sucht, den Franzosen ein Dorn im Auge.

In Futuna, wo sich Dr. Gunn niedergelassen hat, ist die Bevölkerung innerhalb der letzten 10 Jahre von 859 Seelen auf 460 herabgesunken; während des Jahres 1884 kamen nur 10 Geburten, dagegen 22 Sterbefälle vor. Von der ärztlichen Kunst Dr. Gunns machen die Eingeborenen nur wenig Gebrauch; lieber greifen sie nach dem Messer, um nach ihrer Meinung durch tüchtige Einschnitte in den Körper den Schmerz herauszulassen. Eine offene Opposition der Heiden gegen das Evangelium findet nicht mehr statt, und es halten sich zum Gottesdienst regelmäßig einige 70 Zuhörer, während die Sonntagschule 14—16 Teilnehmer zählt. Von den jungen Christen halten noch manche an gewissen heidnischen Speiseverboten während der Pflanzzeit fest. Zweimal wäre in der letzten Zeit auch beinahe Krieg wegen Frauenraub ausgebrochen. (Free C. R. 144. 109.)

In Ambrym ist die dort so nötige Missionsthätigkeit leider wieder ins Stocken geraten, weil sich der Missionar infolge zerrütteter Gesundheit genötigt gesehen hat, im August vorigen Jahres die Insel zu verlassen.

Auf Tromanga teilt sich die Gesamtbevölkerung von ca. 2500 Seelen in 1500 Heiden, 540 Christen und ca. 500 nominelle Christen. Während der Abwesenheit ihres Missionars haben die 34 eingebornen Lehrer regelmäßigen Gottesdienst gehalten. Mit den reichen Kollekten in natura — Arrowroot — haben die jungen Christen die in 1000 Exemplaren für sie gedruckte Apostelgeschichte und 1500 Exemplare eines Katechismus bezahlt. (Canada Presb. R. 32.)

Von der Insel Api berichtet Missionar Frazer mancherlei Ermutigendes. Unter den Frauen ist das Schamgefühl wach geworden, so daß sie jetzt mehr auf eine züchtige Kleidung geben. Als der Missionar auf einige Wochen zur Synode gereist war, beraubten die Bewohner von vier Küstendörfern Leute aus dem Innern bei ihrer Landung, sie gaben jedoch auf die Ermahnung des Missionars hin alles, mit Ausnahme der bereits verzehrten Schwarzen, an die Eigentümer zurück. (Free C. R. 362.)

Auf Tongoa hat Missionar Michelsen bereits fünf Kirchen erbauen können; Sonntagsgottesdienst wird fast in jedem Dorfe gehalten. Um die Kosten einer „Evangelien-Straße“ von 9 Meilen zu bestreiten, auf welcher der Missionar mit seinem importierten Pony die einzelnen Ansiedlungen schneller erreichen kann, haben die Eingeborenen 1200 Pfd. Arrowroot zusammengebracht. Michelsen hat noch weitere 14 Meilen Straße projektiert, um die ganze Insel zu erschließen. Während des vorigen Jahres hatte er übrigens die Freude 11 Erwachsene taufen zu können. Leider wirkt die rege Auswanderung nach Queensland störend auf die Evangelisationsarbeit ein; so sind jetzt beispielsweise auf den Zuckerplantagen jener Kolonie 60 Tongoaner,

die bei Michelsen das Lesen gelernt haben. Im Jahre 1884 kehrten 13 Eingeborene, darunter einige alte Schüler Michelsens aus Queensland wieder auf ihre Heimatinsel zurück. Einer davon, welcher bei Michelsen nur ein paar Monate Unterricht genossen hatte, hatte in Queensland weiter gelernt, dann andere unterrichtet und auf der Herreise Gottesdienst an Bord des Arbeiterschiffes gehalten. (Canada Presb. R. 18.)

Die Nachrichten, welche Missionar Milne von der Insel Nguna sendet, sind höchst erfreulicher Natur. Während es ihm in den ersten neun Jahren seines dortigen Aufenthaltes nur möglich war sechs Erwachsene und ein Kind zu taufen, hatte er in den Jahren 1883 und 1884 die große Freude 67 Erwachsene und 24 Kinder durch die Taufe in die christliche Kirche aufnehmen zu können. Unter den Täuflingen des Jahres 1883 waren zwei Häuptlinge, von denen der angesehenste als Heide zehn Frauen gehabt hatte; er behielt von diesen nur eine als seine rechtmäßige Frau, welche nebst einer Tochter, zwei Söhnen und deren Frauen zugleich mit ihm getauft wurde. Die Zahl der eingeborenen Lehrer ist von drei auf zwölf gestiegen; außerdem hatte Milne 13 Älteste und 6 Diakonen zur Seite. Die Apostelgeschichte ist in den Dialekt der Eingeborenen übersetzt und bald wird das Lukasevangelium ebenfalls den jungen Christen zugänglich sein. Die Thätigkeit des Missionars, die früher schon die benachbarten Inseln Pele und Matafo umfaßte, erstreckt sich neuerdings auch über Emae, Mafure und Mau. Auf Pele ist die ganze heidnische Dorfschaft Sake durch einen eingeborenen Lehrer für das Evangelium gewonnen worden. Die Kosten einer auf Nguna erbauten Kirche haben die Insulaner dadurch gedeckt, daß sie von der erbauten Arrowroot 1260 £ nach Dunedin (Neuseeland) zum Verkauf sandten. (Canada Pr. R. 201, Free Ch. M. R. 362.)

Auf der Insel Esat beträgt die Zahl derer, die Gottes Wort willig hören, 390, so daß nur noch ca. 100 Heiden übrig sind; zur Abendmahlsgemeinde gehören 90 Esatesen. Der Missionar Mackenzie ist in den letzten Jahren redlich bemüht gewesen, die Eingeborenen gegen die Machinationen der oben erwähnten französischen Neuhebridenkompanie zu schützen. Als die Vertreter dieser Handelsgesellschaft während der Abwesenheit des Missionars die bereits von den Missionaren früher erworbene kleine Insel Iririki zu besetzen gedroht und zwangsweise als „Kaufpreis“ den eingeschüchterten Eingeborenen 60 M. in Geld und außerdem Tabak und Dynamit (!) aufgedrängt hatten, rief Mackenzie die Vermittlung des britischen Commodore an, der den Franzosen ihr Danaergeschenk, mit Ausnahme des bereits in Rauch aufgegangenen Tabaks, wieder sandte. Als ein gewisser Kronstedt in Erator, dem Wohnsitz des Missionars, mit den Franzosen in Unterhandlung trat, um denselben einen größeren Grundbesitz käuflich zu überlassen, wandte Mackenzie die drohende Gefahr dadurch ab, daß er auf seine eigene Rechnung und Gefahr das Land für die Eingeborenen erstand. In dem großen, früher unzugänglichen heidnischen Dorfe Tila versammeln sich jetzt ungefähr 30 Katechumenen in der von ihnen erbauten Rohrkirche, und ein Bergstamm ist an die Küste herabgezogen, um die Predigt des Evangeliums besser hören zu können. Vortreffliche Dienste leistet dem Missionar bei seinen Wanderungen eine Katechistenschule. Auf der kleinen Insel Mali wurden zwei Lehrer mit dem Tode bedroht. Des Kontrastes wegen sei noch erwähnt, daß, während die Eratoresen sich mit gewaltigem Eifer an der Aufrichtung eines neuen Missionshauses beteiligten und aus freiem Antriebe den Heiden im Dorfe Imtang Baumwollenzug sandten, um ihre Blöße zu decken — dasselbe thaten die Christen von Pango an den Bewohnern von Tila —, eine Anzahl eingeborener Patienten, welchen von

Madenzie und seiner Frau Arznei, kräftige Kost und längere Pflege zu teil geworden war, sich höchst empört darüber aussprachen, daß sie keine Bezahlung für ihren Kur-aufenthalt vom Missionar erhielten (Canada P. R. 75, 21, 101 f.)

Auf Aneityum geht die Bevölkerung leider physisch und numerisch stark zurück, so daß z. B. von 1883 auf 1884 die Bevölkerung der Südhälfte der Insel von 1050 Seelen auf 950 gesunken ist. Auf 47 Geburten kamen 99 Sterbefälle, zudem wanderten 40 junge Männer nach Queensland und Hawaii aus. Infolge der Anregung Missionar Annands verkaufen die Eingeborenen jetzt Kopra an die Händler und unterhalten vier Walfischboote. Ein sehr schöner Zug in dem Leben der dortigen Christen ist die Opferwilligkeit, mit der sie aus dem Erlös des Arrowrootbaues die Mission unterstützen. Im Distrikt Aname konnte daher Missionar Lawrie eine schöne neue Kirche am 21. November 1884 einweihen, ohne daß er dazu einen Pfennig von der Muttergesellschaft gebraucht hatte. In diesem Jahre sollte von der Arrowrootkollekte — die im Durchschnitt 4000 £ beträgt — auch die Judenmission in Palästina bedacht werden (Canada P. R. 18, 46, 329, Free Ch. M. R. 363, 108.)

Um in wenig Zahlen die Summe der christlichen Missionsthätigkeit auf den Neuhebriden zu ziehen, so stehen in der Pflege von 13 ordinierten Missionaren und 115 Nationalgehilfen 1400 Christen — darunter 800 Abendmahlsgenossen — und 8000 Katechumenen. Der Geldeswert der Missionsbeiträge von seiten der eingeborenen Christen bezifferte sich im Jahre 1884 auf 10000 M. Die Zahl der noch zu bekehrenden Heiden auf der Inselgruppe wird auf ca. 70000 geschätzt. Da der „Dayspring“, eine dreimastrige Brigantine, auf seinen halbjährigen Reisen den Missionsverkehr nicht mehr bewältigen kann, so soll ein Dampfer an seine Stelle treten, welcher dann im Jahre viermal die Fahrt zwischen Sydney und den Neuhebriden machen könnte.

Für die Missionskirche auf den Witi Inseln ist der Oktober 1885 ein Jubiläumsmonat gewesen; denn 50 Jahre zuvor, am 11. Oktober, landeten die ersten Wesleyanischen Missionare auf der Insel Lakemba, um dann zwei Tage danach den ersten Gottesdienst zu halten. Als Jubiläumsgeschenk ist von England eine Bilderbibel in 4000 Exemplaren nach dem Archipel gesandt worden, welche von Missionar Calvert, unter wesentlicher Beihilfe von seiten der Londoner Traktatgesellschaft, besorgt worden war. Die beste Jubiläumsgabe ist für die Missionare der blühende Stand ihrer Missionsgemeinden, die das Heidentum auf den Inseln absorbiert haben. Auch hier predigen die Zahlen des letzten Jahresberichtes der Australasian Conference, demzufolge die Wesleyaner im Archipel 1236 Kirchen und Predigtlokale, 11 Missionare, 55 eingeborene Pastoren, 40 Katechisten, 1058 Lehrer, 1785 Laienprediger, 26839 Abendmahlsgenossen, 4659 Probeglieder und 42651 Sonntagsschüler haben. Als ein Zeugnis der wunderbaren Umwandlung, welche die 50 Jahre treuer Missionsarbeit mit sich gebracht haben, sei hier noch erwähnt, daß auf der kleinen Insel Bau ein Opferstein, an welchem in den heidnischen Tagen den Schlachtopfern der Kopf zerschmettert wurde, unter Zustimmung der Häuptlinge kürzlich von den Missionaren in die dortige Kirche gebracht ist, wo er nun als Taufstein dient. (Miss. Herald 327). Die „Ausbreitungsgesellschaft“, die bekanntlich ihren Schwestergesellschaften gegenüber nicht gerade gentlemanlike verfährt, hat dies in der letzten Zeit wieder bewiesen, indem sie durch ihren Missionar Floyd, welcher der anglikanischen Kolonialbeamten und Pflanze wegen die letzten 14 Jahre im Witi Archipel thätig war, in England für die Aufrichtung eines Bischofstuhles auf den Witi Inseln agi-

tieren läßt. Obgleich ein hochkirchlicher Missionsfreund 200 000 M. zur Fundierung des neuen Bischoffsitzes angeboten hat, so hat doch bis jetzt die Gesellschaft ihren Willen nicht durchsetzen können. Hoffentlich bleibt die Wesleyaner Missionskirche mit diesem Jubiläumsgeschenke verschont. (Ann. R. Prop. S. 80.)

Die evangelische Kirche auf dem Tonga-Archipel, welche in den letzten vier Jahren ein Glied der Wesleyanischen Neusüdwaless-Konferenz bildete, hat sich in diesem Jahre rücksichtlich der Verfassung in zwei Teile gespalten. König Georg hatte nämlich im Jahre 1884 die alle drei Jahre zusammentretende Australasiatische Generalkonferenz der Wesleyaner gebeten, sein Inselreich an die Neuseeland-Provinzialkonferenz als Distrikt zu überweisen, und bildete nun in diesem Jahre, als sein Vorschlag zurückgewiesen wurde, auf Anraten seines Ministers und früheren Missionars Baker eine Tonganische Nationalkirche, welcher sich die meisten Evangelischen auf den Inseln — nämlich 11 000 Christen, 5000 Abendmahlsgenossen, 12 eingeborene Pastoren, 800 Laienprediger, 600 Sonntagsschullehrer und 700 Klassenvorsteher — angeschlossen haben. Viele der prächtigen Kirchen, welche der Wesleyanischen Konferenz gehören, stehen leer, während die Anhänger der Nationalkirche ihre Gottesdienste unter den weitragenden Ästen des Banianenbaumes halten. Der die Minorität und die Interessen der Wesleyanischen Konferenz vertretende Missionar Moulton spricht sich sehr bitter über die Sezession aus und behauptet, daß viele Tonganer nur um der von der Regierung ausgeübten PreSSION willen der Nationalkirche beigetreten wären. Hoffentlich lernen beide Teile in Frieden miteinander zu leben, wenn sich die hochgehenden Bogen der ersten Erregung gelegt haben. (Independent 781, Gospel in all Lands 441 f.)

Auf der Samoa-Gruppe verlief das vorige Jahr ausnahmsweise einmal ohne Bürgerkrieg und politische Umwälzungen; es war dies indes weniger das Verdienst der Eingeborenen, als eine Folge der Furcht, welche die in den dortigen Gewässern kreuzenden deutschen und englischen Kriegsschiffe um sich verbreiteten. In diesem Jahre wandert Petition um Petition an das auswärtige Amt in London und zur Abwechslung auch an die Kolonialregierung von Neuseeland, wonach der britische Löwe die Gefälligkeit haben soll, seine Pranken auf das Inselreich zu legen. Die englischen Missionare erklären ausdrücklich, daß sie dieser Bewegung fern stehen und sich jeder Einmischung enthalten. Sie thun wohl daran.

Auf Upolu ist in dem großen Malua Institut, welches jetzt 101 Zöglinge hat, die Ausbildung der eingeborenen Geistlichkeit mit gutem Erfolg fortgeführt worden; freilich haben die beiden dirigierenden Missionare öfters die Erfahrung gemacht, daß gerade die reichbegabtesten Zöglinge, welche während ihres Kurses die Hauptpreise davontrugen, es später in ihrem Wirkungskreise an der rechten Treue und Ausdauer haben fehlen lassen. Um die Hauptstadt Apia herum sind eine Anzahl neuer Kirchen erbaut und alte verfallene Gotteshäuser gründlich wieder hergestellt worden.

Auf Savaii, über welche Insel 1883 ein gewaltiger Orkan dahinfegte, machten sich die Folgen dessen in pekuniärer Beziehung während des vorigen Jahres recht empfindlich geltend; nunmehr scheint aber der Notstand ganz überwunden zu sein; denn Missionar Davies berichtet voller Freude, daß er in einem Dorfe von 240 Seelen die Summe von 760 M. als Missionsopfer erhielt. (London M. S. Annual R. 152 f. Chronicle 281.)

Von Niue kommen Klagen über den Zurückgang des geistlichen Lebens innerhalb der Gemeinden; auch die Arbeiterausfuhr hat viele Nachteile im Gefolge; 10 Prozent

der Bevölkerung, nämlich 503 Männer und junge Burschen, hatten im vorigen Jahre sich nach den Guanoinfeln überführen lassen. Sie werden dort gut behandelt und reichlich bezahlt; kommen sie dann aber wieder heim, so zeigen sich die üblen Folgen des „labour trade“. Anstatt nämlich, wie früher, fleißig Baumwolle zu bauen, warten die jungen auf der Insel zurückgebliebenen Männer in träumerischem Nichtsthun ruhig auf die Rückkehr ihrer ausgewanderten Genossen, um deren Verdienst als gute Beute unter sich zu verteilen. Die Häuptlinge aber, anstatt die Geseze zu verbessern und deren Befolgung zu überwachen, suchen möglichst viel junge Leute als Arbeiter nach auswärts zu verdingen, um danach den Hauptanteil an der Beute einzuheimsen. Auch auf die Schulen übt der Arbeiterhandel einen schädigenden Einfluß, da die Knaben in dem Alter, wo sie anfangen größere Fortschritte zu machen, lieber an Bord der Arbeiterschiffe gehen, um ihr Glück in der Fremde zu versuchen. (London M. S. Annual R. 151.)

Auf den Hervey-Inseln, besonders in Karotonga, suchen französische Emissäre Stimmung für einen baldigen Anschluß an Tahiti zu machen. Während auf der einen Seite bei den Eingeborenen die Kenntnis der heiligen Schrift gewachsen und der Hausgottesdienst in den meisten Familien Regel ist, müssen die Missionare doch andrerseits über zunehmenden Luxus und wachsende Branntweineinfuhr klagen. (ibid. 148 f.)

Die Evangelischen auf den Gesellschaftsinseln haben sich auch im vergangenen Jahre wieder als fröhliche Geber erwiesen; brachte doch die Missionskollekte von den drei Inseln Rajatea, Tahaa und Borabora, welche zusammen etwa 3400 Einwohner zählen, die Summe von 11760 M. ein. In Rajatea ist ein der Mission bisher als Diakon gute Dienste leistender junger Mann zum König erwählt worden. In dem schlecht regierten Huahine wäre es bald zum Bürgerkrieg gekommen, wenn nicht der Missionar beschwichtigend gewirkt hätte. (ibid. 147.)

Durch ein Dekret des Präsidenten der französischen Republik ist die Verfassung der evangelischen Kirche Tahitis und Moreas nun endgültig geordnet und damit den willkürlichen Eingriffen der rasch wechselnden Gouverneure ein Ziel gesetzt. An der Spitze der obersten kirchlichen Vertretung, des „Conseil Supérieur“, steht der neuerdings mit dem Orden der Ehrenlegion dekorierte Missionar Biénot, welchem zugleich das gesamte Schulwesen der Inseln unterstellt ist. Dank den in den letzten Jahren von der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft ausgesandten Lehrkräften liegt die Erziehung der Jugend, für welche die französische Kolonialregierung zur Zeit wirklich eine väterliche Fürsorge an den Tag legt, zumeist in den Händen der Evangelischen. Die neue Ausgabe der Bibelübersetzung hat einen reißenden Absatz gefunden. (Journal Miss. Evang. 60, 364. London M. S. Ann. R. 145 f.)

Die letzte Volkszählung auf den Sandwich-Inseln — vom 26. Dezember 1884 — bestätigt leider wiederum die schon früher gemachte Wahrnehmung, daß die eingeborene Bevölkerung im Dahinschwinden begriffen ist; es wurden im ganzen noch 40114 Hawaier gezählt, 4074 weniger, als sechs Jahre zuvor die Zählung ergab. Dagegen hat innerhalb dieses Zeitraumes die eingewanderte Bevölkerung einen Zuwachs von 22593 Seelen erfahren, so daß sie ausgangs 1884 die Höhe von 40564 Seelen erreichte, also die Hawaier numerisch überflügelt hatte. Unter der fremden Bevölkerung waren auch 17944 Chinesen, darunter nur 871 Frauen. Überhaupt ist das Verhältnis der Geschlechter auf den Hawaiischen Inseln ein sehr ungleiches, insofern auf 51539 Männer nur 29039 Frauen kommen. (Gazette Géogr.

272.) In diesem Jahre sind zu jenem Völkermosaik noch 2000 Japaner hinzugekommen. Die Sandwich-Inseln sind jetzt das große Zuckeremporium für die Vereinigten Staaten geworden und die Einwanderer finden meist Arbeit auf den Zuckerplantagen. Bekanntlich sind auch deutsche Arbeiter von dem Bremer Hause Hackfeld zur Auswanderung nach den Inseln bewogen worden; wir freuen uns zu hören, daß der deutsche Pfarrer Richter auf der Insel Kauai mit Erfolg für die geistlichen Bedürfnisse unserer Landsleute sorgt. Der auf den Sandwich-Inseln herrschende Schulzwang wird neuerdings leider durch die zunehmende Kinderbeschäftigung in den Plantagen vielfach illusorisch. (Honolulu Friend 1885, 9.) Die hawaiische evangelische Kirche entfaltet eine rühmenswerte Thätigkeit sowohl unter den Einheimischen, als auch unter den eingewanderten Chinesen, Japanern und Gilbert-Inulanern; leider hat sie in den letzten Jahren durch den Tod manchen der „Väter der Mission“ verloren, wie Coan, Damon, Alexander und Lyman. Auch der Tod der Adligen Pauahi Bishop und der Königin-Witwe Emma ließ fühlbare Lücken zurück, besonders für die anglikanische Missionsgemeinde. Die chinesische Missionsarbeit hat der Sohn des verstorbenen Damon in die Hand genommen; er leitet die Thätigkeit von fünf chinesischen Evangelisten und zwei Lehrern; darunter ist auch ein Christ aus der Baseler China Mission, welcher meist unter seinen Landsleuten auf der Nordseite der Insel Hawaii arbeitet. Es ist ein schöner Zug von Anhänglichkeit, daß diese früheren Baseler Missionspflinglinge von ihrem Verdienste die Mission in ihrer alten Heimat unterstützen. Unter den Japanern wirkt die hawaiische Kirche durch einen miteingewanderten Katechisten Aoki; auch ist in Honolulu eine Abendsschule für dieselben ins Leben gerufen worden. (Ann. R. Hawaiian Ev. Ass. 1885, 14 f.)

Auf den Marquesa-Inseln sind noch drei hawaiische Missionare in Thätigkeit, welche in Folge der seltenen Verbindung mit Honolulu Anschluß an die französischen evangelischen Missionare auf Tahiti suchen. (ibid. 19 f.)

Da Mikronesien der „Karolinenfrage“ halber im Vordergrunde des Tagesinteresses steht, so lassen wir diesmal etwas ausführlichere Nachrichten über die dortige von der „Hawaiian Evangelical Association“ und dem Bostoner „American Board C. F. M.“ betriebenen Mission folgen. Als ein bedeutungsvolles Vorkommnis wäre zunächst zu erwähnen, daß der Missionsdampfer „Morgenstern“ durch ein gleichnamiges Dampfschiff ersetzt worden ist. Am 21. Juni 1883 hatte der „Morgenstern“ — das dritte Missionssegelschiff dieses Namens — vom Hafen Honolulu aus zum 13. Male seine Rundreise durch die Inselgruppen Mikronesiens angetreten; glücklich hatte das Schiff fast alle Missionsstationen besucht und wollte eben auf der Heimfahrt am 22. Februar 1884 in die Lagune von Rusaie einlaufen, als es bei inzwischen eingetretener Windstille von einer heftigen Strömung auf das Korallenriff geworfen wurde. Zum Glück ging kein Menschenleben verloren; der an Bord befindliche Missionar Rand konnte sich nebst seiner Frau und der Schiffsbemannung ans Land retten, und auch die Missionsgüter wurden nur wenig beschädigt. Nachdem die Schiffbrüchigen sechs Wochen lang vergeblich nach einer Fahrgelegenheit ausgesehen hatten, entschloß sich Missionar Rand zusammen mit Kapitän Garland und zwei Begleitern auf dem mit einem provisorischen Verdeck versehenen Langboote des „Morgenstern“ die 150 Stunden weite Fahrt von Rusaie nach Ponape zu wagen. Dank dem Herrn waren Wind und Wellen der kühnen Schar günstig. Ohne eine Ahnung von dem Untergange des „Morgenstern“ zu haben, hatte die Bostoner Gesellschaft inzwischen anfangs 1884

ein mit Dampfkraft ausgerüstetes größeres Schiff, welches den alten „Morgenstern“ ersetzen sollte, in Arbeit gegeben, so daß es wenige Tage nach dem Eintreffen der Unglücksnachricht vom Stapel gelassen werden konnte. Die Mittel zum Bau des 130 Fuß langen und 30 Fuß breiten Schiffes haben die Sonntagschüler in den Vereinigten Staaten und auf den Sandwich-Inseln fast ganz allein aufgebracht. Für die hawaiische Kirche war es natürlich ein rechter Freudentag, als der neue „Morgenstern“ am 15. März 1885 — nach 130tägiger glücklicher Fahrt von Boston aus — in den Hafen von Honolulu einlief. In den Missionskreisen Honolulu hatte man übrigens im Sommer 1884, als der „Morgenstern“ nicht wieder aus Mikronesien zurückkam und ein Unglück wahrscheinlich wurde, zwei Privatschuner gemietet, um die verschiedenen Missionsposten zu besuchen und die nötige Hilfe zu bringen. Wir begleiten den Schuner „Jennie Walker“, an Bord dessen Missionar Logan mit Weib und Kind und die Missionslehrerin Palmer sich befanden, auf seiner Rundreise, um uns so am bequemsten über den Stand der mikronesischen Mission zu unterrichten. Die Fahrt mit dem kleinen überladenen Schiffe, welches, wie eine Arche Noah, auch noch eine größere Zahl Haustiere an Bord hatte, nahm bei den ungünstigen Meeresströmungen und Gegenwinden 30 Tage bis Dschaluit, einer Insel des Marshall Archipels, in Anspruch. Hier fanden die Missionsgeschwister die junge Christengemeinde mit dem Umbau ihres Gotteshauses beschäftigt und freuten sich über einige bemerkbare Fortschritte im geistlichen Leben der Dschaluitern. Die Mission dort bei der Anwesenheit zahlreicher Händler — darunter meist deutsche — keinen leichten Stand hat. Was die andern Inseln der Marshallgruppe anlangt, so hat das Evangelium die meisten Fortschritte auf Ebbon gemacht, wo unter den zahlreichen Täuflingen auch drei Häuptlinge in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Die dortige Christengemeinde sorgt nicht nur für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse, sondern fördert auch freigebig das Missionswerk auf den Nachbarinseln. In Malwonlap hat sich eine Christengemeinde von zwölf Seelen gebildet, und auch auf der Insel Milinglaplap ist eine Missionsstation eröffnet worden. Trotzdem auf Wille der Bürgerkrieg wütete, so hat doch selbst hier die Missionsthätigkeit nicht geruht. Einen besonderen Verneiser zeigen die Bewohner der Insel Ramerik, auf welcher bereits eine ihre Bedürfnisse selbst bestreitende Christengemeinde gesammelt ist. Von Bedeutung für den Fortgang der Mission auf den Marshallinseln ist die Nachricht, daß gegenwärtig das Neue Testament in der Marshall-Sprache von dem Missionsarzt Pease, der sich zur Erholung in den Vereinigten Staaten aufhält, durch die Presse geführt wird.

Von Dschaluit setzte die „Jennie Walker“ mit den Missionsgeschwistern an Bord, ihre Fahrt nach Rusaie fort, wo sich zwei Missionsseminare in blühendem Zustande befinden. Das eine für die Mission auf der Marshallgruppe bestimmte Seminar, in welchem zur Zeit der Ankunft des Schoners 20 Zöglinge unter Leitung des oben genannten Missionsarztes Pease unterrichtet wurden, wird gegenwärtig während der Urlaubsreise Peases von den Missionslehrerinnen Cathcart und Palmer, so gut es eben gehen will, geleitet. Die Missionszöglinge, von denen die meisten verheiratet sind, werden künftighin der landwirtschaftlichen Thätigkeit nicht entfremdet; jede Familie erhält ein Stück Land überwiesen, auf dem Tarowurzeln, Bananen, Brotfruchtbäume und Ananas gezogen werden. Das andere, für den Gilbert-Archipel berechnete Missionsinstitut enthält 19 Zöglinge, welche von Missionar Walsup für ihren Beruf vorgebildet werden. Wir schließen hier gleich einige Notizen über

den gegenwärtigen Stand der Mission auf den einzelnen Inseln der Gilbert-Gruppe an. Zunächst wäre des bemerkenswerten Umschwunges auf Tarawa zu gedenken; diese feste Burg des Heidentums, der Schauplatz fortwährender Kriege, scheint sich endlich der Einwirkung des Evangeliums öffnen zu wollen, und es geht durch die früher so feindlich gesinnte Bevölkerung die Sehnsucht nach den Segnungen des Christentums. In Butaritari ist der Periode der Erweckung stetiges Wachstum gefolgt; die Inselaner zeigen sich in der Öffentlichkeit und beim Gottesdienst anständig gekleidet, und der König samt seiner Leibgarde geht beim Kirchenbesuch mit gutem Beispiel voran. In Tapituea sind die Schulen gefüllt; dasselbe wird von Nanuti gemeldet, wo sich um den eingeborenen Katechisten eine kleine Gemeinde von vier Christen gesammelt hat. Auf der Insel Apamama hat der König Ten Benofa die auf ihn gesetzten Hoffnungen leider zu Schanden gemacht, indem er wieder Polygamist geworden ist und sich mit seinen Frauen nach der benachbarten Insel Kuria zurückgezogen hat; als Ersatz für diesen Abfall konnte Missionar Walkup im letzten Berichtjahre 102 Täuflinge in die Christengemeinde Apamamas aufnehmen. Auf Maiana, dessen Bevölkerung zuerst einen sehr heidnischen Eindruck machte, fand der Missionar zu seiner freudigen Überraschung 46 Taufbewerber vor, welche von einem weißen Händler, der sich zu dem Herrn bekehrt hatte, in den Anfangsgründen der christlichen Lehre unterrichtet worden waren. Auf Marakai sind 14 junge Christen und auf Apaiang 72 zur Gemeinde hinzugethan worden.

Von Rusaie begleiten wir die „Jennie Walker“ weiter auf ihrer Fahrt durch den Karolinen-Archipel, von dem die Hauptinsel Ponape am 2. September in Sicht kam; infolge von Windstille mußte das Schiff vier Tage angesichts der Insel liegen, ehe es in den Hafen einlaufen konnte; dem neuen Missionsdampfer wird natürlich solcher Zeitverlust erspart bleiben. In Ponape, wo die amerikanischen Missionare Sturges, Doane und Rand thätig sind, sind die jungen Christen großen Versuchungen infolge des regen Handelsverkehrs ausgesetzt. Auch hat hier leider das Avatrinken wieder sehr zugenommen. Dank dem Eifer der Missionare liegt nun das Neue Testament im Ponape-Dialekt vollendet vor. Das Missionsseminar mit seinen elf Zöglingen konnte unter Rands Leitung seine Arbeit ruhig fortführen, und auch die Mädchenerziehungsanstalt erfreut sich in ihrem neuen Heim einer gesunden Weiterentwicklung.

Von Ponape ging die Fahrt der „Jennie Walker“ weiter nach der Mortlock-Gruppe, von welcher aber nur die Insel Ta in der Satoan Lagune durch die Missionsgeschwister besucht wurde. Sie trafen dort mit dem in treuer Missionsarbeit bewährten Ehepaar Opataia und Opatinia zusammen, welchem sie das Neue Testament in der Mortlock-Sprache zum Verkauf auf den Inseln — als Preis waren 150 Kokosnüsse festgesetzt — übergeben konnten. Was das Missionswerk auf den übrigen Inseln der Mortlock-Gruppe anlangt, so waren die vier Christengemeinden auf Likiep durch Übertritte aus der heidnischen Bevölkerung gewachsen; auch auf Etal geht die Sache des Evangeliums voran. Auf Losap zeigt die freundliche Kirche, sowie die Schar der reinlich gekleideten Schulkinder mit ihren strahlenden Mienen, daß die Arbeit des eingeborenen Katechisten nicht vergeblich gewesen ist.

Die letzte Station machte die „Jennie Walker“ in der Ruck-Gruppe, welche fortan den Wirkungskreis des Missionars Logan und seiner Gattin bilden soll. Als sich im Jahre 1879 der erste Missionslehrer — Moses von Ponape — auf Uman, einer Insel in dieser Gruppe, niederließ, da flohen die erschrockenen Inselaner land-

einwärts, und es bedurfte mancher kleinen Kunstgriffe, ehe sie sich dem Neuankömmling näherten. Seitdem hat sich das Bild wesentlich verändert. Wer jetzt Uman betritt, findet eine große Kirche, ein geräumiges Pfarrhaus, einen langen Hafendamm von soliden Steinen und anstatt der niedrigen Hütten ein stattliches Dorf mit schmucken Häusern. Die Schule zählt 175 Zöglinge, und die Abendmahlsgemeinde beläuft sich auf 70 Glieder. Missionar Logans schlugen ihre Wohnung auf der Insel Nola auf, wo die Eingeborenen bereits eine Kirche erbaut hatten. Die Häuptlinge benachbarter Inseln bitten dringend um Missionare, so daß Logan den Zeitpunkt herbeisehnt, wo mehr Kräfte zur Verfügung stehen. Charakteristisch ist die Antwort, die ein Häuptling Frau Logan gab, als sie fragte, warum er einen Missionar haben wolle. „Ich bin des Kampfes müde,“ lauteten seine Worte, „und wünsche, daß mein Volk lernt in Frieden zu leben. Ich möchte, daß sie gleich den Leuten von Uman würden.“

Auf Fefan, wo im Dezember 1882 ein von Ponape stammender Katechist sich niederließ, hat das Evangelium auch bereits seine wunderbar umwandelnde Kraft bewiesen. Wenige Monate vor der Landung jenes Katechisten hatte der dortige Häuptling einen weißen Händler — sein Name, Hartmann, läßt auf einen Deutschen schließen — aus Blutrache erschlagen; jetzt fand Logan dort die schönste Kirche in der ganzen Ruck-Gruppe vor und außerdem zwölf Taufbewerber, darunter jenen blutbefleckten Häuptling. Nach Ablauf eines Probejahres gedenkt der Missionar diesen Erstlingen das Taussakrament zu spenden.

Von besonderer Bedeutung dürfte die erste Fahrt des neuen Missionsdampfers „Morgenstern“ werden, welcher am 2. Mai 1885 von Honolulu abgegangen ist, um deswegen, weil als Ziel die westlichste Insel des Karolinen-Archipels Yap in Aussicht genommen ist. Dahin wollte Missionar Doane zwei Katechisten von Ponape begleiten, um in Yap ein neues Missionscentrum zu schaffen, von dem aus die Westkarolinen- und Palau-Insel einst christianisiert werden könnten. Inzwischen ist nun die Streitfrage wegen der Karolinen zwischen Spanien und Deutschland entbrannt, und gerade Yap ist ganz besonders davon berührt worden, so daß es zweifelhaft erscheint, ob der „Morgenstern“ diesmal schon dort Glaubensboten landen wird.¹⁾ Die Missionare auf den mikronesischen Inseln sähen es am liebsten, wenn Amerika sein Sternenbanner über den Karolinen entrollen würde; hat doch auch Amerika durch die Mission jener Inselwelt die meisten Segnungen gebracht, während unsere Handelsbeziehungen zu den Karolinen so manches Danaergehenk im Gefolge gehabt haben. Bleibt den Missionaren aber nur die Wahl zwischen Spanien und Deutschland übrig, so geben sie natürlich dem protestantischen Kaiserreich bei weitem den Vorzug. Daß der Teil der Karolinen, welcher nach dem Schiedsspruche des „die Welt regierenden“ Papstes Spanien zufallen dürfte, trotz aller schönen Floskeln von Religionsfreiheit auf dem Pergament der Verträge, dennoch der evangelischen Mission verschlossen bleiben wird, dafür werden Loyolas Schüler hinreichend sorgen. (Annual Rep. Hawaiian Ev. A. 1884, 1885. Miss. Herald 105 f. 238, 354, 453. Annual R. Am. Board C. F. M. 71 f.)

¹⁾ Soeben erhalte ich einen Brief meines freundlichen Honolulu-Korrespondenten D. Hyde, welcher mir unterm 14. November 1885 schreibt, daß der „Morgenstern“ von seiner ersten Rundfahrt früher als erwartet nach Honolulu zurückgekehrt sei und daß die Westkarolinen, darunter Yap, vorläufig nicht angelaufen werden sollen.

Literatur-Bericht.¹⁾

1. **Rind:** „Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei“ (Hamburg, 1886 2. Aufl. 7 Mt.; geb. 10 Mt.). — In kurzer Zeit ist die erste starke Auflage dieser Reisebilder (6250 Exp.) vergriffen gewesen und eine zweite nötig geworden, ein Beweis, daß wir es hier mit einem frisch geschriebenen Buche zu thun haben, welches gern gelesen wird. Auf wissenschaftliche Forschungen, topographische Untersuchungen u. macht es ganz und gar keinen Anspruch; es sind vielmehr lebendige, anschauliche Reisebilder, die der Verfasser geliefert hat und zwar „für das christliche Volk,“ auch für die „geringen Leute,“ „um durch Wort und Bild die Liebe zum heiligen Lande, das Verständnis der heil. Schrift und das Interesse für die evang. Mission in weiteren Kreisen fördern zu helfen.“ Und wir glauben, daß das Buch durchaus geeignet ist, diesen Zweck zu erfüllen. Man liest es nicht bloß wie ein fesselndes Unterhaltungsbuch, sondern man wird warm dabei und behält an dem, was man gesehen und gehört hat, ein bleibendes Interesse. Für uns von besonderm Werte ist das ausführliche 12. Kapitel, welches „die evang. Kirche und ihre Anstalten in Jerusalem“ behandelt und der an den Schluß gestellte „Werkruf zur Mission im heiligen Lande“ von Hofprediger D. Strauß, welcher zugleich eine kurze Übersicht über die Geschichte der deutschen christl. Liebesthätigkeit im Morgenlande giebt. Rinds sorgfältige und anschauliche Schilderungen sind eine sehr willkommene Ergänzung zu dem ausführlichen Artikel: „Die evangel. Mission im heiligen Lande,“ welche vor zwei Jahren (1884 S. 433 ff.) diese Zeitschrift brachte. — Von den sehr zahlreichen (wohl c. 300) Bildern, mit welchen das Buch ausgestattet ist, haben allerdings manche bedeutenden Wert; sicherlich hat aber gerade der Reichtum und die Mannigfaltigkeit dieser Bilder nicht wenig mit dazu beigetragen, das Buch schnell und in weiten Kreisen so beliebt zu machen.

2. **Rottrott:** „Adam Godoë. Lebensbild eines Larka Kolh“ (Berlin, Gossner'sche Missionsbuchhandlung 1886). — Der Verfasser des — wie es scheint nicht genug bekannten — Buchs: „Die Mission unter den Kolhs“ liefert in diesem Schriftchen von 63 Seiten eine lehrreiche Monographie, welche am Faden eines Einzelbildes das Gesamtleben der Kolhs in einer sehr anschaulichen Weise uns vor die Augen stellt und zum Schluß zeigt, wie ausdauernd geduldige Liebe auch einen lange widerstrebenden Heiden endlich für den Heiland gewinnt.

3. **Petrich:** „Pommersches Missionsbuch. Geschichte der Mitarbeit Pommerns am Werke der Heidenbefehrung. Ein Beitrag zur Kenntnis des geistlichen Lebens an der Ostsee“ (Anklam, Bugenhagenstift 1886). Wie unsern Lesern bekannt, wurde Anfang Sept. des vorigen Jahres zu Stettin eine Missionskonferenz für Pommern ins Leben gerufen, über welche aus Mangel an Raum nicht ausführlich haben berichten zu können, uns recht leid gethan hat. Auf der begründenden Versammlung wurde außer dem Referate von D. Grundemann über „Missions-

¹⁾ Die Ausgabe der bereits in der November-Nummer dieser Zeitschrift angezeigten Broschüre: „Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf?“ ist leider in einer mir unerwarteten und unangenehmen Weise verzögert worden. Nach meiner Intention sollte die Schrift bereits Anfang November veröffentlicht werden. Warned.

konferenzen, ihre Bedeutung und zweckmäßige Einrichtung" von Archidiaconus Petrich ein Bericht über „die Mitarbeit Pommerns am Werke der Heidenmission" erstattet. Das vorliegende 72 Seiten umfassende Schriftchen ist eine sehr wohl gelungene Überarbeitung dieses Berichts. Auf Grund sorgfältiger Studien schildert der Verf. in fünf Hauptkapiteln, von der Beteiligung an den alten dänisch-halleschen Missionsbestrebungen an bis auf die Gegenwart das Missionsleben Pommerns und zwar durchaus nicht in trockener Weise, sondern wesentlich in frischen, warmen Lebensbildern derjenigen Männer, welche entweder in der Heimat selbst zur Missionsthätigkeit begeisterten oder die aus Pommern als Missionare auf die verschiedensten Missionsgebiete gegangen sind. Unter den ersteren nimmt das schöne Lebensbild Gördes den Hauptplatz ein, während unter den letzteren Männer wie Gericke und Güglaff in den Vordergrund treten. Bei Kohlhoff, der zuerst genannt ist, wäre noch zu bemerken gewesen, daß auch der Enkel desselben wieder in den Missionsdienst trat und daß Vater, Sohn und Enkel zusammen 144 Jahre ununterbrochen im indischen Missionsdienst (erst der dänisch-halleschen M., dann der P. G. S.) gestanden haben. Gewiß ein seltener Fall! Auch die Mitteilungen nicht biographischer Art sind lebensvoll und zuverlässig. Das Ganze ist ein guter Griff und wünschten wir sehr, daß andre Provinzen mit ähnlichen „Missionsbüchern" folgen möchten.

4. **Schneider:** „Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen." 1. Teil (Paderborn und Münster. Schöningh. 1885. 4 Mk.). Eine fleißige, antidarwinistische Studie, mit deren Grundanschauungen und Beweisführungen wir uns in wesentlicher Übereinstimmung befinden. Schade, daß es nicht abgegangen ist ohne jeweilige unliebsame Seitenhiebe auf evang. Missionen und Nationen, an denen sich der römische Verfasser bemerkbar macht. Eine ausführliche Besprechung versparen wir uns, bis der 2. Teil des sehr lesenswerten Buchs sich in unsern Händen befindet.

5. **Böller:** „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun" und zwar: a) „im Kamerungebirge" und b) „im Flußgebiet von Kamerun." 2 Bde. (Berlin und Stuttgart, Spemann. 1885). Vor kurzem wurde — irren wir nicht: im „Daheim" — mit einer etwas starken rhetorischen Hyperbel der Verfasser dieses Buches als der „deutsche Stanley" bezeichnet. Bei der Lektüre desselben mußten wir wiederholt an dieses epitheton ornans denken; denn in der That macht hier und da das Auftreten des bekannten Korrespondenten der Köln. Z. den Eindruck, als ob Stanley ein wenig kopiert werden sollte. Auch in der Schreibweise. Mit Ausnahme von etlichen Passagen, die etwas breit geraten sind: alles interessant und anschaulich; aber je und je doch wohl zu lebhaft, wie schon die vielen superlativischen Redewendungen zeigen. Auch bedient sich der Verf. je und je ziemlich starker Ausdrücke, z. B. wenn er von den „schmutzigen Pfoten hinterlistiger Kanailen" (der Kamerunneger) redet oder wenn er auf die englischen Missionare, speciell wenn er auf die Gemeinde in Viktoria zu sprechen kommt. Vieles, was er da behauptet, kann er doch nur von Hörensagen haben, und der teils gehässige, teils spöttische Ton, in welchen er da verfällt, ist nicht dazu angethan, den Leser von der Richtigkeit der erhobenen Beschuldigungen zu überzeugen. Sonst sind wir gern geneigt, manche übertreibende Behauptung mit dem etwas flotten Patriotismus des Verfassers zu entschuldigen; aber den Eindruck partiischer Trübungen kann diese Entschuldigung nicht völlig beseitigen. Sonst enthalten diese beiden Bände viele treffliche Sachen und zu unsrer Freude auch viele uns sympathische Gedanken und bedauern wir leb-

haft, daß der Raummangel uns nicht gestattet darauf weiter einzugehen. Nur das sei erwähnt, daß die warme Anerkennung, welche den Arbeiten der Baseler und Bremer Missionsarbeit zu teil wird, uns besonders wohlgethan hat, obgleich es wesentlich die Handarbeitserfolge auf der Goldküste sind, die ihm imponiert haben. Am Niger hätte es nahe gelegen, auch einmal ein anerkennendes Wort über die dortige engl. Mission zu sagen, sie hätte es wohl verdient! (Zöller verwechselt hier übrigens die engl. Ch. M. S. mit der Sc. Unit. Presb. Ch., die nicht am Niger sondern am Altalabar arbeitet).

Zu ausführlicheren Auseinandersetzungen mit dem Verfasser würden uns drei Punkte veranlassen, wenn es augenblicklich unser Raum gestattete; so aber müssen wir uns begnügen, sie vorläufig kurz anzuführen; es wird sich wohl später Gelegenheit finden auf sie zurückzukommen. 1. Gelegentlich der Besprechung der Arbeiterfrage erklärt Zöller (III. 138): „Es ist eitel Heuchelei und Phrase, daß wir bloß um das Los der Neger zu verbessern, nach Afrika kämen. Wenn eine Verbesserung des Loses der Eingebornen sich als Folge ergibt, so ist das schon ganz etwas Außerordentliches und Vorzügliches. Aber zunächst kommen wir um unsrer selbst willen; wir kommen, weil die stets wachsenden Bedürfnisse unsrer hoch gebildeten Kultur uns zu solchen Eroberungszügen nötigen.“ Wir konstatieren einfach dieses Bekenntnis. 2. Das inhaltsreiche Kap. VIII. (III) bringt u. a. einen Exkurs über die Arbeiterfrage in den tropischen Kolonien, der, so viel praktisch Gesundes er auch enthält, doch bezüglich des Zwanges, dem er das Wort redet, noch einer anderseitigen Beleuchtung bedarf. Die jetzt Mode werdende abschägige Verurteilung „der Humanität“ gefällt uns gar nicht. Wir wünschten vielmehr, daß auch diejenigen, welche von unsrer Kolonialpolitik den hauptsächlichsten materiellen Gewinn haben, dem Neger mit „Humanität“ entgegenkämen. 3. rechtfertigt Zöller in Kap. V. (III) geradezu die wilden Ehen der vorübergehend in den Tropen lebenden jungen Europäer mit gekauften schwarzen Mädchen. Es versteht sich von selbst, daß wir eine solche Verwirrung der sittl. Begriffe aufs schärfste verurteilen müssen. Daß der Kampf der Missionare gegen die Anbequemung christlicher Europäer an heidnische Anschauungen der Eingebornen leicht zu Konflikten mit den jungen Kaufleuten und dann zu Angriffen auf die Mission und ihre Arbeiter führt, ist ebenso einleuchtend. W.

6.) **Fischer:** Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. (Hamburg, Friederichsen & Co. 1885. 2,50 Mk.) — Der Verfasser selbst bezeichnet diese Schrift als „ein Rezept gegen das bedenkliche Afrikafieber“. Aber „es ist nicht deshalb geschrieben, um den Patienten Afrika zu verleiden — Verfasser ist selbst ein eifriger Anhänger der Kultivation Afrikas —, sondern um ihnen die Fieberdelirien zu vertreiben, die ein klares Denken und eine nüchterne Auffassung der Verhältnisse nicht gestatten.“ Und das ist ihm wenigstens teilweise auch wirklich gelungen; denn das Rezept dieses Doktors hat sehr ernüchternd gewirkt. In 15 Kapiteln werden kurz und klar, meist auf Grund eigener langjähriger Erfahrung, alle einschlägigen Verhältnisse besprochen, unerbittlich alle Illusionen zerstört und die Erwartungen der Kolonialfreunde auf ein bescheidenes Maß reduziert. Leider hat das Vorurteil, mit welchem der Verfasser gegen die englischen Missionare erfüllt ist, sein Urteil über die christliche Mission getrübt.

1) Siehe Anm. S. 96.

Es steht uns augenblicklich das Material nicht zu Gebote, um beurteilen zu können, wie weit die beiden von englischen Missionaren erzählten Standalgeschichten der Wirklichkeit entsprechen oder nicht. Es sollen nämlich auf der zur Ch. M. S. gehörigen Station Riffaoni bei Mombassa zwei junge Leute um fleischlicher Sünden willen je 60 resp. 67 Stockschläge erhalten haben (S. 59) und auf einer Niederlassung der „Londoner Mission in der Landschaft Bondéi unweit Pangani“ eine Eingeborne von einem „englischen Priester“ Mutter geworden sein (S. 93). Das können wir aber mit Bestimmtheit konstatieren, daß die Ch. M. S. bei Mombassa keine Station Riffaoni hat (wahrscheinlich ist Risulutini gemeint) und es auch eine Station der Londoner M.-S. am Pangani nicht giebt. Das Kapitel über die Missionen beweist, daß der sonst so kundige Verfasser auf diesem Gebiete nicht heimisch ist. Sonst könnte er nicht behaupten: „Meines Wissens existierte in ganz Ostafrika wenigstens eine Zeit lang ein bekehrter Neger, nämlich der von Stanley bekehrte König Mtesa“; oder daß „zwischen den Missionaren der Ch. M. und denen der Baptist M. in Sansibar Feindschaft“ bestehe (S. 60), was der Verfasser noch dazu gesehen haben will. Was die erstere Behauptung betrifft, so ist bekanntlich weder Mtesa von Stanley bekehrt worden, noch wäre er der einzige bekehrte Neger in Ostafrika gewesen; und bezüglich der letzteren ist zu bemerken, daß es auf Sansibar nur eine evangelische Mission giebt, nämlich die Universitäten-Mission, eine Baptisten-Mission aber in ganz Ostafrika nicht existiert. Wir haben hier nur nicht Raum, um dieses ganze verunglückte Kapitel zu beleuchten. Offenbar sieht der Doktor hier durch eine Brille. Auch was er behauptet bezüglich der Sklaverei, z. B. daß die Neger lieber Sklaven sein als auf einer Missionsstation wohnen wollen u. dergl., beruht nicht auf unbefangenen Urteil; die Feindschaft der ostafrikanischen Händler gegen die englischen Missionare ist hier sehr im Spiele. Mich erinnert dieses ganze Kapitel an die bekannte, von Missionar Leupolt in seinen „Erinnerungen“ erzählte Geschichte von jenem englischen Kapitän, der in Abrede stellte, daß es in Benares evangelische Missionare gäbe, obgleich er sofort zugestehen mußte, daß er höchstselbst in ihrem großen Waisenhause gewesen sei. Man kann eben manchmal mit sehenden Augen entweder nicht sehen oder falsch sehen — je nachdem man ein oder kein Interesse an einer Sache, resp. ein Vorurteil wider sie hat. Sonst wie gesagt ist das Buch nüchtern und brauchbar.

7.) **Wendland:** „Die gegenwärtige Lage der Missionsthätigkeit in den neuen Kolonien Deutschlands.“ (Berlin, Missionshaus. 1885. 15 Pf.) Ein im Separatabdruck erschienener, etwas erweiterter Vortrag, welcher eine wenn auch nicht ganz lückenlose, doch gut orientierende Übersicht über die Missionen auf den qu. Gebieten giebt und obgleich er hier und da die kolonialen Fragen etwas zu optimistisch behandelt, doch als brauchbarer Führer schon seiner Kürze und Billigkeit wegen weite Verbreitung verdient.

1) Diese beiden Nummern hatten aus Mangel an Raum in den letzten Literaturberichten leider keinen Platz finden können und kommen daher etwas verspätet.

Die Pandschab-Mission der Church Miss. Soc.

Von Busse, Pastor zu Flachstöckheim in Hannover.

I. Das Missionsfeld und seine Geschichte.

Das Fünffstromland ist ein blutgetränkter Boden. Dies Gebiet des Indus und seiner 5 Hauptzuflüsse Dschilam (Hydaspes), Tschinab (Acesines), Ravi (Hydraotes), Bias (Hyphasis) und Satledsch (Hesydus), die zuletzt vereinigt als mächtiger Strom unter dem Namen Panschnab in den Indus münden, ist die Hochstraße der Einwanderung nach Indien gewesen. Der Strom der Arier brach hier in grauer Vorzeit nach Indien ein und verdrängte die dravidische Urbevölkerung. Skythische Horden unter Sesnag überschwemmten das Pandschab und beschenkten die Hindus mit dem dort noch heute sich findenden Schlangendienste. Persische Satrapen zwangen dem Lande ihr Joch auf. Bis zum Satledsch drang Alexander der Gr. vor, noch weiter Seleukus Nikator; auch zu dem indo-baktrischen Reiche gehörte eine Zeit lang das Pandschab. Dann folgten wieder und wieder räuberische Einfälle wilder Nomadenstämme Centralasiens, bis der Islam Jahrhunderte unfäglichen Sammers über das Pandschab und ganz Nordindien brachte. Mahmud, der Ghasnevide, verwüstete seit dem Jahre 1000 in wiederholten Kriegszügen das Pandschab, wütete besonders gegen Tempel, Götzenbilder und Priester, und unzählige Hindus fielen unter den Streichen der fanatischen Mohammedaner. Der Sturz des Ghasneviden durch die Ghours 1152, die den Seldschukken weichend ihre Residenz nach Lahör am Ravi verlegten, erhöhte nur die Leiden der Unterjochten; und als diese barbarische Dynastie 1210 den Afghanen oder Pathanen weichen mußte, welche Delhi zu ihrer Residenz machten, stieg das Elend der Hindus auf die Spitze. Mehrere afghanische Dynastien herrschten in Nordindien, wiederholt von den Mongolen beunruhigt, die 1397 unter Timurleng Delhi eroberten, bis die vierte Dynastie 1526 durch Sultan Baber, einen Nachkommen Timurs, unter Strömen von Blut gestürzt wurde, und Baber als erster Großmogul den eroberten Thron bestieg. Unter seinen Nachfolgern im 16. und 17. Jahrhundert, von denen Akbar und Aurangzeb je ein halbes Jahrhundert den „Pfauenthron“ von Delhi inne hatten, genoß das Pandschab vergleichungsweise Ruhe, freilich seufzend unter der ungeheuren Last, die der raffinierte Luxus der Herrscher ihnen auferlegte, und mit Ingrimm die üppige Fremdherrschaft erdulnd, die der Großmogul theils durch seine Statthalter (Nabab), theils durch die ein-

geborenen tributpflichtigen Radschas übte. Aber nach Aurangzebs Tode ging die märchenhafte Herrlichkeit des Mogulreiches mit schnellem Schritte ihrem Ende entgegen. Hier und dort machten sich Statthalter unabhängig. Endlich raffte sich auch in den Mahratten die lange zertretene Hindubevölkerung wieder auf, bildete verschiedene Staaten und beschäftigte die Streitkräfte der entnervten Moguln und ihrer ebenso verweichlichten Statthalter. Da fiel Nadir Schah von Persien verwüstend ins Land (1739). Delhi fiel, 200 000 Menschen verloren dabei das Leben, der „Pfauenthron“ und unermessliche Schätze wurden fortgeschleppt. Schließlich blieb dem Großmogul nur die nächste Umgebung seiner Residenz Delhi, und nachdem ein Mahrattenfürst auch diesen Rest des gewaltigen Mogulreiches 1788 in Besitz genommen, zogen die Engländer nach glänzendem Sieg über die Reiter-scharen der Mahratten in Delhi ein (1803).

Aber im Pandschab stand noch ein mächtiger Fürst, dessen Reich, während die Engländer bis 1817 mit den Mahratten kämpften und nach endgiltiger Unterwerfung derselben mit der Pacifizierung und Organisierung der eroberten Länder beschäftigt waren, zu einer gefährlichen Macht heranwuchs. Das war der Maharadscha Randschit Singh, der einzige große Fürst, dessen die Sikhs sich rühmen können. Sikhs (= Schüler oder Jünger) nannten und nennen sich die Anhänger des Baba (= Vater) Nanak, der im Anfang des 16. Jahrhunderts als Reformator des entarteten Hinduismus, als Stifter einer pantheistisch-mystischen Religion, als Urheber einer bis auf den heutigen Tag noch nachwirkenden geistigen Bewegung auftrat.¹⁾ Die Sikhs bilden, obwohl ihre Seelenzahl nach der neuesten Zählung nur 1 716 114 beträgt, den wichtigsten Teil der Bevölkerung des Pandschab; darum kann ein Bericht über die Pandschabmission nicht stillschweigend an ihnen vorübergehen.

Nanak wurde 1469 im Dorfe Talvandi, am Ravi oberhalb Lahör, geboren und gehörte der Kschatriyakaste an. Von seiner Familie wegen seines träumerischen Wesens für wahnsinnig gehalten, und unfähig, ein geordnetes Leben zu führen, verließ er schließlich sein Haus, wurde Fakir oder Bettelmönch, machte als solcher, begleitet von seinem Spielmann Mardana, weite Wanderungen nach Osten, Süden, Norden und Westen (Mekka), und nachdem er mit Übergehung seiner beiden Söhne seinen Diener und Schüler Lahana oder Angad mittelst einer wunderlichen Ceremonie zum Guru (geistlichen Führer) ernannt hatte, starb er oder wurde, nach dem Sikh-Ausdrucke, „absorbiert“ im J. 1538. Ohne wissen-

¹⁾ Vgl. E. Trumpp, Religion der Sikhs, nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1881.

schaftliche Schulbildung und im scharfen Denken nicht geübt, aber von Charakter mild, freundlich und mitleidig, war er von einem heiligen Eifer befeelt, das in die tiefste Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk zur Verehrung des Einen höchsten Wesens zurückzurufen und ihm den Weg zur Errettung von den Übeln dieses Lebens zu zeigen. Solche Bestrebungen waren übrigens im allgemeinen nichts Neues für die Hindus. Schon vor Nanak waren Reformatoren aufgetreten, unter denen namentlich Ramanand und Kabir hervorragten, welche, beeinflusst von dem mit der moslemischen Herrschaft eingedrungenen Monotheismus des Islam und zurückgreifend auf die alten, in der Masse des Volkes nie ganz verdrängten buddhistischen Begriffe, „die Kaste verwarfen, Kasteiungen und Büßungen als nutzlos zur Seligkeit erklärten, alles Gewicht dagegen auf die Anrufung und stille Betrachtung des Namens Haris oder Rams legten und ihren Schülern unbedingte Befreiung von der so gefürchteten Transmigration und vollständige Absorption in das Absolute verhiessen.“ Nanak begnügte sich damit, die von diesen Reformern, besonders aus den Dichtungen Kabirs geschöpften religiösen Ideen dem Volke mit sittlichem Ernste einzuprägen.

Während unter ihm und seinen beiden ersten Nachfolgern die Sitchgemeinschaft keine großen Fortschritte machte, wuchs sie unter dem vierten Guru, Ramdas (1574—1581) bedeutend und erhielt von demselben ein festes, sichtbares Centralheiligtum. Einen alten Teich in der Nähe seines zwischen Bias und Ravi gelegenen Heimatdorfes ließ er aufs prächtigste restaurieren und nannte ihn Amritsar (= Nektarteich), welcher Name auch der um diesen Teich sich bald erhebenden und mit seinen Schülern sich bevölkernden Stadt beigelegt wurde. In der Mitte des Teiches ward ein Tempel gebaut, den er Harimandar (= Tempel des Hari oder Wischnu) nannte, wo die Schüler jährlich einmal um den Guru sich versammeln und im Nektarteiche ihre Waschung vollziehen mußten. Sein Sohn und Nachfolger Ardschan, der erste gebildete Guru, auch ein begabter Dichter, erwarb sich das große Verdienst, seinem Volke auch einen religiösen Kodex zu geben, indem er die Dichtungen seiner Vorgänger und seine eignen zahlreichen poetischen Leistungen nebst einer reichen Auswahl aus den Schriften der älteren Reformer sammelte und dieses umfangreiche Buch, welches kurzweg Granth (= Buch), später im Unterschiede von dem neuen durch Guru Govind Singh zusammengestellten, aber nicht adoptierten Granth, Adi Granth (= erstes Granth) genannt und im Harimandar deponiert wurde, zur Bibel seines Volkes erhob. Dr. E. Trumpp, der 6 Jahre Missionar der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft im Pandschab und Sindh

war und kürzlich als Professor der semitischen Literatur in München gestorben ist, hat dieses heilige Buch der Sikhs ins Englische übersetzt,¹⁾ bezeichnet es aber als ein äußerst zusammenhangloses und flaches, an literarischem Werte den Vedas und dem Koran bei weitem nachstehendes Werk.

Das Granth scharft die Einheit des höchsten Wesens (Brahm, Hari, Ram) mit Nachdruck ein und bezeichnet es als die primäre Ursache aller Dinge, als den Schöpfer. Doch wird die Schöpfung in durchaus pantheistischem Sinne als Expansion des Absoluten verstanden, die endlichen Wesen sind nur Erscheinungsformen des Absoluten. Die menschliche Seele wird als „Licht von Licht“ dargestellt, aus dem Absoluten emanierend und nach Wiedervereinigung mit der Quelle des Lichts bezw. Reabsorption in dasselbe strebend. Die fünf Sinne und der „Man“ oder die Intelligenz ziehen indessen die Seele in Zustände hinein, welche sie dem „Kommen und Gehen“ d. h. der Transmigration unterwerfen und ihr damit die Rückkehr zu ihrem Ursprung erschweren. Denn obwohl ein Ausfluß des absoluten Lichts, wird sie durch die Maya (Illusion), welche Gott über das ganze Universum ausgebreitet hat, getäuscht und durch die drei anerschaffenen Qualitäten der Güte, Leidenschaft und Dunkelheit zum Handeln angetrieben. Damit ist die Freiheit und moralische Verantwortlichkeit des Menschen aufgehoben; er steht unter einem absoluten Dekret oder Fatum, wie denn auch die Sikhs noch viel fatalistischer gesinnt sind als die Anhänger des Islam. Die Transmigration der Seele wird als das größte Übel betrachtet und die Erlösung von diesem Übel ist nur durch gänzliche Vernichtung der individuellen Existenz und Reabsorption in das Absolute möglich. Das letzte, höchste Ziel des menschlichen Strebens ist also nicht auf ein seliges Jenseits gerichtet, sondern auf das Nirbân (= Nirvâna), die Wiedervereinigung mit dem Vakuum, dasselbe Ziel, das der Buddhismus gezeigt hatte, nur daß Nanak und seine Vorläufer wie Nachfolger einen andern Weg zum Ziele lehren. Sie verkündigen einmütig als Fundamentallehre, daß im Kali-yug (Streitalter, das vierte, jetzige Weltalter) der Name Hari's das einzige Mittel sei, die endliche Emanzipation zu erlangen. Dieser Name sei die einzige und genügsame Arznei für die kranke Menschheit; aber niemand könne ihn für sich selbst nehmen, sondern der Guru gebe den Namen Hari's nur denjenigen, auf deren Stirn dieses Los von Anbeginn geschrieben sei. Der Guru ist also der alleinige Mittler der Erlösung, „das Boot, das die Menschen über den Ocean der Existenz hinüberbringt.“

Das oberste Gesetz ist das Wort des Guru, dem blinder Gehorsam zu leisten ist. Die Vergötterung des Guru ging so weit, daß er mit dem höchsten Wesen identifiziert wurde. Andere Pflichten, z. B. sich von den 5 Lastern, der Lust, dem Zorn, der Habsucht, der geistigen Blindheit und dem Egoismus rein zu halten, ferner die Feinde seines Glaubens zu verachten und die Sikh-religion auszubreiten, werden gelegentlich eingeschärft, ohne daß ein ethisches Princip aufgestellt würde. Das Kastenwesen ward von Nanak geringschätzig behandelt und vom 10. Guru schließlich ganz abgeschafft. „Mit Lehren dieser

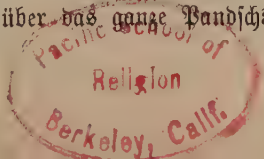
¹⁾ The Adi Granth or the holy scriptures of the Sikhs, translated from the original Gurmukhi with introductory essays. London 1877.

Art würden die Schüler Nanaks in einen indolenten Quietismus versunken sein, wie die Buddhisten, wenn er nicht, durch die Schlechtigkeit und Heuchelei der Bettelmönche gewarnt, ihnen befohlen hätte, in ihren weltlichen Beschäftigungen zu bleiben und die Welt nicht zu verlassen. Diesem gesunden Princip hatten die Sikhs es zu verdanken, daß sie nicht eine nutzlose Sekte von kontemplativen Jaziren wurden, sondern in harter Arbeit und im Verkehr mit der Welt den Blick sich offen erhielten, um sich nach und nach zu einem politischen Ganzen heranbilden zu können."

Schon unter dem 5. Guru Ardschan, der eine regelmäßige Besteuerung der Sikhs einführte, ward diese Sekte eine mächtige Partei im Staate und verbreitete sich nach und nach über das ganze Pandschab. Der 6. Guru, Har Govind, (1606—1638) fing den Kampf gegen die Moslem an, umgab sich mit einer bewaffneten Leibgarde, erbaute am oberen Bias ein Fort Har Govindpur und legte den Grund zu der späteren Sikharmee. So ward das ursprünglich rein geistliche Amt des Guru mit der Rolle eines militärischen Parteigängers vertauscht. Als solcher steht namentlich der 10. und letzte Guru, Govind Singh (1675—1708), da, der, um das Band der Zusammengehörigkeit fester zu knüpfen, die Einweihung zur Khalsâ (d. i. die reine sc. Bruderschaft) einführte, deren Mitgliedern er den Namen Singh (= Löwe) beilegte. Sein Bruch mit der Kaste verschaffte ihm großen Anhang bei der niederen Bevölkerung, die ihm seine zahlreichen und schweren Kämpfe mit den unabhängigen Radschas der Vorberge des Himalaya und mit den Truppen des Großmoguls führen halfen.

Nach dem Tode Govind Singh's, der keinen Nachfolger hatte einsetzen wollen, wurde der blutige Kleinkrieg mit den Mohammedanern im Pandschab von den Sikhs mit wechselndem Glücke fortgesetzt, und je mehr das Mogulreich geschwächt wurde, desto kühner erhoben die „Löwen“ ihr Haupt. Sie bemächtigten sich des ganzen Landes zwischen Dschilam und Satledsch, erklärten die Unabhängigkeit der Khalsa, organisierten eine Republik mit 12 voneinander unabhängigen Genossenschaften (Misal), die je einem Häuptling (Sirdar) gehorchten, aber untereinander in unaufhörlicher Fehde lagen und sich gegenseitig aufrieben.

Da trat 1795 Randschit Singh auf, der mächtigste Sirdar im Pandschab, und machte aus der lose zusammenhängenden Bundesrepublik der Sikhs ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, Maharadscha, vorstand. Schah Zamân von Kabul trat ihm seinen Rechtstitel auf Lahôr ab, das Randschit 1799 in Besitz nahm; dann bekam er 1802 Amritsar in seine Gewalt, löste die kleinen Sikhstaaten auf und fertigte die Häuptlinge mit Grundbesitz ab. Allmählich erweiterte er sein Reich über das ganze Pandschab, gewann 1813 Attock



am Indus, 1818 Multan am unteren Tschinab, erwarb den Afghanen 1820 Kaschmir und das fruchtbare Deradschät (zwischen Indus und der Suleimankette) und annektierte 1834 auch Peshawar und das ganze Peshawarthal, während seine Grenze im Südosten gegen die Engländer der Satledsch war. Aber sofort nach seinem Tode (1839) brach Anarchie im Reiche aus, bis nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Greueln der jüngste Sohn Randschits, Dhalip Singh, ein Knabe, 1843 zum Maharadscha ausgerufen wurde. Dessen Minister und Generale mußten dem Verlangen der Sikhs, sich mit den „Rühe essenden Franken“ zu messen, nachgeben. Ende 1845 drang ein gewaltiges Sikhheer über den Satledsch gegen die Engländer vor, wurde aber in furchtbaren Schlachten, wie die Engländer in Indien noch keine zu bestehen gehabt hatten,¹⁾ geschlagen, und am 22. Febr. 1846 zogen die Engländer in Lahör ein.

Aber noch einmal regte sich der kriegerische Fanatismus der Sikhs in einem allgemeinen Aufstande. Nach diesem zweiten Sikhkrieg, der mit dem entscheidenden Siege bei Gudscherät 1849 endete, ward das ganze Pandschab dem indo-britischen Reiche einverleibt (wobei auch der Koh-i-nur oder Lichtberg, der größte damals bekannte Diamant, den Randschit Singh einem Afghanenfürsten abgepreßt hatte, nach London kam). Nur der äußerste Norden, Kaschmir, verblieb dem zum Maharadscha erhobenen Sikhfürsten Gholab Singh als Vasallen der Engländer, während Dhalip Singh, der später zum Christentum übertrat, auf die Liste der apanagierten Fürsten Indiens gesetzt wurde. Mit dem Zusammensturze des Sikhstaates verfiel auch das Ansehen der Sikhreligion; die Sikhs sinken Schritt für Schritt wieder in den Hinduismus zurück. Für die Mission aber hat der Sikhismus eine gewisse präparatorische Bedeutung. Das Komitee der Ch. M. S. sagt bei der Abordnung der ersten beiden Missionare für das Pandschab: „Einige hoffnungsvolle Beispiele lassen uns glauben, daß die Sikhs sich für die Schriftwahrheit zugänglicher erweisen werden als Hindus und Mohammedaner, wenn einige leitende Geister für Christus gewonnen würden. Wenigstens steht zu hoffen, daß der Sikhismus den Zauber der älteren Systeme so weit gebrochen hat, daß deren Macht über die Gemüther des Volkes gelockert ist.“

¹⁾ Der edle Lord Lawrence, einer der frommen Staatsmänner, die sich um die Pacifizierung des Pandschab die höchsten Verdienste erworben haben, schreibt: „Wir begannen den Sikhfeldzug, wie sonst jeden Feldzug in Indien, mit Verachtung unserer Feinde; aber wir hatten ihn kaum begonnen, als wir sie achten lernten und fanden, daß sie die tapfersten, entschlossensten und furchtbarsten waren, die wir je in Indien getroffen hatten.“

Das Pandschäb erfreute sich nach der britischen Annexion einer ausgezeichneten Verwaltung und Regierung. Die Namen der großen Christenhelden, in deren Hände die Administration und Exekutivgewalt gelegt wurde, Henry und John Lawrence und Robert Montgomery, sind mit Ruhm bedeckt und stehen auch in der Missionsgeschichte mit goldenen Buchstaben angeschrieben. Die bittere Feindschaft der Pandschäb-Bewohner gegen die neuen Herrscher verwandelten sie in dankbare Anerkennung und Ergebenheit. In wenig Jahren machten sie das Pandschäb zur friedlichsten und glücklichsten Provinz Indiens, so daß beim Ausbruch des gefährlichen Militäraufstandes 1857 ganze Massen sich ins britische Heer anwerben ließen und mit derselben Begeisterung für England fochten, wie sie kurz zuvor gegen dasselbe gekämpft hatten. Ja, den Sikhs-regimentern, die John Lawrence gegen die Meuterer zu Hilfe schickte, haben die Engländer zum großen Teil die schnelle und gründliche Niederwerfung des Aufstandes zu danken.

Zu den edlen Thaten jener Staatsmänner, um die sich bald eine Anzahl englischer Helden und Christen sammelte, wie Indien sie sonst nirgends beisammen sah, gehört auch der wesentliche Anteil, den sie an der Pandschäb-mission der Church Missionary Society haben, deren Stationen fast alle infolge dringender Aufforderungen der dortigen englischen Militär- und Civil-beamten und mit reicher Unterstützung von ihrer Seite gegründet wurden.

II. Das Hauptquartier.¹⁾

Als einst, ehe das Fünfstromland annektiert war, der Bischof Wilson von Raskutta an den Ufern des Satledsch war, erhob er sich plötzlich, und wie inspiriert streckte er seine Hand gegen das Pandschäb aus, und als der Repräsentant der christlichen Kirche in Indien erklärte er feierlich: „Ich nehme Besitz von diesen Ländern im Namen des Herrn.“ Seine Weissagung beginnt sich zu erfüllen. Zwar gehören von den 22 712 120 Seelen, die nach der Zählung von 1881 die Bevölkerung des Pandschäb ausmachen, 11 662 434 dem Islam an, 9 252 295 dem Hinduismus, 1 716 114 dem Sikhismus, und nur 33 699 dem Christentum, von welchen letzteren nur ca. 5000 eingeborene Christen sind. Aber im Laufe eines Menschenalters sind die wichtigsten Punkte des Pandschäb mit

¹⁾ Church Missionary Intelligencer, 1884 Jan. bis Dez. The Punjab Mission of the Ch. M. S. — Clark, Rev. R., M. A., The Punjab and Sindh Missions of the Ch. M. S., giving an account of their foundation and progress for 33 years, from 1852 to 1884. London 1885. — Church Missionary Gleaner, Vol. I—XI. 1874—1884.

Missionsstationen besetzt, und durch den Dienst selbstverleugnender Missionare und fähiger Verwaltungsbeamter hat das Land solche Fortschritte gemacht, daß es den ganzen Unterschied darstellt, der zwischen wildem Gestrüpp und kultiviertem fruchttragendem Boden besteht.

Diese Thatsache ist um so erstaunlicher, wenn man die große Mannigfaltigkeit der von den Missionaren zu bewältigenden Sprachen berücksichtigt. Da ist zunächst das Hindustani oder Urdu zu lernen, die Umgangssprache und in Nordindien jetzt Regierungssprache. Unter den Sikhs ist hauptsächlich das Pandschabi oder Gurumukhi eingebürgert. Dies unterscheidet sich von der ältesten Volkssprache, dem Hindi, das jetzt nur noch von den Brahmanen im Himalaya ganz rein gesprochen wird, etwa wie das Portugiesische vom Spanischen. Westlich vom Indus tritt das Paschtu der Afghanen und das Belutschi auf, während wir im äußersten Süden des Missionsfeldes, im Mündungslande des Indus, das Sindhi, und im äußersten Norden das Kaschmiri finden. Dazu kommen das Arabische, die Sprache des Koran, und das Persische, die Hofsprache der früheren mohammedanischen Herrscher, von Dialekten wie Gudscherati, Brahui, Multani und Thakari ganz zu schweigen. In allen diesen Sprachen predigt die Mission und übersetzt sie die hl. Schrift und andere christliche Bücher.

Die Church Missionary Society ist nicht die erste Vertreterin der Mission im Pandschab gewesen, wohl aber ist sie bei weitem die bedeutendste. Schon vor 50 Jahren (1834) hatten sich amerikanische Presbyterianer in Ludhiana am Sattledsch niedergelassen, folgten dann den siegreichen englischen Heeren und besetzten 1849 Lahör am Ravi, drangen auch 1857 über den Indus bis ins Peshawarthal vor. In der Stadt Sialköt und Umgegend (nördlich von Lahör) arbeiten Sendboten der unierten Presbyterianer aus Amerika und der Schottischen Staatskirche, während im Hochgebirge an der tibetanischen Grenze unter den Dalailamajüngern heldenmütige und fleißige Brüdermissionare auf 2 Stationen, Khyelang und Pu seit 1856 auf die Erlaubnis warten, ins Innere Asiens eindringen zu dürfen. Will man, nach der neueren politischen Einteilung, auch die Mogulstadt Delhi zum Pandschab rechnen, so ist dort die seit 1818 begonnene Missionsarbeit der Baptisten und diejenige der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (seit 1853), sowie auch der englisch-kirchlichen Senanamission zu erwähnen.

Der Beginn der Ch. M. S. Mission im Pandschab bietet eins der erquicklichsten Schaupiele in der Missionsgeschichte. Ohne Eifersucht und „in einem echt ökumenischen Geiste“ luden die amerikanischen Presbyterianer

die englische Staatskirche ein, sich mit ihnen zu verbinden „zu der neuen Unterjochung des Landes durch das Schwert des Geistes,“ indem Rev. John Newton in Lahör der Ch. M. S. eine Gabe von 10 000 Rupien (20 000 Mark) übermittelte, die ihm von einem ungenannten Offizier der Armee der ostindischen Kompanie zu diesem Zwecke anvertraut war. Dazu kamen dringende Bitten der ersten Militär- und Civilbeamten im Pandschab. Amritsar ward die erste Station der Ch. M. S. und ist das Hauptquartier ihrer Pandschabmission geworden. Robert Clark und T. H. Fitzpatrick, beide vorher Pfarrgehilfen in England, waren die ersten Missionare derselben. Als bald nach ihrer Ankunft, Anfang 1852, gründeten die vornehmsten englischen Herren, Regierungsbeamte und Privatleute, einen Lokalverein mit Sir Henry Lawrence, der damals an der Spitze der Regierung stand und 500 Rp. (1000 M.) als Jahresbeitrag für die Mission zeichnete, als Präsidenten, R. Montgomery und John Lawrence u. a. als Komiteemitgliedern, Major Martin als Schatzmeister und den Missionaren als Sekretären. Eine zweite anonyme Schenkung von 10 000 Rp. kam ein, und bis zum 30. Sept. 1852 waren 16 719 Rp. für die Pandschabmission beim Schatzmeister eingegangen.

Seitdem sind 15 Haupt- und 13 Nebenstationen, wenn man Haiderabad und Karatschi im Mündungslande des Indus hinzuzählt, in der Pandschabmission entstanden. Im Centrum liegen neben dem Hauptquartier Amritsar die Stationen Lahör, seit 1877 Bischofsitz, mit seinem Predigerseminar, ferner Batâla und eine ganze Reihe anderer Missionsinstitute, sämtlich im Bariduaß (Zweistromland zwischen Bias und Ravi), „dem wichtigsten und bevölkertsten der fünf Duäbs im Pandschab, dem Mandschha (= Centralheimat) der Sikhs, das ihnen ihre verehrtesten Gurus, Mandschhis Hofe die mächtigsten Sirdars und seiner stets siegreichen Armee die furchtbarsten Krieger lieferte.“

In weitem Halbkreise um dies Hauptquartier herum, gleichsam wie Vorposten, liegen dann an der langen Ost-, Nord- und Westgrenze des Pandschab die anderen Stationen, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Personen, auf verschiedene Weise und ohne bestimmten Operationsplan, lediglich auf den Ruf Gottes hin gegründet, und doch wie von der Hand eines zielbewußten Feldherrn geordnet, stehen sie ebenso sehr zu den vielen mohammedanischen und heidnischen Stämmen jenseits der indobritischen Grenze, wie zu dem Pandschabvolke selbst in Beziehung, zum Preise der Vorsehung Gottes. Diese Vorposten beginnen an der Südostgrenze mit Simla und Rôtgür unter den Himalayahstämmen zwischen der Pandschabebene und Tibet. Dann folgt Kangra, die Berghauptstadt eines

vollreichen Distrikts, und weiter nordwestlich das vor kurzem durch ein Erdbeben schwer heimgesuchte Kaschmír. Den Indus überschreitend kommen wir nach Peshâwar an der Grenze von Afghanistan, am Ostausgange der Khatbarpässe. Desgleichen hart an der afghanischen Grenze liegt die Station Bannu. Dieser Ort und die beiden nach Süden zu folgenden, am Indus gelegenen Stationen Dêra Ismael Khan (mit Tank) und Dêra Ghazi Khan gehören zu dem bereits erwähnten fruchtbaren und stark bevölkerten Dêradschât und üben Einfluß auf die Bergstämme von Afghanistan und Belutschistan, während Multan, in der Nähe des Tschinâb, mit seinen Außenstationen der Bevölkerung im südlichen Bari- und Sindsagar-Duâb dient. Zur Diöcese Lahôr gehören endlich auch die beiden Stationen im Sindh, dem Mündungslande des Indus, Haiderabad am Indus und Karâtshi am Meer, durch Eisenbahn untereinander und mit dem Pandschâb verbunden, in dürerer, fast regenloser, vom glühenden Sonnenstrahl versengter Landschaft.¹⁾

Wir sehen uns zunächst im Hauptquartiere um. Amritsar ist die vollreichste Stadt im Pandschâb mit 151 896 Einwohnern innerhalb der Mauern. Es ist die religiöse Hauptstadt des Landes, mit dem Centralheiligtum der Sikhs, wo inmitten des heiligen Nektarteiches der prachtvollen, aus Marmor gebaute, von einer großen und vielen kleinen mit massivem Golde gedeckten Kuppeln gekrönte, das heilige Granth bewahrende Tempel steht, „wo, wie das Volk sagt, an jedem Tage des Jahres ein religiöses Fest gefeiert wird.“ Es ist auch der Mittelpunkt des Handels jener Gegend, mit großen Prachtbauten und Warenschätzen; seine Kaufleute haben Geschäftsverbindungen mit vielen großen Städten in Indien und Centralasien und auch in Europa. „Ist Lahôr das Haupt, so ist Amritsar das Herz des Pandschâb.“ In dieser Hochburg des Sikhismus ließen sich R. Clark und Fitzpatrick zuerst nieder, um das Volk für die wahre „endliche Emancipation“ zu gewinnen und die „Transmigration“ in das rechte Vaterland zu lehren. Clark schweigt in seinem Buche demütig von seinen eigenen Werken. Er ist seit der Gründung der Pandschâbmission bis auf den heutigen Tag ein fleißiger und unermüdlicher Arbeiter für die Sache des Herrn gewesen. Er begann die Mission in Amritsar, in Peshâwar, in Kaschmír. Bei allen Unternehmungen stand er mit in der Front. Er gründete den christlichen Bücherverein im Pandschâb, die eingeborene Distriktsynode (Punjab Native Church Council), die Alexandra-Mädchenschule in Amritsar und andere wichtige Institute.

1) Sämtliche Stationen zeigt D. Grundemanns „Kleiner Missionsatlas“, der soeben in zweiter vervollständigter Auflage erschienen ist. Calw 1886.

Seit der Bildung der Diöcese Lahör ist er Sekretär für die ganze Pandschabmission. Sein erster Mitarbeiter in Amritsar, Fitzpatrick, mußte leider, nachdem er 1856 die Mission in Multan gegründet hatte, aus Gesundheitsrücksichten schon 1860 nach England zurückkehren, und obwohl er 1863 die Arbeit in Amritsar wieder aufzunehmen versuchte, mußte er doch dem indischen Klima für immer weichen und starb nach kurzer Zeit im heimatischen Pfarrdienst.

Es ist eine reiche Missionsarbeit, die sich in Amritsar und Umgegend vor unsern Augen entfaltet, und fortdauernd hat sie sich der reichen, thätigen Beihilfe edler Regierungsbeamter und Offiziere zu erfreuen gehabt.

„Das kleine Bäumchen,“ schreibt Rev. R. Clark, „das 1852 gepflanzt wurde, ist bereits ein großer Baum geworden und hat schon viele Zweige nach allen Seiten getrieben. Und die Zweige wachsen und treiben andere Keiser und Schößlinge, die bald selbst zu Zweigen werden, und ihre Blätter geben Arznei und Schatten für viele, und ihre Früchte nähren viele vom Baum des Lebens.“

„Wenn wir von dem Anfange der verschiedenen Teile des Missionswerkes (in und um Amritsar) in chronologischer Ordnung sprechen, so finden wir, daß 1852 zwei Missionshäuser (außerhalb der Stadt) durch Mr. Saunders, den Deputy Commissioner, gebaut wurden. Unser Stadtschulhaus ward 1853 von Hauptmann Faddy gebaut, nach einem von Oberst Napier, jetzt Feldmarschall Lord Napier, gegebenen Plane. Die Stationskirche (außerhalb der Stadt) wurde ebenfalls 1853 von Mr. Saunders und Hauptmann Lamb errichtet. Die Mission in Dschandiala (östlich unweit Amritsar an der Eisenbahn) wurde begonnen und ein kleines Haus gebaut durch Hauptmann Lamb; die beiden Waisenhäuser 1855 durch Mr. Strawbridge. Die Lady Henry Lawrence Schulen wurden 1856 zum Andenken an Lady Henry Lawrence gegründet. Die Narowalmission (nördlich von Amritsar) wurde 1856—58 von Mr. Bruce und Mr. Leighton gegründet, und die Kirche daselbst 1874 von Mr. Bateman. Die Eingeborenkirche in Amritsar ward 1862 von Mr. Edward Palmer durch Rev. Keene, die Normalschule der Erziehungsgesellschaft für Eingeborene (Vernacular Education Society) 1866 von Mr. Harrington durch Rev. Rodgers; das Stadtmissionshaus (wo der Prinz von Wales 1876 die eingeborenen Christen des Pandschab empfing), das Pfarrhaus des eingeborenen Pastors, die christliche Herberge und der Missionsversammlungsaal, Schamans Dschhanda („Flagge für Christus“) genannt, 1866 und 1867 mit der freundlichen Hilfe von Mr. E. Palmer und seines Bruders, Obersten R. Palmer, erbaut. Die Mission zu Bataïla (nordöstlich von Amritsar) wurde 1866 gegründet. Die Native Kirche wurde zweimal vergrößert 1866 und 1875 von Mr. Doyle Smithe, und abermals 1883 von Mr. F. Cox unter Rev. Keene und Wade. Das Entbindungshospital (später der Regierung abgetreten) ward 1866, und die ärztliche Senanamission 1867 von Mrs. Clark begonnen. Die Ackerbaukolonie zu Clarkabad (südwestlich von Amritsar an der Eisenbahn) begonnen 1869, wurde 1876 von Rev. Bateman reorganisiert. Die Senanamission der Indian Female Normal School

Society wurde 1872 begonnen und 1880 der Church of England Zenana Society übergeben. Die Alexandra-Schule wurde 1877—78 mit der freundlichen Hilfe des Obersten R. Palmer und des Generals MacLagan erbaut. Die Senana-Dorf-Mission wurde 1882 durch Miß Clay in Dschandiala eingerichtet und dehnte ihre Arbeit 1883—84 auf Adschnala und Narowal aus. Die Distriktsynode begann 1882 ihre Dorfmission in Dschandiala. Die Ärztliche Mission der Ch. M. S. ward 1882 in Amritsar von Dr. Clark, und die Dorfreisemission der Ch. M. S. in Taran-Taran (südlich von Amritsar) 1883 von Mr. Guilford unternommen.

„Wir erwähnen ausdrücklich die große Hilfe, welche die Mission in Amritsar von Anfang an von Regierungsbeamten empfangen hat, denen sowohl wir, als auch die vielen Freunde unsrer Mission daheim den herzlichsten Dank sagen.“ —

In Amritsar und seinen Außenstationen (ohne Batala) gab es 1884 an eingeborenen Christen 645, unter ihnen 219 Kommunikanten. Die Erstlingsfrucht der Ch. M. S. Mission im Pandschab war Schaman, ein Sikhgranthi oder Priester, den Fitzpatrick in einem Dorfe bei Amritsar traf und der von der Botschaft des Sünderheilandes so ergriffen wurde, daß er dem Missionar nach Amritsar folgte, dort sich unterweisen ließ und getauft wurde. Bis an sein Ende predigte er seinen Landsleuten den gekreuzigten Christus mit Wort und That; und noch heute predigt er durch seine „Flagge für Christus“, Schamans Dschanda, für deren Errichtung er, mit Anspielung auf die kleinen Flaggen über den Häusern der Fakirs und Religionslehrer, bei seinem Tode sein ganzes Vermögen der Mission vermachte, die mit diesem Gelde den oben erwähnten Missionsversammlungs-saal zu Amritsar erbaute.

Der erste Sikh überhaupt, der den christlichen Glauben annahm, war nicht in der Pandschabmission getauft, trat aber 1852 in den Dienst der Mission zu Amritsar und ward 1854 daselbst ordiniert, Rev. Daud Singh, der, überall wegen seines edlen und demüthigen Sinnes beliebt, lange Jahre Pastor der eingeborenen Gemeinde zu Amritsar war und als Pastor der Ackerbaukolonie zu Clarkabad 1883 starb.

Ein anderer geistlicher Sohn des Rev. Fitzpatrick ist Mian Paulus, der Häuptling von Narowal, den jener auch in seinem Dorfe kennen lernte, und der ihm nach Sialkot und dann nach Amritsar folgte; einer seiner Söhne ist der Rev. Mian Sadik, seit 1875 Pastor der eingeborenen Gemeinde zu Amritsar, jetzt leitender Missionar der seitens der eingeborenen Synode im Bezirke von Amritsar getriebenen Mission mit dem Sitze in Dschandiala.

Unter allen Native Christen aber, die der englisch-kirchlichen Mission im Pandschab geschenkt sind und in Verbindung mit ihr arbeiten, ragt Imad-ed-din hervor, der früher ein mohammedanischer Maulwi (Gelehrter)

war, aber durch Gottes Gnade ein großer christlicher Prediger und Verfasser wichtiger christlicher Bücher für seine Landsleute geworden ist. Seine Bedeutung mag den folgenden Auszug aus seiner Selbstbiographie¹⁾ rechtfertigen.

Imad-ed-din ist der Sohn eines Maulwi, Mohammed Siradsch-ed-din, der als Greis von 90 Jahren zugleich mit einem anderen Sohne dem Beispiel Imads folgte und zwei Jahre nach ihm ebenfalls zu Amritsar getauft wurde. Mit 15 Jahren ging I. nach Agra, wo sein Bruder bei der Regierungsschule Lehrer der Urdu Sprache war, um von ihm unterrichtet zu werden. „Mein einziger Zweck beim Studiren war, meinen Herrn zu finden. Ohne mich mit andern Dingen zu befassen, studierte ich beständig Tag und Nacht acht bis zehn Jahre lang mohammedanisches Gesetz, die Kommentare des Koran und die Sprüche Mohammeds, auch Ethik, Logik und Philosophie, und da ich mit der Überzeugung las, daß jede Wissenschaft ein Mittel sei, den Herrn kennen zu lernen, so glaubte ich, daß alle darauf verwendete Zeit thatsächlich dem Dienste Gottes gewidmet sei.“ Die höhnischen Verwünschungen der Maulwis und Mohammedaner bei jeder Erwähnung des Christentums verwirrten ihn dermaßen, daß er bald jeden Gedanken an das Christentum aufgab.

Aber als er den Koran und die mohammedanischen Lehren und Legenden bemeistert hatte, und dennoch unbefriedigt im Herzen und unruhig im Gewissen blieb, sagten seine Lehrer ihm, daß er nur die äußerlichen Vorschriften des Islam gelernt habe; wenn er das Wesen der Religion erforschen und zur wahren Erkenntnis Gottes kommen wolle, so müsse er zu den Fakirs gehen und bei ihnen viele Jahre bleiben; denn die besäßen das Geheimnis der Religion, welches sich durch Succession von Herz zu Herz unter ihnen seit Mohammeds Zeiten fortgepflanzt habe. Diese geheime Religion, erklärt I., wird Mysticismus genannt und hat ihren Ursprung in den geistlichen Bestrebungen der Mohammedaner vergangener Tage, die nach der Wahrheit trachteten und weil sie keine Befriedigung im Islam finden konnten, allerhand mystische Ideen sammensuchten, um Ruhe für ihre Seele zu finden. I. fing nun an, sich in die Tiefen dieser spitzfindigen Religionswissenschaft zu stürzen. Er sprach wenig, aß wenig, lebte fern von Menschen, marterte seinen Leib und wachte des Nachts. Er schloß seine Augen und suchte durch Denken an den Namen Gottes ihn ins Herz zu schreiben. Er saß an den Gräbern von „Heiligen“ in der Hoffnung durch Kontemplation Offenbarungen zu empfangen, und ging sogar zu den tollen und berauschten Fanatikern, um so Vereinigung mit Gott zu erlangen. Er verrichtete seine Gebete fünfmal des Tages und wiederholte stets das Bekenntnis des mohammedanischen Glaubens. Aber nichts wurde ihm trotz allem offenbart, außer daß dies alles Thorheit sei. Während er in diesem Zustande war, predigte er in der königlichen Moschee zu Agra drei Jahre lang. „Die ganze Zeit hindurch,“ sagte er, „bohrte sich der folgende Koranvers wie ein Stachel in mein Herz: Jeder Sterbliche muß notwendig einst zur Hölle

¹⁾ A Mahomedan brought to Christ: being the autobiography of the Rev. Imad-ud-din, D. D., translated from the Hindustani by the Rev. R. Clark, M. A., Ch. M. S., Amritsar. London 1884.

gehen; Gott ist verpflichtet, alle Menschen erst zur Hölle zu senden, und hernach kann er begnadigen, wen er will.“ — Sein einziger Trost war anhaltendere Übung im Gottesdienst. Er zog sich in sein Privatgemach zurück und betete mit vielen Thränen um Vergebung seiner Sünden. Oft brachte er die halbe Nacht schweigend an einem Grabe zu, und schließlich zog er sich gänzlich von der Welt zurück und ging in die Dschangeln, ward ein Faqir, angethan mit ockerbeschniirten Kleidern, und wanderte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, allein, Schritt für Schritt an 2500 Meilen, „um Gott zu suchen.“ Einmal saß er, nach den Vorschriften seines mystischen Buches, am Ufer eines Flusses zwölf Tage lang auf einem Knie, mußte täglich dreißigmal ein bestimmtes Gebet mit lauter Stimme wiederholen, durfte nichts essen als des Nachts ungesäuertes Gerstenbrot, niemanden berühren, mit niemandem sprechen. Dazu schrieb er den Namen Gottes 125 000mal auf Papier, schnitt jedes Wort mit einer Schere aus, wickelte es in ein Mehlkügelchen und fütterte die Fische damit. Als alle diese Pönitenzen vorüber waren, hatte sein Körper alle Kraft verloren.

Aber noch fand seine Seele keine Ruhe. Er sagt: „Ich fühlte täglich eine wachsende Abneigung gegen den Islam. Als ich nach Hause kam, waren mir das Lesen des Koran und meine religiösen Übungen allzumal widerlich geworden.“ Der schlechte Charakter der mohammedanischen Lehrer und „Heiligen“, ihr Betrug, ihre Unwissenheit, ihre Bigotterie, alles vereinigte sich, um ihn zu überzeugen, daß es überhaupt keine wahre Religion in der Welt gäbe, daß alle Religionen nur leere Fabeln wären, und er besser thäte, nach seiner Bequemlichkeit zu leben, redlich zu handeln und sich mit dem Glauben an die Einheit Gottes zu begnügen. „Aber zuzeiten, wenn ich an meinen Tod und den Gerichtstag dachte, fand ich mich allein stehend, machtlos, hilflos, arm, mitten in Furcht und Gefahr. So große Beängstigung kam über meine Seele, daß mein Angesicht immer bleich blieb, und ich oft in mein Zimmer ging und bitterlich weinte.“

Aber schließlich kam die Stunde der Erlösung. I. hörte in Lahör von der Bekehrung eines andern Maulwi. Das ärgerte ihn sehr, und er hielt es für seine Pflicht mit demselben brieflich zu disputieren. Um sich mit Argumenten zu versehen, verschaffte er sich eine Bibel. Aber kaum war er bis zum 7. Kapitel des Matthäus gekommen, als er sehr unruhig ward. Die starke, reine, heilsame Wahrheit Christi machte sich geltend. Ganze Tage und Nächte brachte er nun beim Lesen der Bibel und anderer christlicher Bücher zu, im Laufe eines Jahres hatte er das Ganze durchforscht und entdeckt, daß die Religion Mohammeds nicht von Gott, daß Heil nur bei Christo zu finden sei. So ward er ein Christ, und Missionar Clark taufte ihn zu Amritsar am 29. April 1866.

Von der Zeit an hat I. unablässig mit Mut, Kraft und Beharrlichkeit und mit viel Geschick und Erfolg das Werk ausgerichtet, zu dem Gott ihn berufen, hat Christum, den Sohn Gottes, sowohl durch mündliche Predigt als auch durch seine vielen Schriften verkündigt. Das Angebot einer einträglichen und einflußreichen Stelle bei der Regierung lehnte er ab, ward 1868 zum Diakon, und 1872 zum Priester geweiht, und im April 1884 ward ihm vom Erzbischof von Canterbury die Würde eines Doktors der Theologie

verliehen — der erste Eingeborene in Nordindien, der diese Auszeichnung erhalten hat. Fast jedes Jahr ist seit seiner Bekehrung ein größeres oder kleineres Werk von seiner Feder erschienen, theils polemisch-apologetischen und historischen Inhalts, theils Kommentare zu biblischen Büchern. —

Einzelne der oben chronologisch aufgeführten Zweige der Amritsar-mission verdienen besondere Erwähnung.

Zunächst das Schul- und Erziehungswesen. Da arbeitet die städtische Knabenschule, für die schon 1853 ein Haus gebaut wurde, unter einem Missionar als Dirigenten (gegenwärtig A. G. Norman). Von ihren Zöglingen sind 21 getauft worden, und 8 von diesen arbeiten als christliche Prediger und Lehrer. Da ist die Waisenkinderaschule (gegenwärtig mit 50 Kostgängerinnen), deren Zöglinge, aus der ärmeren Klasse stammend, fast in jedem Teile des Landes zu finden sind und sich als vortreffliche christliche Ehefrauen christlicher Männer bewähren. Diese Schule, welche unter ihren Direktorinnen Mrs. Clark und Elmslie gehabt hat und jetzt unter der Leitung des Stationsmissionars Wade und dessen Gattin steht, wird fast gänzlich durch freiwillige Beiträge erhalten und erfreut sich großer Sympathie bei vornehm und gering. Da ist die Alexandra-Mädchenschule (so genannt zum Andenken an den Besuch des Prinzen von Wales und seiner Gemahlin Alexandra 1875 in Amritsar), welche durch Miss. Clarks Bemühungen ins Leben gerufen und im Dezember 1878 durch den Bischof von Lahör im Beisein vieler eingeborener Repräsentanten der Pandschäb-Kirche und hervorragender Stadtbewohner feierlich eröffnet wurde. Der Zweck dieser Schule ist in erster Linie, den Töchtern besser situierter eingeborener Christen die bestmögliche Erziehung in der Landessprache und so viel als möglich in der englischen Sprache und abendländischen Bildung zu geben, in der Erkenntnis, daß „die Pandschabis, die kein Englisch verstehen, Kinder ihr Lebenlang bleiben und als Christen wenig oder gar keinen Einfluß auf die gebildeten Klassen haben,“ und mit dem Wunsche, daß jedes Mädchen, das die Schule verläßt, eine Missionsarbeiterin in ihrem Kreise werde. Von den 6062 Rp., welche die Beköstigung und Erziehung der 65 Mädchen im Jahr 1883 erforderte, zahlten die Eltern 2288, die Regierung 2160 als grant-in-aid, die Ch. M. S. monatlich 100 Rp., während der Rest durch freiwillige Beiträge aufkommt. Das stattliche, mit großen lustigen Schlafzimmern, großem Saal und hübscher Kapelle versehene Gebäude ist von einem großen Hofraum umgeben, in dem sich ein kleines, freundliches Krankenhaus („Elmsliehospital“) befindet. — Da sind außerdem die 1856 zum Andenken an Lady Henry Lawrence durch eine Kollekte von 12 000 Rp. gegründete Lady Henry Lawrence Schulen für Sikhs-, Hindu- und

Mohammedaner-Mädchen in Amritsar. Es sind jetzt zusammen mit den Schulen der Senana-Gesellschaft, 553 Mädchen in 20 Schulen mit 20 Lehrkräften und einer jährlichen Ausgabe von 6753 Rp. — Dazu kommt das Seminar der Christian Vernacular Education Society for India, welches Lehrer und besonders christliche Lehrer für Missionsschulen bildet. Diese Gesellschaft giebt auch jährlich 100 Pfund an den Christlichen Bülcherverein für das Pandschab, der 1883 nicht weniger als 63 234 Bücher und Traktate verbreitete.

Ferner verdient Anerkennung die selbstverleugnende Thätigkeit der Senana-Gesellschaft der Church of England, die Hand in Hand mit der Ch. M. S. arbeitet, und deren Damen die eben erwähnten Mädchenschulen leiten. Wenn man bedenkt, daß von den 21 Millionen Witwen Indiens ($1\frac{1}{2}$ Millionen unter 24 Jahren) über 56 000 im Amritsardistrikt wohnen, so daß jedes achte Weib eine Witwe ist, so erscheint die Zahl der Damen, die besonders diesen beklagenswerten Witwen nachgehen, gering genug. Abgesehen von den 7, die an jenen Schulen arbeiten, sind 2 andere in Miß Hewletts Ärztlicher Senanamission, und 5 in Miß Clays Dorffenanamission beschäftigt. Im ganzen sind im Pandschab und Sindh 24 Damen der Senana-Gesellschaft, unterstützt von 36 Bibelfrauen und christlichen Lehrerinnen, und 1164 Mädchen erhalten christliche Erziehung in 41 Schulen.

Endlich ist auch die seit 1882 von seiten der Ch. M. S. in Amritsar angefangene Ärztliche Mission zu berücksichtigen, deren Bedürfnis und Berechtigung besonders für die Missionscentren auch von den Staatswürdenträgern im Pandschab längst betont worden war. Seit 1882 ist Dr. Henry Martyn Clark, ein eingeborener Adoptivsohn des Miss. Clark, für die Ärztliche Mission in Amritsar angestellt und arbeitet treulich nach dem Grundsatz der Missionsgesellschaft, daß nämlich der ärztliche Missionar an erster Stelle ein Missionar und an zweiter ein Arzt sein soll. Derselbe wohnt in dem großen Centralhospital zu Amritsar, welches Filialen in Dschandiala, Clarkabad, Wairowal und Sultapind hat. In Dschandiala gab es in 11 Monaten 20 000 Außenpatienten. Es ist ein erbaulicher Anblick, wie Dr. Clark in seinem Hospital des Morgens vor Beginn seiner Arbeit an die Schar der Hilfesuchenden eine Ansprache richtet, ihnen die Allmacht und Barmherzigkeit des großen himmlischen Arztes verkündigt und mit herzlichem Gebete die Andacht schließt, um dann auch seine leibliche Arznei und Salbe zu reichen — nach des Herrn eigner Methode, der seine Jünger sandte, die Kranken zu heilen und zu predigen das Evangelium. (Schluß folgt.)

Religionsgeschichtliche Studien

im Anschluß an Gloag, Spekulative Theologie.

Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren.

1. Religionsphilosophie und Religionsgeschichte.

Das Werk von Gloag: „Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte“, darf von allen Freunden der positiven Theologie als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden und hat auch in diesen Blättern bereits die ihm gebührende Würdigung gefunden. Die Religionsgeschichte gewinnt heutzutage eine Bedeutung, welche von Theologen und Missionsfreunden nicht ignoriert werden darf. Aber da man viele Bausteine erst herbeibringen muß, und das Gebäude noch kein festes Gefüge hat, liegt die Gefahr desto näher, daß der Bau nach Parteitendenzen aufgeführt werde. So legt das sehr ansprechende, handliche und übersichtliche Büchlein von Tiele (Kompendium der Religionsgeschichte, übersetzt von Weber, Berlin 1880) dem Leser eine Menge von unsichern Hypothesen als bare Münze vor und verschweigt, was nicht in die liberal-theologische Anschauung paßt. Auch Max Müller hat in seiner Schrift über die Entstehung der Religion die ethische Seite derselben nicht nach der Konsequenz seiner eigenen früheren Forschungen gewürdigt. Darum ist eine Bearbeitung der Religionsgeschichte von positiv-theologischer Seite von großem Wert; nicht als ob nun hier wieder in tendenziöser Weise verschwiegen werden dürfte oder müßte, was die Gegner für ihre Anschauung besonders hervorheben; nein, die einfache historische Darstellung wird es erweisen, daß kein Buch ein so tiefes Verständnis für das Wesen der Religion überhaupt und für ihre Entwicklung in der Menschheit verrät wie die Bibel. Die Wissenschaft der biblischen Theologie, die Unterscheidung des jüdenchristlichen, paulinischen, johanneischen Lehrbegriffs, ist seiner Zeit von der Baur'schen Schule in negativ kritischem Interesse mit Vorliebe bearbeitet worden. Die positive Richtung hat sich auch diese Wissenschaft angeeignet und sie zur Förderung eines tieferen Schriftverständnisses benutzt. Ähnlich wird es mit der Religionsgeschichte gehen.

Gloag versucht, seinem edeln Lehrer Dorner nachstrebend, eine spekulative Bearbeitung seines Gegenstandes und ist der Zuversicht, daß die philosophische Theologie zu demselben Ziel komme wie die geschichtliche. Es könnte ja in unsrer Zeit, wo die Gelehrten meistens in Detailforschungen sich verlieren, einen Freund der Wissenschaft nur freuen, wenn einmal wieder einer es wagt, eine spekulative Theologie zu schreiben. Vollends, wenn wir sehen, wie der Philosoph auf positiv christlichem Boden steht, so könnte es ja für die Religionsgeschichte nur von größtem Vorteil sein,

wenn das historisch Richtige auch auf philosophischem Weg als das allein Mögliche und Notwendige sich ergäbe. Allein der Schreiber dieser Zeilen hat zu der Religionsphilosophie oder spekulativen Theologie nicht das Zutrauen wie Gloag und ist in seinem Mißtrauen durch das Lesen des so dankenswerten Buches nur bestärkt worden.

Es ist wahr: die Religionsphilosophie hat erst das Interesse für die Religionsgeschichte geweckt und ihre Bearbeitung angefangen. Hegels Religionsphilosophie werden wir namentlich als das bahnbrechende Werk bezeichnen müssen. Die Religionen erscheinen hier nicht als ein Chaos von allerlei wahren und falschen religiösen Vorstellungen, sondern in strenger Ordnung als dialektische Entwicklung des Religionsbegriffs, so daß jede mit einer besonderen Eigenschaft bezeichnet wird, und mit innerer Notwendigkeit, im Hegelschen Dreitakt, mit Position, Negation und höherer Einheit, alles bis zur absoluten Religion, dem Christentum, aufsteigt. Damit ist das Heidentum eine notwendige Entwicklungsstufe in der Geschichte der Religionen, und das Judentum ist nicht einmal die höchste unter den vorchristlichen Religionen.¹⁾ Die genaueren historischen und ethnographischen Forschungen haben aber bewiesen, daß, ganz abgesehen vom Standpunkt der Bibel, das, was Hegel als innere Notwendigkeit aus der Entwicklung des Begriffs deducieren will, mit der geschichtlichen Wirklichkeit durchaus nicht immer harmoniert, daß mit seinen Schlagwörtern die Religionen nicht nach allen Seiten charakterisiert werden, und daß ihnen nicht immer der richtige Platz angewiesen ist.

Wir wollen die Leser der Missionszeitschrift nicht mit einer Geschichte der Religionsphilosophie ermüden; aber Hegel mußte angeführt werden, weil Gloag in formaler Beziehung noch stark in seiner Rüstung steckt. Er unterscheidet eine philosophische und eine geschichtliche Theologie. Erstere entwickelt das Gottesbewußtsein subjektiv, aus dem philosophierenden Subjekt, kommt von hier aus zu Objekten, welche auf das Subjekt einwirken und endlich zu einem über das Subjekt wie über die Außenwelt hinausgehenden Absoluten als dem Möglichkeitsgrund des gesamten subjektiven und objektiven Daseins, als dem höchsten, allumfassenden subjektiv-objektiven Princip, welches sich auch bereits in dem unmittelbaren Gottesbewußtsein darbietet (S. 9). Die Methode der Philosophie ist die spekulative, konstruktive, synthetische (S. 10). Sie verhält sich zur Erfahrung wie die Mathematik zur materiellen Welt. Erst mittelst der Mathematik ist die wirkliche Körperwelt in ihren Gesetzen wissenschaftlich erkennbar. Doch entwickelt die Mathematik für sich nur

¹⁾ Der Islam wird ignoriert, denn er müßte eigentlich nach Hegels Principien vollkommener sein als das Christentum, weil er später entstanden ist.

die möglichen Formen der Körperwelt und muß sich mit der sinnlichen Erfahrung verbinden, um nach jenen die Verhältnisse der äußeren physischen Körperwelt zu bestimmen (S. 17). In diesem Sinne hat Schelling negative und positive Philosophie unterschieden (S. 18). Was nun die philosophische Theologie betrifft, so soll sie nicht Ausgangspunkt, sondern Resultat der Philosophie sein, in welches Psychologie, Ästhetik, Dialektik und Ethik auslaufen. Aber nur in Verbindung mit der geschichtlichen Theologie ist die philosophische imstande, ihre eigene Aufgabe wahrhaft zu lösen, denn wie sich das Gottesbewußtsein tatsächlich geschichtlich gestaltet hat, kann nur mittelst der Erfahrung erkannt werden (S. 21).

Hier ist der Punkt, wo wir fragen möchten: wozu dann der schwerfällige Apparat von zwei parallel laufenden Theologien? — In der That hat auch Gloag sie wieder vereinigt, und in der größeren Hälfte seines Buchs merkt man nichts mehr von der philosophischen Theologie. Er erkennt als das verknüpfende Band zwischen beiden das beiden gemeinsame Spekulative, denn „auch das unmittelbare Gottesbewußtsein in seiner geschichtlichen Bestimmtheit und Entwicklung hat eine spekulative Seite und entfaltet diese zu einer umfassenden theologischen Spekulation, die die geschichtlichen Bestimmtheiten des Gottesbewußtseins zurückführt in ihre über die Geschichte hinausliegenden Möglichkeiten in der religiösen Anlage des Menschen und dem Wesen Gottes“ (S. 65).

Der ganzen Grundlegung von Gloag möchte ich den Satz gegenüberstellen, den ich schon in der Vorrede zu meiner Geschichte der indischen Religion angedeutet habe: die Religionsgeschichte ist eine theologische Wissenschaft, sie kann von der Philosophie, welche nur mit dem Denken des natürlichen Menschen operiert, gar nicht in ihrem ganzen Umfang verstanden werden. Der Jurist überläßt die Geschichte des Rechts nicht den Philosophen, sondern glaubt, daß nur ein Jurist befähigt sei, dieselbe zu schreiben; der Naturforscher kümmert sich nicht um Hegels Naturphilosophie; soll denn allein die Theologie der Philosophie beständig unterthan bleiben? — Wissenschaftlich muß sie ja freilich zu Werke gehen; wenn man will, spekulativ. Es werden übrigens nicht alle Philosophen das als spekulativ gelten lassen, was Gloag so nennt. Die Religionsgeschichte muß den Begriff der Religion, ihre Entwicklungsmomente u. s. w. darstellen. Aber woher hat sie den richtigen Begriff und das Verständnis für die Entwicklung der Religion, die Unterscheidung zwischen dem wahrhaft Religiösen und den Karikaturen einer wahren Religion? — Gloag und alle positiven Religionshistoriker stehen

auf dem Boden des Christentums als der vollkommensten Religion. Erst von hier aus, nicht vom denkenden Subjekt überhaupt, werden auch die unvollkommenen Religionen im rechten Licht angeschaut, wie man durch den Anblick eines Meisterwerks einen Begriff von der Kunst bekommt. Das denkende Subjekt wird Schöpfung, Erlösung und Geistesmitteilung, wie das Christentum sie lehrt, niemals aus sich selbst konstruieren können, auch der wahrhaft christliche Philosoph nicht. Eine rein philosophische Religionsgeschichte kann doch nur ein rationalistischer Philosoph für wahrheitsgetreu halten, der nicht annimmt, daß eine wirkliche göttliche Offenbarung in das Leben der Menschen eingreife. Aber die psychologische Möglichkeit einer Offenbarung kann man doch wohl philosophisch begründen und die Wirkungen der Offenbarung im religiösen Menschen kann man psychologisch darstellen? — Allerdings, aber erst nachdem man diese selbst erfahren hat, und das gehört doch wohl zur theologischen, nicht zur philosophischen Wissenschaft.

Nun könnte es sich vielleicht anders verhalten bei Religionen, welche nicht auf wirklicher übernatürlicher Offenbarung beruhen. Können nicht wenigstens die heidnischen Religionen und der Islam vom allgemein philosophischen Gesichtspunkt ganz richtig dargestellt werden? — Ja, bis auf einen gewissen Grad. Aber bald wird der Standpunkt des Historikers sich geltend machen. Schon beim Fetischdienst, dadurch, daß der Monotheismus der Fetischdiener möglichst ignoriert wird. Besonders charakteristisch aber ist es beim Buddhismus, daß die Religionshistoriker hier den Begriff der Erlösung, der doch das eigentliche Princip dieser Religion ist, beharrlich in den Hintergrund stellen. Dieser theologische Begriff ist den Philologen und Philosophen zu fremdartig, als daß sie ihn herausfinden könnten. Auch Gloag scheint hier der herrschenden Strömung bei den Gelehrten zu folgen, wenn er S. 86 dem Buddhismus die Überschrift giebt: „Auflösung der Religion in praktische Willensverneinung.“ Praktische Willensverneinung ist keine Religion, und mit diesem Ausdruck ist nicht einmal der charakteristische Unterschied zwischen Brahmanismus und Buddhismus bezeichnet.

So möchten wir die Religionsgeschichte als theologische Wissenschaft reklamieren und glauben, Gloag hätte seiner so dankenswerten, fleißigen Arbeit eine bessere Grundlage gegeben, wenn er statt des philosophischen Teils von biblischen Begriffen ausgegangen wäre und untersucht hätte, ob eine solche Anschauung von der Entstehung des Heidentums wie Röm. 1, 19 ff. übereinstimmt mit dem, was durch historische und ethnographische Forschungen als der wahrscheinliche Gang der Religionsentwick-

lung sich ergibt. Er wäre ohne Zweifel zu denselben Resultaten auf einfacherem Wege gekommen.

Mit Recht definiert er die Religion in ihrer elementarsten und weitesten Bestimmung als den Glauben an eine höhere, über die erfahrungsmäßige Beschränktheit menschlicher und natürlicher Kraft hinausgehende Macht, gleichviel, ob dieselbe in einem Gott angeschaut oder an viele Götter verteilt und auch beschränkten Menschen, Hauptlingen, Zauberern, abgeschiedenen Seelen, Naturkräften und Naturwesen, dem sichtbaren Himmel, Gestirnen, Elementen, Steinen, Pflanzen, Tieren zugeschrieben wird; wo diese wirklich vergöttert werden, geht auch das Bewußtsein über ihre erfahrungsmäßig beschränkte Macht hinaus und ist nur insoweit religiös zu nennen (S. 93 f.). Es wird nun die tatsächliche Allgemeinheit der Religion nachgewiesen und dann das den verschiedenen Religionen gemeinsame Gottesbewußtsein psychologisch analysiert. Dasselbe ist vermittelt 1) durch die relative Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, 2) durch die relative Abhängigkeit des Menschen von der Natur. 3) Das unmittelbare Gottesbewußtsein wird endlich als Resultat dieser Vermittlung für sich betrachtet nach seiner subjektiven, objektiven und ethischen Seite. Der erste Abschnitt enthält die Unterabteilungen: a) Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, überführend zum Königs- oder Hauptlings- oder Ahnenkult, b) Abhängigkeit der Menschen durch den ersten Stammvater vom Schöpfer, begründend die Möglichkeit eines dem Ahnenkult zu Grunde liegenden Monotheismus, c) die relative Freiheit der Menschen gegeneinander vermittelnd die ethische Entwicklung des Gottesbewußtseins.

Hier hat sich Gloag durch seinen philosophischen Formalismus offenbar auf eine falsche Fährte verleiten lassen. Hätte er ohne solche spekulative Gedanken die Religionen der unkultivierten Völker nach den Berichten der Missionare und anderer zuverlässigen Berichterstatter studiert, so hätte er ohne Zweifel gefunden, daß der Ahnenkult nicht die große Rolle spielt, welche er ihm zuschreibt, daß derselbe namentlich bei unkultivierten Völkern, welche keine Geschichte und Helden Sage haben, nicht wohl vorkommen kann. Wir werden davon noch einmal reden. Er hätte ferner gefunden, daß der Monotheismus, soweit er bei unkultivierten Völkern sich findet, keineswegs vermittelt ist durch das Bewußtsein relativer Abhängigkeit von den Vorfahren, vom Stammvater, vom Stammesgott. Dieser Monotheismus ist in Wirklichkeit physisch vermittelt, nicht geschichtlich. Er knüpft sich an den sichtbaren Himmel, und das stimmt überein mit Röm. 1, 20. Es liegt offenbar die dortige Hinweisung auf eine ursprünglich monotheistische Gotteserkenntnis viel näher als der Umweg der

Reflexion, die ja bei den unkultivierten Völkern überhaupt nicht stark entwickelt ist. Gloag leugnet also nicht die Möglichkeit eines auch dem Ahnenkultus zu Grunde liegenden Monotheismus und der Verdunklung des Monotheismus zum Ahnenkult (S. 108). Er erkennt, daß sich überhaupt die allgemeine geschichtliche Entwicklung des Gottesbewußtseins nicht als eine rein, stetig und normal verlaufende zeigt, vielmehr zeigen sich überall Hemmungen, Trübungen, Verdunkelungen als Folge einer allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit, welche sich erklärt aus der relativen Freiheit, die der Mensch auch gegenüber den Forderungen des Gottesbewußtseins, den Mahnungen des Gewissens hat, das durch fortgesetzten Ungehorsam auch abgestumpft und abgeschwächt wird (S. 113 f.). Er kommt also auf die Anschauung des Apostels Paulus hinaus, aber seine philosophische Deduktion stimmt nicht damit überein. Es ist anzuerkennen, daß er das ethische Element in der Religion so sehr betont, aber auffallenderweise kommt er auf dasselbe erst zu sprechen in dem Abschnitt von der relativen Freiheit der Menschen gegeneinander.

Ebenso kommt er auf die Urreligion zu sprechen an einem Ort, wo man es nicht erwartet, am Schluß des Abschnitts über die relative Abhängigkeit des Menschen von der Natur. „In dem Maße, als dem Menschen der Unterschied seiner eigenen geistigen Kraft von der bloßen Naturkraft zum Bewußtsein kommt, fühlt er sich selbst allen, auch den höchsten Naturgöttern innerlich überlegen und erhebt sich weiter zu dem Glauben an eine über sie erhabene, schlechthin unbeschränkte oder unendliche geistige Macht (S. 127).“ Hier erhebt Gloag die Frage, „ob schon ein Monotheismus, wie er der hebräischen Religionsentwicklung nach der Darstellung der h. Schrift schon zu Grunde liegt, bei der psychologischen Bedingtheit desselben durch das Natur- und Freiheitsbewußtsein auch nur könne für die hebräische, geschweige für die allgemeine Religionsentwicklung als Ausgangspunkt wirklich vorausgesetzt werden.“ Diese Frage wird bejaht, „wenn man nicht die Ansicht eines ursprünglichen Monotheismus dahin auslegt, als ob ein vollendeter Monotheismus mit ausgebildeten Lehrsätzen der Anfang der Religion sein solle (S. 129).“ „Wenn Hume es als eine geschichtliche Thatsache ansieht, daß die älteste Menschheit nur den Polytheismus gekannt, so hat das die neue religionsgeschichtliche Forschung widerlegt durch den Nachweis eines ursprünglichen monotheistischen oder henotheistischen Himmelskult bei allen Völkern (S. 130).“ „Wir haben kein Recht, die Kulturvölker erst aus barbarischen wilden Horden hervorgegangen zu denken, die auch nach Humboldt vielmehr eine Degeneration ursprünglich edler Stämme sind. Dazu weisen auch die Übergänge der Rassen ineinander auf eine Einheit“

liche Abstammung des Menschengeschlechts. Wenn diese nun aber auch durch die in allen Religionen nachweisbare ursprüngliche Verehrung eines himmlischen Urgeistes bestätigt anzuerkennen ist, so ist diese doch immer nur als ein unmittelbares, am Natur- und Freiheitsbewußtsein sich entwickelndes, in sinnlichen Anschauungsformen, wie es dem Kindesalter der Menschheit entspricht, sich entwickelndes Gottesbewußtsein zu denken, das die Möglichkeit, wenn auch nicht die Notwendigkeit einer Entwicklung zum Polytheismus in sich schließt (S. 131 f.).“

Aus dem Angeführten werden die Leser ersehen, wie Gloag thatsächlich ganz auf positiv biblischem Boden steht. Wir könnten noch manche wahre und schöne Worte aus den folgenden Abschnitten hinzufügen, welche das Gottesbewußtsein als Resultat für sich näher erklären und die elementarsten Lebensäußerungen aller Religionen behandeln. Aber wir möchten zum Studium des Buches selbst einladen, das allerdings viel zu weitläufig angelegt ist und darum nicht die wünschenswerte Verbreitung finden wird. Wir glauben, die meisten Leser werden mit uns darin übereinstimmen, daß der Hegelsche Formalismus nur ein Hindernis für eine klare, blündige Darstellung und richtige Gruppierung ist, und daß das, was Gloag wirklich von feinen psychologischen Beobachtungen giebt, ebenso gut seine Stelle hätte finden können, wenn die Religionsgeschichte nur als historisch-theologische Wissenschaft behandelt würde. Der Stoff der Kirchengeschichte kommt größtenteils auch in der Profangeschichte vor, aber die Profangeschichte ist nicht imstande, ihn unter wirklich kirchlichem Gesichtspunkt zusammenzustellen. So wird auch die Religionsgeschichte ihren Stoff aus der allgemeinen Weltgeschichte und der Ethnographie zusammensuchen, aber nach theologischen Gesichtspunkten ordnen und behandeln müssen. Wissenschaftlich muß sie zu Werke gehen, das Wesen und die Lebensäußerungen aller Religion muß sie erforschen und den einzelnen Religionen ihre richtige Stellung anweisen und sie wahrheitsgetreu darstellen. Aber eine spekulative Konstruktion ist dazu nicht nötig.

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I. Die Heimat.

Unsre diesmalige Rundschau wird in vielfacher Beziehung einen zeitgeschichtlichen Kommentar zu der Neujahrsbetrachtung bilden, mit welcher dieser Jahrgang eröffnet wurde, vornehmlich in der ersten Abteilung, die sich mit den heimatischen Vorgängen beschäftigt. Die evangelische Mission ist nach verschie-

denen Seiten hin in eine Art Gärungsperiode eingetreten, teils infolge der kolonialpolitischen Ereignisse mit ihren mannigfaltigen Wechselfällen und Fragen, teils infolge von gewissen schwärmerisch angehauchten religiösen Bewegungen, die besonders in den evangelischen Kirchenabteilungen englischer Zunge bereits größere Dimensionen angenommen haben. Doch gehen wir sofort mitten in die Sachen.

Zuerst müssen wir — der Chronistischen Vollständigkeit wegen — der Missionsdebatte in der Sitzung des deutschen Reichstags am 28. November des v. J. gedenken, die dadurch eine besondere Bedeutung erhielt, daß der Fürst Reichskanzler von Bismarck und zwar sehr lebhaft in dieselbe eingriff.

Bekanntlich war — infolge der Ablehnung, welche das auswärtige Amt zwei elßässischen Ordensleuten, naturalisierten Franzosen, erteilt, die eine katholische Mission in Kamerun beantragt hatten¹⁾ — seitens des Centrums an die deutsche Reichsregierung folgende Interpellation gerichtet worden: 1. „Ob beschlossen oder beabsichtigt sei, jede Missionsthätigkeit von Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der mit demselben verwandten Orden in den deutschen Schutzgebieten als gesetzlich verboten zu behandeln oder auf dem Verwaltungswege zu verbieten?“ und 2. „Ob beschlossen oder beabsichtigt sei, die Thätigkeit katholischer Missionen überhaupt in jenen Schutzgebieten auszuschließen oder zu beschränken?“ „Würde die Interpellation einfach auf den Text der Fragestellung beschränkt,“ so erklärte der Kanzler Nr. 1 mit Ja, Nr. 2 mit Nein zu beantworten, indem er mit Nachdruck hervorhob, daß er „die volle und vollständige Parität wolle,“ aber „die Lage unsrer Gesetzgebung die Zulassung der Jesuiten und der verwandten Orden nicht gestatte.“ — Erledigen wir zuerst einige Nebenpunkte, ehe wir auf die Hauptfrage eingehen.

¹⁾ Die „Germania“ hatte über diese Vorgänge sehr entstellte Berichte veröffentlicht und darum eine amtliche Berichtigung seitens des auswärtigen Amtes auf Grund des Pressegesezes bringen müssen (vgl. diese Zeitschrift 1885, 556 f.). Der Reichskanzler hatte wohl schwerlich unrecht, wenn er in der Debatte behauptete, die Interpellation im Reichstage sei wohl „ein casus pro amico, um die durch die Berichtigung in Zweifel gestellte Wahrheitsliebe der „Germania“ eine Rechtfertigung erfahren zu lassen“? Und die weiteren Mitteilungen, die er über die Entstellungen der „Germania“ machte und die ihn zu der Erklärung veranlaßten, daß künftighin in ähnlichen Fällen „mündliche Unterredungen entweder vermieden oder nur vor Zeugen geführt werden sollten,“ dienten wahrlich nicht dazu, die Glaubwürdigkeit dieses Blattes in ein besseres Licht zu stellen. Bei alledem verharret die „Germania“ in ihrer Dreistigkeit und obwohl sie in den fünf leidenschaftlichen Artikeln, in welchen sie die qu. Missionsdebatte bespricht, verschiedene neue Übertreibungen und Unrichtigkeiten sich zu schulden kommen läßt, setzt sie sich doch aufs hohe Pferd der sittlichen Entrüstung und wirft andern Blättern „Verlogenheit“ vor (vgl. Kreuz-Z. v. 24. 12. pr.). In zwei Rünsten leistet die ultramontane Presse, auch die Missionspresse, in der That außerordentliches: erst in der der Entstellung und Übertreibung und sodann in der der Dreistigkeit. Die erste Kunst fabriziert die „Geschichtslügen“ und die andre beschuldigt diejenigen der Verlogenheit, welche es wagen, die Dinge richtig zu stellen. Die Entstellung und Übertreibung braucht man, um die Massen religiös zu fanatisieren, und die Dreistigkeit, um ihren Glauben an die Unfehlbarkeit jeder ultramontanen Behauptung aufrecht zu erhalten. Mit einem System, dessen Grundsatz ist: „die Dogmatik überwindet die Geschichte“ (Kardinal Manning), d. h. die ultramontane Tendenz ist die Tugend des Historikers, resp. die Absolution für jede Thatfachenentstellung — mit einem solchen System ist eine Verständigung auf Grund der Wahrheitsliebe nicht mehr möglich.

In der Begründung der Interpellation — wie auch nachher in der Debatte — wurde wiederholt der Ende Oktober v. J. in Bremen stattgefundenen evangelischen Missionskonferenz gedacht und derselben „exklusive Tendenzen“ vorgeworfen. Wie weit entfernt diese Konferenz von solchen Tendenzen gewesen, und wie sie vielmehr ausdrücklich das Princip der Parität betont — das wissen unsre Leser aus dem objektiven Berichte, den die letzte Dezembernummer dieser Zeitschrift gebracht hat. Hätte die römische Mission keine exklusiveren Tendenzen, als man sie in Bremen gehegt hat, so herrschte viel Friede auf den Missionsgebieten. Ebenso unzutreffend waren die Vorwürfe, die man dem Delegierten der deutschen Reichsregierung gemacht hat, der in Bremen Dinge gesagt und gethan haben soll, von welchen die Konferenzmitglieder selbst weder etwas gehört noch gesehen haben. Es war thatsächlich so wie der Reichskanzler erklärte: „die Beteiligung des Kommissarius hatte einen rein informatorischen Charakter“ und war „eine ganz unschuldige Sache, die mit irgend welchen bedenklichen Neigungen der verbündeten Regierungen gegen die katholische Konfession in gar keinem Zusammenhange stand.“ Specieell ist es nicht wahr, daß der Kommissarius in Bremen das Princip der „Priorität“ proklamiert, d. h. erklärt habe, wo eine Mission bereits zugelassen sei, da werde man — um des konfessionellen Friedens willen — keine andre zulassen; wer zuerst komme, habe das alleinige Besitzrecht. Möglicherweise ist diese Frage einmal in einem Privatgespräch berührt worden; in den Verhandlungen ist sie überhaupt nicht zur Sprache gekommen und wir glauben die Behauptung wagen zu dürfen, daß die große Majorität der Versammlung sich sehr entschieden gegen dieses Prioritätsrecht erklärt haben würde. Ob der Reichskanzler daran gedacht, wissen wir nicht; aus seinen Reden im Reichstage geht es nicht hervor, wie selbst die „Germania“ zugeben muß, die doch sonst in der Kunst des Lesens zwischen den Zeilen nicht blöde ist. Die evangelischen Missionen wollen jedenfalls diese Hezwegtjagd mit Rom nicht und zwar grundsätzlich nicht. Warum sich die Centrumsredner und dann die „Germania“ so sehr dagegen ereifert, hat wohl nur taktische Gründe. Wie es scheint, hingen ihnen nur die Trauben zu hoch. Nicht der Reichskommissarius in Bremen sondern der Pater Weiß hat bei seinem Besuch auf dem auswärtigen Amte die „Priorität“ zuerst aufs Tapet gebracht; dieser durch den Kanzler festgestellten Thatsache haben auch die Centrumsredner im Reichstag nicht widersprochen. Die Sache liegt offenbar so: Rom wollte den Evangelischen den Rang ablaufen. Wäre die Reichsregierung auf den Vorschlag des Pater Weiß eingegangen und hätte die römischen Missionare vor uns mit dem Rechte der „Priorität“ nach Kamerun gelassen, so hätten sie sich über den Streich, den sie uns gespielt, ins Häuschen gelacht. Schnell hätte man dann auch auf die andern deutschen Schutzgebiete überallhin ein paar Mönche geschickt und geschwind den nachkommenden evangelischen Missionaren über die Thür geschrieben: „Recht der Priorität, wir waren zuerst da.“¹⁾ Würde

¹⁾ Die Geschichte der Eindrängung in die evangelischen Missionen stellt uns wiederholt vor die Thatsache, daß man römischerseits die alten Missionsgebiete vernachlässigt, um Kräfte und Mittel zu gewinnen für die Konkurrenz. So kommen z. B. von den westindischen Inseln Klagen über Klagen und Hilferufe über Hilferufe; das katholische Christentum steht dort auf der denkbar niedrigsten Stufe und an Priestern ist großer Mangel. Aber man ist taub in der Propaganda gegen solche Bitten.

dagegen dieses Recht der Priorität gegen Rom geltend gemacht worden sein, so hätte man die ganze Welt mit dem bekannten dreisten Geschrei über protestantische Unduldsamkeit erfüllt.

In der wesentlich zwischen dem Kanzler und Dr. Windthorst geführten Debatte wurden von dem letzteren auch sonst mancherlei vorurteilsvolle Beschuldigungen erhoben und irrige Behauptungen aufgestellt, welche im Reichstage selbst nur theilweis (durch von Maltzahn-Gülz) Berichtigung oder Beanstandung (durch den Reichskanzler) gefunden haben.

Wir können uns hier auf eine eingehende Besprechung nicht einlassen, sondern müssen uns begnügen mit der einfachen Erklärung: 1. es ist nicht richtig, daß die römische Kirche anerkennt „die evangelischen Missionare leisteten Gutes;“ 2. es ist nicht richtig, daß katholische Missionare den evangelischen „jederzeit bereitwilligst Vorschub geleistet;“ 3. es ist nicht richtig, daß „der Missionar evangelischer Konfession die engherzigsten Anschauungen habe;“¹⁾ 4. es ist nicht richtig, daß „der Erfolg der protestantischen Missionsthätigkeit verschwindend klein sei im Vergleich mit der der Katholiken;“ 5. es ist nicht richtig, daß „die englische Regierung es ganz besonders dem Jesuitenorden verdanke, daß sie in Indien diejenigen Erfolge gehabt, welche ihr zu teil geworden sind, und daß sie diejenige Festigkeit gewonnen, welche sie jetzt behauptet.“ In meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“ ist die Unrichtigkeit ziemlich aller dieser Behauptungen durch quellenmäßig belegte Thatsachen nachgewiesen. Wir dürfen erwarten, daß der Führer des Centrums diese Thatsachen entweder widerlegt oder die von uns bestrittenen Behauptungen zurücknimmt.

Nun zur Hauptsache. Daß ein Staat, der den Jesuitenorden durch Gesetz aus seinen Grenzen ausgewiesen, demselben nicht wohl die Thür zu seinen überseeischen Schutzgebieten aufthun kann, solange jenes Gesetz besteht, liegt auf der Hand. Er würde sich ja damit in einen Widerspruch mit sich selbst

Der Romanismus ist ja im sichern Besitz von Haiti etc.; so schreitet man lieber zur Eroberung protestantischer Gebiete, als daß man für die so dringend nötige Seelenpflege auf den schon eroberten sorgt. Diejenigen Gebiete, welche unbestrittene römische Domäne sind, z. B. Südamerika oder die portugiesischen Besitzungen in Afrika, befinden sich in tiefster Verwahrlosung; es wäre dort reichlich zu thun — aber man drängt sich lieber in die protestantische Arbeit ein. Gerade aus dieser Thatsache ist recht ersichtlich, daß es Rom mehr um Ausdehnung seiner Herrschaft als um Seelenrettung geht. — Wäre es nun gelungen, die deutsche Reichsregierung zur Proklamtion des Prioritätsrechts zu bewegen, so hätte Rom wieder schnell von den deutschen Schutzgebieten Besitz ergriffen, wenn auch einige seiner eignen älteren Missionen darüber hätten leiden müssen.

¹⁾ In einem ihrer leidenschaftlichen Artikel über die Missionsdebatte erdreistet sich die „Germania“ die seitens des Kultusministers aufgestellte Behauptung, daß die Christianisierung durch katholische Missionare ihrem Wesen nach mehr äußerlich sei, als „eine den protestantischen Missionsfanatikern geläufige Anklage“ zu bezeichnen. Nun, wo der Fanatismus zu Hause ist, darüber können die qu. Leitartikel der „Germania“ keinen unparteiischen Menschen in Zweifel lassen. Ist die auf Außerlichkeit des römischen Missionsbetriebs gerichtete Anklage unrichtig, so mag sie — aber durch Thatsachen — widerlegt werden. In meiner „Protestantischen Beleuchtung“ findet sich ein 50 Seiten langes Kapitel („Blicke in die katholische Missionspraxis“), in welchem auf Grund von hunderten echter katholischer meist jesuitischer Zeugnisse die obige Anklage bewiesen ist. Ich überlasse das Urtheil darüber, ob diese quellenmäßige Beleuchtung auch nur eine Spur von Fanatismus trägt, getrost jedem der unparteiischen Kritik fähigen, auch katholischen Manne!

setzen. Aber freilich nach dem formalen Recht ist damit die Frage noch keineswegs erledigt, da die deutschen Schutzgebiete, worauf sich die Centrumsredner besonders stellten, noch als Ausland gelten und also die Reichsgesetze nicht ohne weiteres auf sie anwendbar sind. Erhält die Vorlage über die Ordnung der Rechtsverhältnisse in den Kolonien durch kaiserliche Verordnung Gesetzeskraft, so würde die Zulassung oder Nichtzulassung der Jesuiten in den Schutzgebieten gesetzlich in das Ermessen der Kolonialregierung gelegt werden — unsres Erachtens der einzige Ausweg solange die Gesetzgebung bezüglich der religiösen Orden im Deutschen Reiche nicht anderweitig geregelt ist.

Es gehörte zu den systematischen Ubertreibungen der Centrumsredner, welche der ultramontanen Kriegsführung unentbehrlich sind, um das religiöse Aufregungsgeschäft im Schwunge zu erhalten, daß wiederholt behauptet wurde: werden die Jesuiten und verwandten Orden von den deutschen Kolonien ausgeschlossen, so sei dort überhaupt jede katholische Mission unmöglich. Angenommen: ein Protestant hätte die Identität des Jesuitismus mit der katholischen Mission behauptet, welches Geschrei über protestantische Unwissenheit oder Bosheit würde man erhoben haben! Als Schreiber dieses vor einigen Jahren die ins Hereroland eingeschlichenen römischen Missionare irrtümlich als Jesuiten bezeichnete, da höhnten ihn die „Katholischen Missionen“ mit der Bemerkung, daß die Allg. W.-Z. „dieses lächerlichen Wauwau nicht entbehren könne, um ihren unwissenden Lesern das nötige Grausen einzujagen.“ Und die „Germania“ bemerkte in einem der wiederholt erwähnten Leitartikel: „Jesuit wirke bekanntlich auf gewisse Kreise von Ungläubigen und Protestanten wie das rote Tuch aufs liebe Vieh.“ Ein ziemlich unhöflicher Vergleich; wir wollen ihn aber nicht pressen, um unsrerseits nicht in den Ton der „Germania“ zu verfallen. Denn im vorliegenden Falle wurde das rote Tuch von den Ultramontanen ihrem eignen Gefolge vorgehalten. Wir werden ja sehr bald Gelegenheit haben, die qu. Behauptung an den Thaten der Herren zu messen. Ist nämlich die Versicherung Windthorsts und der Germania richtig, so wird es auf den deutschen Schutzgebieten keine römische Mission geben, solange die Jesuiten nicht zugelassen werden. Präsentiert man aber der deutschen Reichsregierung andre als jesuitische Missionare, nun, dann hat man mit jener Behauptung — wir wollen nur sagen: gesunkert!¹⁾ Unterdes wird uns ja schon versichert, daß das neue katholische Missionshaus zu Steyl von fast ausnahmslos deutschen Zöglingen bereits überfüllt sei.²⁾ Jedenfalls steht dasselbe nominell nicht unter jesuitischer Leitung. Liefert es also, wie doch beabsichtigt scheint, für die deutschen Schutzgebiete deutsche katholische Missionare, nun so war es schon angesichts dieses Steylschen Missionshauses eine große

¹⁾ Es verdient auch dieses Orts notiert zu werden, daß selbst ein Führer der Ultramontanen in Baden, der Defan Lender, in der dortigen zweiten Kammer (am 28. Januar) sich zu der öffentlichen Erklärung genötigt sah: „Es ist mein tiefempfundenes und schmerzliches Bedauern, daß gerade diejenige Presse, welche sich die katholische nennt, so häufig mit der Wahrheit in Widerspruch sich setzt.“

²⁾ Wie man hört, soll von dort eine neue deutsche katholische Missionszeitschrift ausgegeben werden. Dr. Windthorst behauptete mit einem ironischen Seitenhiebe: „unsre (d. h. die katholischen) Missionsberichte sind in deutscher Sprache geschrieben.“ Weiß er nicht oder will er nicht wissen, daß sie in französischer Sprache geschrieben und nur ins Deutsche übersetzt resp. für Deutsche bearbeitet sind?

Dreistigkeit zu behaupten: ohne Zulassung von Jesuiten und verwandter Orden sei überhaupt die katholische Mission von den deutschen Kolonien ausgeschlossen!

In Wirklichkeit sollte die seitens des Centrums mit so viel Geräusch in Scene gesetzte und mit so großer Heftigkeit geführte Missionsdebatte wesentlich dem Zweck einer „Aufpeitschung des Kulturkampfes“ dienen, wie der Reichskanzler bemerkte. Wie wenig die angeblich bedrohte konfessionelle Parität überhaupt in Frage kam, geht schon daraus hervor, daß derselbe die Nichtzulassung jesuitischer Missionare lediglich durch die politische resp. nationale Gefahr motivierte, welche die Jesuiten überhaupt und speciell die französischen für die deutschen Interessen seien.¹⁾ Nirgends berührt der Kanzler auch nur die konfessionelle Frage; er stellt sich lediglich auf den nationalen Standpunkt und ging soweit zu erklären: „Ja sogar die jesuitische Färbung (des Katholicismus) wäre mir, wenn ich nur der rein deutschen nationalen Tendenz dabei sicher sein könnte, nach meinen persönlichen Überzeugungen kein unübersteigliches Hindernis.“ Also in Wahrheit war nicht die Parität sondern der internationale Charakter der Mission bedroht, eine Gefahr, welche sich gegen uns Evangelische wenigstens ebenso kehrte wie gegen die Katholiken. Der Reichskanzler irrte allerdings, wenn er behauptete, daß die Engländer in ihren Kolonien bezüglich der dort zugelassenen Missionare gleichfalls das nationale Princip befolgten und daß auf Grund dieses Principes die englischen Baptisten am Kamerun es für selbstverständlich gehalten, dort das Feld deutschen Missionaren zu räumen. England fragt nicht nach der Nationalität der Missionare, auch Holland und Dänemark sind auf ihren Kolonien nicht national engherzig. Aber der Kanzler verlangte deutsche Missionare in die deutschen Kolonien und zwar wie es scheint ausschließlich.

Unsern Lesern ist es genügend bekannt, daß und warum wir diesen Grundsatz nicht zu dem unsrigen machen können, auch daß die Konferenz der deutschen Missionen in Bremen sehr entschieden Vermahrung gegen ihn eingelegt und zwei bezügliche Resolutionen (mit andern Anträgen) der deutschen Reichsregierung übermittelt hat. Die „Germania“ hat dieselben ja selbst veröffentlicht. Nur hätte sie sich des häßlichen Seitenhiebs enthalten können: „sogar“ die Bremer Konferenz sei für die Internationalität der Mission eingetreten. Wir haben das in viel ehrlicherer und principiellerer Weise gethan als die Ultramontanen. Rom versteht es immer trefflich mit dem Strome zu schwimmen. Als die Parole aufkam: „Nur deutsche Missionare auf deutschen Kolonien“ — da legte man römischerseits Rücksicht auf die „Norddeutsche Allgemeine“ und die „Bosfische“ und empfahl deutsche katholische Missionare, um

¹⁾ Auch hier machte sich die „Germania“ der aufreizendsten Übertreibung schuldig, indem sie behauptete, der Fürst habe den Jesuitenorden „als den Ausbund aller Niedertracht geschildert.“ Er hat aber buchstäblich gesagt: „Es ist diese Neigung zur Vaterlandslosigkeit, die gerade der Jesuitenorden mehr als irgend ein anderer durch seine Jugenderziehung fördert . . . Das ist eben die Hauptsache, die ich gegen den Orden habe; sonst ist er geschickter, duldsamer und klüger als mancher andre. Die Jesuiten sind eine Gefahr für das geringe Maß von Nationalgefühl, das einer großen Mehrzahl von uns Deutschen übrig geblieben ist.“ Später erklärt er dann noch: „Die Jesuiten stellen sich mit der Macht gleich. Sie würden auch heute mit der Macht gehen und sich mit der Macht zu stellen suchen und zu stellen wissen, mit der Macht der Zukunft.“ Das war die ganze Kritik. Nun möchten wir wissen, welchen Namen die Sprache verdient, die der Papst gegen die evangelischen Missionare führt, die er offiziell als „Satansdiener“ bezeichnet hat!

die englischen zu verdrängen. Als eine Empfehlung der Patres der congrégation de S. Esprit seitens Dr. Nachtigals in der Kreuz.-Z. veröffentlicht wurde, um „der englischen Mission am Kamerun wirksam entgegenzuarbeiten,“ da jubelten die „Katholischen Missionen“ (85, 263). Als Pater Weik seine Visite auf dem auswärtigen Amte machte, erklärte er: daß er „für die deutschen Besitzungen eine deutsche Mission für die einzig richtige halte.“ Und sogar Dr. Windthorst bemerkte: „Wenn Ordensleute zugelassen werden, dann werden wir ganz einverstanden sein, daß nur Deutsche dort verwendet werden.“

Heißt das: das Princip der Internationalität der Mission vertreten? Erst als der vorher protegierte Grundsatz gegen die Herren geltend gemacht wurde und der Reichskanzler die Zulassung französischer oder französischer katholischer Missionare sehr energisch bekämpfte, kehrte man den Spieß um. Aber nun wird der Kampf geführt mit einem sehr gebrochnen Schwerte. Denn gerade Frankreich hat in der verletzendsten Weise das nationale Princip in der Mission geltend gemacht: es will nur französische Missionare auf seinen Kolonien, und hat darum die englischen aus Tahiti und Neukaledonien (Chron. 85, 375) vertrieben und wird wahrscheinlich auch die amerikanischen bald vom Gabun vertreiben.¹⁾ Wenn nun französischen Jesuiten und Ordensverwandten deutscherseits der Zutritt zu den deutschen Kolonien verboten wird, gehört doch wieder große Dreistigkeit dazu, in Deutschland ein Geschrei zu erheben über eine Handlungsweise, die man billigt, wenn sie in Frankreich geübt wird. Und darin können wir allerdings dem Reichskanzler nicht unrecht geben, daß er gerade in französischen katholischen Missionaren eine politische Gefahr erblickt. Denn römisch-katholische Mission und französische Politik arbeiten sich stets gegenseitig in die Hände, und in einem kolonialpolitischen Konflikte mit Frankreich dürfte die römische Mission schwerlich auf seiten Deutschlands gefunden werden.

Ungeachtet der Thatsache, daß die römische Mission mit der französischen Politik allezeit und überall aufs intimste liiert ist, mutet es uns sehr komisch an, daß Dr. Windthorst der evangelischen Mission als wohlwollender Freund den gutgemeinten Rat giebt, sich ja vor der „Umarmung“ des Staats zu hüten. Wir wünschen aufrichtig, daß er diesen Rat der französischen katholischen Mission geben möge, um in Zukunft Blutbade zu verhindern, wie sie jüngst in Tonkin vorgekommen, die allein in der unseligen „Umarmung“ der katholischen Mission durch die französische Politik ihren Grund gehabt. Die evangelische Mission kennt besser als die römische das Wort ihres himmlischen Hauptes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Trotz seiner uns gegebenen Warnung scheint der Führer des Centrums sich doch eine Mission ohne staatliche

¹⁾ Und ganz dasselbe werden wir auf den Neuhebriden erleben, wenn — wie es leider unvermeidlich scheint — Frankreich von denselben Besitz nimmt. Und in Madagaskar? Nun, wir wissen noch nicht, ob die Friedensbedingungen, welche französischerseits bekannt gemacht worden sind, richtig sind. Sind sie es, dann ist die französische Herrschaft thatsächlich proklamiert und die evangelische Mission wird nur zu bald erfahren, was das bedeutet. Was den englischen Missionaren bevorsteht, läßt schon die Behandlung ahnen, welche s. Z. dem Rev. Thaw zu teil wurde. Vorläufig ist Religionsfreiheit proklamiert, d. h. solange die Katholiken in der Minderheit sich befinden; haben sie aber erst die Majorität, so wird Frankreich die bekannte religiöse Intoleranz des Romanismus schon aus dem politischen Grunde unterstützen, um die ihm unbequemen englischen Missionare entfernen zu können.

Hilfsmittel gar nicht denken zu können, denn er erklärt ausdrücklich, daß der Reichstag Bewilligungen zu Gunsten der Mission zu machen haben werde und rühmt es an Frankreich: „Wenn alles aus dem Budget Frankreichs gestrichen wird, so wird doch das, was für Missionen ausgegeben werden soll, nicht gestrichen.“¹⁾ Denn das wissen die Franzosen recht gut, daß auf den Missionen ein gut Teil des Erfolgs beruht, den sie überhaupt in den Kolonien erzielt haben.“ Nun, Dr. Windthorst ist gewiß ein sehr unterrichteter Mann; aber das scheint er doch nicht zu wissen, daß die evangelische Mission aller Orten eine absolut freie Liebesthätigkeit des christlichen Glaubens ist und das Budget des Staats überhaupt nicht in Anspruch nimmt, die geringen Unterstützungen abgerechnet, welche sie auf den englischen Kolonien (wie die katholische auch) für ihre Schulen erhält.

Wir finden es begreiflich, daß der deutsche Reichskanzler in andern als deutschen Missionaren auf den deutschen Kolonien zur Zeit eine gewisse politische Gefahr erblickt. Unfre koloniale Ara ist eben noch sehr jung und die durch sie hervorgebrachte nationale Bewegung noch sehr erregt und daher empfindlich und eifersüchtig. Tritt diese Bewegung erst in ein ruhigeres Fahrwasser und gelangt man in den leitenden Kreisen zu einem besseren Verständnis des Grundwesens der evangelischen Mission, so wird man auch das politische Mißtrauen gegen den internationalen Charakter derselben verlieren. Wollte das in kolonialpolitischer Beziehung doch noch sehr unerfahrene Deutschland einen Missionsgrundsatz proklamieren, der durch und durch unmissionsmäßig ist und in keiner andern evangelischen Kolonie befolgt wird, so würden wir uns ja in der ganzen evangelischen Welt isolieren und diskreditieren. Selbstverständlicherweise wünschen auch wir, daß in unsern Kolonien Anhänglichkeit an Deutschland gepflanzt wird; aber man muß solche Pflanzung nur nicht als die eigentliche Missionsaufgabe bezeichnen und nicht parforcieren durch Mittel, welche unevangelisch sind und die in den weitesten Kreisen verstimmend wirken. Es heißt auch hier: gut Ding will Weile haben. Und zweifellos werden auch evangelische Missionare englischer Zunge diese Anhänglichkeit an Deutschland pflanzen und pflegen, wenn nur das deutsche Kolonialregiment sich als ein Segensregiment für die Eingebornen erweist, gerade so wie die evangelischen Missionare deutscher Zunge die Anhänglichkeit an das britische und holländische Regiment in den betreffenden Kolonialgebieten gepflanzt und gepflegt haben.

Ganz kurz nur noch eine Bemerkung, um dann zu einem andern Schattenbild aus der deutschen Kolonialpolitik überzugehen. Wiederholt hat der Reichskanzler — auch in der qu. Missionsdebatte — sich dahin erklärt, daß sein koloniales Ideal der regierende Kaufmann sei. „Mein Ziel ist die Regierung kaufmännischer Gesellschaften, über denen nur die Aufsicht und der Schutz des Reiches und des Kaisers zu schweben hat.“ Nach den Erfahrungen der englischen und holländischen Kolonialgeschichte sind wir für diese „Regierung kaufmännischer Gesellschaften“ nicht gerade sehr eingenommen, da die Thatsache unleugbar, daß dieselbe eine sehr wir wollen nur sagen egoistische gewesen ist. Es fragt sich allerdings, wie weit das Deutsche Reich die „Aufsicht“ über die qu. Gesellschaften auszudehnen gedenkt. Sollte sich die Sache aber

¹⁾ NB.: Wir wollen uns das doch merken, wenn die römische Mission künftig wieder so große Prahlerei mit ihrer Armut und ihrer Billigkeit treibt!

so stellen, daß in Wirklichkeit der Kaufmann der Regent und sein Rat für die Kolonialregierung die einzig maßgebende Norm würde, so fürchten wir, gebe das ein sehr einseitiges Interessenregiment, unter welchem die Fürsorge für die Eingebornen schwerlich eine hervorragende Rolle spielen und auch die christliche Mission vermutlich allerlei Leidenswege zu gehen haben würde. Denn, um nur einen einzigen konkreten Fall zu nennen: wenn der regierende Kaufmann der Branntweingroßhändler ist, welche Aussicht haben dann alle auf Beschränkung der Einfuhr dieses Giftrankes gerichteten Anträge? ¹⁾ —

In der Karolinenfrage ist der Würfel natürlich so gefallen, wie man es erwarten mußte, als Fürst Bismarck die Welt überraschte mit der Vermittlung des Papstes. Schon der Vorschlag dieser Vermittlung bedeutete den Verzicht auf die Inseln. Nun ist dieser Verlust an sich gewiß ein sehr erträglicher und um so eher zu verschmerzen als Deutschland die Marshallinseln in Besitz genommen hat.²⁾ Was ihn uns aber dennoch empfindlich macht, ist die Befürchtung, daß die ausgedehnte evangelische Mission auf den Karolinen unter der spanischen Herrschaft aufs äußerste bedroht ist. In dem betreffenden Protokoll steht leider nicht ein Wort über Religionsfreiheit. Freilich dem Vermittler im Vatikan hätte es schlecht angestanden ein Wort über religiöse Freiheit zu verlieren; er hatte wichtigeres zu thun: er mußte ja über Zolltarife, Kohlendepots u. dergl. ausführliche Bestimmungen treffen — ein Geschäft, welches auch ganz in den Beruf des „Stathalters“ dessen fällt, der ausdrücklich erklärte: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt“ (Luk. 12, 14)! Aber wenn der große Kanzler des Deutschen Reiches der amerikanisch-hawaiischen Mission im Karolinenarchipel, von deren Existenz ihm seitens der amerikanischen Gesandtschaft, so wir nicht irren, amtliche Kunde geworden, für ihre Arbeit und ihr Bekennnis Schutz und Freiheit von der spanischen Regierung ausgemacht hätte — welchen Dank würde er sich verdient haben seitens der gesamten evangelischen Christenheit! Wir werden ja nun sehen, was das katholische Spanien an Toleranz leistet! Vorläufig giebt es, unsres Wissens, keinen einzigen eingebornen römischen Katholiken auf den Karolinen. Natürlich werden sich die Jesuiten die schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen, in ein evangelisches Missionsgebiet

¹⁾ Unfre Leser sind vielleicht begierig zu erfahren, welche Erfolge die in bezug auf diese Frage an die deutsche Reichsregierung gerichteten Anträge der Bremer Konferenz gehabt. Soviel uns bekannt, ist bis heute noch keinerlei Entscheid. weder pro noch contra getroffen worden. Durch das inzwischen beantragte Branntweinmonopol ist die ganze Frage in ein neues Stadium getreten und wird die Regierung vermutlich erst, nachdem das Schicksal desselben entschieden ist, zu unsern Anträgen Stellung nehmen. — Inzwischen hat Inspektor Zahn noch einen geharnischten „Offenen Brief an den Herrn Reichstagsabgeordneten Wörmann“ gerichtet, weil derselbe in der Reichstagsitzung vom 19. Januar sich erlaubt hatte, die Richtigkeit gewisser Angaben seines sämtlichen Reichstagsmitgliedern zugesandten Vortrags über „den überseeischen Branntweinhandel“ in Zweifel zu ziehen.

²⁾ Wir wollen hier gleich bemerken, daß mittlerweile auch Herero- und Namaland unter deutschen Schutz gestellt und zu Deutsch-Ostafrika von der Somalifüste ein Strich von 250 geographischen Meilen und nach dem Nyassa zu die Berglandschaft Uhehe gekommen, wogegen — wie wir von Anfang vermutet — Kapita und Coba (in Westafrika, südlich vom Rio Bongas) an Frankreich abgetreten worden ist.

einzudringen, um eine gesegnete evangelische Arbeit zu zerstören. Auf paritätische Behandlung hat die evangelische Karolinenmission auch unter spanischem Regime doch mindestens Anspruch. Aber wer weiß, was wir noch erleben. Vielleicht ist es der mächtigen deutschen Centrumpartei, die allezeit so tapfer für Parität und religiöse Freiheit streitet, vorbehalten, einer intoleranten katholischen Regierung gegenüber für das „Recht“ der bedrängten evangelischen Karolineninsulaner einzutreten! Denn das Centrum mißt ja nicht mit zweierlei Maß.¹⁾

Doch lassen wir diese Zukunftsblicke. Die Erledigung der Karolinenangelegenheit bildet jedenfalls keinen Glanzpunkt in der jungen deutschen Kolonialgeschichte. Was uns dabei am demütigendsten ist, das ist die päpstliche Vermittlung, die hüben und drüben mit Pauken und Trompeten als ein Meisterstück politischer Weisheit gepriesen wird. Uns geht allerdings das Verständnis für dieses Meisterstück ab; denn wenn die deutsche Reichsregierung aus politischen Rücksichten gegen Spanien von vornherein bereit war, unter bestimmt angegebenen Bedingungen auf den Besitz der Karolinen zu verzichten, so hätte auch jedes andre Menschenkind diesen simplen Vergleich zustande bringen können. Wir verstehen vollständig die Großherzigkeit des Fürsten Bismarck und ahnen wohl auch etwas von der diplomatischen Weisheit, welche ihm den genialen Gedanken einer päpstlichen Vermittlung eingab; aber selbst wenn das Unglaubliche geschehen sollte, daß der Kanzler das Centrum besiegte mit Hilfe des Papstes, eine Erwartung, zu welcher wir uns allerdings nicht aufzuschwingen vermögen²⁾ — selbst dieser Sieg wäre uns durch das gebrachte Opfer zu teuer erkauft. Die Anrufung der päpstlichen Vermittlung geht gegen unser nationales, unser protestantisches, unser christliches Gefühl. Gegen unser nationales — weil sie sich an die Entscheidung einer auswärtigen, noch dazu traditionell Deutschland vererblichen Macht wendet; gegen unser protestantisches — weil sie zu einer Reaktivierung der päpstlichen Weltherrschaft aufgebauscht und zur Stärkung einer durch unsern evangelischen Glauben verurteilten Institution verwendet wird; gegen unser christliches — weil sie der

¹⁾ Jedenfalls ist die evangelische Karolinenmission durch den spanischen Konflikt ziemlich bekannt geworden. Charakteristischerweise drang in das große deutsche Publikum die erste Kunde von ihr durch — spanische Blätter. Pastor Gliedner stand nämlich als treuer Wächter auf seiner Mauer in Madrid und freute sich, die Spanier durch Berichte über die ausgedehnte evangelische Mission auf den Karolinen in Verwunderung zu setzen, als eben der katholische Bischof von Manila sich daran machen wollte, den dortigen Wilden die ersten (!) Missionare zu schicken. Nun die Karolinen spanisch geworden, soll in den spanischen evangelischen Gemeinden der Missionsfönn dadurch geweckt werden, daß eine direkte Beziehung zu der evangelischen Mission auf ihnen hergestellt wird (Blätter aus Spanien. Nr. 53 S. 7).

²⁾ Möglicherweise stehen uns außerordentliche Überraschungen bevor. Wir können ja nicht sagen, daß wir mit Stolz auf den Christusorden sehen, den unser großer Kanzler künftighin vielleicht anlegen wird, wenn er wieder in einer Kulturkampfabatte sein schneidiges Schwert zieht. Aber sicher ist, daß dieser Orden den Centrumsführern noch viel weniger gefällt. Wir werden ja bald über die mit Rom vereinbarten Friedensbedingungen hören. Gesezt das Unglaubliche: der Vatikan bewiese sich als ein Sturmbod gegen den Centrumsturm, so dürfte sich trotz aller Unterwerfungsphrasen bei den Führern der deutschen Ultramontanen dasselbe Schauspiel wiederholen, welches einst die Jesuiten darbieten in den berühmten indischen und chinesischen Accommodationsstreitigkeiten: nämlich, daß diese allergehorfamsten Söhne des Papstes den Gehorsam verweigern, wenn der Unfehlbare ihnen den Willen nicht thut.

unseligen Verquickung von Religion und Politik ein neues offizielles Relief giebt und das Reich Christi, das „nicht von dieser Welt“ ist, in seinem innersten Grundwesen schädigt.

Wir wollen uns nun weder auf Vermutungen darüber einlassen, welche Rolle das Papsttum und die Katholikenmasse spielen würde, falls etwa einmal Feinde des Deutschen Reichs dem Bismarckschen Präzedens folgten, noch auf die unmißverständlichen Hoffnungen eingehen, welche das päpstliche Handschreiben und die Expektorationen des römischen Moniteur deutlich zwischen den Zeilen lesen lassen; soviel ist Thatsache, daß der vatikanische Weltherrschaftsdünkel und die päpstliche Souveränitätseitelkeit durch die an sich so herzlich unbedeutende Vermittlung in der Karolinenstreitigkeit eine Nahrung erhalten hat, wie seit Jahrhunderten nicht. Und der Nimbus des Vermittlers zwischen den europäischen Nationen erhöht natürlich das Ansehen des Papsttums auch jenseit der Weltmeere. Bekanntlich hatte Leo XIII. eigenhändige, im höflichsten Stile geschriebene Briefe an die Herrscher von China¹⁾ und Japan durch außerordentliche Nuntien gesandt (Jahrbücher 1885 IV. Katholische Missionen 1886, 38) und ähnlich höfliche Antworten erhalten. Wie soeben die Zeitungen melden, soll nun sogar eine Stationierung von Gesandten an den gegenseitigen Höfen von Peking und Rom stattfinden, ein Vorgang, dem möglicherweise auch Japan folgt. Die katholischen Blätter werden natürlich nicht ermangeln, auch diese asiatische Courtoisie vor den Triumphwagen des „glorreich regierenden“ Leo zu spannen und sie als eins der großen Ereignisse dieses Jahrhunderts auszuposaunen. Wir werden ja sehen, wie lange die Freundschaft dauert. Sie hat schon vor Jahrhunderten einmal bestanden, ist aber gründlich in die Brüche gegangen. Jedenfalls dürfen wir uns darauf gefaßt machen, daß diese Gesandten des „Friedenspapstes“ den Frieden auf den Missionsgebieten gerade nicht fördern und der evangelischen Mission neue Schwierigkeiten bereiten werden.

Ehe wir die sich immer mehr komplizierende koloniale Frage verlassen, nur noch eine durch sie erforderte Betrachtung. Wie allgemein bekannt, hat die deutsche ostafrikanische Gesellschaft eine Preisschrift über die Erziehung der Neger zur Plantagenarbeit ausgeschrieben. Wie wir hören, haben sich — — 64, schreibe: vierundsechzig Preisbewerber eingefunden!! Die armen Preisrichter! „Die Eingebornen, welche unter unser Regiment kommen — schreibt ein sachkundiger Beurteiler in der Weser-Ztg. (6. Jan.) — können sich gratulieren, denn wir haben außerordentlich viel kluge Leute unter uns, die ihnen helfen können.“ Wir widerstehen der Versuchung, auch unsrerseits allerlei Glossen über diese sehr beredte Zahl zu machen; wir werden ja bald erfahren, wie viel brauchbare Weisheit die eingegangenen 64 Manuskripte zu Tage gefördert. Natürlich hat auch die Mission ein sehr großes Interesse an der aufgestellten Frage und wir sehen daher mit einiger Spannung der Ant-

¹⁾ Es nimmt sich sehr seltsam aus, wenn der römische Oberpriester u. a. dem Kaiser von China schreibt: „sie — seine Missionare — sollen sich in die politischen Angelegenheiten nicht einmischen (a politicis negotiis abstinere jussi) und sich gänzlich der Verkündigung und Förderung der Lehre Jesu (?) widmen.“ Jedenfalls kann er dabei auf sein eignes Vorbild weder den chinesischen Kaiser noch die römischen Missionare verweisen! Und die katholische Missionsgeschichte in China und noch mehr in Japan (von andern Ländern ganz zu geschweigen) giebt auch einen sehr eigentümlichen Kommentar zu dieser Versicherung.

wort entgegen, welche mit dem Preise gekrönt und vermutlich zur praktischen Ausführung gebracht werden wird. Unterdes können wir jedoch nicht umhin, schon jetzt einige Worte zur Klärung zu sagen.¹⁾

Es ist charakteristisch für uns Deutsche, daß wir uns seit dem Beginn unsrer kolonialen Ära mit einem Eifer auf die theoretische Beantwortung der praktischen Kolonialfragen gelegt haben, wie unsres Wissens dies von andren kolonisierenden Nationen kaum geschehen ist. Auf der einen Seite ist das gewiß sehr löblich: wir wenden eben literarischen Fleiß an die Lösung der großen Kolonialprobleme; auf der andern aber auch höchst gefährlich: wir verrennen uns in Theorien, die vielfach von praktisch unerfahrenen Leuten a priori konstruiert werden. Bezüglich der sachliche Kenntnis voraussetzenden Urteile ist uns dagegen wiederholt der Eindruck geworden, daß in einem großen Chorus immer einer nachsagt, was ein anderer vorgesagt hat, von dem man glaubt, daß er es wissen müsse. So bilden sich kolonialwissenschaftliche und -unwissenschaftliche Legenden, und was uns hier allein angeht: kolonialtheoretische Dogmen, die eigentlich keinen legitimen Geburtschein aufzuweisen vermögen. Z. B. das Dogma von der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit „nicht ohne einen gewissen Zwang“; die geringschätzige Beurteilung der Humanität und die maßlose Schmähung der englischen Kolonialpraxis speciell den Naturvölkern gegenüber. Wir sind ganz und gar nicht in der Lage, die letztere in Bausch und Bogen zu verteidigen, da wir ihre mancherlei Verkehrtheiten wohl kennen; aber es ist ein ander Ding: dem unreifen Neger Freiheiten gewähren, die er noch nicht zu gebrauchen versteht und — ihm mit Zwange drohen oder die Humanität verspotten, welche für seine Behandlung gefordert wird. In einem an die Weser-Ztg. (21. Nov. pr.) gerichteten Briefe stellte Herr K. v. d. Heydt, Vorstandsmitglied der Ostafrik. G. das Dilemma auf: entweder praktische Kolonialpolitik und Sklaverei oder — keine Sklaverei und dann auch keine Kolonialpolitik. Hugo Zöller macht sich lustig über den englischen „Humanitätsschwindel“ und preist die Portugiesen als unsre besten Lehrer, weil „sie selbst den Negern am ähnlichsten sind und am kräftigsten die Zuchttrute zu schwingen wissen“ (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste II, 27). Paul Reichard verlangt die „Entziehung des Rechtes freier Selbstbestimmung“ und behauptet: „zur Arbeit kann der Neger nur durch Zwang gebracht werden“ und „unsre Kulturaufgabe kann nur darin bestehen, den Neger nicht aus humanen, sondern einzig und allein aus Nützlichkeitsgründen zu civilisieren“. „Unsäglische Verachtung — erklärt er — ist der Eindruck, den man im Umgange mit ihm empfängt. Er ist aus allen nur denkbaren schlechten Eigenschaften zusammengesetzt und man ist oft versucht, ihn auf eine Stufe mit hochstehenden Tieren zu stellen. . . Der Neger ist in jeder Beziehung unmoralisch und ganz entschieden jedem Fortschritt abgeneigt“²⁾ (Deutsche Kolonial-Ztg. 1886, 60 f.).

¹⁾ Ausführlicheres siehe in meiner Schrift: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ in Kap. VII: „Die Kulturaufgabe und ihre Gefahren“ (S. 72—89).

²⁾ Dabei erklärt derselbe Mann, nachdem er die Neger in einer Weise zu Tieren und Teufeln degradiert hat, wie uns das noch niemals vorgekommen ist: „Diese Wilden sind die glücklichsten Menschen, die man sich denken kann, und Elend ist bei ihnen vollständig unbekannt.“ — Noch mehr. Nachdem er die in mehr als einer Beziehung kühne Behauptung aufgestellt: „Ihr Seelenleben ist ein ganz unglaublich armes, was man schon aus dem fast gänzlichen Mangel abstrakter Begriffe in ihrer

Das sind nur ein paar Zeugnisse. Wir müßten es tief beklagen, wenn die in ihnen aufgestellten Grundsätze zur praktischen Ausführung gelangen sollten.¹⁾ Es ist gewiß die richtige Parole: Erziehung der Eingebornen als eine unsrer hauptsächlichsten Kolonialaufgaben zu bezeichnen; aber das ist gewiß ebenso richtig, daß nach den vorstehenden Grundsätzen kein Neger erzogen wird. Zur Erziehung gehört auch ein Herz und in den meisten der pädagogischen Ratschläge, welche bis jetzt die kolonialpolitische Literatur produziert

Sprache entnehmen kann. Schon dies allein dürfte dem Versuche, sie zu civilisieren, schwer überwindliche Schranken entgegenstellen" — überrascht er die Kolonialpolitiker mit dem erstaunlichen Rate: sie erst „andre Sprachen lernen zu lassen, um wenigstens auf einige Erfolge rechnen zu dürfen“ (Ebend.).

Und der Mann ist mehrere Jahre in Ostafrika gewesen und will in diesen Dingen als Autorität gelten!

Ähnlich schreibt in der „Kolonial-Politischen Korrespondenz“ (1886, Nr. 3) ein Lieutenant v. Bülow, Beamter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, nachdem er die naive Bemerkung vorausgeschickt: „Leider hatten wir samt und sonders in Hinsicht auf unser Unternehmen „nicht die geringste Erfahrung“ — er schreibt in Bausch und Bogen über „den Neger u. a.: Respekt vor fremdem Eigentum ist ein Begriff, der für den Neger gar nicht existiert.“ „Wir scheinen diese Neger teils Kinder, teils Diebe, teils Affen und Papageien; nur keine vernünftigen und zurechnungsfähigen Menschen.“ „Den festen Blick des Europäers kann kein Neger aushalten.“ — Solche voreilige Urteile, welche ja auf Erfahrungen beruhen mögen, die der Neuling an einzelnen Individuen der schlechtesten Sorte gemacht hat, wie sie gemeiniglich mit dem Europäer zusammen kommen, gehen nun als ausgemachte General-Wahrheit in die Welt, da sie ja von Männern stammen, die dort gewesen sind!!

Nachdem ich den v. Bülow'schen Brief gelesen, fuhr ich in meiner Lektüre des Wangemann'schen „Zweiten Reisejahrs in Südafrika“ fort und kam zu meiner Belustigung gerade an die folgende Stelle (S. 347 f.): „Bei allem Bewußtsein der Kraft ist der Zulukaffer bescheiden, ehrerbietig gegen den Weißen und wo er nicht durch weiße Leute verdorben ist, ehrlich. Weiße Leute vertrauen dem Kaffer ohne Bedenken Summen von hundert Pfund Sterling an. . . Als Missionar Glöckner auf zwei Jahre nach Deutschland reiste, ließ er Haus und Hof offen und unverschlossen stehen, gab nur einem Kaffer den Auftrag das Haus zu hüten. Bei seiner Rückkehr fand er keine Stednadel gestohlen, weder Getaufte noch Ungetaufte hatten etwas angerührt.“ Wenn Lieutenant v. B. weiter ins Innere kommt, wird er wohl auch noch Neger kennen lernen, die seinen Blick aushalten. — Es fällt mir ja nicht im Schlafe ein, die Neger zu idealisieren; wohl aber ist es nötig, vor den vielen unreifen und generalisierenden Urteilen über die farbigen Menschen zu warnen, welche heut bei uns nicht bloß Mode sondern kanonisiert zu werden drohen.

¹⁾ Bezüglich der Sklaverei ist durch den Regierungskommissarius in der betreffenden Reichstagskommission jüngst die offizielle Erklärung abgegeben worden, daß selbstverständlich Europäern das Halten von Sklaven in den deutschen Schutzgebieten nicht gestattet, dagegen den Eingebornen nicht sofort werde verboten werden. Der Sklavenhandel sei aber unbedingt verboten, Schwarzen, wie Weißen. — Die Hausklaverei, wie sie unter den Eingebornen Afrikas noch so weit verbreitet ist, muß viel milder beurteilt werden als der Sklavenbesitz des — noch dazu christlichen — Europäers, schon darum, weil die Kluft zwischen dem Schwarzen und seinen Sklaven entfernt nicht so groß ist als die zwischen dem Weißen und seinen Sklaven. Die letzteren haben es in jeder Beziehung schlechter als diejenigen, welche schwarzen Besitzern gehören, wo sie gemeiniglich zur Familie gerechnet werden und große Freiheiten genießen, während der weiße Sklavenhalter in ihnen nur Arbeitstiere sieht.

In der „Kolonial-Politischen Korrespondenz“ (1886 Nr. 4) schreibt ein „in Negerdingen mehr als mit der Feder erfahrener“ Anonymus folgenden wunderlichen Widerspruch: 1. „Eigentlich arbeitsame strebsame Neger habe ich — wesentlich in Nordamerika — so gut wie nie getroffen. Der Neger, der nicht irgend einen Zwang oder andern Anlaß zum Arbeiten findet, arbeitet nicht, sondern er verkommt in gänzlicher

hat, fehlt das Herz. Ein Mann wie Livingstone betrachtet schon den Neger mit einem ganz andern Auge als ein Mann wie P. Reichard, einfach darum, weil jener ein Herz für ihn hat, dieser nicht. Und dann schlägt er auch selbstverständlich ganz andre pädagogische Wege ein. Ohne allen Zweifel ist der Vater ein besserer Erzieher als der Fronvogt. Haben wir zu den Negern ein väterliches Herz, so verstehen wir sie besser und erreichen mehr, als wenn wir sie mit Skorpionen züchtigen. Auch ein Vater ist streng; aber immer human. Es thut uns weh der Eingebornen wegen auf unsern Schutzgebieten und auch unsres Vaterlandes wegen, wenn man in den kolonialen Kreisen über die Humanität spottet. Wollen wir denn den Neger ohne Humanität behandeln? Soll das Deutschlands kolonialer Ruhm sein? Uns dünkt, es sei die Pflicht nicht bloß jedes Missionsarbeiters, sondern jedes Patrioten und jedes Kolonialfreundes, mit aller Entschiedenheit dem inhumanen Tone entgegenzutreten, mit welchem über die Erziehung der Eingebornen zu reden leider unter uns Mode geworden ist. Wir müssen an das christliche Volksgewissen appellieren, um durch die öffentliche Meinung diesen unziemlichen Ton zu richten. Es ist übrigens auch sehr charakteristisch, daß dieser Ton in den Kreisen zu Hause ist, welche von der Mission wesentlich verlangen, daß sie eine Arbeitserzieherin sein soll. Sonderbar: erst degradiert man das religiöse Motiv und das religiöse Ziel der Mission und dann spöttelt man auch über die — Humanität. Dazu ist der billige Spott über den „englischen Humanitätsschwindel“ doch gerade keine ruhmvolle deutsche Heldenthat. Wahrlich, es gebührte uns, ein wenig bescheidener in diesen Dingen zu reden. Wir haben als Nation noch keine einzige koloniale Erziehungs- that gethan; da nimmt es sich doch etwas seltsam aus, wenn wir so vom hohen Pferde herab den „englischen Humanitätsschwindel“ in einer so spöttischen Weise kritisieren.

Aber unsre deutsche evangelische Mission hat, Gott Lob! schon einige Erziehungs- thaten an den Wilden gethan und darf darum auf Grund eigener Erfahrung in aller Bescheidenheit über die qu. Frage auch ein Wörtlein zu reden sich erlauben. Wir brauchen — anderer Gebiete ganz zu geschweigen — nur auf die kulturellen Missionserfolge der Barmer, Baseler und Bremer in Großnama- und Hereroland, wie auf der Gold- und Sklavenküste zu verweisen, von deren Lob ja jetzt auch die sonst nicht missionsfreundliche Presse voll ist. Soeben hat der von seiner

Faulheit.“ 2. „Ich schätze, es muß erst einer Generation die Arbeit und die Moralität eingebläut werden, damit die zweite und dritte Generation sie freiwillig und unbedingt anerkennen (wirklich?) . . . Der Neger muß erst ein paar Jahre bei einem Weißen arbeiten und sehen, wie dieser sich kleidet, lebt, vergnügt u. s. w. Alles das muß in minderem Maße auch dem Neger geboten werden, bis er sich daran gewöhnt hat. Und wenn er das hat, so mag man ihn getrost laufen lassen. Wenn er fernerhin den anezognen Lurus haben will, und das wird er, (wirklich?) so arbeitet er auch. (wirklich?)“

Der „in Negerdingen erfahrene“ Ratgeber hat wesentlich nordamerikanische Verhältnisse vor sich. Sein sub 2 für Afrika gegebener Rat ist nun in Amerika durch die Sklaverei sowohl wie durch den Anblick aller möglichen Bedürfnisse hinlänglich befolgt worden — und doch hat der Anonymus dort „eigentlich keine arbeitsamen Neger“ gefunden! Aber hilft alles nichts: die Erziehung zur Arbeit geht doch durch Zwang! Die Kinder der Sklaven werden gewiß freiwillige Arbeiter. Seltsame Logik!

zweiten Visitationsreise aus Südafrika zurückgekehrte Berliner Missionsdirektor D. Wangemann in seinem sehr ausführlichen Berichte über diese Reise (Ein zweites Reisejahr in Südafrika. Berlin, Missionshaus. 1886. Mk. 5. 432 S.) ein überaus anschauliches Bild von den eminenten civilisatorischen Erfolgen gegeben, welche deutsche Missionare auch im Osten Südafrikas erzielt haben. Es ist im ganzen kaum ein halbes Jahrhundert, daß unsre Missionare ihr Werk dort treiben und das ist eine kurze Zeit für die Kulturerziehung, zumal eines wilden Volkes. Auch haben Kriege, Klima und europäische Habgier in dieselbe oft genug störend eingegriffen. Wir halten uns fern von jeder Übertreibung; aber das ist eine Thatsache: Die Erziehung zur Arbeit hat auf allen diesen Gebieten — hier mehr dort weniger — Anfangserfolge aufzuweisen. Und das ist eine zweite Thatsache: Diese Erfolge sind nicht erzielt worden durch irgend welchen Zwang, sondern durch humane Behandlung, durch eine väterliche Pädagogik, durch die ausdauernde Geduld der Christlichen Liebe.

Man sollte — abgesehen von andern innerlicheren Gründen — doch schon darum über die Macht der Humanität nicht spotten, weil bis heute der Thatsachenbeweis noch nicht erbracht worden ist, daß durch Inhumanität bessere Erfolge erzielt werden. Die Sklaverei hat sich bis heute noch in keinerlei Form als eine Erzieherin zur Arbeit bewährt. Es wäre das auch ein Widerspruch in sich selbst. Die Arbeit, zu welcher der Fronvogt den Sklaven zwingt, bleibt immer ein hartes, gehaßtes Joch, das je eher je lieber wieder abgeschüttelt wird. Und wie man die Portugiesen dem kolonisierenden Deutschland als Lehrmeister hinstellen kann, das ist uns angesichts des heutigen Zustandes ihrer vierhundertjährigen Kolonien in West- und Ostafrika — ein Geheimnis! Übrigens denken sich die Lobredner der Zwangserziehung die Ausführung ihrer Pläne auch viel zu leicht. Die Afrikaner werden sich das Zwangsarbeitssystem gewiß nicht gutwillig auf den Hals laden lassen. Eine deutsche Armee aber ins afrikanische Innere zu schaffen, das hat einige Schwierigkeiten. Und in welchen Verruf käme unser Vaterland durch den ganzen schwarzen Erdteil hindurch! Es ist merkwürdig: wie schnell auch in Afrika die Gerüchte laufen. So sind z. B. — um das sofort hier zu bemerken — die deutschen Erwerbungen in Ostafrika ein Gegenstand der Aufregung bis jenseits des großen Viktoria Nyanza. Leider haben sich an diese Aufregung für die englische Mission in Uganda bereits verhängnisvolle Folgen geknüpft. Der für das ostafrikanische Gebiet der Ch. M. S. ernannte Missionsbischof Hannington machte sich nämlich von Freretown aus bereits im vergangenen Juni auf den Weg zu einer Visitation der Ugandamission. Er wollte versuchen die nähere Route am Kilimandscharo vorbei einzuschlagen und also direkt von Osten her den See zu erreichen. Da traf plötzlich am Neujahrstage ein Telegramm aus Sansibar in London ein: „Bischof Hannington sei etwa zwei Tagereisen von Uganda auf Befehl des Königs gefangen genommen und solle hingerichtet werden.“ Soweit man damals unterrichtet war, lag die Sache so, daß der König und die Großen von Uganda, erschreckt durch die Kunde von den deutschen Land-erwerbungen, den von Osten kommenden Bischof mit seinem Gefolge für einen deutschen Abgesandten hielten, der ihre politische Selbstständigkeit bedrohe. Selbstverständlich thaten die englischen Missionare, was sie vermochten, um diese verkehrte Meinung zu berichtigen, ohne jedoch das Mißtrauen ganz haben

beseitigen zu können (Int. 86, 98 ff.). Gerade in Uganda ist man sehr eifersüchtig auf seine Selbständigkeit. Diese Eifersucht drohte der englischen Mission schon damals verderblich zu werden, als drei Missionare auf dem Nilwege nach Uganda kamen und darum für ägyptische Spione gehalten wurden. Wir unterlassen jetzt jede weitere Betrachtung über die Gefangennahme des anglikanischen Bischofs, da das bloße Telegramm einen zu unsichern Anhalt gewährt; aber das zeigt sie uns: wie mißtrauisch die Stämme im Innern durch die deutschen Erwerbungen bereits gemacht worden sind und daß es kaum weise sein dürfte, diesem Mißtrauen auch noch durch eine inhumane Behandlung der Eingebornen weitere Nahrung zu geben.

Nachschrift. Leider hat ein zweites Telegramm nicht nur die Gefangennahme, sondern die Hinrichtung des Bischofs Hannington bestätigt. Seine 50 Begleiter sind mit ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs von Uganda ermordet worden! Zwei Augenzeugen, die dem Massakre entflohen, haben die Nachricht an die Küste gebracht. Der den Bischof begleitende Rev. Jones war glücklicherweise in Kavirondo zurückgeblieben und ist so dem Blutbad entgangen. Auch die drei englischen Missionare, welche schon seit längerer Zeit sich in Uganda befinden, sind in der größten Lebensgefahr (Standard, 15. Febr. 1886).

Der deutsche Forschungsreisende Dr. Fischer ist — von Pangani aus, also gleichfalls von Osten her — am Südufer des Viktoria Nyanza angekommen und gedachte durch Uganda zu gehen. Nach dem traurigen Schicksal, welches der englische Missionsbischof gehabt, ist leider auch für ihn das Schlimmste zu befürchten (Geogr. Mitt. 1886, 59).

Die skandinavische evang.-luth. Missionskonferenz in Gothenburg den 8.—9. Sept. 1885.

Von Carl Fries.¹⁾

Der erste Versuch, den Missionsbestrebungen der skandinavischen Länder einen gemeinsamen Ausdruck zu geben, wurde 1863 durch eine von 80 Dänen, 3 Norwegern und 110 Schweden besuchte Missionskonferenz in Malmö gemacht. Man versprach sich große Wirkungen zur Belebung des Missionsinteresses wegen der hohen Begeisterung, die sich damals geltend machte. Inwiefern diese Hoffnungen erfüllt worden sind, mag schwierig sein, richtig zu beurteilen. Daß aber das Missionsinteresse in der Zwischenzeit nicht zurückgegangen ist, erhellt u. a. daraus, daß 1086 Männer und Damen der Einladung zu dieser zweiten Konferenz folgten.

Von den Teilnehmern waren 66 Dänen, 52 Norweger, 1 Finnländer und die übrigen Schweden.²⁾

¹⁾ Der Referent ist Schriftführer des stud. Missionsvereins in Upsala, der sich recht frisch entwickelt hat und im Herbst 1885 87 Mitglieder zählte, von denen die Hälfte Nichttheologen sind. — Einige Härten des Stils wolle man dem Ausländer freundlich nachsehen. Ich gebe absichtlich den Originalbericht ohne redaktionelle Änderungen. — Man vergl. übrigens den sehr ausführl. Bericht in der Allg. ev.-luth. Rztg. 85, Nr. 42 u. 43. D. H.

²⁾ Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften waren:

Für Norsk Missionselskab: Pfr. Chr. Knudsen; für Dansk Missions-

Am ersten Versammlungstage, den 6. Sept., predigte im Dom Prof. W. Rudin (Upsala), ehemaliger Direktor der Mission der evang. Vaterlandsgesellschaft. Seine Predigt über Luk. 4, 23—30 gehörte zwar nicht zum officiellen Programm, war aber von der Mehrzahl der Konferenzmitglieder besucht und diente gewiß mit ihrem geistvollen Ernste dazu, eine sehr geeignete Stimmung unter den Versammelten hervorzurufen, die zu den verschiedensten Richtungen innerhalb der resp. Landeskirchen gehörten.

Am 1 Uhr wurde die Konferenz im geräumigen, flaggengeschmückten Gebetsaale der Lateinschule von Bischof D. Beckman (Skara) mit einer begrüßenden Rede feierlich eröffnet. Es sei dies, sagte der Bischof, eine Friedensversammlung von Scandinaviern, eine Zusammenkunft, wo es gelte nicht über den Glauben zu streiten, sondern dem Reiche Gottes einmütig zu dienen und sich auf dem Grunde der Apostel und Propheten durch die Siege des Herrn Christus zu erbauen. Nach der Schriftverlesung von Matth. 28, 18—20 und einem Gebet seitens des Bischofs, wurde ein tief ergreifender, neuer Missionsgesang von einem trefflichen Chor vorgetragen, der auch später mehrmals die Herzen mit der Töne Macht erquickte. In vielen Augen zitterten Thränen und man glaubte das Wehen des heiligen Geistes zu spüren.

Am Abend um 5 Uhr wurde die Reihe der Vorträge über die nordischen Missionen von Pfr. Chr. Knudsen eröffnet. Gewaltig tönte als Eingangslied in der mit 4000—5000 Zuhörern angefüllten Bethlehemskirche der Luthergesang: Ein' feste Burg ist unser Gott. In frischen Zügen zeichnete der Redner die wunderbare, neunundfünfzigjährige Entwicklung des kleinen Samenkörnleins, das der alte Färber Jon Haug valdstad im Glauben aussäete. Heute bringt die norwegische Missionsgemeinde allein der norm. M.-G. ein jährliches Opfer von 330 000 M. Als mitwirkende Ursache zu diesem verhältnismäßig beträchtlichen Missionseifer hob der Redner hervor 1. die Organisation der heimatischen Kräfte, indem ungefähr 900 Zweigvereine und beinahe 2000 Frauenvereine der M.-G. zur Seite stehen; 2. die Wirksamkeit dreier im Auftrage der Mission umherreisender Prediger und gelegentlich in der Heimat verweilender Missionare; 3. die Beteiligung sämtlicher Missionsfreunde an der Leitung der Mission in den — jedes dritte Jahr an wechselnden Plätzen des Landes tagenden — Generalversammlungen, resp. die demokratische Verfassung der Gesellschaft. Die Arbeit der norm. Mission auf Madagaskar ist den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannt (Allg. Miss.-Ztschr. 1885, S. 30 ff.). Den letzten statistischen Angaben nach hat die norm. Mission im Innern dieser Insel 6000—7000 Getaufte, 35 000 Zuhörer und ungefähr ebenso viele Schüler. Auch an der Westküste unter den Sakalaven fängt die Mission an zu blühen. Im Zululande sind auf neun Stationen 400—500 Getaufte und ungefähr 500 Schüler.

Nun folgte ein sehr inhaltsreicher Vortrag von dem bekannten Missionsgesellschaft: Propst J. Bahl; für Indisk Hjemmemission blandt Santalerne: Missionar L. B. Buntholdt; für Finska Missionssällskapet (Suomen Lähetys-seuran): Missionsdirektor Past. C. G. Tötterman; für Svenska Kyrkans mission: Docent Past. H. W. Lottie und Missionar F. L. Fristedt; für Evangeliska Faterlandsstiftelsen: Missionsdirektor Past. J. Neander und Past. A. Kolmodin; für Svenska Missionsförbundet: Missionsdirektor E. J. Ekman; für Brüdergemeinde: Past. H. Schneider; für Schwedische Mission unter Israël: Past. Aug. Lindström und Missionar Paulus Wolff.

kartographen Propst J. Bahl über die dänische Mission. Ohne die Schattenseiten zu verhehlen schilderte er die ganze Missionsgeschichte Dänemarks. Mit seltener Offenheit bekannte der Redner, wie wenig eigentlich die ältere Lauenmission Dänemark verdankt. Als durch den Einfluß der Brüdergemeinde und anderer lebendiger Elemente ein selbständiges Missionsleben zu erwachen begann, sei dasselbe durch konfessionelle Spaltungen und namentlich durch die übertrieben idealistischen Anschauungen der Grundtwigianer vielfach gehemmt und beinahe erstickt worden. Die 1821 gegründete Dansk Missions-selskab hatte es auf diese Weise bis 1861 überhaupt nur zu einer kleinen Wirksamkeit für die Belebung der grönländischen staatskirchlichen Mission gebracht. Seitdem jenes Jahr Dr. Kalkar¹⁾ in den Vorstand der Gesellschaft eingetreten, ist ein Missionsinstitut eingerichtet und eine selbständige Mission im Lauenlande (1864) unternommen worden, die ihre Wirksamkeit gegenwärtig auf drei Stationen (Trikalur, Pattambakam, Madras) betreibt. Die Zahl der Gemeindeglieder ist 407 (darunter 89 Kommunikanten). Unter den Malejjalen in den Scherwaroibergen hat der junge, 1882 ausgesandte Kosoid schon 39 Personen taufen dürfen. Die Einnahme für 1884 betrug 53 860 M. Für die Santalmision gingen in derselben Zeit 29 260 M. ein. Auch seitdem die Dansk M.-S. eine regere Thätigkeit zu entwickeln begonnen hat, ist es ihr nicht völlig gelungen die Sympathie der Grundtwigianer, noch die des eigentlichen Volkes zu gewinnen. Vielmehr hat sie verschiedene Male und zwar aus dem Munde des jetzt als Freimissionar in Indien wirkenden Löventhal Vorwürfe empfangen müssen. Besser ist das Verhältnis im allgemeinen geworden, seitdem die Väter der nordischen Santalmision, Börresen und Strefsrud ein ganz neues Missionsinteresse erweckt haben, ohne irgendwie mit der Dansk M.-S. in Widerspruch zu treten. Letztes Jahr (1884) sind zwei junge Männer als Freimissionare zu den Karenen ausgezogen.

Der zuletzt auftretende Past. E. G. Lötterman teilte nach einer biblischen Einleitung über Apostelg. 16, 10 Nachrichten über die Mission Finnlands mit. Hier hat das Werk viel einheitlicher betrieben werden können und noch heute stehen die verschiedenen religiösen Strömungen, sowie auch im allgemeinen die landeskirchlichen Pastoren der M.-G. sehr freundlich gegenüber. Der erste Versuch (in den dreißiger Jahren), die Kräfte um das Panier der Mission zu sammeln, wurde von der Obrigkeit gehindert. Im verborgenen aber wurde treu gebetet und reichlich gegeben. Im Zusammenhang mit der 700jährigen Feier (1857) der Christianisierung Finnlands wurde eine vom Staate anerkannte Missionsgesellschaft gegründet. Zuerst unterstützte man die Gofnersche Mission, fing aber 1870 durch die Anregung Dr. H. Hahns eine selbständige Wirksamkeit im Ovambolande an (Siehe Allg. M.-Ztschr. 1879 S. 527). Groß waren im Anfang die Schwierigkeiten, und besonders traurig war der Rückgang des Missionsinteresses in der Heimat. Die Einnahmen wurden so klein, daß das Missionsinstitut auf eine Zeit eingehen mußte. Dies gereichte aber der Sache insofern zum Besten, als die Lehrer dadurch Gelegenheit erhielten, durch Reisen im Lande das Volk in die Missionsache näher einzuführen. Bald fing die Einnahme an zu steigen, was sie seitdem fortwährend gethan hat. Heute zählt das Missionsblatt in seiner finnischen Aus-

¹⁾ Derselbe ist im Alter von 82 Jahren am 2. Februar heimgegangen! D. H.

gab 8000 Abonnenten und in der schwedischen 1500. Die Verhältnisse auf dem Missionsfelde, die lange sehr ungünstig waren, berechtigen jetzt zu den besten Hoffnungen. Eine Erstlingsernte von 50 Getauften ist endlich eingebracht; die Schulen auf den Stationen Omandongo, Olukonda, Omulongo werden von 200 Schülern besucht.

Gleichzeitig mit dem Vortrag von Pastor Bahl erstattete der Sekretär der schwed. staatskirchlichen Mission Docent Tottie im Dom einen Bericht über diese Mission. Ausgehend vom Missionsbefehl (Matth. 28, 18—20) zeigte der Redner, daß die Weltüberwindung wie die Weltversöhnung das Werk des Herrn sei. Durch die Taufe, das Abendmahl und das Wort sei er stets in der Kirche anwesend. Versäumnis in der Mission sei nicht nur ein Zeichen von mangelndem kirchlichen Leben, sondern auch ein Ungehorsam gegen das Gebot Christi. Nach einer kurzen Skizzierung der allgemeinen Missionsgeschichte berührte der Redner die früheren Missionsunternehmungen Schwedens unter den Lappen und den Indianern Nordamerikas, sowie die Entstehung der verschiedenen schwed. Missionsgesellschaften. Im Jahre 1873 beschloß die Kirchenrepräsentation eine staatskirchliche Mission zu unternehmen, die auch, nachdem man der Ev. Vaterlandsstiftung Anschluß vergebens angeboten hatte, ins Werk gesetzt wurde, indem die Station Oskarsberg in Natal 1878 angekauft und besetzt wurde. Schon das folgende Jahr veranlaßte der Zulu-krieg eine Unterbrechung. Jetzt zählt man auf den Stationen Oskarsberg und Amoibie 15 Getaufte und ungefähr ebensoviele Katechumenen; ein neulich gegründetes Waisenhaus scheint gut zu gedeihen.

Als ein von der Svenska Missionssällskapet übernommenes Erbe unterhält die staatskirchliche Mission drei schwed. Missionare auf dem Arbeitsfelde der Leipziger M.-G. Von diesen ist einer, Dr. A. Blomstrand nach 27jährigem ununterbrochenem Missionsdienste neulich heimgekehrt und von Pastor P. Hörberg ersetzt worden. Die Einnahme betrug letztes Jahr 48 400 M.

Der zweite Versammlungstag begann mit einer biblischen Ansprache von Pfr. E. M. Ekhoff über Joh. 7, 37—39, wonach Pastor J. Neander über die nicht staatskirchliche Mission Schwedens redete. Ganz kurz erwähnte er die ersten keimenden Anfänge eines schwed. Missionslebens in den zwanziger Jahren, die Gründung der Svenska Missionssällskapet 1835 und der Lunds Missionssällskap 1875, die beide nunmehr eigentlich nur als Hilfsvereine der staatskirchlichen Mission fortbestehen. Die Entstehung der Evang. Vaterlandsstiftung und die Entwicklung ihrer ostafrikanischen Mission ist den Lesern schon in sehr vollständiger Weise dargestellt worden (Allg. M.-Z. 1883 S. 193 ff.) Der Vortrag brachte die neue Nachricht, daß heute noch das Haus im Runamalande, welches die Missionare 1870 unter großer Bedrängnis verlassen mußten, von den Eingeborenen als ein Heiligtum bewahrt wird.

Auf dem Felde in Ostafrika stehen acht männliche (darunter ein ärztlicher Missionar. Zwei europäische und ein eingeborener befinden sich auf einer Expedition ins Gallaland) und fünf weibliche Missionare.¹⁾ In den Centralprovinzen Indiens (seit 1877) sind auf den Stationen Betul, Sagar, Narasingpur sieben männliche und drei weibliche Missionare beschäftigt.²⁾ Die

1) Zwei von diesen sind seitdem heimgegangen: Frau R. Minsson geb. von Hagen aus Bayern und Past. B. P. Lundahl den 11. Dezember 1885.

2) Später ist ein männlicher Missionar zugekommen.

Wirksamkeit richtet sich immer bestimmter auf die Gonds, weshalb man auch die Station Chindwara von der Free Ch. of Scotl. übernommen hat. Die Einnahme der Ev. Vaterl. St. im letzten Jahre war 173 550 M. Das Missionsblatt zählt 16 000 Abonnenten.

Endlich wurde die Svenska Missionsförbundet, Schwed. Missionsbund, besprochen. Derselbe wurde 1877 gegründet und sandte zuerst (1881) seine Missionare in Verbindung mit der Congo Inland Mission nach dem Kongo aus. Nun hat er aber die früher besetzten Stationen Mukimbungu und Aquatorstation selbständig übernommen. Ferner gedenkt er auch die Samojeden im nördlichen Rußland, und die Kurden in Persien von seinen Stationen für innere Mission in Rußland aus zu erreichen. Seine Einnahme für äußere Mission beträgt 26 400 M.

Montag um 12 Uhr begann die Diskussion über die aufgestellten Fragen unter der Leitung des Bischofs Beckman. In seiner Einleitung zu der ersten Frage: „Was ist der Inhalt des neutestamentlichen Missionsbefehles?“ hob Prof. Rudin (Upsala) hervor, daß der Missionsbefehl Christi sein göttliches Recht an die ganze Welt ausdrückt, es sei Sache der Jünger, dieses Recht geltend zu machen. Dies müsse auf dem Wege der Freiwilligkeit und nach der Leitung des Geistes geschehen. Die Missionspraxis der Apostel soll uns zum Vorbild dienen, nicht um als eine gesetzliche Vorschrift befolgt, sondern um frei nachgebildet zu werden. Der Missionsbefehl gilt der ganzen Kirche Christi als einem Organismus; da sie aber teilweise sehr krank ist, muß es den gesunden, d. h. lebendig gläubigen Theilen überlassen werden, diese Liebes- und Lebensthätigkeit zu entfalten. Dennoch schleicht sich auch hier so viel Schlimmes ein: geistliches Scheinwesen und Unaufrichtigkeit, einerseits geistliche Vornehmthuererei, andererseits Unmüchternheit, was viele bedeutende Männer von der Mission fern gehalten hat.

Obwohl die Einleitung dazu keinen direkten Anlaß gab, drehte sich die Diskussion beinahe ausschließlich um die Frage: Kirchen- resp. Staatskirchen-Mission oder Gesellschaft-Mission?, was besonders unter den schwedischen Teilnehmern einige etwas hitzige Ausdrücke hervorrief. Man fühlte es: die Frage stand auf der Tagesordnung, sie mußte heraus! Zu einer Behandlung aus missionsmethodischem Gesichtspunkte kam es gar nicht.

In anbetracht des augenblicklich sehr scharf ausgeprägten Parteiewesens auf dem kirchlichen Gebiete Schwedens waren viele zu dieser Versammlung mit behebenden — und auch betenden Herzen gekommen. In der Diskussion über diese erste Frage schien es wirklich, als ob die Befürchtungen begründet wären, allein dies war die einzige Wolke, die die Eintracht im Streben für die gemeinsamen Ziele ein wenig verdunkelte. Auch wird der Vorsitzende die Meinung der Anwesenden ziemlich richtig ausgedrückt haben, da er als ein verfühnendes Schlußwort die Stellung der schwed. Staatskirche als normal bezeichnete: sie treibe selbst Mission, verhindere aber als solche nicht die private Wirksamkeit.

Um 6 Uhr fing man an, die zweite Frage zu behandeln: „Wie soll ein allgemeineres und tiefgehenderes Missionsinteresse unter dem Volke Gottes geweckt werden?“ Referent war Pastor A. Kolmodin, Lehrer an dem Missionsinstitut der Ev. Vaterlandsstiftung, ein begabter junger Mann, der neulich ein tüchtiges Buch über die Gallaländer geschrieben hat. Die Haupt-

gedanken waren: Dem Volke des Herrn mangelt heilige Begeisterung im allgemeinen, ebenso Verständnis des Reichsplanes Gottes. Selbst wo es Missionsfönn giebt, ist dieser oft zu beschränkt und engherzig. Um diese Übelstände zu entfernen, genügen nicht Missionsfeste und Missionsblätter, wie gut sie auch sein mögen, es müssen die Geistlichen in der Gemeinde es als ihre besondere Aufgabe erkennen, das Missionsleben regelmäßig zu ernähren, wozu schon auf der Universität Anregung gegeben werden sollte. Von großer Bedeutung in dieser Hinsicht sei auch eine wirklich biblische Eschatologie.

Die Diskussion brachte kaum etwas Neues. Als wesentlich mitwirkend zur Hebung des Missionsfönnes wurde betont: Vorträge von heimgekehrten Missionaren, Missionserzählungen in den Schulen, die Anwesenheit schwarzer Zöglinge, — von denen fünf der Versammlung beiwohnten.

Nun war für diejenigen, die dazu noch Receptivität genug hatten, ein sehr schöner Vortrag von dem auch in Deutschland als Missionschriftsteller bekannten Pastor H. Schneider, über die Mission der Brüdergemeinde in der Bethlehemskirche, zu hören.

Dienstag Morgen begannen die Verhandlungen schon wieder um 10 Uhr mit einem Vortrag von Pastor A. Lindström (Stockholm) über die Judenmission mit specieller Rücksicht auf die Wirksamkeit derselben in Schweden, wo im letzten Jahrzehnte 17 Israeliten die Taufe empfangen. Unter denen ist einer als Judenmissionar fortan thätig. Ungefähr dieselbe Zahl von Israeliten wird in der prächtigen Proselythenheimat, deren Hausvater Pastor Lindström ist, unterrichtet. Die jährliche Einnahme für diese Mission beläuft sich auf ungefähr 36 000 Mk.

Als der Vortrag zu Ende war, zog man nach der Lateinschule und hörte dort das Referat des ehrwürdigen Pastor Svend Brun (Norwegen) über das Thema: „Die Rückwirkung der Heidenmission auf das Heimatland.“ Das Missionieren ist eine Handlung des Gehorsams, und gehorsam sein bringt immer Segen; es ist ferner eine Liebesthätigkeit, und die Liebe hat ihren Lohn in sich selbst; die gemeinsame Liebe zu demselben Gegenstand wirkt auch verbindend auf die verschiedensten Richtungen; die Ausübung dieser Liebe hat auch solche, die zuvor ganz kalt und indifferent dastanden, angezogen und zum Wirken angeregt. Das Weinen und Lobfingen mit den Missionaren sei der Mutterkirche zu großem Nutzen, ihr zur Beschämung und Ermahnung können die Fortschritte der Missionskirche dienen. Die Diskutirenden hoben außer diesen Gesichtspunkten noch die Bedeutung der von der Missionsgemeinde ausgehenden Fürbitte, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Mission u. s. w. hervor. Schließlich wurde der Wunsch von einem Redner ausgesprochen, daß die Mission auch auf die Kolonialpolitik sog. christlicher Staaten eine Rückwirkung ausüben möchte, so daß solche Ungerechtigkeiten wie die französische Invasion auf Madagaskar nicht vorkämen.

Nun folgte ein Vortrag von Pastor B. Beck (Dänemark) als Einleitung zur vierten Frage: „Welche Forderungen darf man an einen Missionar stellen?“ Der Referent ist der Leiter der inneren Mission Dänemarks; er sagte im Anfang, daß er in jenem Zimmer im Hause seines himmlischen Vaters, das die äußere Mission heißt, nicht viel verkehrt habe. Davon zeugte auch die Missionstheorie, welche er entwickelte. Der Missionar soll notwendig ein überlegener Rhetor sein, der die Massen zu elektrifizieren vermag. Ohne sich zu

viel mit den einzelnen zu beschäftigen, soll er baldmöglichst die gewonnenen Scharen taufen, um dann nach neuen Arbeitsfeldern hinzuziehen. Er darf nicht wie ein Pfarrer in seiner Gemeinde sitzen bleiben. Paulus opferte alles, so thut auch der Missionar. Wie dieser sei er unverheiratet, nur zu oft haben Missionare um ihrer Frauen willen heimkehren müssen. Endlich soll man gebildete Leute an die gebildeten Völker, ungebildete an die Naturvölker senden.

Natürlich riefen diese an Rom in vielen Stücken erinnernden Gedanken eine lebhaftere Diskussion hervor, der die schwindende Zeit nur zu enge Grenzen setzte. Es wurde auf Grund der Erfahrung betont, daß die Christianisierung eines Volkes nur durch Einzelbekehrung geschehe, daß die Apostel doch nicht die Taufe erteilten, wo es nicht wirkliches Heilsverlangen gebe, daß das Eölibat gerade auch in der Mission verwerflich sei, daß die Missionschule eine große Aufgabe habe und endlich, daß man den Missionaren doch ein wenig Barmherzigkeit zeigen müsse und nicht durch überspanntes Idealisieren ihr Werk erschweren.

Für die letzte Frage: „Muß jede äußere Mission mit einer heimatlichen Kirche oder Gesellschaft in Verbindung stehen, bezw. von ihr abhängig sein?“ blieb so wenig Zeit übrig, daß man nur das Referat hören konnte. Referent war Pfr. Ch. Strömberg (Wönsterås), Herausgeber der Lunds Missions-tidning. Mit einer Fülle von Beispielen aus der neueren Missionsgeschichte zeigte er, wie die allermeisten der sog. Frei- oder Glaubensmissionen, die es zu etwas gebracht haben, früher oder später den Anschluß an irgend eine heimatliche Kirche oder Gesellschaft gesucht haben, was auch das Normale sei.

Zu einem Abschiedsgruß hatte das um das Wohl der Gäste aufs höchste verdiente Lokalkomitee alle Teilnehmer zu einem Abendessen in der gewaltigen Turnhalle der Lateinschule eingeladen. Hier wechselten Reden von Repräsentanten der resp. Länder mit Gesängen von dem fleißigen Chor ab. Das Ganze trug das Gepräge einer wahren Agape; ein Geist des Friedens und der Innigkeit waltete, wie man es gewiß nur selten unter so vielen Menschen fühlt. Besonders tiefen Eindruck machte die Rede des greisen Pastor Sv. Brun (Norwegen).

Hoffen wir, daß ein großer Segen von dieser Versammlung ausgehe und daß sichtbare Spuren davon in der Missionsgeschichte Skandinaviens zurückbleiben!

Befriedigt und in gehobener Stimmung schieden alle und stimmten gern dem Vorschlag bei: nach je 4—5 Jahren solche Konferenzen zu wiederholen.

Literatur-Bericht.

1) **Gundert:** „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten.“ Zweite vermehrte und verbesserte Auflage (Kallw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung, 1886. Geb. 2,75 Mk.). Die hohe Anerkennung, welche wir der 1. Auflage dieses Nachschlagebuchs haben zu teil werden lassen, können wir bei der Anzeige der 2. Auflage nicht bloß wiederholen, sondern wir müssen sie steigern. Die von Haus aus solide, von ebensoviele Fleiß wie Sachkunde zeugende, durchweg sachlich und nüchtern gehaltene Arbeit ist in der neuen Auflage nicht bloß aufs sorgfältigste fortgeführt bis auf die Gegenwart, sondern sowohl im einzelnen wie durch Hinzufügung ganz

neuer Partien noch wesentlich verbessert. Die in den Paragraphen gegebenen Generalübersichten bekunden durch ihre inhaltsreiche Kürze den feinen Stoff beherrschenden Meister und die in Petitdruck folgenden Specialisierungen enthalten, wenn auch nicht überall lückenlose, doch durchgehends zuverlässige und für den Zweck eines Handbuchs völlig ausreichende Detailangaben über die einzelnen Missionsstationen und deren Statistik.

Eine wesentliche Bereicherung hat die mühsame Arbeit erhalten durch die neu hinzugekommene, 57 Seiten umfassende und ziemlich vollständige Übersicht über die Missionsgesellschaften, eine wertvolle Ergänzung, die wir schon bei unsrer Besprechung der ersten Auflage in Vorschlag brachten. Für die nach einigen Jahren hoffentlich notwendige 3. Auflage hätten wir nun noch zwei weitere Wünsche, nämlich 1. daß dem Buche der bequemerem Übersicht wegen mehrere statistische Tabellen beigegeben würden sowohl über die Miss.-Gesellschaften wie über die Missionsgebiete, wenigstens je eine über jeden Erdteil und 2. daß noch ein neues Kapitel hinzukäme, welches eine gute Orientierung über die Missionsliteratur, speciell die deutsche, mit einer kurzen Charakteristik der angezeigten Schriften enthielte. Besonders die Erfüllung dieses letzteren Desideriums würde noch eine wesentliche Vervollkommenung des wertvollen Handbuchs sein.

Der Preis für das auch schön ausgestattete, 439 Seiten starke, gebundene Buch ist überraschend niedrig und macht auch unbemittelten Missionsfreunden die Anschaffung leicht — Auch von Grundemanns: „Kleinem Missions-atlas“ wird binnen kurzem eine 2. Auflage erscheinen.

2) **Warnet**: „Missionsstunden. Zweiter Band. Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Erste Abtheilung. Afrika und die Südsee.“ Zweite Auflage (Gütersloh, Bertelsmann. 1886. 5 M.). Es ist eine erfreuliche Thatsache, gleich hintereinander drei zweite Auflagen von Missionswerken anzeigen zu dürfen! Doch wohl ein Zeichen, daß der Missions Sinn unter uns im Wachsen ist. Aber noch erfreulicher ist es, daß eine solche zweite Auflage, auch wenn sie nur zwei Jahre nach der ersten erscheint und, wie diese Missionsstunden, nur einen kleinen Teil des Missionsgebiets überschaut, nicht ganz unverändert ausgegeben werden kann. Gottlob! es geht vorwärts in der Missionsgeschichte! Man merkt das besonders deutlich, wenn man eine ältere Arbeit neu durchsieht und das macht die Arbeit zur Lust. Sonst ist im allgemeinen an der Anlage, der Gestaltung und dem Tone dieser Missionsstunden nichts geändert. Will's Gott, soll über Jahr und Tag die zweite Hälfte dieses zweiten Bandes erscheinen, die Asien und Amerika umfassen wird.

3) **Bahn**: „Der überseeische Branntweinhandel. Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben“ (Gütersloh, 1886. 0,50 M.).

4) **Reichel**: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?“ (Basel, Missionsbuch. 1886. 0,20 M.) Beides Separatabdrücke der unsern Lesern aus der Januarnummer wohlbekannten Bremer Referate, die wir mit der Bitte hier zur Anzeige bringen, ihnen zu einer recht weiten Verbreitung behilflich zu sein.

5) **Wangemann**: „Ein zweites Reisejahr in Südafrika.“ Mit einer Karte von Südafrika. (Berlin, Missionshaus. 1886. 5 M. geb. 6 M.)

Bekanntlich hat der Direktor der Berliner M.-G. I 1884—85 eine zweite große Visitationsreise in Südafrika ausgeführt und zwar in seinem 67. Jahre. Eine respectable Leistung! Die Größe derselben lernt man aber erst würdigen, wenn man das vorliegende Tagebuch durchliest, in welchem der Visitator getreue Rechenschaft ablegt, wo er gewesen und was er gethan Tag für Tag. Wahrlich er hat seine Zeit ausgekauft und man muß staunen, daß er diese ununterbrochene Anstrengung des Leibes und Geistes fast ohne längere Ruhepausen hat auszuhalten vermocht. Man muß aber auch staunen, daß er noch Zeit und Lust gefunden, ein so detaillirtes Tagebuch zu führen, durch welches er uns instandsetzt, von dem, was er selbst erlebt, in frisch gezeichneten Bildern eine wirklich anschauliche Anschauung zu erhalten. Z. B. die Diamantgruben in Kimberley, afrikanische Bivouacs, Flußübergänge mit Hindernissen, feierliche Einholungen des Visitators lernen wir so genau kennen, als ob wir dabei gewesen wären. Auch an instruktiven Blicken in die Licht- wie Schattenseiten des christlichen Gemeindelebens, an ansprechenden Einzelbildern, an Nachweisungen der civilisatorischen Missionserfolge, fehlt es nicht. Dagegen sind Mittheilungen über andre Missionsgesellschaften etwas spärlich. Nur den Methodisten wird je und je etwas derb auf die Finger geklopft. S. 421 ist die Verlegung des freischottischen Missionsdampfers auf den Viktoria Nyanza jedenfalls nur ein Schreibfehler. Es ist wahr, je und je geht das Tagebuch etwas in die Breite und verliert sich in Kleinlichkeiten und manche gemüthliche Plauderei; aber alles hat Farbe und Gestalt und für den, der ein Interesse an gründlicher Einsicht in die Missionsverhältnisse besitzt, ist auch die Kleinmalerei höchst instruktiv. (Beiläufig bemerkt, ist es uns freilich überhaupt sehr die Frage, ob die Tagebuchform die beste Methode einer Reisebeschreibung sei; jedenfalls ist sie die bequemste, vielleicht auch die treueste Erzählungsform, aber sie hat auf die Dauer etwas sehr Ermüdendes, verliert sich zu sehr ins Persönliche und läßt leicht die großen Gesichtspunkte vor den hundert Kleinigkeiten in den Hintergrund treten.)

Man kann sich denken, wie interessant und glaubenstärkend für den Direktor selbst diese zweite Visitationsreise gewesen sein muß, da sie ihm Gelegenheit gab, mit eignen Augen den wirklich großen Fortschritt zu schauen, welchen seit seinem ersten Besuch im Jahre 1866—67 die Arbeit der Berliner Brüder in Südafrika aller Orten gemacht hat. Damals gab es dort 14 Berliner Hauptstationen, 26 ord. Missionare, 9 Kolonistenbrüder, 1323 Getaufte; jetzt fand der Visitator: 45 Haupt-, 57 Nebenstationen und 100 Predigtplätze, 56 ord. Missionare, 5 Kolonistenbrüder, 49 besoldete und 231 unbesoldete eingeborne Gehilfen, 3336 Schulkinder und 14595 Getaufte. Und das sind nur die trocknen Zahlen. Welchen Fortschritt zeigten die Stationen und die farbigen Bewohner derselben schon in ihrem äußeren Aussehen; welche Civilisationserfolge hatte die Mission überall aufzuweisen! Wie war im ganzen der Wohlstand und wie die gemeindliche Selbstständigkeit und missionarische Selbstthätigkeit der eingebornen Christen gewachsen! Was für ein bedeutungsvolles Ereignis war es, daß diesmal der Visitator die beiden ersten Eingebornen, erprobte wenn auch nicht geschulte Zeugen, zu Pastoren ordinieren durfte! Auch die Stellung der weißen Bevölkerung gegen die Mission war eine viel freundlichere geworden als früher! Nimmt man dazu, daß der Herr auch sonst Gnade zur Reise des Visitators gegeben, nicht bloß indem er ihn

auf dem ganzen Wege vor allem Schaden behütet und durch viel Liebes- und Ehrenerweisungen erquicht, sondern daß er es ihm auch hat gelingen lassen, „manches Mißverständnis zu lösen,“ das man taktvollerweise kaum zwischen den Zeilen zu lesen bekommt, so kann man das soli Deo gloria voll begreifen, was seinem Herzen entströmte, als er die ersten Stunden nach der glücklichen Ankunft auf deutschem Boden einsam im Kölner Dom zubrachte. — Die beigegebene große Übersichtskarte über die gesamte evangelische Missionsarbeit in Südafrika ist eine dankenswerte Beigabe des Buches.

6) **Frid:** „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ N. 6 (Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1886. 0,25 M. 100 Exp. 20 M.). — Wie die bisherigen Nummern dieser unsern Lesern wohlbekannten gelben Hefte enthält auch die vorliegende drei Artikel: 1. ein kurzes erbauliches Einleitungswort von D. Warneß: „Die Freude an dem Herrn unsre Stärke“; 2. eine missionsgeschichtliche Monographie von D. Grundemann: „ein Batakendorf auf Sumatra“ (nebst buntem Bild) und 3. eine biographische Skizze von P. Schulze: „Ludwig Harms“ (mit Porträt), die beiden letzteren je einen Bogen umfassend. — Auch von dieser Nummer dürfen wir mit gutem Gewissen sagen nicht bloß: nimm und lies, sondern verbreite sie, so weit du kannst. Es ist gesunde Speise für das Volk.

7) „Der Heidenmissionar Joh. Schmidt, ein Märtyrer des 19. Jahrhunderts. Merkwürdige Lebensgeschichte für die Jugend und das Volk dargestellt von einem Missionar unter den Heiden“ (Leipzig, Drescher. 1886. Br. 0,60 M.). — Es ist dies die kurze Biographie des englischen (Londoner) Missionars John Smith, der 1817 nach britisch Guyana ging, und während er dort bei den damals noch in der Sklaverei lebenden Negeren eine sehr erfolgreiche Thätigkeit übte, von den ihn hassenden weißen Sklavenbesitzern der Aufreizung der Schwarzen zum Aufstand beschuldigt, mit seiner Frau ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt wurde. Eine in England durchgeführte Revision des Prozesses verschaffte aber dem leider 1824 im Gefängnisse gestorbenen Manne eine glänzende Rechtfertigung. Das Schriftchen ist volkstümlich geschrieben und manche gesunde, erbauliche Nutzenwendung der Erzählung eingewebt.

8) **Vahl:** Missions-Atlas. 3^{tes} Hefte (Kjöbenhavn. Hoffensberg u. Traps. 1885) enthaltend Amerika in sechs Hauptkarten: 1. Übersichtskarte von dem gesamten Nordamerika mit zwei Kartons über das Indianerterritorium und Nordwestmexiko; 2. Westhälfte von britisch Nordamerika und den Freistaaten mit einem Karton über die Indianermision im Nordwesten; 3. Osthälfte von britisch Nordamerika und den Freistaaten mit zwei Kartons: Manitoba und die Neuenglandstaaten; 4. Westindien mit elf Nebenkarten über einzelne Inseln; 5. Südamerika (Übersichtskarte) und 6. Teile von Südamerika, 6 Karten über die Missionen am Metafluß, in Venezuela und Guinea, Bolivien, Paraguay, Südbrasilien und Südchile. — Beigegeben ist auch diesem dritten Hefte des Atlas eine 376 Seiten umfassende Forklaring, welche unter Angabe des benutzten massenhaften Quellenmaterials eine ganz einzigartige missions-geographische, -ethnographische und statistische Orientierung enthält, die in ein so riesiges Detail einführt, daß sie — bei aller Ordnung des völlig beherrschten Stoffs — zuerst fast erdrückend wirkt. Man steht vor der umfassenden Missionskenntnis, die der Verfasser besitzt; der Sicherheit, mit

der er den riesigen Stoff beherrscht; der Belesenheit, über die er verfügt; dem Fleiße, mit welchem er seine mühsame Arbeit fortsetzt; der Solidität, welche die Arbeit auszeichnet — man steht vor dem allem geradezu staunend. Es liegt in diesem Atlas und dem ihn begleitenden umfangreichen Texte ein Werk vor, von dem man ohne jede rhetorische Phrase sagen muß: es lobt den Meister. Nur eins bedauern wir, daß es von diesem bedeutenden Werke keine deutsche und englische Übersetzung giebt. Schade, daß dadurch der Kreis von Missionskennern, dem es dienen will, so eng gezogen ist!

9) **Von Bobesjer:** „Henry M. Stanley und Dr. Pechuel-Üösch“ (Leipzig, Brockhaus. 1886. 53 S.). — Es wird unsern Lesern noch wohl erinnerlich sein, daß Ende des vorigen Jahres Dr. Pechuel-Üösch gegen „Herrn Stanley und das Kongounternehmen“ einen ziemlich heftigen und persönlich gehaltenen Angriff gerichtet hat. Statt des Angegriffenen, der sich — wenigstens dem deutschen Publikum gegenüber — in vornehmes Schweigen hüllt, antwortet in der vorliegenden Broschüre der Übersetzer des bekannten Stanley'schen Werkes: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates,“ oder vielmehr: er übersetzt dem deutschen Publikum eine fünffache von andern gegebene Antwort, welche er selbst nur einleitet, kurz kommentiert und untereinander in einige Verbindung setzt. Nämlich 1. den Brief Stanleys an den New York Herald vom 22. Nov. 1885; 2. Bemerkungen eines Stanley befreundeten Anonymus zu einer Reihe von Behauptungen in der Pechuel-Üösch'schen Broschüre; 3. eine Zuschrift Stanleys an die Times vom 28. Dez. 1885 betreffs der Kongoeisenbahn; 4. Widersprüche Dr. P.-Üösch's, zwischen seinen Briefen an das Komitee der Kongo-Association und seiner Angriffsschrift gegen Stanley, welche im offiz. Organ der Kongostaat-Regierung vom 24. Jan. 1886 veröffentlicht wurden, und 5. einen Auszug aus dem langen Verteidigungsschreiben Stanleys im New York Herald (d. d. London 22. Januar 1886) gegen den nordamerikanischen Regierungskommissarius Tisdell, auf den sich Dr. P.-Ü. wiederholt als Gewährsmann bezogen.

Es ist gerade keine Erquickung, diese Schrift zu lesen. Auf die persönlichen Angriffe des deutschen Doktors antwortet der Amerikaner und seine Verteidiger mit eben solchen persönlichen Angriffen, welche die Broschüre Pechuel-Üösch's „als das Produkt der Ohnmacht, des Hochmuts und der Ränke“ bezeichnen und behaupten, sie sei lediglich aus Rache und Neid geboren. Daß gegenseitige persönliche Gereiztheit die Feder führt, ist unleugbar. Wir wagen kein Urteil, auf welcher Seite die größere Schuld, wohl aber den Wunsch, daß derartige persönlich gehässige Polemik unter uns nicht Mode werde. Gewiß sind auf beiden Seiten übertriebene Beschuldigungen erhoben und Mißverständnisse zu Verdächtigungen gemißbraucht worden. Mancher Vorwurf Pechuel-Üösch's ist durch die vorliegende Schrift entkräftet; dafür sind ihm Gegenwürfe gemacht, welche er schwerlich alle zu beseitigen vermögen wird. Keiner der beiden Streiter geht persönlich ganz intakt aus diesem Kampfe hervor. Thatsächlich scheint der Amerikaner den Sieg davon zu tragen: Die Kongoeisenbahn wird gebaut und das Vertrauen der Regierung des Kongostaates in Stanley ist unerschütterter. Aber jedenfalls wird der Angriff Pechuel-Üösch's zur Folge haben, daß man nüchterner und wachsamere wird als bisher und das wäre ja immerhin ein großer Gewinn.

Wk.

Aufruf an das evangelische deutsche Volk zur Sammlung von außerordentlichen Beiträgen für neue deutsche Missionen in deutschen Schutzgebieten.

Seitdem unser Vaterland überseeische Besitzungen erworben, ist auch das Interesse an der Mission und das Verständnis für sie unter uns gewachsen. In den weitesten Kreisen hat man es erkannt, daß jetzt, wo Millionen Heiden, die noch dazu auch auf einer tiefen Stufe der Gesittung stehen, unter den Schutz des Deutschen Reiches und seines erhabenen Kaisers gekommen sind, das Werk der christlichen Glaubensverbreitung auch zu einer Sache vaterländischer Ehre und nationaler Pflicht für uns geworden ist. Ebenso ist die Überzeugung eine allgemeine, daß die großen uns gestellten kolonialen Aufgaben ohne die Mithilfe der christlichen Mission nicht zu lösen sind.

Die einzige Macht, welche von innen heraus umwandelt, also ein wurzelhaftes Werk treibt und durch Pflanzung eines neuen Lebens wirklich erzieht, ist die christliche Mission. Sie bringt eine Kultur, welche aus der Tiefe eines neuen Lebens herauswächst; eine Arbeitslust, welche das Ergebnis innerer Befreiung und Willigkeit ist; eine Bildung, die das Bild Gottes ausprägt; eine Ordnung, die auf guter Sitte, eine Sitte, die auf Sittlichkeit, eine Sittlichkeit, die auf Glauben, einen Glauben, der auf dem in Christo erworbenen Heile ruht.

Wohl hat das evangelische Deutschland schon längst vor dem Beginn unserer kolonialen Ära Mission getrieben. 11 selbständige deutsche Gesellschaften unterhalten heute, mit einem durch lauter freiwillige Gaben aufgebrachten Kostenaufwand von ca. 2½ Millionen Mark über 520 ordinierte Missionare, welche wesentlich in Asien und Afrika etwa 200 000 getaufte Heiden in geordnete christliche Gemeinden gesammelt haben. Allein diese Leistungen stehen weder im Verhältnis zur Größe des Missionswerks noch zur Größe unsres Vaterlandes, des ganz zu geschweigen, daß sie gegen diejenigen unsrer Glaubensgenossen jenseits des Kanals und des atlantischen Oceans bedeutend im Rückstande sich befinden. Wir haben in Deutschland mit dem großen Werke der Weltevangelisierung bisher nur gespielt. Speziell unsere Missionsbeiträge stehen noch auf einer ziemlich niederen Stufe. Aber, wills Gott, giebt unser Kolonialbesitz uns auch ein koloniales Pflichtgefühl und dieses koloniale Pflichtgefühl unserm christlichen Glauben eine energischere und schwunghaftere Missionsrichtung.

Auf den deutschen Schutzgebieten steht bis jetzt nur eine evangelische deutsche Missionsgesellschaft, nämlich die rheinische im Herero- und Namalande. In Deutsch-Ostafrika sind bereits mehrere englische, in Mikronesien eine amerikanisch-hawaiische, in Neubritannien eine australische evangelische Missionsgesellschaft seit längerer Zeit thätig. Diese Arbeiter verdrängen zu wollen, wäre eine ebenso große Unklugheit wie Unhöflichkeit, auch ließe das stracks dem Grundsatz des großen Heidenapostels entgegen: „nicht auf einen fremden Grund bauen zu wollen“ (Röm. 15, 20). Evangelische Noblesse wie christliche Weisheit und Gesundheit weist uns also zunächst auf diejenigen deutschen Kolonien, wo entweder noch gar keine Mission getrieben wird wie in Neuguinea, oder wo die bisherigen Arbeiter wegzugehen wünschen, wie in Kamerun. Neuguinea hat bereits die rheinische Missionsgesellschaft ins Auge gefaßt und wegen Kamerun bestehen Verhandlungen mit Basel.

Es ist nämlich eine Forderung christlicher Klugheit und Nüchternheit, wenn irgend möglich diese neuen Missionen in die Hände bereits bestehender Missionsgesellschaften gelegt zu sehen. Schon darum, weil diese Gesellschaften eine mehr als halbhundertjährige Erfahrung hinter sich haben und viel teures Lehrgeld gespart werden wird, wenn wir diese Erfahrung uns dienstbar machen.

Diese Gesellschaften bedürfen aber der Ermutigung, wenn sie Freudigkeit zu dem verantwortungsvollen Entschluß haben sollen: eine neue Mission in einer tropischen deutschen Kolonie in Angriff zu nehmen. Die Aufbringung des dazu nötigen bedeutenden Geldkapitals ist es ja freilich lange nicht allein, was den Entschluß zur Reise bringt; aber des sind wir gewiß, wenn das deutsche evangelische Volk im wirklich nobeln und großen Stile eine Gabensammlung zustande bringt, daß diese Thatsache ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale der Entscheidung legen wird.

Wir haben lange gewartet, ob von berufenerer Seite eine Anregung zu solch einer Geldsammlung werde gegeben werden. Und als das nicht geschehen, haben wir auf der diesjährigen Versammlung der sächsischen Prov. Missions-Konferenz in Halle kühnlich den Anfang gemacht. Der Ruf fand ein allgemeines freudiges Echo; auch der Appell an die christliche Generosität. Die ihrem weit größten Teil nach aus Pastoren bestehende Versammlung zeichnete sofort 6700 Mark. Wir sind so kühn zu hoffen, daß dieses hochherzige Beispiel alle Kreise unsrer evangelischen Volksgenossen, besonders auch die der Wohlhabenden und Reichen unter uns anregen werde, nun auch ihrerseits nach dem Maß ihres Vermögens viel zu geben. Wir brauchen zu den neuen Missionen Mittel, die in die

hunderttausende gehen, und um zu dieser Höhe zu gelangen, müssen namhafte Summen aus den Kassen der Reichen fließen. Der begeisterten Worte sind genug gewechselt; jetzt gilt es, Thaten zu thun, welche der Begeisterung würdig sind; zunächst Gaben darzubringen, welche als lebendige Zeugnisse unsrer Hochherzigkeit und Generosität auch dem Auslande gegenüber dastehen.

Beauftragt durch den einmütigen Beschluß der genannten sächsischen Provinzial-Missionskonferenz wagt es der unterzeichnete Vorstand derselben, den vorstehenden Aufruf ergehen zu lassen. Die erbetenen Gaben, welche auch in viertel- oder halbjährigen Raten entrichtet werden können und über welche in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ quittiert werden wird, wolle man freundlichst dem Vorsitzenden der genannten Konferenz, D. Warneck in Rothenbüschbach bei Eisleben, anmelden resp. einsenden.

Es ist uns von vielen Seiten versichert worden, man warte auf einen Ruf, wie die Missions-Konferenz ihn jetzt ergehen läßt. Will's Gott, rechtfertigt das Ergebnis diese Behauptung und findet unser Appell in dem weiten deutschen Vaterlande ein so fröhliches Echo, wie er es auf der Versammlung in Halle fand.¹⁾

D. Warneck. Sup. Rothe. Dr. O. Frick. Pastor Stier. Pastor Wächtler. D. Hoffmann. Buchhändler Fricke. Pastor Dietrich.

Nachschrift. Hoffentlich bedarf es keiner besonderen Rechtfertigung, daß die sächsische Provinzial-Missions-Konferenz es gewagt, den vorstehenden „Aufruf“ ergehen zu lassen, zumal sie selbst zuvor durch eine hochherzige That vor dem Vorwurfe bloßer rhetorischer kolonialer Missionsbegeisterung sich geschützt hat.

So hoch bisher auch die Wogen der Kolonialbegeisterung unter uns gegangen sind — nennenswerte Missionsleistungen hat dieselbe noch nicht zu verzeichnen gehabt. Wir protestieren entschieden gegen die hier und da geltend gemachte Beschuldigung, daß die paar Tropfen Wasser daran schuld seien, welche einige nüchterne Männer unter den sachkundigen Missionsfreunden in den Schaumwein gegossen haben. Die Gründe liegen viel tiefer und ganz wo anders; aber statt uns auf eine weitläufige Erwägung derselben einzulassen, halten wir es für praktischer, dem falschen Vorurteil durch eine frische That entgegen zu treten.

¹⁾ Um gest. Verbreitung dieses Aufrufs unter Bekannten und durch die Presse wird freundlichst gebeten. Von Pastor Wächtler in Halle a. S. (Ulrichskirche) sind weitere Exemplare in beliebiger Anzahl zu beziehen.

Wohl; es ist bisher manches nüchterne Wort geredet worden bezüglich des Verhältnisses der christlichen Mission zur deutschen Kolonialbewegung. Besonders auf der Ende Oktober vorigen Jahres zu Bremen versammelt gewesenem bedeutungsvollen Missionskonferenz gab in dieser Richtung die Posaune einen sehr deutlichen Ton. Klärung war dringendes Bedürfnis, ein viel dringenderes als die meisten Missionsfreunde in ihrer unbefangenen Begeisterung geahnt haben und wohl noch ahnen. In den weitesten Kreisen, welche auf einmal die Bundesgenossenschaft der christlichen Mission suchten, bestand die unglaublichste Verwirrung über die eigentlichen Beweggründe und Ziele derselben und es wurden — und werden noch — Anforderungen an sie gestellt, die ohne Verleugnung ihres innersten Grundwesens ganz unmöglich erfüllt werden können. Wir haben nun allerdings Grund zu der Annahme, daß die mannigfachen Zeugnisse nüchterner Sachkenner wenigstens etwas klärend und gesundend gewirkt haben.

Aber sie haben auch Mißverständnisse hervorgerufen; als ob die christliche Nüchternheit ein Feigenblatt für die Unthätigkeit und ein Löschwasser für die Begeisterung sei; als ob sie aus einem Mangel an Patriotismus entspringe und das Verständnis für die neuen aus seinem Kolonialbesitz dem deutschen Volke erwachsenden Missionsaufgaben ihr fehle. Nun: Werke sind immer eine bessere Apologie als Worte. So möge denn der vorstehende Aufruf den Beweis liefern, daß christliche Nüchternheit eine sehr thatkräftige Missions-tugend ist und daß sie ein Feuer zu entzünden vermag, welches ausdauernder brennt als Strohfeuer.

Es ist vielfach auf die Leiter der deutschen Missions-Gesellschaften gescholten worden, weil sie nicht sofort in der kolonialen Sturm- und Drangperiode eilends und unbefehens neue Missionen auf den jungen deutschen Schutzgebieten in Angriff nehmen wollten und man hat mit der Gründung neuer Gesellschaften gedroht, wenn sie in ihrer abwartenden Haltung beharrten. Wir wollen uns abermals auf eine Prüfung dieses Verhaltens nicht einlassen, sondern einfach fragen: was in aller Welt hat denn bis jetzt den deutschen Missionsleitungen Mut gemacht, neue opferreiche, kostspielige Missionen auf einer tropischen deutschen Kolonie zu beginnen? An viel Geschrei hat es allerdings nicht gefehlt; aber bloße Worte, auch bloße begeisterte Worte sind sehr billig und — — Mission kann man mit ihnen nicht treiben. Man braucht zu Missionen ja freilich nicht bloß ein Geldkapital; man braucht zuerst ein Glaubenskapital und ein Menschenkapital und ein Erfahrungskapital; man braucht auch die Unterstützung der christlichen öffentlichen Meinung zur Bekämpfung solcher Mächte, welche, wie z. B. die unbefchränkte Brauntweineinfuhr den mühsam errungenen Missionserfolg immer wieder unter-

minieren. Das Geldkapital ist eigentlich das geringste und es müßte ganz von selbst fließen wenn die Glaubensbegeisterung da ist. Wie gern möchten wir glauben, daß es bis jetzt nur darum nicht geflossen ist, weil es an Anregung gefehlt hat!

Die meisten unsrer Missions-Gesellschaften haben mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen und vermögen mit den ihnen dargereichten Mitteln kaum denjenigen Missionen die volle Kraft zuzuwenden, welche sie bereits im Betriebe haben. Sollen sie freudigen Mut bekommen zu neuen kostspieligen Missionen in tropischen Gebieten, so muß die koloniale Begeisterung sie nicht mit bloßem — noch dazu meist sehr unbrauchbarem — Rat abspeisen, sondern sich thatkräftig erweisen zunächst dadurch, daß sie bedeutende Extragaben aufbringt. Wir betonen: Extragaben; denn wenn man die für neue Missionen dargereichten Mittel von den Gaben für die alten hinterher wieder abzieht, so ist das nicht viel besser als aus gestohlenem Leder den Armen Schuhe machen. Die Hoffnung: an den nötigen Geldmitteln nicht Mangel zu leiden, ist keineswegs der Ausschlag gebende Grund für die Übernahme einer neuen Mission; aber wenn unser Volk in opferwilliger Begeisterung unsern Missionsgesellschaften hunderttausende entgegenbringt, so wird das eine große Ermutigung für sie sein und bei ihrer Entscheidung ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale legen.

Wir sprechen von hunderttausenden und zwar im vollsten Ernst ohne jede rhetorische Phrase. Wir haben in Deutschland mit unsern Missionsbeiträgen bisher nur gespielt. Zwar ein kleiner Kreis von Missionsfreunden hat gethan, was er konnte, und namentlich auch aus den Pfarrhäusern ist im Verhältnis zu dem, was überhaupt geleistet worden ist, reichlich gegeben worden. Im ganzen tragen aber unsre Missionsgaben den Charakter des Almosens. Namentlich die Reichen unter uns haben — mit sehr wenigen Ausnahmen — im Verhältnis zu ihrem Vermögen nicht „viel“ eingelegt. Wir müssen durchaus lernen eine so große Sache wie die christliche Mission ist, großartiger zu behandeln auch dadurch, daß wir nobler, generöser für sie geben. Wir wollen nicht auf England exemplifizieren; wohl aber den patriotischen Wunsch aussprechen, daß auch in Deutschland die reichen Missionsfreunde zu Missionsgaben von 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 1000 Mk. ein weites und fröhliches Herz bekommen möchten; und daß gerade die deutsche Kolonialbewegung von Gott dazu gesegnet werde, einen lebhafteren Schwung, eine höhere Temperatur, einen nobleren Stil in unsre Missionsgaben überhaupt zu bringen.

Es war eine erhebende Scene auf der Halleschen Missionskonferenz, als der warme Appell an die christliche Generosität ein so freudiges und kräftiges Echo fand, und die Versammlung, welche wesentlich aus Pastoren bestand,

die mit irdischen Gütern nicht reich gesegnet sind, sofort eine Gabenzeichnung zustande brachte, deren Höhe das bisher übliche Maß bei Missionsbeiträgen weit, weit überstieg. Das wäre aber die schönste Frucht dieser Gabenzeichnung, wenn sie zündend wirkte und thatsächliche Nachfolge fände weithin durch unser gesamtes Vaterland!

Endlich noch eins. Es wäre schön, wenn wir auf bereits in Angriff genommene neue deutsche Missionen auf deutschen Schutzgebieten hinweisen und um Unterstützung für diese bestimmten Arbeiten bitten könnten. Das ist aber noch nicht möglich; die deutsche koloniale Ära ist dazu noch zu kurz und der Beginn einer neuen Mission erfordert viel umsichtige Vorbereitung. Selbstverständlich können wir auch nicht auf allen deutschen Schutzgebieten zu gleicher Zeit beginnen, sondern zuerst da, wo es nach evangelisch gefunden Grundfäßen zuerst nötig ist, um dann nach und nach unser Netz immer weiter auszuwerfen. Zuerst ist es aber unsres Erachtens in Neuguinea und Kamerun nötig und bezüglich dieser Gebiete schweben Verhandlungen mit der rheinischen und der Baseler Missionsgesellschaft. Wie aus den Zeitungen bekannt, hat sich allerdings in Bayern eine neue „Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika“ gebildet, welche im Herbst dieses Jahres zwei Missionare zu den Wakamba (nordwestlich von Mombasa nach dem Tanaflusse und Keniagebirge hin, ein wenig nördlich von dem durch die Church M. S. bereits besetzten Dschaggagebiet) zu senden gedenkt. Auch in Neuguinea beabsichtigt ein in Verbindung mit den australischen Lutheranern und dem Neuendettelsauer Seminar stehender Missionar, Namens Flierl, eine deutsche Missionsstation zu gründen. Wer von den Lesern des vorstehenden Aufrufs diesen neuen Gesellschaften seine Unterstützung zuwenden will, der thue es in Gottes Namen und so reichlich er kann. Es sei fern von uns, irgend jemand davon abwendig zu machen.

Aber nach unserm — und wir achten: nicht unbegründeten — Urteil ist es viel weiser und praktischer, daß die neuen Missionen von den alten bestehenden Gesellschaften in Angriff genommen werden. Wir haben in Deutschland bereits elf selbständige Missionsgesellschaften; eine weitere Zerspaltung unsrer Kraft erscheint uns als ein Übel. Wir befinden uns jetzt in einem Stadium der Missionsentwicklung, in welchem Konzentration not thut. Besonders die opferreichen tropischen Missionen sollten nur von größeren Missionsgesellschaften betrieben werden, welche die unausbleiblichen Verluste an Menschen sofort durch Reservetruppen zu ersetzen und die Arbeit mit Energie zu betreiben vermögen. Dazu liegt auf der Hand, daß es auch viel billiger ist, wenn die neuen Missionen durch alte Gesellschaften betrieben werden, schon darum, weil diese den gesamten heimat-

lichen Apparat (Missionshaus, Lehrer, Direktor) bereits besitzen. Aber sie besitzen noch mehr, was durch kein Geld ersetzt werden kann: eine mehr als halbhundertjährige Erfahrung in der Missionsarbeit. Warum also erst wieder von vorn anfangen und neues teures Lehrgeld bezahlen, wenn doch erprobte Arbeiter da sind, deren praktische Weisheit uns zu Diensten steht!

Wir bezeichnen Erwägungen dieser Art ebenso als christliche Nüchternheit wie wir der energischen Verteidigung der religiösen Motive und Ziele der christlichen Mission diesen Namen geben. Die Tugend der christlichen Nüchternheit ist nach evangelischer Lehre ein Zeichen geistlicher Gesundheit und — Gesundheit ist Kraft. Es ist unsres Herzens innigstes Begehren, daß die deutsche Mission einen gesunden, kraftvollen Aufschwung nehme und daß es Gott im Himmel gefallen möge, dazu auch die deutsche Kolonialbewegung und den vorstehenden Aufruf zu segnen.¹⁾ Warnock.

Das Missionsfest.²⁾

Von Pastor Kobelt in Reinstedt.

Das Missionsfest ist ein Kind unsrer Zeit. Die alte und die mittelalterliche Kirche, obwohl sie Mission trieben, hatten kein Missionsfest nach heutigem Stil. In den Agenden rangiert man es unter die kleineren kirchlichen Feste; im Bewußtsein der Gemeinden nimmt es, wo es sich einmal eingebürgert hat, oft einen ebenso hohen Rang ein als die großen Feiertage. In meiner Heimat, wo wir ein sehr großes Missionsfest hatten, nannten unsre katholischen Mitchristen das stets auf einen Wochentag fallende Missionsfest den evangelischen Ablaß. Die katholische Kirche hat meines Wissens kein unserm Missionsfeste ähnliches Kirchenfest. —

1. Es könnte überflüssig erscheinen, die Berechtigung des Missionsfestes zu erörtern angesichts der Thatsache seiner segensreichen Existenz. Ist die Mission berechtigt, so sind es auch die Missionsfeste. Die kirchlichen Behörden haben auch — zum größten Teile wenigstens — durch Anordnung einer jährlichen Kirchenkollekte allen Gemeinden das Recht zur Feier eines Missionsfestes implicite verliehen. — Man würde nur umgekehrt die Berechtigung, ein Missionsfest zu feiern, denken bestreiten müssen, die keine Missionsarbeit hinter und unter sich haben. Das ist etwas

¹⁾ Abdruck auch dieser „Nachschrift“ ist erlaubt, ja erbeten.

²⁾ Ein Konferenzvortrag in Halle a. d. S. 9. II. 85.

Unnatürliches. Es muß vielmehr nach dem Worte gehen: Saure Wochen, frohe Feste.

2. Indessen pflegen unsre Missionsfeste noch immer weit mehr einen anregenden und missionierenden Charakter zu haben als einen rein kultischen und feiernden. Denn wo ist die Gemeinde, welche, um mit Schleiermacher zu reden, das Missionsfest gleichsam aus sich heraussetzt! Nicht einmal die Brüdergemeinde ist eine solche Gemeinde. Gewiß ist die Forderung berechtigt, daß ein stetig wiederkehrendes und wachstümliches Missionsfest regelmäßige Missionsstunden und alles andre zu seiner Voraussetzung habe, was man Missionsarbeit in der Heimat nennt. Aber oft wird auch das Missionsfest den Anfangs- und Ausgangspunkt einer solchen Arbeit bilden. Jener kleine Fürst sagte: Eine Eisenbahn müssen wir auch haben, und wenn sie hundert Thaler kostet. So mag mancher in unsrer Zeit ein Missionsfest haben wollen, ohne zu ahnen, was es im Grunde auf sich hat. Da wäre es aber falsch, wenn man die an sich richtige Theorie: Ohne Missionsstunden kein Missionsfest, zum unverbrüchlichen Gegensatz machen wollte. In der Praxis kann also die Arbeit mit einem Feste anfangen; folgt jene nicht, so fällt dieses von selbst. —

3. Der eigenthümliche Wert des Missionsfestes liegt nun aber nicht sowohl in der dasselbe stets begleitenden Anregung zur Missionsarbeit, auch nicht in der von selbst damit verbundenen Sammlung von Kindern und Knechten Gottes, sondern, wie mich bedünkt, in der Weckung und Förderung des Bewußtseins, daß das Reich Gottes eine öffentliche Angelegenheit der Kirche ist. Es sollte ja dieses Bewußtsein an jedem Sonn- und Feiertage die Gemeinde durchdringen. Aber erfahrungsmäßig bleiben die Gläubigen meistens bei einem subjektiven Gefühlschristentum und bei der Freude am eignen Heilsbesitz haften. Selbst Karfreitag, Ostern und auch Pfingsten, so sehr diese Gedenktage den Einzelnen über sich hinaus auf das Ganze weisen, bewirken wenig mehr als die Gewißheit: Ich bin erlöst — in den Seelen der Gläubigen. Das Evangelium vom Reich in seiner die ganze Menschheit umfassenden Weite und Breite kommt an Missionsfesten mehr zum Ausdruck. Neben der darauf angelegten Predigt und Gesamtfeier helfen dazu auch die aus der Ferne herzuströmenden Glaubensgenossen. Das Alltagsbewußtsein, eine Gemeinde zu sein, macht dem Bewußtsein Raum, zum Reiche Gottes zu gehören. Der auf die nächsten kirchlichen und christlichen Interessen gerichtete Blick erweitert sich unwillkürlich zu einer Anschauung des großen und ganzen Gebietes, und der dem Herrn zugewendete Gläubige wendet sich mit vielen Gleichgesinnten auch seiner großen und heiligen Sache zu. —

4. Man könnte hiernach die Frage aufwerfen, ob es nicht unpraktisch ist, immer mehr und daher immer kleinere Missionsfeste einzurichten gegenüber den vorhandenen größeren und ihrem Zweck mehr entsprechenden. Doch haben jene neben diesen ihre präparatorische Bedeutung. Kleinere Bezirke, ob sie nun als Diöcesan-Verbände oder geschichtlich gewordne kleinere oder größere Vereine existieren, sollten stets Wandermissionsfeste einrichten. Daneben aber heben sich die größeren, meist auf eine lange Vergangenheit basierenden und auf bestimmten begnadigten Persönlichkeiten und besonders günstigen Verhältnissen beruhenden Missionsfeste ab. —

5. Die Ausgestaltung und Pflege des Missionsfestes, des großen wie des kleinen, ist Sache der vorhandenen Missionsgemeinde und hängt gänzlich davon ab, ob eine oder mehrere Persönlichkeiten da sind, welche die Gabe und das Herz haben, die nötige große Mühe und Arbeit an diese Sache zu wenden. Mag es sich nun um große oder kleine Feste handeln, es kommt überall auf die geeignete Persönlichkeit an, welche die Organisation des Festes in die verantwortliche Hand nimmt. Am natürlichsten ist es, wenn dies der Ortsgeistliche thut — in Gemeinschaft mit dem Vorstande des Vereins, der das Fest veranstaltet.

6. Unsere Missionsfeste haben in der Regel zwei Teile, den gottesdienstlichen und die Nachfeier, sie finden mit seltenen Ausnahmen im Sommer statt. Bei schlechtem Wetter legt man diese Nachfeier entweder auch in die Kirche oder noch lieber in ein öffentliches Lokal; dahin werden dann Nachfeiern im Winter von selbst gehören. Hat sich der Sommer als Missionsfest-Jahreszeit das beste Recht erworben, weil die Reden im Freien von besonderer Wirkung zu sein pflegen, so ist andrerseits gegen den Winter nichts zu sagen, besonders wenn vielleicht im Sommer wegen der Ernte Hindernisse gewesen sind. Die Liebe zur Mission wenigstens müßte von der Jahreszeit nicht abhängen — sie grünt nicht nur zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit. — Die Wahl des Tages schwankt zwischen Sonntag und Mittwoch. Im Anfangs-Stadium eines Festes hält man den Sonntag für besser, weil die armen Leute, welche noch immer die Majorität unter den Missionsfreunden haben und sie wohl auch immer behalten werden, in der Woche schlecht Zeit haben. Ist das Fest aber eingebürgert, dann empfiehlt sich der Mittwoch mehr, weil die Pastoren besser daran teilnehmen können und Festprediger leichter zu haben sind. Jedenfalls aber ist um der Kinder willen — denn ohne Frauen und Kinder ist kein Fest ein Volksfest — ein schulfreier Nachmittag zu wählen.

Die liturgische Ausgestaltung des Missionsgottesdienstes könnte noch schöner sein als sie meist ist. Bei der dem Liturgischen gegenwärtig mehr als ehedem zugewendeten Strömung läßt sich dies auch hoffen und der Wunsch wird gewiß berechtigt sein, daß bei einer Umarbeitung der Liturgie auch das Missionsfest gebührend berücksichtigt werden möge. — Petris Agende und einiges in Dieffenbach u. a. sind zur Zeit alles, was wir haben. Die Missionslieder-Literatur ist im Wachsen, es ist daher nicht mehr ganz am Plage, wenn man sich bei der Auswahl der Festlieder wie der arme Mann geriert und z. B. über „Ach bleib mit deiner Gnade“ nicht hinwegkommt. Die neuern Lieder sind nicht alle von gleichem Werte, etliche lassen sehr deutlich das Kernhafte und Kräftige vermissen, das doch allein dieser großen Sache angemessen ist, und selbst das weit und breit bekannte und vielgesungene: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen“ steht nicht durchweg auf der Höhe seines Gegenstandes. Möchte doch der Mission auch bald ein Dichter erstehen, dem es gegeben ist, die großen Grundgedanken und Wahrheiten dieses Werkes, mit dem Geist und der Kraft eines Luther auszusprechen! — Von den alten Liedern sind noch immer die besten: „Es woll uns Gott genädig sein“, „Herr Jesu Christe wahres Licht.“ Ich empfehle aber auch an Missionsfesten zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und dieses Lied von dem Banne zu befreien, der anscheinend dadurch auf ihm liegt, daß man es nur am Reformationsfeste oder am Gustav-Adolfsfeste singt. — Unpassend finde ich, wenn man beim Gottesdienst anstimmt: „Wo findet die Seele“ oder „Harre meine Seele“ — Lieder, die kaum auf die Nachfeier, am besten für den Heimweg passen. — Der Gottesdienst muß in allen seinen Teilen erhebend sein, daher darf er aber in keinem Falle länger dauern, als 1½ Stunden. Übermüdung und Erhebung schließen sich gegenseitig aus. Wenn also — wie meistens üblich ist — dem Predigtliede noch ein Chorgesang vorangeht (ich würde ihn lieber der Predigt nachfolgen lassen), dann ist eine packende kurze Predigt nach meinem Gefühl ausreichend für den Gottesdienst. Der noch vielfach nachfolgende Bericht auf der Kanzel klappt offenbar nach, und ich spreche mich im Interesse der Missionsfeste dafür aus, daß in der Kirche nur eine Predigt gehalten werde, möge dieselbe nun mehr als Bericht oder mehr als Darlegung der großen Missionsgedanken erscheinen. Es läßt sich beides miteinander verschmelzen. Früher war die Kenntnis der Mission noch so sehr das Privilegium einzelner Missionsfreunde unter den Pastoren, daß man letzteren den Bericht übertrug, weil man von dem eigentlichen Festprediger nichts von Mission zu hören bekam. Jetzt nimmt aber der Festprediger, wenn er rechter Art ist, so viel Mission in den

Einschlag seiner Predigt, daß dem Berichterstatter meistens nichts mehr übrig bleibt — er müßte denn ein Missionar oder in der Mission ganz zu Hause sein. Auch wird bei der wachsenden Zahl der Missionsfeste es einfach unmöglich sein, diese kostspielige Einrichtung durchzuführen. —

Was nun über die Missionspredigt zu sagen wäre, das ist im Grunde dasselbe, was überhaupt von jeder Predigt gilt. Es besteht seit Jahren eine heilsame Bewegung auf dem Gebiete der Predigt, welche darauf abzielt, sie aus den Schnürstiefeln veralteter homiletischer Kunstregeln zu befreien und ihren ewigen und unveräußerlichen Inhalt in die Form edler Popularität zu bringen. Falsches Pathos, blendende Geistreichigkeit, künstelnde und spielende Phraseologie kommen allgemach in den verdienten Ruf der Ungenießbarkeit und Unverdaulichkeit. Speise verlangt der Hungerige, und daß die Predigt Seelenspeise sei, wird allseitig betont und verlangt. Und zwar eine einfache, nahrhafte Kost, wohl zubereitet und geschmackvoll angerichtet. Es läßt sich nicht verkennen, daß gerade die Missionspredigt vorzüglich geeignet ist, alle diese Forderungen zu befriedigen. Nirgends kommt man weniger weit mit der Phrase als hier, und was da einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Thatsachen und Zahlen müssen zur Verfügung stehen und gleichsam parieren, wenn der Prediger es bedarf. Dazu wird jedes hohle Pathos bei der Missionspredigt sich um so empfindlicher rächen, je mehr die Wucht und die Kraft der großen Sache dasselbe entbehrlich macht. Dagegen erzeugt diese Sache von selbst in dem Herzen, welches von ihr erfüllt ist, jenen warmen Ton der Rede, der nie seine Wirkung auf empfängliche Seelen verfehlt. Kurze, pointierte, einschlagende und illustrierende Geschichten, nicht immer dieselben alten Geschichten, sondern Neues und Altes zu seiner Zeit vorgetragen, die ganze Predigt nicht zu leise und schleppend, noch weniger singend, sondern mäßig laut, im natürlichen aber niemals saloppen Ton gesprochen — das giebt dann diejenige Predigtgestalt, welche Gott und Menschen wohl gefällt. Es ist nun ganz selbstverständlich, daß bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, in welche doch auch Prediger und Predigten miteingeschossen sind, ideal vollkommene Festprediger nicht allzuhäufig vorkommen. Andererseits aber giebt es nach meiner Beobachtung eine ganz stattliche Zahl solcher zu Festpredigten geeigneter Pastoren, man muß sie nur zu finden wissen. Die das Zeug dazu haben, die muß man bitten, auch wenn es nicht alles gleich vorhanden ist. Der Festprediger fällt auch nicht fertig vom Himmel, und Übung macht den Meister. Sehr wichtig hierbei aber ist es, daß man die angehenden und bildungsfähigen Festprediger weder durch übertriebenes und daher unwahres

Lob verdirbt noch durch herben und harten Tadel entmutigt. Die dazu berufnen Brüder werden jedem Festprediger und der ganzen Sache der Missionsfeste am besten dadurch dienen, daß sie loben, was zu loben, und tadeln, was zu tadeln ist, aber beides unter vier Augen und mit heiligem Ernste. Der Gaben sind aber mancherlei, wie auch der Aufgaben. Eine andere Predigt ist die Predigt auf der Kanzel, eine andre die freie Rede im Freien.

7. Mancher predigt ganz gut in der Kirche, aber herzlich schlecht auf der Wiese und umgekehrt. Und das ist ganz gewiß, daß die *licentia concionandi* noch lange nicht hinreicht, um eine solche Feld- und Waldpredigt zu halten. Ich bin hiermit unvermerkt bereits auf die Nachfeier des Missionsfestes zu sprechen gekommen. Die Nachfeier ist meistens der Hauptteil und der Schwerpunkt des ganzen Festes. Um so wichtiger ist die sorgfältige Gestaltung derselben. Es ist geradezu unverantwortlich, wenn der Leiter des Festes erst auf dem Festplatze die Redner anwirbt und es auf diese Weise in erster Linie verschuldet, wenn das Fest mißlingt. Nicht minder unrecht aber handeln diejenigen Redner, welche unvorbereitet vor dem Volke reden. Das Volk hungert nach Speise, und dann wird es mit altbackener oder noch nicht ausgebackener Ware abgespeist. Nichts schädigt ein Missionsfest mehr, als solche Behandlung der Nachfeier, und es ist zu verwundern, wie viel die Missionsfreunde oft tragen und vertragen. Uns soll aber dieser verhältnismäßig geringe kritische Sinn des missionsfreundlichen Auditoriums nicht dazu verleiten, jemals in der fleißigen Selbstkritik aufzuhören. Auf die Nachfeier gehört in erster Linie eine Überschau über das gesamte Missionsgebiet, über den jeweiligen Stand der Missionsfrage und des speciellen Arbeitsfeldes der betreffenden Missionsgesellschaft, sodann Schilderungen einzelner besonders hervortretender Missionsgebiete, endlich auch Lebensbilder aus der werdenden Christenheit in der Heidenwelt. Die mittelalterliche und apostolische Mission mag ab und zu mit heran- und hineingezogen werden, ganze Epifoden aus beiden zu geben, halte ich im ganzen für ungeeignet für unsre Missionsfreunde auf dem Feste. Warnen möchte ich vor der häufigen Benutzung von pikanten Anekdoten, die als Prätext für irgend eine Epänese zum Geben dienen müssen und meistens ausgedient haben. Zu geschweigen der Ausschmückung solcher Geschichten, die oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden und ebenso zu geschweigen der Behandlung mancher Märtyrer aus der Missionsgeschichte, die unter den Händen ungeschickter Erzähler einen wiederholten Märtyrertod starben. — *Sapienti sat!* —

Bei der Nachfeier wird man, falls man einen Missionar hat,

selbstverständlich diesem den Löwenanteil der Arbeit überlassen, und man kann ihn, selbst wenn er nicht immer interessant spricht, gern zweimal reden lassen, wenn auch nicht dicht hintereinander. Aber sowohl der Missionar als jeder andre Redner schreibe sich doch recht nachdrücklich das Wort ins Herz, was man Luther zuschreibt, die bekannte Weisung: Tritt frisch auf, thus Maul auf, hör bald auf — oder wem's besser zusagt, das Gebetlein S. Heermanns: Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen! Ich möchte hierbei die Gelegenheit nehmen, mich für die Zulassung begabter und bewährter Laien zu diesen Reden im Freien ganz nachdrücklich auszusprechen. Daß Laien nicht auf die Kanzel gehören, daran rüttle ich nicht. Wer die *licentia conc.* nicht hat, der soll auch nicht conciones halten. Aber ich wüßte nicht, mit welchem inneren oder äußeren Rechte man fähigen Laien den Weg zur Tribüne verlegen will, welche auf dem Festplatze aufgeschlagen wird. Wenn Laien wie Stahl, Gerlach, Hengstenberg (denn auch dieser war ein Laie) ihren Mund aufthaten, dann hörte das ganze Pastorenvolk andächtig zu und mit Recht. Warum sollen Laien minderen Ranges nicht in minderen Regionen das Wort nehmen dürfen? Freilich mache ich eine Bedingung. Gut muß es sein, was und wie sie reden. Das zuhörende Volk würde sich die schlechte Rede eines Laien weit weniger gefallen lassen, als eine ebensolche eines Pastors. Man erschwere also im Interesse der Sache die Möglichkeit, aber man gebe sie frei.

Daß die freien Reden in Ton und Diktion weniger streng gehalten werden können als die Predigt, liegt in ihrer Natur. Auch der Humor hat hier seine Stelle. Allein hier darf des Guten nie zuviel geschehen, lieber geschehe zu wenig, lieber gar nichts als zuviel. Wenn in einer etwa halbständigen Rede zwei- bis dreimal ein verständnisvolles Lächeln über die Angesichter der Zuhörer geht, weil der Redner ein treffendes Wort mit witziger, niemals witzig sein wollender oder sollender Schärfung ausgesprochen hat, so mag das im Rahmen des Ganzen sich nicht übel ausnehmen; wenn aber statt des Lächelns eben so oft oder noch öfter ein mehr oder weniger lautes Lachen in der Versammlung erschallt, dann möge jeder Redner, der es erregt hat, des gewiß sein, daß er die Grenze des Erlaubten bedenklich nahe gestreift, ja vielleicht überschritten hat. —

Derartige humoristische Redewendungen nimmt das Volk doch übel, trotzdem es augenblicklich darüber lacht. Und diese Redewendungen kommen meist in denjenigen Ansprachen vor, wo es sich darum handelt, die Leute zum Geben zu ermuntern. Das halte ich für unwürdig. Die Missions-Kollekte soll zwar von fröhlichen, aber nicht von erheiterten Gebern gegeben werden. Es ist doch recht bedenklich, wenn man sagen hört —

und ich habe es gehört! — „Dem zuliebe habe ich gegeben, er hat uns zu hübsch unterhalten und uns zum Lachen gebracht.

8. Die Kollekte ist ein sehr wichtiger Faktor des Missionsfestes, ja manche Freunde beurteilen das ganze Fest nach dem Ertrage seiner Kollekte, und man hört auf manchen Festen ein ungeduldiges Fragen nach dem Ausfall der Kollekte zu einer Zeit, in der sie noch gar nicht fertig gesammelt, geschweige denn gezählt ist. Ich möchte nun zunächst sagen, daß dieses nicht eben taktvoll ist, und daß man wohl etwas geduldiger sein könnte. Sodann aber glaube ich, daß das Einsammeln der Kollekte auf manchen Festen noch nicht praktisch genug eingerichtet ist. Die Kollekte muß nicht bloß in der Kirche, sie muß auch auf dem Festplatze bei der Nachfeier eingesammelt werden, die Kollekte darf nicht eher geschlossen werden, als bis das Fest aus ist. Der Opferstock oder Teller muß allen sichtbar sein, es darf niemand sagen können, er hätte nicht gewußt, wohin er sein Geld hätte legen sollen. Es darf aber auch nicht fortwährend und allzusehr auf das Geben gezielt werden. So harthörig auch immer nach der Meinung einsichtiger Leute der Deutsche ist, wenn er geben soll, das viele Reden kann auch müde statt mürbe und unlustig statt lustig machen. Zum Geben erzieht man nicht dadurch, daß man fortwährend dazu ermahnt, sondern dadurch, daß man es vormacht, dann ermahnt und dann wartet. —

9. Die Kollekte wird in der Regel der Gesellschaft zufallen, welcher der Verein zugehört. Ausnahmen sind aber zulässig, wenn sie begründet sind. Wenn hierbei Streit entsteht, so entweicht der Segen und wohl denen, welche in solchem Falle in Abrahams Fußstapfen treten und lieber Frieden halten als Geld nehmen! Anders steht aber die Sache, wenn die Missionskollekte der Mission überhaupt nicht ganz gegeben werden, sondern einem andern Zwecke zugewendet werden soll. Nicht selten ist namentlich in den letzten Jahren äußere und innere Mission auf solchen Festen verbunden und dann auch die Kollekte entsprechend geteilt worden. So z. B. hat es großen Anklang gefunden, der Berliner Stadtmision bei dieser Gelegenheit einen Teil der Kollekte zuzuwenden, und auch ich bin ausdrücklich zu einem Feste eingeladen worden, um über Neinstedt zu sprechen und also auch für Neinstedt etwas zu erhalten. Ich muß gestehen, daß ich diese Verbindung von innerer und äußerer Mission principiell nicht billige, ich habe auch früher Missionsfeste gehalten, ohne ein Wort von Neinstedt zu sagen, ich hielt es für unrecht, sowohl zu sagen als zu kollektieren. Allein große Vorbilder verderben auch die kleineren Leute, und ich bin allmählich der Meinung geworden, daß das betreffende Komitee das zu verantworten

habe, wir können uns doch nicht gegen uns selbst wehren. Und man muß auch die Frage erwägen, ob nicht unsre Missionsfeste allmählich über ihren eignen und engen Rahmen hinausgewachsen sind und dadurch, daß sie als christliche Volksfeste einen allgemeinen Charakter angenommen haben, nun auch mehrere Reichs-Gottes-Zwecke in sich beschließen. Doch ich halte diese Sache für sehr disputabel und bin mir meiner Meinung dabei nicht gewiß. Reinliche Scheidung ist jedenfalls besser als allerlei Durcheinander. Auf dem Festplatze ist neben dem Kollektenteller der Tisch mit Missionschriften aufzuschlagen, und in einer Ansprache mit ein paar Worten auf ihn hinzuweisen. Zum Verkauf empfehlen sich neben guten Traktaten namentlich die trefflichen „Geschichten und Bilder aus der Mission“ welche (à Expl. 25 Pfg., 100 Expl. 20 Mk.) von der Waisenhaus-Buchhandlung in Halle zu beziehen sind.

10. Es erübrigt noch, nachdem wir die geistliche Verpflegung auf dem Missionsfeste besprochen haben, auch die leibliche Verpflegung einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Die Sache ist nicht unwichtig. Die Verhältnisse sind dabei so außerordentlich mannigfach, daß eine allgemein gültige Regel sich kaum wird geben lassen. Selbst die anscheinend ganz verständliche und allgemein anerkannte Regel, daß die Verpflegung möglichst einfach sein solle, erleidet bei ihrer praktischen Anwendung die verschiedenartigsten Deutungen. Was der Eine noch ganz einfach findet, ist dem Andern schon zu luxuriös, und umgekehrt. Es gilt hierbei vor allen Dingen auch sich vor lieblosem und voreiligem Richten zu bewahren. Wer z. B. als reicher Mann seinen Gästen am Missionsfest Wein zu trinken giebt, um der guten Meinung willen und nicht um Ehre zu haben es thut — soll der nun zum Dank dafür unter das Gericht böser Zungen kommen? Unter gleichgesinnten Freunden wurde man einig, daß es im Pfarrhause keinen Wein, sondern nur Bier und kalten Braten oder des etwas geben solle. Eine nüchterne Hausfrau wandte ein, daß warmer Braten wohlfeiler wäre als allerlei kalter Aufschnitt. Das beste Auskunftsmittel ist die gemeinsame Verpflegung im Gasthause, aber sie ist nicht überall durchführbar. Traditionen sind auch auf diesem Gebiete eine große Macht. Hier gilt so recht: Eines schickt sich nicht für alle, sehe jeder, wie ers treibe — noch mehr aber ist es Paulus Wort: Alles nun, was ihr thut, ihr esset, oder ihr trinket, so thut es alles zu Gottes Ehre! Soli Deo gloria! Dies muß der Grundton des ganzen Missionsfestes sein und bleiben. Kein Selbsttruhm weder in der Kirche noch auf der Nachfeier — dieser Sauer- teig versäuert den Teig eines ganzen Festes. —

Soli Deo gloria! Dieser Ton muß auch auf dem Heimwege noch

ausklingen in allerhand geistlichen lieblichen Liedern, mit welchen die heimfahrenden Pilger Gottes sich besser unterhalten als mit saden Scherzen und witzigen Anekdoten, die sich manchmal wie der Mehltau auf den Segen des Festes legen. Soli Deo gloria! Dieser Ton muß A und O jedes Missionsfestes sein, dann, aber nur dann ist es in Wahrheit ein gesegnetes Missionsfest zu nennen.

Die Pandschâb-Mission der Church Miss. Soc.

Von Bussé, Pastor zu Flachstöckheim in Hannover.

(Fortsetzung.)

Unter den Außenstationen von Amritsar bedürfen Clarksabad mit seiner Ackerbaukolonie und Batâla mit seiner Baringstiftung einer besonderen Beleuchtung.

Vier eingeborene Herren, aus den einflußreichsten Heidendriften des Landes, hatten sich, um armen Glaubensgenossen, die Ackerbau trieben oder treiben wollten, aufzuhelfen, durch Vermittelung der Missionare von der Regierung Land anweisen lassen und den Missionaren gesagt: „Verschafft uns nur das Land und dann überlaßt uns uns selbst; ihr werdet sehen, was wir können.“ Aber der Versuch mißlang gänzlich, und vor völligem Ruin wurde die Kolonie nur durch den persönlichen Einfluß und die Energie des Rev. Rowland Bateman gerettet. Dieser, der bisher hauptsächlich unter der Dorfbevölkerung des Distrikts missioniert hatte, organisierte 1876 die Kolonie; unter seiner Leitung wurden zahlreiche Gebäude, Kirche, Missionshaus, Waisenknebenhaus, Knaben- und Mädchen-schulen, Wohnungen für den eingeborenen Pastor (Daud Singh † 1883), Katechisten und Arzt hergestellt und fleißige Kulturarbeit getrieben, so daß die Wildnis immer mehr, äußerlich wie innerlich, zu einem fröhlichen Garten geworden ist. Während bei Batemans Eingreifen kaum ein eingeborener Christ dort vorhanden war, finden sich gegenwärtig, unter Missionar Beutels Oberaufsicht, unter den 5—600 Kolonisten 230 Christen, Erwachsene und Kinder, wovon 27 Waisenkneben sind, die hier eine praktische Unterweisung in der Landwirtschaft erhalten.

Batâla 24 engl. Meilen nordöstlich von Amritsar, ehemals eine bedeutende und berühmte Stadt, ist der Mittelpunkt einer dicht zusammen wohnenden Bevölkerung von 1 Million Seelen. Hier ließ sich, nachdem schon seit 1866 Missionsarbeit getrieben war, 1877 Miß Tucker von der Senana-Gesellschaft nieder, die in England und Indien wohlbekannte

und geschätzte Schriftstellerin, und im folgenden Jahre gründete dort einer der selbstverleugnendsten Missionare des Pandschäb, Rev. T. S. Baring, eine christliche Knaben-Kostschule für Söhne besser gestellter Eingeborener, wozu er den großen alten Palast des Maharadscha Schir Singh, Randschits Sohnes, mietete, der vor der Stadt in schöner Umgebung, unmittelbar neben einem großen, von den Knaben zum Baden und Rudern benutzten Teiche steht. Vier Jahre später übernahm Baring die Schule und Mission daselbst auf eigene Kosten.

„Ich betrachte es,“ schreibt der Bischof von Lahör, „als einen dankenswerten Beweis von Gottes Gnade gegen die Pandschäbkirche und als ein glückliches Vorzeichen für den Gebrauch, den er noch von dieser Kirche machen will, daß er es Mr. Baring ins Herz gegeben hat, seine ganze Energie und Erfahrung der religiösen Erziehung unserer christlichen Jünglinge aus den höheren Klassen zu widmen, und daß Miß Tucker eine Art mütterlicher Aufsicht über das Institut hat führen dürfen, neben den verschiedenen anderen Diensten, die sie nach Gottes Gnade der Pandschäbkirche zu leisten berufen ist.“

Während Mr. Barings Urlaub in England stand Miß Tucker dem ganzen Institute allein vor, „mit dem Takte und der Anmut einer wohlwollenden Fee.“ Leider hat sich Mr. Baring, seiner erschütterten Gesundheit und anderer Gründe wegen, wie es scheint, definitiv von seinem Werke zurückgezogen, nachdem er noch kurz vorher die Freude gehabt hatte, den Grundstein zu der Missionskirche in Batäla zu legen. Am 1. Januar 1884 hat er die Batälamission mit den von ihm errichteten Gebäuden der Gesellschaft wieder übergeben und zugleich einen jährlichen Beitrag von 7000 Mk. für das von ihm gegründete Missionswerk gewährleistet. Sein Nachfolger ist Rev. H. U. Weitbrecht, Sohn des bekannten Missionars J. J. Weitbrecht aus Württemberg, bisher Lehrer am Predigerseminar in Lahör, geworden.

Zum Hauptquartier der Pandschäbmission gehört auch Lahör, etwa 30 engl. Meilen westlich von Amritsar, am Ravi gelegen, wo die Eisenbahn von Delhi sich rechts nach Peshâwar und links nach Multan und Karatschi am Meer abzweigt. Lahör ist eine der ältesten Städte Nordindiens. Hier residierte der Mogulkaiser Akbar 14 Jahre, und unter ihm und seinen üppigen Nachfolgern entstanden hier Paläste, Moscheen, Grabmäler, deren Ruinen zum Teil noch heute zu sehen sind. Hier wurde der Sikh Guru Ardschan, der Sammler des Granth, von den Mohammedanern zu Tode gemartert. Hier gründete Maharadscha Randschit Singh seine Sikhmonarchie, und sein Grabmal gehört zu den Sehenswürdigkeiten La-

hört. Hier etablierten Henry und John Lawrence und Robert Montgomery ihre ruhmvolle, segensreiche Regierung. Die Stadt hat jetzt eine Bevölkerung von 131 000 Seelen. Das Quartier der Europäer, wo sich das Regierungspalais, die Pandschäbacademie, das Mayo-Hospital, die Lawrence-Gärten und die Missionsgebäude befinden, ist außerhalb der Stadtmauern und heißt Anarkali (= Granatblüte), der Name einer Tänzerin im Harem eines früheren Pandschäbherrschers, in die sich des Königs Sohn verliebte, die dann von dem erzürnten Vater lebendig begraben wurde, und über deren Grabe der Sohn eine Moschee errichtete. Diese Moschee dient jetzt, geschmückt mit dem christlichen Kreuze auf ihrer Hauptkuppel, als englische Hauptkirche und ist demnach die „Kathedrale“ der Diocese Lahör, die 1877 gegründet wurde, mit Dr. French als erstem Bischof von Lahör.

Doch schon 10 Jahre vorher hatte die Church Miss. Society die Missionsarbeit in der Stadt begonnen. 1867 luden die Missionare des American Presbyterian Board, die schon seit Annexion des Pandschäb in Lahör arbeiteten (s. o.), die Ch. M. S. ein, die Sorge für die eingeborenen Christen der englischen Kirche zu übernehmen und eine Mission in Lahör zu gründen. Das geschah, und Rev. James Radschu, ein Bekehrter der Rotgurmmission, ward von Amritsar dahin gesandt, während gegenwärtig Rev. Yakub Ali die eingeborene Gemeinde bedient, die 206 Glieder (33 Kommunikanten) umfaßt, und für welche kürzlich unter Dr. Weitbrechts Bemühung und Leitung eine hübsche Kirche in Anarkali gebaut ist.

Das wichtigste Missionsinstitut aber in Lahör, mit centraler Bedeutung für die ganze Pandschäbmission, ist St. John's Divinity School, die Theologenschule oder das Predigerseminar, gegründet von Rev. (jetzt Bischof) French und eröffnet am 21. Nov. 1870.

„Die Theologenschule in Lahör ist das zweite Institut dieser Art, das in Indien von Bischof French gegründet wurde. Zuerst gründete er ein solches in Agra 1851, dessen Direktor er bis 1861 war. Da berief ihn das Komitee zum Leiter der neuen Mission im Deraidschät, von wo er jedoch nach 2 Jahren wegen ernstlicher Krankheit nach England zurückkehren mußte. Seine Ferien benutzte er zu ausgedehnten Missionsreisen nach Multan, Rhanpur, Kaschmir, und in die Salzberge (zwischen Indus und Pschilam), seine Mußestunden zum Schreiben von Büchern in verschiedenen Sprachen. Durch Gottes Gnade ward er zu unserm Oberhirten ernannt und am 21. Dez. 1877 zum Bischof von Lahör konsekriert. Seit jener Zeit sind die Merkmale eines Apostels noch evidenter an ihm geworden als je zuvor, in noch reichlicheren Arbeiten unter englischen und eingeborenen Gemeinden; in Reisen, die er oft

durch seine ganze Diöcese machte, von Peshâwar und Delhi nach Karatschi, und sogar nach Kandahar und durch Persien; in Mühe und Arbeit, Wachen und Beten, beständigem Predigen in verschiedenen Sprachen; in der Sorge für alle seine Gemeinden, die auf ihm lastete.“

In den ersten Jahren war French selbst Direktor des Seminars, bis ihn Krankheit wiederum heim trieb. Gegenwärtig dirigiert Rev. J. Shirreff, während dessen Abwesenheit in England Dr. Weithrecht dieses Amt hatte. Die Vorlesungen verbreiten sich über die heilige Schrift im hebräischen und griechischen Urtext, das Common Prayer Book, Kirchengeschichte, Dogmatik, Ethik, Symbolik, Pastoraltheologie und Hindu- und mohammedanische Polemik. Eine große Zahl Eingeborener, die jetzt als Evangelisten, Pastoren und Lehrer in verschiedenen Teilen Nordindiens arbeiten, haben hier studiert; einer derselben, Rev. Dina Nath, ist Lehrer am Seminar selbst geworden. Die Zahl der Studenten, die zum großen Teil verheiratet sind, ist gegenwärtig nicht so groß, wie früher, teils wegen der Ch. M. S. Divinity School in Allahabad, teils weil die disponiblen Leute im Pandschâb meist den Kursus durchgemacht haben, und der jährliche Zuwachs nur gering ist. Ende 1883 waren sogar nur 7 Studenten vorhanden.

Hier ist auch der Ort, eines Missionars zu gedenken, der einer der wärmsten Freunde und Unterstützer der Theologenschule von Lahôr war und Leib und Leben, Hab und Gut seinem Herrn im Dienste der Mission geopfert hat, des Rev. G. M. Gordon. Er trat 1866 in den Dienst der Gesellschaft und arbeitete zuerst in Südbindien, dann 9 Jahre lang im Pandschâb, während er den Bischofsstuhl von Rockhampton in Australien aus Liebe zur indischen Mission ablehnte. Eng mit French befreundet, war er eine Zeit lang mit ihm an der Lahôrer Theologenschule beschäftigt und widmete sich dann ganz dem arbeitsreichen Leben eines Reisemissionars, besonders an der afghanischen Grenze — alles auf seine eignen Kosten. Auf seinem Kamele reitend und zu Fuß bereisete er das weite Feld, auf welchem er den guten Samen des Himmelreiches ausstreute. Bind Dadan Khan am Dschilam, wo einst Alexander d. Gr. die Städte Buphala und Nicäa zum Andenken an seinen Sieg über Porus und die Eroberung des Pandschâb gründete, war die kleine Hauptstadt seiner fast zu ausgedehnten Missionsprovinz, der Ausgangspunkt seiner Reisen. Als er 1880 an der Pandschâbgrenze mit der Organisierung einer Mission unter den Belutschen der Grenzdistrikte beschäftigt war, entschloß er sich aus der Anwesenheit einer britischen Heeresmacht in Quettah Vorteil zu ziehen, in Belutschistan vorzubringen und zu sehen, ob die Zeit gekommen sei, die

Mission in das Gebiet jenseit der Grenze auszudehnen. Von Quetta rückte er dann als Feldkaplan mit den britischen Truppen nach Kandahar vor. Hier fand er seinen Heldentod. Als die Truppen sich nach dem verunglückten Ausfalle in die Citadelle von Kandahar zurückzogen, wurden einige Verwundete außerhalb des Thores zurückgelassen. Unter heftigen Kreuzfeuer ging Gordon heldenmütig vor, erreichte sie glücklich, aber auf dem Rückweg traf ihn eine Kugel und nach wenigen Stunden verschied er.

Nach seinem letzten Willen hinterließ er nicht weniger als 75 000 Rp. zum Bau einer Kapelle für das Lahörer Seminar und für das Missionswerk im Déradschât. Diese schöne Kapelle ist kürzlich unter Dr. Weithrechts Leitung vollendet und eingeweiht worden, ein höchst eleganter und solider Bau, der die christliche Kirche unter den Sikhs, Hindus und Mohammedanern würdig repräsentiert.

Wenden wir uns nun zu den Vorpösten.

III. Die Vorpösten.

1. In den Himalayabergen.

Schwieriger als in der Pandschâbebene ist die Missionsarbeit in den sie in weitem Halbkreise umschließenden Gebirgsländern. Vor dem Islam wichen die eifrigsten Anhänger des Brahmanismus in die Bergregionen des Himalaya zurück und halten dort zäher als sonstwo am alten Aberglauben fest. Schon ehe die Ch. M. S. auf den Plan trat, drangen die amerikanischen Presbyterianer in die Berge vor und besetzten 1837 Sahathu an einem südlichen Nebenflüßchen des Satledsch. Bald darauf (1840) trat in Simla eine Gesellschaft hochgestellter englischer Laien zusammen, um eine Himalaya-Mission zu gründen. Simla, die vielbesuchte Gesundheitsstation, über 2000 m hoch, unweit des linken Satledschufers gelegen, ist gewissermaßen die zweite Hauptstadt Indiens, da hier alljährlich 6—7 Monate lang der Vizekönig mit der Regierung seine Sommerresidenz aufschlägt, während welcher Zeit die Stadt auch den Sammelpunkt vieler anderer wohlhabender Engländer und einflußreicher Eingeborener bildet. Dieser politischen Bedeutung Simlas entspricht indessen bislang die dortige Missionsarbeit noch nicht. Jene Himalaya-Missionsgesellschaft, die auch in dem 18 Stunden nordöstlich von Simla gleichfalls in mehr als 2000 m Meereshöhe am linken Satledschufer gelegenen Rötgar und in andern Ortschaften die Mission, besonders durch Schulen, betrieb, arbeitete mit deutschen, von Gößner ausgebildeten Kräften, unter denen Dr. Prochnow, später Gößners Nachfolger in Berlin, hervorragt. Als dann die kirchliche Missionsgesellschaft im Pandschâb Fuß faßte, ward ihr von der Hima-

Laya-Mission, deren Gründer Gordon 1844 bei seinem Tode 22 000 Rp. für die Mission vermachte, die Arbeit derselben mit sämtlichen Fonds übergeben, und seitdem sind Simla und Rötgar die Mittelpunkte einer fleißigen, aber beschwerlichen Missionsarbeit geblieben.

Rötgar, von den Eingeborenen Gurukot oder Residenz des Guru genannt, liegt an der Straße von Simla nach Tibet, in der Mitte zwischen Brahmanismus und Lamaismus. Wenige Meilen jenseit Rötgar wird kaum ein Brahmane mehr angetroffen, obwohl Hindutempel gelegentlich sich finden, oft in nächster Nähe von Lamatempeln. 60 (englische) Meilen von Rötgar ist eins der gefeiertsten Lamaklöster, das eine beträchtliche Bibliothek enthalten soll. Der Kastenunterschied hört jenseit Rötgar auf, und die Physiognomie des Volkes läßt auf tartarische Abstammung schließen. Menschenopfer fanden hier früher statt, und noch ist eine Höhle bei Rötgar zu sehen, wo alljährlich ein junges Mädchen dem Ortsdämon geopfert wurde. Auch Kindermord war in früheren Jahren gewöhnlich, und noch 1840 kamen vier Fälle ans Licht, in denen Eltern ihre Kinder lebendig verbrannt hatten. Polyandrie kam gleichfalls vor; es war nicht ungewöhnlich, daß drei oder vier Brüder Eine Frau heirateten. Bald nach Eröffnung der Missionschule in Rötgar ward beobachtet, wie zwei Männer einem der Knaben Lebensmittel brachten, den sie beide ihren Sohn nannten. Jeder Unfall ward den Geistern der verschiedenen Orte zugeschrieben; jeder Gipfel, Höhle, Wald, Quelle, Felsen hat noch seinen besonderen Geist, deren einer Schaitan = Satan genannt wird.

Wohlhabender Leute Söhne sind öfter aus der chinesischen Tartarei gekommen, um in der Missionschule zu Rötgar Unterricht zu empfangen. Dort haben sie lesen und Gottes Wort verstehen gelernt und den Hausandachten und Gottesdiensten beigewohnt. Beim Herannahen des Sommers sind sie in ihre Hochlandheimat zurückgekehrt, weil sie fürchteten, daß Rötgar, das nur 6700' hoch liegt, „zu heiß für sie sein würde.“ Im Winter 1864—1865 kamen 11 Jünglinge aus den Schneeregionen von Kanawur nach Rötgar, erhielten Kost und Logis in der Mission und lernten in den kurzen Wintertagen die Bibel lesen, die sie bei ihrer Rückkehr mit sich nach Hause nahmen.

Die Rötgarmission ist wesentlich eine Reisemission für die Bergstämme zwischen der indischen Ebene und der chinesischen Grenze gewesen. Die langen Reisen und gefährlichen Abenteuer des Dr. Prochnow und seiner Gemahlin, die eine Bergkette nach der andern durch die schneebedeckten Pässe überschritten, sind wohl noch in Erinnerung, und der gegenwärtige Stationsmissionar Bailey ist kürzlich hunderte von Meilen zu Fuß in den wilden Himalayathälern umhergewandert und hat das Evangelium in wenigstens hundert Städten und Dörfern gepredigt. In Rötgar und den benachbarten Dörfern sind 50 Knaben und 20 Mädchen in den Missionschulen;

zur Gemeinde gehören 42 Eingeborene mit 12 Kommunikanten. Unter den Bekehrten ist der schon erwähnte James Radschu zu nennen, der erste Native Pastor der Gemeinde in Lahör. Auch eine hübsche kleine Kirche ist 1873 in Rötgar gebaut worden. Größer ist die Gemeinde in Simla, zu welcher 145 Eingeborene mit 59 Kommunikanten gehören, bedient vom Rev. Thomas Edwards, einem Eingeborenen, der eine einträgliche Stelle aufgab, um in den Missionsdienst zu treten. Noch fehlt der eingeborenen Gemeinde in Simla eine eigene Kirche, für welche jedoch schon ein ansehnliches Kapital gesammelt ist.

Dringen wir an den Ufern des Bias in die Berge ein und wenden uns dann links in ein Seitenthal desselben, so bietet sich uns ein majestätischer Anblick: die Felsenfeste Kot Kangra. Zwischen zweien sich hier vereinigenden Flüssen erhebt sich eine riesige Felsmasse, an deren steilen Abhängen und auf deren Gipfel die gewaltigen Befestigungen erbaut sind, während an den jenseitigen Ufern die Berge in endloser Reihe und schwindelnder Höhe sich aufstürmen. Scheinbar unbezwinglich, ist Kot Kangra dennoch 1009 vom Ghasneviden Mahmud, 1828 von Randschit Singh und 1846 von den Engländern eingenommen worden.

Der Kangradistrikt umfaßt gegen 700 000 Einwohner, fast sämtlich Hindu, und ist eine der denkbar schönsten Gegenden. Berge, die bis 16 000' sich erheben, mit Eichen- und Fichtenwäldern, liebliche Thäler mit reichlichen Wasserströmen, überaus fruchtbare Fluren, wo auch Theepflanzer ihre Gärten angelegt haben, machen das Land zu einem Garten Gottes, wo das Volk seine Nahrung im Überfluß findet und nichts zu entbehren braucht. Kangra selbst liegt 2500' über dem Meer; nur zwei Monate lang ist die Hitze übermäßig, aber sonst ist das Klima köstlich. — Kangra ist die Burg des Hinduismus im Pandschab. Zu dem goldenen Tempel am Fuße des Hügels, auf dem Missionshaus und Kirche stehen, wallfahrten jährlich Tausende, weswegen man Kangra auch das Benares des Pandschab genannt hat.

Auch die Kangramission verdankt ihre Entstehung den Bemühungen christlicher Laien, besonders des Sir Donald McLeod. Als der Sitz der englischen Bezirksregierung von Kangra nach dem einige Meilen nordöstlich gelegenen Dharmasala verlegt, und das Regierungsgebäude in Kangra für die Mission erworben wurde, begann Missionar Merk dort seine 20jährige Arbeit (1854—1874), sein Nachfolger, Reuther, starb schon 1879. Seitdem ist leider kein ordinierter Missionar in Kangra und Dharmasala stationiert gewesen; und obwohl öfter ein Missionar den Distrikt besuchte (Clark taufte 1882 19 Personen); obwohl im März 1882 Reuthers Witwe zur Leiterin der Mission bestellt wurde, und dieselbe von ihren beiden Töchtern in der Schularbeit unterstützt wird; obwohl befähigte

Eingeborene die Knabenschulen in Rangra und Dharmasala dirigieren, und der Regierungskaplan in Dharmasala die Aufsicht über die dortigen Missionschulen führt: so ist das Werk dennoch zurückgegangen; es fehlen Katecheten, Bibelfrauen und vor allen Dingen ein Native Pastor, der die eingeborenen Christen (zusammen in Rangra und Dharmasala nur 73) bedienen und Reiseprediger in den umliegenden Städten und Dörfern sein könnte. Es bedarf noch vieler saurer Arbeit, bis das Diasthal in Wahrheit ein Garten Gottes wird.

Die beiden folgenden Himalaya-Flußthäler, welche vom Ravi und Tschinab gebildet werden, hören zwar auch schon das Evangelium, doch nicht durch den Mund der englisch-kirchlichen Missionare. Am Ravi, der durch den kleinen Tributärstaat Tschamba fließt, begann 1863 der Schotte Ferguson seine originelle Mission, ermutigt durch das freundliche Entgegenkommen des dortigen Radscha. Seit 1873 ist diese Mission von der Schottischen Staatskirche übernommen. — Östlich von Tschamba, 10 000' hoch über dem Meeresspiegel, am obersten Laufe des Tschinab, im Bergkanton Lahul, arbeiten die schon erwähnten Brüdermissionare auf ihrer Station Kyselang.

Erst an den Ufern des Dschilam, im vielgepriesenen Kaschmirthale mit der Hauptstadt Srinagar, finden wir wieder Sendboten der Ch. M. S.

Das von indischer und persischer Poesie gefeierte Kaschmirthal, 150 km lang und 15—60 km breit, hat eine mittlere Höhe von 1524 m über dem Meeresspiegel und ist rings von mächtigen Gebirgsketten umgeben. Der Dschilam, an dessen beiden Ufern die Hauptstadt Srinagar mit 120 000 Einwohnern liegt, durchströmt das Hochthal in nordwestlicher Richtung. Jahrhundertlang ist dieses Land die Siegesbeute von Königen und Kaisern gewesen, Moguln, Afghanen und Sikhs haben es der Reihe nach erobert und das Volk unterjocht, bis es jede Spur von Männlichkeit verlor. Und in dieser Beziehung sind auch die Hände der Engländer nicht rein, denn nach dem ersten Sikkhriege verkauften sie Kaschmir thatsächlich (für 750 000 Pfund) dem schlauen Gholab Singh, dessen despotisches Regiment von seinem Sohne und Nachfolger, dem Maharadscha Ranbir Singh, fortgesetzt wird, so daß die Lage des Volkes sich von Sklaverei wenig unterscheidet.

Im allgemeinen sind die Kaschmirer ein schöner Menschenglag. Mit Ausnahme der Shawls- und Teppichweber, welche, 30 000 an der Zahl, für die Regierung um den jämmerlichen Tagelohn von 25 Pfennigen arbeiten müssen und leicht an ihrer Magerkeit und bleichen Gesichtsfarbe erkannt werden, sind die Männer groß und stark, mit jüdischen Zügen. Die Masse der Bewohner sind fanatische Mohammedaner, während die Hindu nur etwa $\frac{1}{7}$ der Bevölkerung ausmachen. Die Kaschmirer sind gewandt, scharfsinnig und witzig und von heiterem Temperament, aber ihre Unsauberkeit und Faulheit, ihre maßlose Ausschweifung und Schamlosigkeit im Lügen und Betrügen haben sie

sprichwörtlich unter andern Völkern gemacht. Obwohl männlich in der Erscheinung, sind sie doch große Feiglinge.

Bei solcher Lage der Dinge mußten der Mission große Schwierigkeiten entgegentreten, und in der That sind die direkten Missionserfolge noch sehr gering.

Schon im Sommer 1854 machten Miss. Clark und Oberst Martin eine Forschungsreise nach Kaschmir. Sie wurden vom Maharadscha freundlich empfangen. Er wollte die Missionsarbeit in seinem Lande gestatten. Die Kaschmirer, sagte er, wären so schlecht, daß die Padri sie sicher nicht schlechter machen könnten. Er wäre neugierig, ob sie dieselben irgend besser machen könnten. Doch erst Anfang der sechziger Jahre ward ein ernstlicher Versuch gemacht, und zwar wiederum infolge einer Aufforderung der höchsten englischen Beamten im Pandschab. Das Schreiben derselben an die Church Miss. Soc. war in erster Linie von dem damaligen Statthalter des Pandschab, Sir Robert Montgomery, ferner von Sir Donald McLeod, Sir Herbert Edwardes, General Lake, Mr. R. Cust und vielen andern hervorragenden Herren unterzeichnet; eine Subskriptionsliste ward alsbald in Umlauf gesetzt, Montgomery selbst zeichnete 2000 Mk. und in kurzer Zeit waren 28 000 Mk. gesammelt.

Auf den Rat derselben Herren beschloß die Pandschab-Missionskonferenz, eine ärztliche Mission in Kaschmir mit der kirchlichen zu verbinden, und die Missionare Clark, damals in Beschäwar, und Smith von Benares, begannen 1864 ihre Arbeit mit Predigen in der Stadt und deren Umgegend, während Clarks Gattin ein Hospital in der Stadt einrichtete, das oft von 100 Patienten täglich besucht ward. Auch eine Schule fing man an. Aber die offene Feindschaft der eingeborenen Beamten und die heimliche Opposition des Maharadscha vereitelte alle Bemühungen, und man mußte sich vorläufig auf die ärztliche Mission beschränken.

1865 sandte die Ch. M. S. den Dr. Elmslie von der Edinburgh Medical Miss. Soc. nach Kaschmir, der bald durch seine Freundlichkeit und Kunst einen großen Ruf im Thale gewann. Er klopfte, nach Bischof Cottons Worten, an die einzige Thür, die Aussicht hatte, geöffnet zu werden. Er besuchte Dorf um Dorf, nach allen Richtungen verbreitete sich die Kunde, daß ein Hakim (Arzt) gekommen sei, und das Volk lief scharenweise zusammen, um von ihren vorwiegend ekelhaften Krankheiten Heilung zu finden. Besonders die Wirkung des bei schmerzlichen Operationen gebrauchten Chloroforms rief die größte Bewunderung hervor. Ein alter, ausgezeichnete Katechet, selbst ein Eingeborener von Kaschmir, las den wartenden Patienten aus der heiligen Schrift vor und erzählte ihnen in

ihrer eignen Sprache von den Wunderwerken Gottes, und nach einem Jahre konnte Elmslie selbst in Kaschmiri reden. Trotz der Konkurrenz eines Hinduospitals, das von den Eingeborenen in Srinagar errichtet wurde, trotz der feindseligen Haltung der eingeborenen Beamten, die selbst bei einer Choleraepidemie das Hinsterben des Volkes dem fortschreitenden Einflusse der Mission vorzog, arbeitete Elmslie fünf Sommer hindurch in Kaschmir (im Winter müssen alle Europäer das Land verlassen) und gewann auch derart das Vertrauen des Maharadscha, daß derselbe ihm einen monatlichen Gehalt von 2000 Mk. anbot, falls er Lehren und Predigen aufgeben, die Mission verlassen und in seinen Dienst treten wollte. Aber Dr. Elmslie wollte bis an sein Ende ein Missionar im Dienste Christi sein.

Dies Ende kam leider sehr bald. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in England, wo er seine Gesundheit wieder herstellte und ein Kaschmirwörterbuch veröffentlichte, kehrte er verheiratet zurück, brachte den Sommer 1872 in außerordentlich aufreibender Thätigkeit in dem wieder von der Cholera heimgesuchten Kaschmir zu und hoffte, der Maharadscha und die englische Regierung im Pandschab würde nun den Winteraufenthalt gestatten. Aber vergeblich. Als auch auf seine dringende Vorstellung aus Kalkutta keine Antwort kam, mußte er im Herbst 1872 krank und niedergeschlagen den Rückzug über die Himalayaberge antreten. Seine Gattin überließ ihm, als er nicht mehr gehen konnte, ihre Sänfte, ging selbst über die Schneefelder, wo Bären standen und sie anglozten, und konnte oft mit den schneller gehenden Sänfenträgern nicht Schritt halten. Infolge einer hinzutretenden Lungenentzündung kam er halbtot in Gudscherat an und starb dort am 17. Nov. Am folgenden Tage traf vom Indischen Auswärtigen Amte die Erlaubnis zum Bleiben in Kaschmir ein!

Nachdem im Sommer 1873 der jetzige Bischof French und Missionar Clark in Srinagar gepredigt hatten, ward Dr. Maxwell zu Elmslies Nachfolger ernannt, dem der Maharadscha große Freundlichkeit entgegenbrachte, ein bequemes Haus gab und sogar ein Hospital baute. Aber schon im zweiten Sommer brach seine Gesundheit zusammen, und Dr. Downes, ein früherer Offizier, trat an seine Stelle. Seitdem steht auch ein ordneter Missionar in Kaschmir. Der Maharadscha ließ das Hospital erweitern und verbessern nach Wunsch und Angabe der Missionare. Dr. Downes schreibt: „ich habe nichts als die größte Freundlichkeit von Sr. Hoheit dem Maharadscha und seinen Beamten erfahren.“ Diese waren den Missionaren aber auch zu größtem Danke verpflichtet; denn in der schrecklichen Hungersnot von 1878 erwiesen der „Daktar Sahib“ und sein Kollege Wade dem Lande die größten Wohlthaten.

„100 000 Mk. wurden in England und Indien von ihnen kollektiert. Große Proviantladungen wurden über die Pässe geschafft. Doch ganze Dörfer wurden entvölkert, überall fanden die Missionare unbeerdigte Leichen an den Flußufern, an den Straßen, unter den Bäumen. Gegen 300 Patienten besuchten täglich das Hospital, und 3360 wurden einmal gezählt, Männer, Weiber, Kinder, Lahme, Blinde, Krüppel, Abgemagerte, Kranke, Ausgehungerte, die geduldig auf die karge Portion, welche jeder bekommen konnte, warteten. Waisenkinder wurden aufgenommen, und 400 derselben am Leben erhalten. Aber sie zu taufen, ohne irgend welche Garantie für nachfolgende christliche Erziehung zu haben,¹⁾ konnte man sich nicht entschließen. Die Kinder blieben in der Obhut der Missionare, bis die Knaben arbeiten konnten, und die Mädchen einen gewissen Marktwert hatten; aber dann fanden sich Leute genug mit einem Haufen von Zeugen, die bewiesen und beschworen, daß irgendwie jedes Kind irgend einem von ihnen gehörte, und von allen den 400, denen die Mission das Leben gerettet hatte, blieb ihr nicht ein einziges übrig.“

Nach sechsjährigem, sehr schätzenswerten Dienste kehrte Dr. Downes nach England zurück. Sein Nachfolger ist jetzt Dr. Neve, dem Missionar Knowles zur Seite steht. Im Sommer 1883 waren unter den Besuchern Kaschmirs auch der Vicekönig von Indien, Marquis of Ripon,²⁾ und seine Gemahlin, welche großes Interesse für das Missionswerk zeigten, die Missionare zur Tafel luden und die Missionskasse mit 2200 Mk. bedachten. Lady Ripon besuchte das Hospital, die Kapelle und Schule, wohnte dem Gottesdienste bei, sprach freundlich mit den Patienten und bewies verständnisvolle Teilnahme für alles.

„Zu den gewöhnlichen Sonntags- und Mittwochs-Abendgottesdiensten in der Missionskapelle,“ schreibt Missionar Knowles, „ist ein täglicher halbstündiger Gottesdienst hinzugekommen, dem etwa 40 Konvaleszenten und andere Personen regelmäßig bewohnen. — In diesem Jahre (1883) haben wir zu unsrer größten Freude die Evangelien in der von Missionar Wade gelieferten Kaschmiri-Übersetzung in Händen. Bisher waren wir mit unserm Hindustani leider nur etwa der Hälfte unsrer Hörer verständlich. — Ein sehr wichtiger Zweig unsrer Arbeit ist die Schule, deren Einfluß wir nach Kräften erweitern möchten. Die Gewaltigen hier wissen vermutlich ebenso gut wie wir, welche Macht in einem gründlichen Unterrichte liegt, und sind unsern Plänen nicht wenig abgeneigt.“

Die Nachfrage nach der von Mr. Wade in sechsjähriger mühevoller Arbeit besorgten Evangelien-Übersetzung ist sehr groß gewesen, und viele Vorurteile sind geschwunden, seit das Volk das Indschil (Evangelium) in

1) Man vergleiche damit die römische Taufpraxis.

2) Dieser römische Konvertit stand indes unter jesuitischem Einfluß und hat sonst die römische Kirche und Mission in Indien auf Kosten der evangelischen außerordentlich begünstigt. „Biene auf dem Missionsfelde,“ 1885, 51.

seiner eignen Muttersprache gesehen hat. Charakteristisch indessen für die Gesinnung des Maharadscha selbst ist die Thatsache, daß er bisher trotz wiederholter Bitten noch nicht die Erbauung einer christlichen Kirche in Srinagar für die englischen Besucher und Bewohner der Stadt erlaubt hat. (Schluß folgt.)

Religionsgeschichtliche Studien

im Anschluß an Gloag, Spekulative Theologie.

Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren.

(Schluß.)

2. Die Einteilung der Religionen.

Gloag giebt auf S. 84—90 eine Übersicht über sein ganzes Werk, von welchem der vorliegende erste Band mit 1334 Seiten wohl kaum den vierten Teil ausführt, wenn die anderen Religionen mit gleicher Weitläufigkeit behandelt werden sollen. Auf den ersten Blick findet der Leser den Hegelschen Formalismus in der fast durchgängigen Dreiteilung, welche zu unnatürlichen Abteilungen führen kann. Daß z. B. die nicht arischen Völker Indiens von den Schamanen getrennt und mit den Südseevölkern in ein Kapitel verwiesen worden sind, ist wahrscheinlich um der Dreiteilung willen geschehen. In Wirklichkeit unterscheidet sich die Religion dieser dunkelfarbigen Völker auf der vorderindischen Halbinsel nicht wesentlich vom mongolischen Schamanismus und hat für das Tabu der Südseevölker keine Analogie. Allerdings könnte auch der ethnographische Gesichtspunkt für Gloag maßgebend gewesen sein, daß manche neuere Forscher die Südseevölker ihrer Abstammung nach für näher verwandt halten mit den nicht arischen Völkern von Vorderindien. Wir wollen dieser Hypothese die Berechtigung nicht absprechen, aber die Religionsgeschichte darf sich nicht in der Weise abhängig machen von der Ethnographie, daß nun damit die Zusammengehörigkeit der Religionen bewiesen wäre. Sie kann ähnliche Religionen finden auch bei Völkern von verschiedener Abstammung und umgekehrt große Unterschiede bei stammverwandten Völkern, denn die Kulturentwicklung oder die Degradation kann die Nachkommen eines Mannes weit voneinander abführen in Religion und Sprache. Wir können deswegen die von Max Müller in seiner Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft geforderte ethnographische Haupteinteilung der Religionen nicht als richtig anerkennen. Die Religion der hamitischen Fetischdiener steht sicherlich dem asiatischen Schamanismus näher als der

Religion der hamitischen Ägypter. Oder sollen die Ägypter Semiten sein, was hat ihre Religion gemein mit der Religion anderer Semiten? — Gloag läßt sich vom ethnographischen Gesichtspunkt so beherrschen, daß er den Religionen der alten Kulturvölker von Central- und Südamerika nicht einmal einen besonderen Abschnitt einräumt, während sie doch von der Religion der unkultivierten Indianer sich stark unterscheiden.

Ich will meine Bedenken gegen die Gloagsche Gruppierung nicht in alle Einzelheiten verfolgen, ich möchte nur die zwei Momente hervorheben, welche nach meinem Dafürhalten eine richtige Gruppierung der Religionen beeinträchtigt haben: einerseits der philosophische Formalismus und andererseits eine über das Maß gehende Herrschaft der Ethnographie. Beide Momente werden auch das ihrige dazu beigetragen haben, daß das Buch über Gebühr ausführlich und für manchen ungenießbar geworden ist. Was das erstere betrifft, so wird es eine vergebliche Mühe sein, für jede Religion ein Schlagwort zu finden, durch welches sie in ihrer Eigentümlichkeit bezeichnet und von allen andern unterschieden würde. Darauf aber muß der philosophische Formalismus ausgehen, und dabei kommt er leicht auf Bezeichnungen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen. Was die Ethnographie betrifft, so wollen wir ihren hohen Wert für die Religionsgeschichte durchaus nicht verkennen, und es werden gewiß manche Leser dankbar sein für das reiche Material, welches Gloag hier darbietet, aber wenn die Religionsgeschichte eine theologische Verschiedenheit der Religionen findet, so darf sie sich nicht durch die ethnographische Verwandtschaft der Völker verleiten lassen, auch die Religionen als gleichartig zu betrachten; und umgekehrt, wenn in verschiedenen Weltteilen gleichartige Religionen sich finden, so gehören sie auch in dieselbe Kategorie.

So ist bei Gloag der Unterschied zwischen den Religionen der Naturvölker und der Kulturvölker in der Einteilung verwischt, obgleich er im Text manchmal sich geltend macht. Ich habe versucht im Jahrgang 1876 dieser Zeitschrift, S. 535 ff., die Religionen nach dem Erfolg der Mission in diese zwei Hauptgruppen zu scheiden und die Religionen der Kulturvölker wieder in Nationalreligionen und Universalreligionen zu trennen, und ich möchte jeden vorurteilsfreien Leser fragen, ob ihm diese Einteilung nicht verständlicher und der Wirklichkeit entsprechender erscheine als das künstliche Schema von Gloag. Wie die unkultivierten Völker politisch nicht fest organisiert sind, sondern in einzelne voneinander unabhängige Stämme zerfallen oder etwa für einige Zeit unter einem Usurpator zusammengehalten werden, dann aber wieder auseinandergehen ohne wesentliche Veränderung, so werden wir auch in den Religionen dieser

unkultivierten Völker, mögen die Völker in Farbe, Schädelbildung und Sprache noch so verschieden sein, nirgends ein mythologisches System nachweisen können, überhaupt kein System, keinen größeren Organismus. Bei Völkern, die von ihrer eigenen Geschichte wenig zu erzählen wissen, darf man keine Göttergenealogien erwarten. Desto verwunderlicher ist es, wenn Gloag diesen ungeschichtlichen Völkern einen Ahnendienst zuschreibt. Geister- oder Dämonendienst und Ahnendienst sind zwei ganz verschiedene Religionsformen. In China finden wir den Ahnendienst als die eigentliche Volksreligion. Da werden die Eltern und Vorfahren nicht nur während ihrer Lebzeiten mit der größten Pietät behandelt, sondern auch nach ihrem Tode mit Opfergaben bedacht. In China besteht neben dem Ahnendienst noch der Glaube an allerlei Berg- und andere Geister. Für diese mehr an die Natur gebundenen Geister oder Dämonen werden wir die eigentliche Heimat bei den unkultivierten Völkern suchen müssen. Wir leugnen nicht, daß dieser Geisterglaube, diese Dämonenfurcht auch bei Kulturvölkern noch vorkommt. Unser Volksaberglaube in christlichen Ländern giebt Beweise genug dafür. Das Dasein des einen guten Gottes wird nicht geleugnet, aber in Krankheiten von Menschen und Vieh sieht die abergläubische Menge den Einfluß von allerlei bösen Geistern, fürchtet sich vor denselben mehr als vor Gott und sucht sie durch Zaubermittel zu bannen, bringt dafür große und immer größere Opfer, wenn die Krankheit nicht weichen will. Einen Ahnendienst wird man das nicht nennen können, denn wenn auch die Geister als verstorbene Menschen gedacht werden, so betrachtet sie der Verehrer gewiß nicht als seine Vorfahren.

Diese Art von Geisterdienst bildet den Schlüssel für das Verständnis der Religion bei den unkultivierten Völkern, nicht der Ahnendienst, und stimmt überein mit Röm. 1, 21. Wir werden daher als die charakteristischen Merkmale für die Religionen der unkultivierten Völker angeben können:

1) Der Glaube an den einen guten Gott im Himmel ist bei einer großen Anzahl dieser Völker nicht ausgestorben, aber Gegenstand des Kultus ist derselbe nicht, sondern untergeordnete Geister, zum Teil gute, aber noch mehr böse, die mit einem andern Namen bezeichnet werden als Gott. Sie treten auf an einem bestimmten Ort, ihnen ist die Gewalt über die Menschen gegeben, während der gute Gott im Himmel wohl Regen und Sonnenschein sendet, aber zu fern ist, um den Menschen zu helfen.

2) Der Kultus eines einzelnen dieser Geister ist nicht weit verbreitet, in geringer Entfernung davon herrscht wieder ein anderer, aber von ganz ähnlicher Art, entsprechend dem Mangel an größeren organisierten Staaten.

3) Mit Leichtigkeit kann ein neuer Kultus entstehen, wenn er auch nicht leicht den Einfluß gewinnt wie der alte.

4) Die Geister müssen durch Opfer besänftigt und durch Zauberei beschwichtigt werden. Eine eigentliche Liebe zu denselben kann sich nicht entwickeln. Das Volk wird durch Furcht beherrscht und von den Priestern ausgebeutet.

5) Der Priester muß durch Ekstase in die Welt der Geister versetzt werden, um erfolgreich mit ihnen zu kämpfen. Daher die wilden, sinnverwirrenden Tänze.

Diese Merkmale sind zunächst vom afrikanischen Fetischdienst genommen, aber sie werden im asiatischen Schamanismus und im Bhutendienst fast durchaus wiederkehren, auch bei den Indianern von Amerika. Bei manchen Völkern, namentlich in Australien, tritt die Religion überhaupt weniger vor die Augen des Fremden, die Kultushandlungen greifen weniger in das Volksleben ein. Es giebt ja auch unter den Kulturvölkern besonders religiöse und weniger religiöse Völker, wenn man z. B. Indien und China vergleicht. Dort beherrscht die Religion, hier der Staat seit alten Zeiten das öffentliche Leben. So werden wir auch unter den Naturvölkern unterscheiden können zwischen vorherrschend religiösen und weniger religiösen. Aber der Stand der Gotteserkenntnis wird im allgemeinen den angegebenen Gesichtspunkten entsprechen. Damit sind Übergangsstufen nicht ausgeschlossen. Wie es Völker giebt, denen die Erkenntnis des einen guten Gottes ganz entschwunden zu sein scheint, und Völker, die keinen Priesterstand haben, so finden sich Ansätze zu einer Mythologie, namentlich bei einzelnen Südvölkern, trotz ihrer Versunkenheit im Kannibalismus.

Die Kulturvölker haben den ursprünglichen Monotheismus weit mehr abgestreift als die Naturvölker. Die Phantasie des Volkes hat eine Götterwelt geschaffen, welche der Sprache, der Sitte, dem ganzen Volkscharakter entspricht, dem Staat seine Weihe giebt und die Bürger in heiliger Begeisterung verbindet. Jede Nation hat ihre besondere Religion, ihre Symbole, ihren Priesterstand, häufig in einem besondern Geschlecht sich vererbend, ihre gottesdienstlichen Formen, die häufig auch in heiligen Schriften fixiert werden. Alles hat eine festere Gestalt und größere Ausbreitung gewonnen als bei den Naturvölkern. Mythologie ist nicht allgemein, aber vorherrschend. Abgesehen vom israelitischen Volk finden wir sie auch bei den Chinesen nicht, sondern nur eine festere Organisation.

Aber auch die Nationalreligionen können nicht in die Länge genügen, die israelitische so wenig als die heidnischen. Die Erkenntnis strebt weiter vom Symbol zum Wesen der Dinge, zur unverhüllten, vollen

Wahrheit. Schon einem Sokrates und Plato konnten die griechischen Göttergestalten nicht mehr die angemessene Darstellung der höchsten Wahrheit sein. Die Veda-Götter verschwinden in dem Streben der indischen Philosophie nach Auflösung des Einzelnen in das All. Die römische Religion kann mit der Ausbreitung der politischen Herrschaft nicht mehr Schritt halten. Sie nimmt wohl religiöse Elemente aus der griechischen und orientalischen Welt auf, aber man fühlt das Ungenügende der Mischung und verlangt nach einer höheren Stufe der Entwicklung. Der privilegierte Priesterstand entspricht in der Mehrzahl seiner Träger nicht dem Vorbild der Heiligkeit, welches er dem Volke geben sollte, und es erhebt sich die Frage, ob Stand und Geschlecht einen Menschen ohne weiteres befähige zum Mittler zwischen Gott und den Menschen. Die blutigen Opfer sind immer weniger von einer wirklichen Hingabe des Menschen an Gott begleitet. Sie gehören dem Kindesalter der Menschheit an, wo alles in Bildern gezeigt werden muß, und entsprechen nicht mehr der jetzigen Reife des Verstandes. Selbst die geoffenbarte Nationalreligion, die israelitische, so manche Proselyten sie noch gewinnt aus dem religiös zerfahrenen Heidentum, sie kann mit ihrem geseglichen Partikularismus den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügen. Die Nationen, welche einander feindlich gegenübergestanden waren, sind in nähere Berührung miteinander gekommen, und allmählich bricht die Überzeugung sich Bahn, daß eine Religion nicht nur für eine einzelne Nation bestimmt sei, daß die wahre Religion die ganze Menschheit umfassen sollte.

Damit sind wir von der Nationalreligion zur Universalreligion gekommen. Der Gedanke an eine die ganze Menschheit umfassende Religion ist nicht ausschließlich christlich. Das Christentum kommt damit, abgesehen von der alttestamentlichen Vorbereitung, einem Streben des religiösen Geistes entgegen, das sich schon vor Jahrhunderten im fernen Osten, in dem religiös so frühzeitig entwickelten Indien ausgesprochen hatte. In einer historischen Person, in Buddha, ist den morgenländischen Völkern der Erlöser der ganzen Menschheit verkündigt worden. Mag auch die Lehre von den verschiedenen Buddhas und von der Ausbreitung des guten Gesetzes über die ganze Erde erst aus nachchristlicher Zeit stammen: die Idee der Erlösung der ganzen Menschheit durch eine historische Person ist doch das ursprüngliche Agens des Buddhismus, ohne welches wir seine große Ausbreitung nicht erklären könnten, ohne welches wir ihm auch den Charakter einer Religion absprechen müßten. Die blutigen Opfer sind abgeschafft, der privilegierte Priesterstand ist aufgehoben, nicht die Geburt, sondern das sittliche Streben des Menschen verleiht ihm die

rechte Heiligkeit. Die Religion breitet sich aus über die Grenzen der Nation und überall wird der gepredigte Erlöser nicht als ein Fremdling, sondern als das Ideal der Menschheit aufgenommen. So scheint die religiöse Entwicklung in Ostasien weiter fortgeschritten zu sein als in Palästina. Allein die Erlösung und der Erlöser genügt nicht für das wirkliche Bedürfnis der Menschheit. Der Schaden und die Heilung sind nicht richtig erkannt. Aus Palästina sollte diejenige Universalreligion hervorgehen, welche den wahren Erlöser verkündigte und imstande ist, die ganze Menschheit sittlich zu erneuern.

Doch nach dem Christentum tritt in Arabien abermals eine Person auf, welche der ganzen Menschheit die wahre Religion bringen möchte und welche wirklich viele Völker zu ihrem Bekenntnis vereinigt, Mohammed. Wie haben wir diese Universalreligion anzusehen? — Gloag bezeichnet sie mit Recht als eine unethische Rückbildung des Monotheismus auf Stufen heidnischer physisch-passiver Religiosität und abstrakter Einheitslehre. Daß der Polytheismus dem Denken des Menschen widerspricht, ist nicht schwer zu beweisen; aber die sittlichen Forderungen des Christentums erscheinen dem natürlichen Menschen zu schwer, darum ergreift er gern eine solche unethische Rückbildung des Monotheismus. Mohammed entspricht dem Messias, wie die fleischlich gesinnten Juden ihn erwartet haben. Der Islam hat deswegen unter den drei Universalreligionen den Charakter des Rationalen am wenigsten abgestreift; die arabische Nationalität wird den andern Völkern mehr oder weniger aufgedrängt, aber das Symbol wird auch hier abgestreift und die monotheistische Idee mit großer Strenge durchgeführt.

Wie das Heidentum eine Rückbildung aus einer reineren Religionsform gewesen ist, so auch der Islam. Die geoffenbarte Religion erweist sich durch alle Jahrhunderte hindurch als die wahre, oder die wahre, den sittlichen Forderungen der tieferen Erkenntnis und dem religiösen Gefühl am meisten entsprechende Religion erweist sich als die wirklich geoffenbarte.

Die dritte Konferenz javanischer Missionare.¹⁾

Von P. van Wijk, lutherischer Pastor in Enkhuizen.

Die dritte Konferenz javanischer Missionare²⁾ wurde gehalten vom 19. bis zum 28. August 1883. Der Bericht über die Verhandlungen erschien

¹⁾ Aus redaktionellen Gründen leider verspätet. D. H.

²⁾ Über die erste und zweite siehe: *Allg. Miss.-Ztschr.* 1881, S. 330, und 1883, S. 128.

Anfangs 1885.¹⁾ Über die Ursachen dieser Verspätung berichtet das Vorwort, welches zugleich den größeren Umfang des Berichtes entschuldigen zu müssen meint. Die Verhandlungen betrafen zum Teil den rechtlichen Zustand der eingebornen Christen in niederländisch Indien. Sollte das Referat hierüber einigen Nutzen haben auch für diejenigen, welche mit den indischen Gesetzen und Reglements nicht bekannt sind, dann mußten die betreffenden Artikel mit abgedruckt werden. Eine Entschuldigung war also wohl nicht nötig. Die Frage ist äußerst schwierig und nicht weniger wichtig, man kann den Brüdern nur dankbar sein, daß sie das hierzu gehörende Material auch den fernstehenden zugänglich gemacht haben. Das Referat, das wir in diesen Zeilen geben, kann aber selbstverständlich nur ein kurzer Auszug sein.

Die Konferenz wurde besucht von 11 javanischen Missionaren, dem Direktor und dem Subdirektor des Seminars in Depok, von 8 christlichen Freunden und vom ehrwürdigen Nestor der rheinischen Mission auf Borneo, Missionar van Hoefen aus Bandjermasin.

Am Sonntag Abend hielt der Missionar des Java-Komitees, Effer, der unter den Madureesen auf Ost-Java arbeitet, die Eröffnungspredigt über Jes. 6, 1—10, während am Montag der Konferenzpräses, Missionar Albers, das erste Referat las über einige Schwierigkeiten, welche die Ehe der eingebornen Christen dem Missionar bereitet. Nachdem er nachgewiesen hatte, daß die christliche Ehe bei weitem den Vorzug verdient vor der mohammedanischen, weil die letztere polygamisch ist und der Mohammedanismus die Scheidung „um irgend einer Ursach“ (Matth. 19, 9) zuläßt, zeigte er, daß die Regierung für die Eingebornen nur eine mohammedanische Ehe anerkenne und auch der verheiratete Christ nach mohammedanischer Weise seine Frau verstoßen oder noch eine hinzunehmen kann. Das Grundgesetz von Niederländisch Indien bestimmt nämlich wohl, daß alle Christen mit Europäern gleichgestellt und also dem europäischen Rechte unterworfen sind, aber die Regierung hat niemals diesen Artikel auszuführen gewagt, sondern als Übergangsbestimmung die eingebornen Christen vorläufig noch mit den andern Eingebornen gleichgestellt. Obgleich nun eine Civilehe auch für die Eingebornen nicht ganz unmöglich ist, so ist dies doch mit so vielen Schwierigkeiten verbunden²⁾, daß der Referent anriet vorläufig mit der kirchlichen Trauung und der kirchlichen Zucht fürlieb zu nehmen. Als feste Normen für dieselben stellte er die folgenden: 1. Die Ehe soll monogamisch sein. 2. Sie soll gegründet sein auf Liebe, nicht auf Berechnung oder Zwang. 3. Ehescheidungen sollen nicht zugelassen werden. 4. Mann und Weib sollen gleiche Rechte haben. — Weiter sollten nicht zugelassen werden die Ehen zwischen Christen und Nichtchristen, und zwischen Verwandten. Auf die Frage, ob die polygamische Ehe bei Übertritten zum Christentume anzuerkennen sei, gab der Ref. eine bestimmt bejahende Antwort. Nur sei einer, der mehrere Frauen hat, nie zu einem Gemeindeamte wählbar.

Die Diskussion, welche nur über die Frage lief, ob man die Rechtsgiltigkeit

¹⁾ De derde Zending-Conferentie te Batavia en Depok, Augustus 1883. Snelpresdrukkery der Weesinrichting-Neerboser. 1885.

²⁾ Die Auseinandersetzung sowie die Mitteilung der hierhergehörenden Gesetze und Regierungsbeschlüsse übergehen wir.

der Ehe für die eingebornen Christen nachzusehen habe oder nicht, wurde nicht zu Ende geführt, doch später wieder aufgenommen.

Das nächstfolgende Referat hielt Missionar Verhoeven über verschiedene Fragen, welche bei der Aufnahme in die Gemeinde sich nahe legen. Die Unterredung über die Forderungen, welche man an die zu Tausenden zu stellen habe, brachte keine feste Bestimmungen heraus, was auch wohl schwerlich möglich war. Die Antwort auf die Frage, wie mit den in Vielweiberei lebenden Taufbewerbern zu handeln sei, fiel bei diesem Referenten in ganz entgegengesetztem Sinne aus als beim vorigen. Er erinnerte erstlich daran, daß der Fall auf Java fast niemals¹⁾ vorgekommen und meinte, daß ein Polygamist das Taufgelübde christlich leben zu wollen nicht halten könne. Wolle einer deshalb getauft werden, dann solle er erst einen Scheidebrief geben an diejenigen von seinen Frauen, für welche am wenigsten Armut zu befürchten ist, und er allein die Frau behalten, deren Stütze und Hilfe er am meisten braucht und von deren Liebe und Treue er sich am meisten versichert hält. Wenn nötig unterhalte er die übrigen. Seine Meinung fand bei den Brüdern viel Widerspruch. Nach Gottes Wort, meinten sie, dürfe man eine Ehe nicht lösen, auch sei es nirgend in der Schrift verboten Leute in die Gemeinde aufzunehmen, welche mehr als eine Frau haben. Nur ein Mitglied der Versammlung, Missionar Haag, stimmte dem Ref. bei.

Es sei uns erlaubt, hier zu fragen, ob es nicht an der Zeit sei, dieser Sache unter den Missionsfreunden, auf Missionskonferenzen eine gründliche Besprechung zu widmen.²⁾ Polygamisten in die Gemeinde aufzunehmen ist allerdings schwieriger und selbst gefährlicher als die entgegengesetzte Praxis, aber wenn Gottes Wort diesen Weg anzeigt, dann soll man sich diesen Worten doch beugen! Und es scheint wohl, daß bei den verschiedenen Missionsgesellschaften und selbst bei den verschiedenen Missionaren jeder thut, was ihm recht dünkt. Die englischen und amerikanischen Missionare werden wohl im großen und ganzen Männer mit mehreren Frauen nicht aufnehmen. Missionar D' Flaherty erzählt von einem Häuptlinge in Rubaga, der alle seine Frauen bis auf eine weggeschickt hat, von andern, welche durch diese Forderung vom Übertritte zurückgehalten wurden.³⁾ Von der amerikanisch-lutherischen Mission der General-Synode in Englisch-Indien lesen wir, daß in den Jahren 1875—80 vier Polygamisten, die aus Versehen getauft worden waren, wieder von der Liste gestrichen wurden.⁴⁾ So machen es auch deutsche Missionare. Ein junger Mann auf der Moskito-Küste, der in die Brüdergemeinde aufgenommen zu werden wünschte, schwankte lange Zeit ehe er mit sich selbst einig war, welche von seinen beiden Frauen er entlassen wollte.⁵⁾ So scheint es auch selbst, obgleich diese Mission andern Grundsätzen folgt, bei etlichen rheinischen Missio-

¹⁾ Einer der Brüder erzählte, daß auf Mitten-Java einmal ein Mann mit seinen Frauen und einer Konkubine getauft worden sei, was aber allgemeine Mißbilligung hervorrief.

²⁾ Wir hoffen, daß dies auf der nächsten Bremer Konferenz geschehen wird. D. H.

³⁾ Church Missionary Intelligencer, 1884, S. 755.

⁴⁾ Evang. Miss.-Mag. 1883, S. 218.

⁵⁾ Missionsblatt aus der Brüdergemeinde 1884, S. 36.

naren Brauch zu sein. Missionar Büttner wenigstens schreibt¹⁾: Wenn nun auch zunächst nur die wenigsten geneigt sind, all den Schaden auf sich zu nehmen, den sie erleiden, wenn sie ihre Frauen entlassen, so wird es doch je länger je mehr unwiderleglich, daß die alte Sitte nur eine Unsitte ist, und die heilige, unverletzliche Einehe des Christentums muß als das einzig Berechtigte angesehen werden. Der alte Heide, der selbst das Opfer dem Christentum nicht bringen will, sieht es nicht ungern, wenn seine Söhne sich von den alten Fesseln freimachend, dem neuen Wesen sich hingeben.“ — Desgleichen Missionar Niederwiesland²⁾: „Während der sieben Tage, die ich dort verweilte, hielt ich täglich eine Ansprache, zu der sich Männer, Frauen und Kinder einfanden und auch aufmerksam zuhörten. In den ersten Tagen kamen von den Frauen nur wenige und als ich mich danach erkundigte, was denn die Frauen zurückhielt, Gottes Wort zu hören, erwiderte man mir: die Frauen sind nicht sehr erfreut über dein Hiersein, denn sie wissen, wenn wir Männer ovakamberu (Gläubige, Christen) werden, dann müssen wir die ovambanda (zweite und dritte Frau) entlassen und so sagen sie jetzt, wohin sie denn gehen sollten? Das mußte mir natürlich einleuchten u. s. w.“ — Nach der Ordnung der Baseler Mission werden polygamische Ehen nur dann aufgelöst, wenn dies ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann, sie werden dagegen als ein nicht zu änderndes Übel der Übergangszeit vom Heiden- zum Christentum geduldet, wenn ihre Auflösung nur größere Übel erzeugen und neue Sünden nach sich ziehen würde.³⁾ Auch hochkirchliche Anglikaner neigen sich dieser Ansicht zu (Siehe Ev. Miss.-Mag. 1880, S. 301). So schreibt auch der Missionar der Soc. Prop. Gosp.⁴⁾: Es kann uns nicht wundern, daß ein Polygamist, wie ernst er es mit seiner Hinnegung zum Christentum auch meint, sich doch nicht berechtigt fühlt zwei oder drei von seinen Frauen fortzuschicken; sie sind Frauen, welche seiner Sorge anvertraut sind, und sind mit ihm verheiratet nach einem Gesetz, das für sie Gültigkeit hatte. Über alles sind sie die Mütter seiner Kinder; je mehr der Mann fähig ist ein guter Christ zu werden, desto weniger muß er geneigt sein seine Frauen zu verlassen. Es giebt sehr viele Eingeborne, welche allein hierdurch keine Christen werden, es scheint ihnen ein Unrecht Frauen wegzuschicken, die sich mit Vertrauen ihnen übergeben haben.“ — Vermittelnd spricht Missionar Faber⁵⁾: „Verhältnisse von Vielweiberei, welche vor der Bekanntschaft mit dem Evangelium geknüpft worden sind, müssen unter Umständen, besonders der Kinder wegen, schonend behandelt werden. Aber von Gemeindeämbtern muß jede Art der Polygamie unbedingt ausschließen. Sehr wünschenswert ist es jedoch, wenn die ehelichen Verhältnisse vor dem Empfang der heiligen Taufe, dem Gemeindeprincip gemäß, geregelt werden können. Dieses befreit den betreffenden von vielen späteren Unannehmlichkeiten, benimmt auch den Schwachen in der Gemeinde allen Anlaß zum Argerniß.“

1) Allg. Miss.-Ztschr. 1880, S. 250.

2) Berichte der rhein. Miss.-Ges. 1883, S. 371.

3) Ev. Miss.-Mag. 1880, S. 302.

4) Mission Field, 1882, S. 220.

5) Allg. Miss.-Ztschr. 1884, S. 467.

Diese wenigen Beispiele werden wohl genug sein um zu zeigen, wie verwirrt und verwirrend die Lage noch ist, wenn die Missionare und selbst die verschiedenen Missionare einer Gesellschaft in einer solchen Frage einer entgegengesetzten Praxis folgen. Die Sache sollte nicht mehr nur gelegentlich berührt, sondern einmal recht gründlich durchgesprochen werden. Daß übrigens auch auf dem Missionsfelde, wo der Referent arbeitet, der Fall doch vorkommt, erhellt aus dem Organ seiner Gesellschaft, (Orgaan der Nederlandsche Zendingvereiniging 1883, S. 72), wo Missionar Janfrüchte von einem reichen Chinesen erzählt, der Christ werden würde, wenn er sich nicht dagegen sträubte eine Frau wegzuschicken und unglücklich zu machen.

Das dritte Referat wurde gehalten von Dr. J. P. Esser, Missionar unter den Madureesen auf Ost-Java; „der eingeborne Christ als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft.“ Lang und eingehend wurde dieser wichtige Gegenstand von den Brüdern besprochen. Wir müssen uns aber wieder mit kurzen Andeutungen begnügen, weil die Mitteilung der einschlägigen Gesetze, Bestimmungen und Aussprüche zu viel Raum beanspruchen würde. Die Debatte spitzte sich zu in die Frage: Ist es wünschenswert, daß die eingebornen Christen jetzt schon rechtlich mit Europäern gleichgestellt werden? Der Ref. und die Mehrheit der Versammlung bejahten dies, Mr. (Dr. jur.) van der Jagt, Richter in Batavia und der emeritierte Missionar Janß meinten, daß dies für die Christen selbst schädlich werden könnte. Am Ende wurde beschlossen zwei Adressen an die Regierung zu richten; die eine mit der Bitte, die für Europäer gültige Rechtspflege mit den nötigen Änderungen auch für die eingebornen Christen anzuwenden, und die andre, worin gebeten wurde, daß für den Eid in den verschiedenen Landessprachen Formeln festgestellt werden und die Eidesleistungen durch Christen nur vor europäischen Beamten stattfinden sollten.

Auch wurde dem Vorstande aufgetragen die Regierung um eine Regelung der Begräbnisfrage zu bitten. Da sich aber später herausstellte daß, wo dies nötig ist, auch für christliche Begräbnisse immer ein Terrain angewiesen wird, war dieser Auftrag erledigt.

Der vierte Referent war der emeritierte Missionar Janß über die Frage: Was ist geschehen und kann noch geschehen wider den Opiummißbrauch? Nachdem er in einem Gedichte eine ergreifende Schilderung eines Opfers des Opium gegeben hatte, nannte er als Mittel, die bis jetzt angewendet waren: Unterricht und Warnung der Eingebornen, sowie medicinische Hilfe, um die mitunter lebensgefährliche Abgewöhnung zu erleichtern, sodann von seiten der Regierung, obgleich diese das Opium einführt und verkauft, daß hier und da „verbotene Kreise“ angeordnet und keine Opiumraucher in öffentliche Ämter zugelassen werden. Ferner solle man Schulen errichten, in denen der Eingeborene nützliche und angenehme Kenntnisse sich erwirbt, ihm helfen sein Leben so behaglich als möglich zu machen, damit er die Erholung, welche ihm, wie jedem Menschen ein Bedürfnis ist, nicht länger in schlechten, sinnlichen Genüssen suche. Das Hauptmittel bleibe aber das Evangelium Jesu Christi, dem alle andern Mittel untergeordnet sein sollen.

Die Versammlung war mit dem Referenten einstimmig und beschloß, 1.

eine Beschwerdeschrift an die Regierung zu richten, mit der Bitte, den Opiumhandel zu beschränken und endlich ganz einzustellen, 2. die Verhandlungen der Konferenz an alle Mitglieder der Generalstaaten zu senden.

Was kann der Missionar thun für das geistliche Wohl der Europäer in seiner Umgebung? — so lautete die letzte Frage, welche Missionar van der Linden zu beantworten suchte. Nachdem er gezeigt hatte, daß die protestantische Kirche von Niederländisch Indien bei weitem nicht das Bedürfnis erfüllt, wies er auf die stets wachsende Macht der römischen Kirche hin. Ihre Organisation ist besser als die der protestantischen, ihr Haupt in Indien ist ein Bischof, während der Präses des Oberkirchenrates ein Staatsbeamter ist. Rom hat gute Schulen, auch Protestanten schicken ihre Töchter dahin; seine Militärgeistlichen sind größtenteils tüchtige Männer, welche die Indifferenz vieler sogenannter Protestanten trefflich zu benutzen wissen und die besonders die Mischehen ausbeuten. Dies und auch der traurige Schaden, welchen feindliche Europäer dem Missionswerke thun, berechtigt den Missionar zu fragen, ob er nicht auch für die Europäer etwas thun kann. Er wollte nicht lange bei großen und unerreichbaren Sachen verweilen; er wollte nur fragen, was jeder Missionar für sich thun kann. Und dann, meinte er, sollte das Niveau des Missionars erhöht werden, nicht die römische Lehre sondern die Person des römischen Priesters gewinne für diese Kirche. Eigene persönliche Tüchtigkeit, Aufrichtigkeit, selbstverleugnende Treue, und dies alles durch den persönlichen, verborgenen Umgang mit Gott, dies werde am Ende seinen Eindruck auf das Herz des ungläubigen und leichtsinnigen Europäers nicht verfehlen.

Mehr praktische Ratschläge brachte auch die Diskussion nicht. Nur auf den Religionsunterricht für europäische Kinder wurde hingewiesen; mit dem, was einzelne Missionare für europäische Erwachsene gethan, hatten sie ziemlich niederschlagende Erfahrungen gemacht, doch meinten alle Brüder, daß sie auch in dieser Hinsicht thun sollten, was sie könnten, nur daß die Missionsarbeit darunter nicht leiden dürfe.

Am 20. August des Abends hielt der Missionar der separiert-reformierten Kirche, Delfos, die Schlußpredigt über 1 Kor. 15, 58 und stärkten sich die Brüder durch eine gemeinschaftliche Feier des heil. Abendmahls.

Einige Nachträge zur Missionsstatistik.

Von D. Grundemann.

1. Die Mission der Deutschen Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten.

In meinen Artikel: „Zur Statistik der ev. M.“ hat sich leider ein Irrtum eingeschlichen, den ich hiermit berichtigen möchte. Bezüglich der nicht lutherischen, evangelischen deutschen Missionsunternehmungen, welche von den Vereinigten Staaten ausgehen, habe ich nämlich, da mir die nötigen Originalquellen nicht vollständig zu Gebote standen, durch den amerikanischen Missions-

Statistiker Rev. R. G. Wilder mich zur Vermengung zweier gesonderter Missionswerke verleiten lassen. Das eine, welches Herrn W. nicht genügend bekannt zu sein scheint, wurde von der 1866 gegründeten deutschen evang. Missionsgesellschaft in den Verein. Staaten begonnen, in deren Dienste der von Gogner einst nach Indien gesandte Missionar D. T. Vohr in der zu den Central-Provinzen gehörigen Landschaft Tschattisgarh (Chuttisgurrh) die Stationen Raipur und Bissrampur gründete. Ihm ist später als zweiter Missionar der in Barmen ausgebildete A. Stoll an die Seite getreten. (Vergl. A. M. Z. 83, S. 558). Später ist dies Missionswerk von der deutschen evangel. Synode von Nordamerika übernommen worden, in deren Auftrag auch der früher in New-York erscheinende Missionsfreund fortan in St. Louis, Mo., herausgegeben wird. Bei der genannten Gesellschaft fand ich 1868 vorzugsweise deutsche Gemeinden reformierten Bekenntnisses beteiligt.

Wilder nun erwähnt jene Mission in Indien nur gelegentlich unter der Rubrik der „Reformierten (deutschen) Kirche in den Verein. Staaten.“ Hierdurch wurde ich zu der Annahme verleitet, daß diese Körperschaft mit der genannten deutschen evangel. Synode identisch sei, da deren Mission von dem amerikanischen Missionsstatistiker nicht in besonderer Rubrik aufgeführt wird. Daher warf ich mit derselben die von ihm genauer angegebene Mission in Japan und unter den nordamerikanischen Indianern in Nr. 17 meiner Tabelle zusammen.

Durch mehrere direkte Zuschriften bin ich nun eines Bessern belehrt worden. Die reformierte Kirche in den Verein. Staaten (nicht zu verwechseln mit der Reformed [formerly Dutch] Church in the U. S.) ist eine bedeutende Körperschaft, deren Generalsynode 7 Distriktsynoden mit 52 Klassen und 1468 Gemeinden umfaßt. Die Zahl der Prediger beträgt 788, die der konfirmierten Gemeindeglieder 176 937 nebst 108 079 nicht konfirmierten. Von den 7 Distriktsynoden sind drei ganz deutsch, die übrigen 4 aber vorwiegend englisch.

Diese Kirche hat sich seit fast einem halben Jahrhundert am Missionswerke beteiligt. Eine Missionsgesellschaft — oder richtiger ein Board (Behörde) für die ausländische Mission — bildete sich 1838. Die Beiträge des ersten Jahres betrugen 3200 M. und steigerten sich 1845 auf 6272. Es wurde jedoch nicht eine selbständige Mission unternommen, sondern man schloß sich dem Amer. Board an, doch so, daß die Sorge für einen Missionar (B. Schneider in Aintab) übernommen wurde. Als die obengenannte deutsche Missionsgesellschaft gestiftet wurde, löste man die Verbindung mit dem A. Board, um sich derselben anzuschließen, doch blieb die Kirchenbehörde für ausländische Mission bestehen, die schließlich die Gründung einer selbständigen Mission erwirkte. Eine Versammlung zu Harrisburg erwählte 1873 Japan zum Arbeitsfeld. Zur praktischen Ausführung aber konnte man erst 1878 schreiten. Pastor Ambrosius D. Gring wurde als Missionar (am 25. Okt.) abgeordnet und segelte Anfangs des folgenden Jahres mit seiner Frau nach Yokohama, wo sie zunächst ihren Wohnsitz nahmen, der später nach Tokio verlegt wurde. Als zweiter Missionar ist ihm 1883 Past. Fairus, P. Moore mit

Frau gefolgt. In der Nähe der bekannten großen Brücke, Nihon Baschi, wurde eine Schule eröffnet. Im Jahre 1884 erfolgte die Taufe der Erstlinge (5?) und die neue kleine Gemeinde wurde, nachdem die Genehmigung der Behörden der Mutterkirche eingeholt, der in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnten Presbyterianischen Union (Union Church in Japan) angeschlossen.

Missionar Gring hatte den Heidelberger Katechismus in die japanische Umgangssprache übersetzt, und war mit Herausgabe linguistischer Hilfsmittel zur Erlernung derselben beschäftigt. Auch hat er seine Thätigkeit weiter ausdehnen können und in einem 3—4 M. von Tokio entfernten Dorfe 11 Erwachsene und 4 Kinder getauft. Nach dem 1884 erstatteten dreijährigen Berichte beliefen sich die sämtlichen Ausgaben auf 55 008 M., im Durchschnitt also jährlich 18 336.

Nach neueren brieflichen Mittheilungen ist im Dezember v. J. ein dritter Missionar Wm. H. Hoy ausgesendet und hat sich in Sendai 50 M. nördlich von Tokio niedergelassen wo bekanntlich schon seit längerer Zeit eine blühende griechisch-katholische (russische) Mission besteht, der erst vor zwei Jahren die der amerikanischen Baptisten als die erste evangelische in jener Stadt an die Seite getreten ist. — Als dringend wünschenswert ist die Arbeit unter der weiblichen Bevölkerung, zunächst Tokios, ins Auge gefaßt worden. Zwei Lehrerinnen sind bereit, hinauszugehen und eine Schule zu gründen, sobald die erforderlichen Mittel vorhanden sein werden.

Wir müssen jedoch noch eine andre Missionsthätigkeit erwähnen, die seitens der reformierten Kirche unter Heiden getrieben wird. Neben der ausgedehnten Home Mission, die vorzugsweise die Sammlung bisher kirchlich nicht versorgter Deutschen zur Aufgabe hat, sorgt man auch wenigstens an einem Punkte für die Reste der Indianer u. z. vom Stamme der Winnebago in der Nähe von Black River Falls, Jackson Co. Es ist dort ein eigener Missionar Past. Jakob Hauser von der Sheboygan Klassis angestellt. In einer brieflichen Zuschrift wird Jakob Stücki als der betreffende Missionar bezeichnet, der als solcher auch im Verzeichnis der sämtlichen Geistlichen der reform. Kirche (Kalender für die reform. Kirche 1886) aufgeführt ist. Wir müssen wohl annehmen, daß er als Nachfolger für jenen neuerlichst eingetreten ist. In der obigen Summe der dreijährigen Ausgaben sind für diese Mission nur 1270 M. enthalten — also die jährliche Durchschnittssumme von 423 M. Die übrigen Ausgaben trägt die Sheboygan Klassis — es wäre uns erwünscht zu erfahren in welcher Höhe? Über die Erfolge dieser Indianermision, die nur beiläufig als günstig bezeichnet werden, möchten wir gleichfalls gern weiteres erfahren und würden für bestimmte Angabe, der Gemeindeglieder, der Schüler u. s. w. sehr dankbar sein.

2. Die schwedische Mission.

Der Schriftführer des studentischen Missionsvereins in Upsala hat die Güte gehabt, uns sehr eingehende Notizen über die gesamte von Schweden aus getriebene evangelische Missionsthätigkeit zu senden. Eine vollständige Übersicht über die verschiedenen Arbeiten wird unsern Lesern um so willkommener sein, als die schwedischen Missionen bei uns immer noch wenig

bekannt sind.¹⁾ Wir fügen sogleich einige wichtige Mitteilungen hinzu, die zur Ergänzung unsrer letzten Rundschau dienen mögen.

In **Ostafrika** hat die evang. Fosterlands=Stiftelse bekanntlich die Station M'kullo. Von hier aus ist jedoch eine zweite im Gallalande, in der Landschaft Djimma errichtet. Die Lage derselben ist nicht genau angegeben. Die eingebornen Missionsgehilfen (2 Abessinier und 2 Galla) machten die Reise dahin über Godscham und Balli in Schoa (wo die Arbeiter der Ehrischona stehen (vergl. Kl. M.-Atl. 2, Nebenkarte). Nachdem sie die letztere Strecke in einem Monat zurückgelegt, brauchten sie zur Vollendung ihrer Reise nach Djimma weitere drei Wochen. Bei dem Könige, der in Djerien residiert, fanden sie freundliche Aufnahme. In der Umgebung desselben herrschen jedoch bereits mohammedanische Einflüsse, die der Missionsarbeit manche Schwierigkeiten in den Weg zu legen drohen. Auch Kriegeunruhen machten das Land unsicher. Flüchtlinge eines von Schoa bekriegten Stammes wurden von den plündernden Soldaten bis nach Djimma verfolgt. Doch infolge der Bekanntschaft, welche die schwarzen Missionare in Balli mit dem Schoahäuptling Ras Gofana gemacht hatten, blieben sie verschont, obwohl ihr Geld (600 Salzstücken = 225 M.) für die Soldaten viel Anziehungskraft haben mochten.

Nun aber sind bereits zwei schwedische Missionare, Pohlman und Bergman nachgerückt um sich auf der neuen Station niederzulassen. Sie waren bis Schoa gekommen; dort aber hatten sie einen langen Aufenthalt und nach den letzten Nachrichten verweigerte ihnen der König Menelek die Weiterreise. Sie hofften jedoch der König werde sein Verbot noch zurücknehmen. (Miss. Tid. 1885, S. 122 f. 177.)

Von M'kullo wird gemeldet, daß einer der Missionare bei dem abessinischen General Ras Alola, der den Feldzug gegen die Anhänger des Mahdi führt, eine sehr angesehenen Stellung als Arzt erhalten hat. Jener hatte zur Pflege der Verwundeten Ärzte verlangt. Zwei Italiener von Massaua und Dr. Winqvist, der Missionsarzt folgten dem Rufe. Bald aber waren die ersteren in Ungnade gefallen und wurden weggeschickt, während der protestantische Oberarzt, wie man ihn nennt (Hakim Kebir protestanto) zum Leibarzt ernannt wurde. Vielleicht eröffnet dies Verhältnis der evangelischen Mission wieder die Thür Abessiniens. (M. Tid. 177.)

In **Südafrika** arbeitet die Mission der schwedischen Statskirche auf den beiden in Natal belegenen Stationen Oskarsberg und Amóibi.

Am **Kongo** waren in Verbindung mit der Livingstone Inland Mission die beiden schwedischen Missionare Petersen und Westlind thätig, jener auf der Aquator Station dieser zu Mukimbungu. Wie es scheint, wurden dieselben von einem schwedischen Missionsvereine unter dem Namen „Svenska Mission förbundet“ unterstützt. Nachdem die Arbeit jener englischen Mission in die Hände der amerikanischen Baptisten übergegangen

¹⁾ Obgleich das Referat über die skandinavische Missionskonferenz bereits in der Hauptsache dem Orientierungsbedürfnisse genügt hat, auch eine eingehendere Übersicht über die einzelnen nordischen Missionsgebiete für die M. M. Z. bereits disponiert und teilweise schon gegeben ist, so lasse ich die obigen Mitteilungen um ihrer knappen Klarheit willen doch unverfürzt folgen.

ist, hat der genannte Verein beschlossen, die beiden Stationen zu übernehmen und eine selbständige Mission am Kongo fortzuführen.

In **Indien** arbeitet die Mission der schwedischen Staatskirche (früher schwedische Missionsgesellschaft) in Verbindung mit der Leipziger Mission auf den Stationen Manikrámmán, Poimbatúr und Mádura.

Die evang. Fosterlands-Stiftelse hat ihre Stationen in den Centralprovinzen u. z. Narsingpur und Sagar [Saugor] seit 1878 und Betul [Baitool] seit 1880. Neuerlichst aber hat sie auch die bisher der Free Church gehörige Station Tschindwara übernommen und Missionar Ekholm hat eine neue Station mitten unter der Gouda-Bevölkerung zu Tschit-taldscheri [Chittaljeri] gegründet.

Außerdem werden von schwedischen Missionsvereinen regelmäßig unterstützt: Die Santalmission (Börresen) von den drei Komiteen in Upsala, Stockholm und Göteborg, die 1884 zusammen 20 250 M. beitrugen.¹⁾

Das syrische Waisenhaus zu Jerusalem wurde von Falun mit 18 000 M. unterstützt; ebenso die Baseler Missionsschule auf Hongkong (Missionar Lehler) von dem Frauenverein für Chinamission mit 11 250 M. Der Miss.-Verein zu Jönköping gab an die Pariser und an die Finnische Mission 2 250 M.

Hiernach stellen sich die Missionsleistungen Schwedens allerdings wesentlich höher, als sie in meiner vorjährigen Zusammenstellung erscheinen. Ich freue mich zur Berichtigung die folgende Tabelle mitteilen zu können, deren Angaben sich freilich auf 1884 beziehen. Meine Tabellen sind für 1883 berechnet. Auch bezüglich der Statistik über die Pariser M.-G. (cf. S. 512 des vorigen Jahrgangs) bringt das Journal des Missions évangéliques (1886, 77) einige Berichtigungen, die wir dankbar hier registrieren. Nach der in dem genannten Journal aufgestellten Tabelle stellen sich die Ziffern folgendermaßen:

Missions- Gebiete.	Zahl der Stationen.	Missionare		Chri- sten.	Kom- muni- kanten.	Zu- gang der Ge- taufen im letzten Jahre.	Schulen.	Schüler		Summa der Aus- gaben in M.
		europäische	eingeborene					überhaupt.	Mädchen.	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Senegambien	2	2	1	39	25	3	1	15	?	19 642
Bassuto und Sambesi	15	23	103	10 424	4424	401	30	2180	500	121 718
Tahiti	3	4	15	7500	2377	258	12	250	40	34 954
Aufwand in d. Heimat	—	—	—	—	—	—	—	—	—	30 189
Summa:	20	29	119	17 963	6826	662	43	2445	540	206503

¹⁾ Pro 1883 fanden wir in dem Jahresbericht von Börresen nur 664 vergl. 1885, S. 508 Tab. III.

M.-Gesellschaft und Arbeitsfeld.	Missionstationen.		Missionare				Ge- meinde- glieder.	Kom- muni- kanten.	1884 aufgenommen.	Bath der Schölen.	Schüler.		Einnahme.	Ausgabe in Mark.	Aufwand in der Heimat.
			schwe- dische	einges- borene.	Männer						überhaupt	darunter Mädchen			
					Männer	Frauen									
1. Ev. Fosterl.-St. Ostafrika Indien	2	9	5	10	6	100	75	1 (?)	3	64	26		58 066		
	3	7	3	1	1	17 (?)	?	4	4	220	47		27 092		
	5	16	8	11	7	117	75	5	7	284	73	146 783	85 158	47 584 ¹⁾	
2. Schwed. Staats- kirche Südafrika Indien ²⁾	2	3	3			?	?		1	21	14		15 812		
	3	3	1	23		1609	?	71	14	320	?		15 715		
	5	6	4	23		1609		71	15	341	14	49 863	31 527	4493	
3. Svenska Miss. förb. Unterstützt von schwe- dischen Vereinen	2		2						1	18		27 930	4180		
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	ca. 51 750	51 750	?	
	Summa:	12	24	12	34	7	1726 (?)	75 (?)	76 (?)	23	643	87	276 326	172 615	

¹⁾ Wahrscheinlich sind hier die sämtlichen heimatlichen Aufwendungen der Gesellschaft angegeben, die sich zum großen Teil mit auf Arbeiten der innern Mission beziehen.

²⁾ Diese Zahlen sind in unsern Tabellen bei der Leipziger Mission inbegriffen.

Literatur-Bericht.

1. **Th. Zahn** (nicht der Missionsinspektor in Bremen, sondern dessen Bruder, der Professor der Theologie in Erlangen): „Missionsmethoden im Zeitalter der Apostel.“ Zwei Vorträge im akademischen Missionsverein zu Erlangen. (Erlangen, Deichert. 1886. 48 S.) — Es ist ein sehr hoffnungsvoller Fortschritt, daß jetzt auch unsre Universitäts-Professoren immer häufiger Missionsvorträge halten. Wir freuen uns dieser Thatfache nicht bloß, weil sie ein Zeichen der akademischen Nobilisierung der Mission ist, sondern weil sie auch eine Förderung der Missionskenntnis und des Missionsverständnisses bedeutet. — Sicher ist das bei den vorliegenden, präcisen, mit Fleiß gearbeiteten Vorträgen der Fall, gerade darum, weil sie sich weislich auf ein Gebiet beschränken, auf welchem der Vortragende zu Hause ist und als Fachmann redet. Auf Grund der apostolischen und nachapostolischen Quellen zeichnet er nämlich völlig objektiv geschichtlich die Art und Weise, in welcher zur Apostel Zeit missioniert wurde, ohne sich auf die heutige Missionsthätigkeit und das Verhältnis derselben zu den apostolischen Missionsmethoden irgendwie einzulassen. Diese Zeichnung ist nach unsrer Auffassung allerdings nicht lückenlos, wir vermissen manches; so ist merkwürdigerweise der Missionsbefehl Matth. 28 und auch Joh. 20, 21 ganz unberücksichtigt geblieben, während die Matth. 10 gegebene Instruktion auf mehreren Seiten besprochen wird; auch deutet sie oft eine wichtige Frage nur an, wo wir ein etwas genaueres Eingehen für wünschenswert halten. Aber sie ist sachlich richtig, oft wirklich fein, lichtvoll, in kurzen Bemerkungen einen bedeutenden Aufschluß gebend und läßt viel zwischen den Zeilen lesen. — Gegen die Disposition, so geistvoll sie ist, haben wir allerdings unser Bedenken. Im Anschluß an die Exegese des Wortes: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben“ teilt sie nämlich die Missionsthätigkeit der apostolischen Zeit in drei Hauptklassen. 1. Es sei damals das Evangelium ausgebreitet worden von solchen, welche in Taubeneinfalt thaten, was sie nicht lassen konnten, völlig methodelos (Apg. 1—11); 2. von solchen, welche mit schlauer Überlegung, aber völligem Mangel an lauterer Hingebung an die Sache des Evangeliums missionierten (die judaisischen Gegner Pauli) und 3. von solchen, welche Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt paarten (Paulus und seine Gehilfen). Besonders die zweite Klasse will sich als eine selbständige Unterabteilung unter das Hauptthema: Missionsmethoden nicht recht natürlich subsumieren lassen. Aber das ist eine formale Frage von sehr untergeordneter Bedeutung; sonst ist gerade dieser zweite Abschnitt inhaltlich sehr wertvoll und reich auch an praktischen Winken.

2. **Bestmann**: „Die evangelischen Missionen und das Deutsche Reich mit Beziehung auf die Verhandlung des Reichstages vom 28. November 1885.“ Vortrag, gehalten im akademischen Missionsverein zu Leipzig. (Leipzig, Dörffling & Franke. 1886.) — Dieses allerdings nur 16 Seiten umfassende Schriftchen hat die Erwartungen in keiner Weise erfüllt, welche sein Titel und der Name seines Verfassers in uns erregt hatte. Es ergeht sich, wie der Autor selbst bemerkt (S. 15), „viel in Paradoxien und Projekten“, und zwar in solchen, die weder genügend motiviert sind, noch auf Realisierung irgend welche Aussicht haben, auf deren Kritik wir uns darum auch nicht ein-

lassen wollen. So wird, um der Kuriosität wegen nur ein solches wunderliches Projekt anzuführen, gegen welches wir selbstverständlich den allerentschiedensten Protest erheben, der Vorschlag gemacht: der durch das Kirchengut reichgewordene Staat soll durch den Welfenfonds (sic!!) der Mission in ähnlicher Weise „dienen“ wie „die Kreise des hohen Adels in England, aus denen dort der Mission ungeheure Summen zufließen“ (S. 11. 12)!! Auch fehlt es nicht an sonstigen irrigen Behauptungen, wie z. B. daß „die katholischen Missionare auf Tahiti 6000 Christen der protestantischen Kirche abgespenstigt gemacht haben“ sollen (S. 5 f.). Glücklicherweise sind die Eingebornen von Tahiti ihrer großen Majorität nach evangelisch geblieben. —

3. Buß, Arndt und Happel: „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.“ Organ des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Jährlich vier Hefte. 3 M. Berlin, Haack. 1. Hft. 1886. — Das von dem Hauptredakteur und Präses des genannten Vereins geschriebene „Programm“, rechtfertigt die Herausgabe dieser neuen Missionszeitschrift auf eine doppelte Weise: 1. dadurch, daß sie „neue Gedanken und Bestrebungen von Belang“ vertreten werde u., 2. „sich in den Dienst einer Sache stelle, die es wert ist, mit vielfachen Mitteln verteidigt und durch fortgesetzte Arbeit gefördert zu werden, für welche der Vorkämpfer noch zu wenige auf dem Plane stehen.“ Was die „neuen“ Gedanken betrifft, so sind sie unsern Lesern durch frühere eingehende Besprechung der Grundsätze des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins bereits genügend bekannt. Wir finden es ganz in der Ordnung, daß der qu. Verein diese Grundsätze auch in einem eignen Organe vertritt. Der Unkundige wird freilich manches, was diese Zeitschrift vertritt, für neue, ihr eigentümliche Gedanken halten, was doch in der bisherigen Missionstheorie schon betont und in der bisherigen Missionspraxis schon ausgeführt worden ist. Es ist eine Genugthuung für uns Missionsleute alten Schlages, daß die neue Zeitschrift und die „neue“ Missionsmethode vielleicht mehr Berührungspunkte mit uns hat als es nach dem „Programm“ erscheinen könnte. Es wäre uns lieb, wenn das wirklich Neue möglichst markiert und, da der Verein jetzt ja auch praktische Missionsarbeit thut, recht klar hervorgehoben würde, welches die wirklich originalen Wege sind, die seine Missionare gehen, damit wir sehen, ob es eben dieses mit so großen Erwartungen proklamierte „Neue“ ist, das den erhofften Erfolg giebt. In der Heimat wird sich das ja schon bald zeigen. Die Zeitschrift tritt in der für sie denkbar günstigsten Zeit ins Leben. Die bisherige Aschenbrödelstellung der Mission ist zum großen Teil bereits beseitigt; in den wissenschaftlichen Kreisen ist der Umschwung schon länger eingetreten, in der öffentlichen Meinung hat ihn zuletzt die Kolonialbewegung bewirkt. Die neue Zeitschrift findet offene Thüren; aber die Öffnung ist nicht das Verdienst der von ihr vertretenen Richtung. Das „Programm“ führt den Mangel an Sympathien für die Mission „in weiteren Kreisen der protestantischen Bevölkerung“ allerdings auf einen Mangel in der bisherigen Missionsliteratur zurück. Wir beugen uns ohne Widerspruch unter diese Kritik, da wir sehr tief von dem Gefühle durchdrungen sind, daß auch unsere bisherige literarische Missionsarbeit sehr unvollkommenes Stückwerk gewesen. Aber nun muß es sich die neue Zeitschrift gefallen lassen, daß man

von ihr erwartet, sie werde jenen Mangel an Sympathie für die Mission „in weiteren Kreisen der protestantischen Bevölkerung“ wirklich beseitigen. Wir werden einige Jahre warten, um zu sehen, wie weit ihr das gelingt und zwar gelingt gerade durch die neuen Gedanken, die sie vertritt. Wir gehören, wie unsere Leser wissen, bezüglich der Kraft dieser „neuen“ Gedanken entschieden zu den Ungläubigen; aber eine aufrichtige Freude soll es uns sein, wenn vielleicht unter einiger geheimer Mitwirkung der alten Missionsgedanken die neue Zeitschrift der Mission größere und thatkräftigere Kreise erobert, als es den älteren Zeitschriften gelungen ist.

Den Hauptinhalt des vorliegenden Heftes bilden — außer einer von seinem Präses kurz und klar geschriebenen Entstehungsgeschichte des neuen Vereins — die beiden Vorträge der Professoren Gerland und Pfleiderer, welche auf der Jahresversammlung in Mannheim (Ende Sept. 1885) gehalten worden sind: „Die Mission im Leben der Gegenwart“ und „Die erzieherische Aufgabe der christlichen Kulturvölker an der nichtchristlichen Menschheit“. Leider gestattet unser Raum uns nicht, in eine Besprechung dieser Arbeiten einzutreten. Die erste, die uns auch als die bedeutendere erscheint und sich vielfach mit Gedanken berührt, welche in unsrer Zeitschrift und speciell von dem Schreiber dieser Zeilen schon früher ausgeführt worden sind, giebt uns verhältnismäßig wenig Veranlassung zu kritischen Bedenken. Wir gehen indes auf diese unsrerseits zu beanstandenden Punkte jetzt nicht ein und begnügen uns mit der einen Bemerkung, daß Gerlands Behauptung uns sehr wunderlich vorkommt: „die heutige Mission habe viel von den alten Jesuiten zu lernen.“ Das ist ein Vorurteil, welches sofort schwindet, sobald man die Methode und — die Erfolge der „alten Jesuiten“ genauer studiert. Weit weniger können wir dem Pfleidererschen Vortrag, obgleich er auch manches gute und treffende Wort enthält, unsre Anerkennung zollen und zwar wesentlich aus dem Grunde nicht, weil er sich zu viel in den Wolken bewegt und Lustschlösser baut.¹⁾ Der Referent vergißt nämlich in dem hohen Gedankenfluge, den er nimmt, die Mittel anzugeben, durch welche seine Ideen realisiert werden, und das ist doch ein erheblicher Mangel. Man muß gerade in der Mission sehr nüchtern sein. Auch schießt Pfleiderer in seiner Polemik gegen Einzelbekehrung sehr über das Ziel hinaus. Noch hat die Geschichte keine Völkerbekehrungen aufzuweisen, die nicht durch Einzelbekehrungen vorbereitet worden wären. Eben-
sowenig giebt es erziehende Völker ohne erziehende Individuen. Auch möchten wir ernstlich darum bitten, künftig doch ein wenig Maß zu halten mit der im liberalen Lager geradezu zur fixen Idee gewordenen Behauptung, daß unsre bisherigen Missionare „die engen Fesseln“ des ganzen „komplizierten konfessionell-kirchlichen Dogmenapparats“ den armen Heiden auf die Hälse gelegt hätten! Sie sind wirklich nicht ganz so schlimm gewesen!!

¹⁾ Charakteristischerweise hat man gerade diesen Pfleidererschen Vortrag noch separat gedruckt und mit einem Begleit Schreiben, welches für den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein und seine neue Zeitschrift um Mitglieder und Abonnenten wirbt, der „Deutschen Kolonialzeitung“ (Nr. 5) beigelegt. Man wird ja seine Gründe dafür gehabt haben; wir unsrerseits hätten dem Gerlandschen Referate eine bedeutendere Werbekraft zugetraut.

An namhaften Mitarbeitern fehlts der neuen Zeitschrift nicht und so dürfen wir wohl von ihr hervorragende Leistungen erwarten.

4. Grundemann: „Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes nach seinem gegenwärtigen Bestande.“ Zweite vervollständigte Auflage. (Kallw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1886. 2 M.) — Das Missionsstudium wächst. Auch die Atlanten erleben neue Auflagen. Man konnte das freilich schon bei dem ersten Erscheinen dieser saubern und soliden Arbeit erwarten, daß sie eine Zukunft habe. Es war ein guter Griff einen so billigen und übersichtlichen Atlas mit nur zehn Hauptkarten (und allerdings 30 Nebenkartons) herauszugeben. Neue Karten sind in der zweiten Auflage nicht hinzugekommen, aber eine sorgfältige Vergleichung mit der ersten Auflage zeigt vielfach die verbessernde und nachtragende Hand. Soweit wir nachzukommen vermögen, ist das Werk völlig zuverlässig und zur geographischen Orientierung für das allgemeine Missionsstudium auch völlig ausreichend. Die erste Karte, ein Doppelblatt, eine Religionskarte der Erde mit Angabe der wichtigsten evangelischen Missionsgebiete wird auch apart (à Ex. zu 25 Pf., 25 Ex. 5 M.) abgegeben. Eine Missions-Wand-Weltkarte für den Schulgebrauch mit erläuterndem Text ist in Vorbereitung.

5. Grundemann: „Zur Statistik der evangelischen Mission.“ Gütersloh, Bertelsmann. 1886. 1,50 M. — Es ist dies der Separat-Abdruck der ausführlichen statistischen Tabellen, welche sich durch einen großen Teil des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift hingen, also eine den Lesern derselben wohlbekannte Arbeit. Soweit unsre Kenntnis reicht, giebt es keine zweite Missionsstatistik, welche an Umfang wie an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Grundemannschen gleichkäme. Der Fleiß, der in der vorliegenden Zahlenfülle steckt, ist ein ganz immenser, wird aber ganz und voll nur von solchen gewürdigt, welche sich selbst einmal quellenmäßig mit allgemeinen statistischen Missionsstudien beschäftigt und die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Studien aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben. Wenn daher, wie der Verfasser selbst mit Nachdruck hervorhebt, seine Arbeit an noch mancherlei Unvollkommenheiten und auch an Irrthümern leidet, so wäre es kleinliche Nörgelei, ihm etwa diese Mängel besonders vorrücken zu wollen statt der positiven Leistung die höchste Anerkennung zu zollen. Nur einen Wunsch möchten wir uns erlauben zu äußern, nämlich daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, seinem riesigen Zahlenmaterial etwas mehr Kommentar hinzuzufügen als die acht Seiten Text, mit welchen er die Tabellen einleitete. Es ist ja richtig; die Zahlen reden für sich selbst; aber ich fürchte, nicht jeder versteht ihre Sprache und darum ist es praktisch, einige Körnlein Salz zwischen die Tabellen zu streuen. Sind diese Zwischen- oder Nachbemerkungen lichtvoll, so sind sie wohl der beste Empfehlungsbrief für die ja an sich trockene Statistik. — Auch ein die Übersicht erleichterndes Inhaltsverzeichnis hätte beigefügt werden können. — Hoffentlich wird die treffliche Arbeit bald ins Englische übersetzt und dadurch neue Gelegenheit zu ihrer Vervollkommenung gegeben.

6. Bolz: „Geographische Charakterbilder.“ Mit über 300 Illustrationen und Karten im Texte. Vollständig in höchstens 45

Lieferungen à drei Oktavbogen zu 50 Pf. Leipzig, Fues's Verlag. 1886. — Bis jetzt liegt nur die erste und zweite Lieferung vor und man wird mit einem allgemeinen Urtheil noch warten müssen, bis die Ausgabe weiter vorge-schritten sein wird. Wie es scheint, bietet der Herausgeber lauter Ausschnitte aus den Werken namhafter Reisender, wie Lenz, Fritsch, Nachtigal, Kohlfs; aber er trifft eine gute Auswahl. Die Schilderungen sind meist höchst anschaulich und fesselnd. So kann man beispielsweise Nachtigals: „In den Schrecknissen der Wüste“ kaum lesen, ohne zugleich aufs tiefste ergriffen zu werden. Die einzelnen Abschnitte versetzen uns immer sofort mitten in die Scene; aber obgleich sie ja geographisch geordnet sind — stehen sie unter sich in keinem unmittelbaren Zusammenhange. Für nicht genügend orientierte Leser fürchten wir, ist beides eine Schwierigkeit, welche etwas verwirrend wirkt. Wenn z. B. der dritte Abschnitt: „Quer durch den Atlas nach Tarudant“ von Lenz ohne jede Orientierung durch den Zusammenhang oder eine Fußnote sofort beginnt: „In Sefsaoua, das dicht am Gebirge im Thale des Wad Afansa liegt, fanden wir bei dem jovialen Raid die freundlichste Aufnahme“ — so werden wohl nur sehr wenig Leser wissen, wo sie sich befinden! Ob die versprochene Karte überall diese abgerissenen Fäden verknüpft, kann man natürlich erst sagen, wenn sie da ist.

7. Olpp: „Erlebnisse im Hinterlande von Angra Pequena.“ Dem Volke erzählt. Barmen, Missionshaus. 1886. — Wir haben dieses treffliche Büchlein erst voriges Jahr angezeigt und besprochen. Wie es scheint, ist bereits eine zweite Ausgabe nötig geworden, obgleich das nicht auf dem Titel bemerkt ist. Unser Wunsch: dem Büchlein eine Karte beizugeben, ist erfüllt. Bekanntermaßen ist mit Hereroland auch Namaland jetzt deutsches Schutzgebiet geworden. Olpp, ein mit den dortigen Verhältnissen gründlich vertrauter, 15 Jahre im Lande thätig gewesener rheinischer Missionar, liefert ebenso zuverlässiges wie interessantes Material.

8. Mantegazza: „Indien.“ Aus dem Italienischen. Autorisierte deutsche Ausgabe. Vena, Costenoble. 1885. 8 M. — Unbedingt ein höchst interessant geschriebenes Buch, dessen Sprache oft wie Champagner schäumt und in dem die Gedanken oft wie Blitze leuchten. Der Verfasser, Universitätsprofessor zu Florenz, Arzt, Anthropolog und Patholog, hat auf einer ca. sechsmonatlichen Reise das alte Wunderland durchflogen und voll von den empfangenen orientalischen Eindrücken gleichsam mit den Farben der indischen Sonne seine indischen Bilder gemalt. „Nur um ein Buch über Indien zu schreiben — heißt's im ersten Kapitel — möchte ich Musiker sein, damit ich eine Symphonie komponieren könnte, die meinem Buche als Vorrede diene. Die Musik ist die einzige Kunst, die annähernd imstande ist, das Unbestimmte, das Unendliche der Empfindungen, welche Indien erregt, auszudrücken; ist die einzige Kunst, welche die warme Sinnlichkeit und die Überfülle hoher, großer, vielgestaltiger Gedanken, die der Besuch in jenem fernen Lande in uns wachruft, wiedergeben kann, jenes Vaterland der Cholera und der Elefanten, der schönsten Orchideen und des Tigers, wo fast 300 Millionen Menschen aller Farben sich drängen und drücken wie die Ameisen. Das Zuviel ist der hervorragendste Punkt in Indien: zu viel Menschen und zu viel Tiere, zu viel

Wärme, zu hohe Berge, zu viel Reichtum und zu viel Armut, zu viel Alter und zu viel Kindheit, zu viele Farben und zu viele Gerüche, zu viele Fieber und zu viel Liebe, zu viel Tote und zu viel Leben. Wir armen lauen Menschen der gemäßigten Zone fühlen uns immer erdrückt, überschwemmt von zu vielen Empfindungen; man wird betäubt, geblendet, ermüdet. Man transpiriert immer innen und außen.“

Sehr wunderbarlich klingt es freilich und gehört wesentlich ins Bereich der Phantasie, wenn der Verfasser weiter schreibt: „Arbeitsamkeit, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit, Sparsamkeit sind in diesem feuersprühenden Lande ganz exotische Pflanzen und jeder Augenblick zwingt uns die Eingebornen zu beneiden“ — weil angeblich jene Tugenden ihnen fehlen?? Dagegen hat er unbedingt recht, wenn er fortfährt: „Sollte ich eine Symphonie mit dem Zuviel-Motiv schreiben, so müßte ich auch düstere schreckliche Tempel mit hineinbringen mit Röhren und Pfauen und Bettelpriestern, mit Gold und Silber bedeckte Elefanten, Fürsten, deren Kleider mit Edelsteinen im Werte von vielen Millionen geschmückt sind und Kulis, die mit vier Lire den Monat leben, schwarze, nackte Menschen, die immer von Kokosnußöl oder Schweiß oder von beiden zusammen glänzen; weiter eine wahre Orgie von nacktem, wohlgeformten Fleisch, das weder durch Nieder noch Beinkleid verdeckt wird, vielfache Kleider, welche den menschlichen Leib verschleiern, aber nicht verbergen: das Groteske im Heiligen, das Cyklophenhafte im Tölpel, Affen, die man anbetet und Heilige, die sich 30 Jahre lang nicht von der Stelle bewegen, Affen, welche vom Staate unterhalten werden und Razenhospitäler“ . . .

Von besonderem Interesse für uns ist derjenige Teil des manchmal gesucht pikanten und prickelnd geschriebenen Buches, welcher uns die Reise des Professors beschreibt und reiche Blicke in das Leben und Treiben des heutigen Indiens thun läßt. Wir haben Literatur genug über das alte Indien mit seiner einstigen Kultur und Philosophie, und gerade die gelehrtesten Kenner dieses alten Wunderlandes schauen auch das heutige Indien oft genug im Glanze dieser vergangenen Herrlichkeit. Unser Professor thut das aber nicht im mindesten, so glühend auch oft die von ihm gewählten Farben sind; er läßt uns die Dinge sehen nicht wie die europäischen Brahma- oder Buddha-Schwärmer sie sich denken, sondern wie sie in Wirklichkeit sind und insofern ist gerade für uns Missionsleute das Buch höchst lehrreich. Verständnis für Religion und Kenntnis der Religionsgeschichte ist dagegen nicht die starke Seite unsres Verfassers, sonst könnten Behauptungen nicht vorkommen wie z. B. „die Basis des Brahmanentums ist viel erhabener als die christliche Trinität“ (S. 305), oder: „Fanatiker giebt es — in Indien — nur noch wenig und unter diesen wenigen haben nur wenige wahren Glauben“ (S. 312). Auch was er über die Missionen in Indien sagt, ist nicht bloß sehr kurz, sondern auch — recht oberflächlich, ja einmal streift es an Blasphemie (S. 313). Wir hoffen, sobald der jetzt mangelnde Raum es gestattet, auf das Buch noch einmal zurückzukommen und aus den für uns lehrreichen Kapiteln eine Reihe Bilder unsern Lesern vorzuführen. — Schließlich noch die Bemerkung, daß die Übersetzung sehr gut ist.

Die Verweltlichung, eine neue Missionsgefahr.¹⁾

Von Missionsinspektor F. M. Zahn.

I.

Offenbar ist unser Thema, wie schon seine Form: Die Verweltlichung, eine neue Missionsgefahr, anzeigt, ein durch die besonderen Umstände des Augenblickes uns näher gebrachter Gegenstand. Aber es ist auch zu allen Zeiten zeitgemäß. Die Verweltlichung ist eine Gefahr, die nicht nur heute, sondern solange es Mission giebt, und nicht nur dieser, sondern überhaupt dem Christentum droht. Doch davon können wir weiter erst reden, wenn wir uns verständigt haben, um was es sich überhaupt hierbei handelt.

Die Verweltlichung der Mission! Die Vorsilbe: Ver= besagt hier, wie so oft, daß etwas seine Natur und Art verliert, in unserm Falle, daß die Mission die ihr eigentümliche Art an die Art der Welt verliert. Und die erste Frage ist darum: Was ist Mission? oder vielleicht müssen wir noch weiter zurückgehen und fragen: Woher bekommt man Antwort auf die Frage: Was ist die Mission?

Man sollte so nicht fragen müssen, aber es ist heutzutage nötig. Die mißachtete Mission hat nämlich so viele und solche Freunde bekommen, daß man versucht ist zu sagen: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden! Die Sache ist nämlich ganz klar und einfach, wenn jemand herkommt und sagt: Christianisierung hilft gar nichts, Kultivierung, das ist das rechte, oder: Das Christentum hilft nicht, der Islam ist die Rettung — dann weiß man, woran man ist, und wie man zu verhandeln hat. Die so reden, wollen keine christliche Mission. Dagegen ist die Sache verwickelt und schwierig, wenn sich uns jemand vorstellt: Ich bin ein warmer Missionsfreund, aber bitte, bringen Sie doch nicht so viel „abstrakte Religion“! „Die Mission ist im allgemeinen sehr verdienstvoll, aber sie legt nicht genügenden Wert auf die Erziehung fürs praktische Leben. Es wird zuviel Englisch, zu wenig Deutsch in der Mission gelehrt“ oder was dergleichen Kritiken warmer Missionsfreunde mehr sind. Da ist es sehr schwierig zu verhandeln. Wer und was soll denn entscheiden, was Mission ist, was sie zu erstreben hat und wie sie das Erstrebte erreicht? Etwa die Erfahrung von N. N.?

¹⁾ Referat auf der Halleschen Missionskonferenz am 2. März 1886. Die auf einen früheren Vortrag sich beziehenden einleitenden Worte sind weggefallen.

Man kann schon dankbar sein, wenn diese wohlwollenden Kritiker so weit-herzig sind, von ihrer, doch immerhin nur kleinen Erfahrung abzusehen und die Geschichte zur Schiedsrichterin zu erwählen.

Hier ist vielleicht im Vorbeigehen eine bescheidene Bemerkung erlaubt. Man verlangt von den Missionaren eine größere Bildung, einen weiteren Blick. Wäre es zu viel gefordert, wenn man von den kritisierenden Kaufleuten, Reisenden, Geographen, Journalisten auch etwas mehr Bildung, allgemeine und besonders religiöse Bildung verlangte, ehe sie sich zur Kritik einer religiösen Bewegung von weltgeschichtlicher Bedeutung berechtigt halten? Wer da sagt, so und so muß man Mission treiben, der sollte doch etwas davon wissen, wie seit bald 2000 Jahren christliche Mission getrieben und zwar mit einigem Erfolge getrieben ist. Allein uns protestantischen Christen genügt das noch nicht. So wertvoll und lehrreich uns die Geschichte der christlichen Kirche ist, sie ist nicht unsere letzte Instanz. Von der oftmals Irrwege einschlagenden Christenheit der aufeinander folgenden Geschlechter appellieren wir an die Jugend der Christenheit und über sie hinweg an den höchsten Richter, an Christus und an die Schrift, welche uns von dem einen und dem anderen Bericht giebt. Es kann jeder herkommen und uns sagen: So oder so müßt ihr es machen in der Mission, und wir wollen ja gern hören und lernen. Aber zu entscheiden hat doch nur der Herr. Es hat ihm nicht gefallen die Methode, oder ich will lieber sagen, die Taktik der Mission vorzuschreiben, ebensowenig wie er eine bestimmte Form der Verfassung seiner Kirche vorgeschrieben hat. Aber das Wesen seines Werkes, die ihm wesentlichen Mittel, die von ihm ins Auge zu fassenden Ziele können wir bei ihm kennen lernen. Keine andere Mission wollen wir treiben, als er will, und keine andere hat ein Recht sich als christliche geltend zu machen. —

An diese oberste Instanz haben wir uns also zu wenden, um zu erfahren, was das Wesen der Mission ausmacht. Wir hören da, daß Gott in seiner Liebe seinen Sohn gesandt hat, um das Himmelreich, seine königliche Herrschaft auf Erden zu bringen. Diese Gottesherrschaft soll das Gesamtleben der Kreatur umfassen; auch das Äußere ist nicht ausgeschlossen, aber sie soll beginnen im Herzen des einzelnen Menschen. Denn daß Gottes Reich nicht schon da ist in Gottes Schöpfung, sondern erst kommen muß, hat seinen Grund darin, daß der zum Herrn der Schöpfung berufene Mensch in seinem Herzen sich gegen Gott empört hat. An der Stelle, wo der Ungehorsam begann, soll auch der Gehorsam beginnen, und von innen nach außen ist der Gang, den Gottes Reich

nimmt. Dem Herzen wird Gottes Liebe verkündigt, die um Gehorsam wirbt, indem sie zusagt, den Ungehorsam vergeben, seine Macht brechen, seine verderblichen Folgen aufheben zu wollen. Gottes Reich kommt durch das dem Menschenherzen Gottes gnädige Liebe verkündigende Wort.

Es ist nicht zufällig, daß dem Volke Israel, an das zuerst dies Wort vom Reich kam, der Weg nicht gefiel. Durch sein Widerstreben wurde der verordnete König ans Kreuz gebracht. Es ward also gewandt, damit so die Sünde gesühnt werde, und damit von Anfang an das notwendige Heilmittel für den Schaden, das Leid, das Sterben nicht fehle. Es ist dem Wege, auf welchem die Herrschaft Gottes kommt, wesentlich, daß er ein Leidensweg ist, daß er durchs Sterben hindurch führt.

Damit hängt ein andres zusammen. Da Israel, das von Gott auserwählte Rüstzeug, sich ungehorsam erwies, so hat die Gottesherrschaft noch keine Reichsgestalt, sondern in der Gestalt der Gemeinde, der Kirche, in der Gemeinschaft derer, die mit ihrem Herzen der Wahrheit gehorsam wurden, wird die zukünftige Herrschaft Gottes herbeigeführt.

Denn diese wird nicht aufgegeben. Nein, daß Gottes Herrschaft einmal absolut sein werde, ist christlicher Hoffnungsartikel. Schon jetzt erweist es sich, daß die christliche Gottseligkeit auch für dieses Leben eine Verheißung hat, nur daß zuerst Gottes Reich und seine Gerechtigkeit erstrebt sein will, ehe solches alles hinzugethan wird. Wer sein Leben verliert, wird es auch hier gewinnen. Und der Blick in die Zukunft zeigt nach dem Leid die Herrlichkeit, nach dem Kreuz die Krone, nach dem Sterben eine Auferstehung des Leibes.

Das Motiv ist die Liebe Gottes, die dienen will; das Mittel ist das Wort, das diese Liebe verkündigt; der Weg die innere Erneuerung, die unvermeidliche Beigabe das Leid; das Ziel die zukünftige vollkommene Gottesherrschaft, wo nichts mehr ihm widerstrebt, alles ihm unterthan ist. „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Das ist *cum grano salis* verstanden die ganze Missions-Instruktion. Der christliche Gedanke vom Kommen des Reiches Gottes hat zur notwendigen Voraussetzung die Erkenntnis, daß in der Welt Gottes Herrschaft noch nicht besteht. So hören wir denn auch von einer Welt reden, die im argen liegt, deren Fürst der Feind Gottes ist, die durch das Kommen des himmlischen Königs gerichtet wird. Und es ist Selbstverstand, daß die Mission, die Arbeit, welche Gottes Reich ausbreiten will, ihr Wesen verleugnen würde, wenn sie die Art dieser bösen Welt, die sie zu bekämpfen berufen ist, annehmen wollte. Sie kann nicht christliche Mission bleiben, wenn sie ihre Waffen des Lichtes mit denen

der Finsternis vertauscht und dieser Welt sich gleich stellen wollte, die samt ihrem Fürsten schon gerichtet ist.

Aber der Gedanke vom Kommen des Reiches Gottes und darum auch der Mission beruht andererseits auf der Voraussetzung, daß diese Welt zu erretten ist. Das Himmelreich im christlichen, biblischen Sinne ist zu einem gegebenen Zeitpunkt nahe herbeigekommen, und naht sich durch den Dienst der Mission auch dem einzelnen Volke, nach dem kürzer oder länger dies Volk wie die Menschheit ohne Gottes Herrschaft bestanden hat. Die Welt ist also existenzfähig ohne Gottes Reich. Die Sünde thut an der Menschheit nicht sofort, was sie unabweislich einmal thun muß, sie tötet nicht sofort. Das Wesen der Welt, das es an sich hat: zu vergehen, offenbart sich nicht sofort. Die Welt ist doch eben Gottes Welt, die er erschaffen hat, und daß seine Welt, trotz des in ihr wirkenden Giftes, nicht alsbald zu Grunde geht, kommt daher, daß sie bis zum Eintritt der Gottesherrschaft unter göttlicher Geduld bewahrt bleibt. Gott läßt die Säulen, auf denen das Weltgebäude ruht, nicht so unterminieren, daß es zusammenstürzt, ehe die Mission ihr Werk gethan hat. Die Ordnungen der Familie, des Staates, des Rechtes, der Sitte läßt er nicht ganz schwinden. Er übt sein Regiment, indem er Völker kommen und gehen läßt. Man kann das alles auch Reich Gottes nennen, aber es ist nicht der biblische Sprachgebrauch, es ist nicht die königliche Herrschaft, welche Christus brachte und welche die Mission ausgebreitet hat. Auch dann würde die Mission ihr Wesen verlieren, wenn sie das Wesen dieser Welt annehmen wollte. Das Reich Gottes will nicht nur der bösen Welt ein Ende machen, es will auch die geschaffene Welt verwandeln. Gottes Herrschaft ist nicht nur der Sünde, sondern auch der Natur, wie sie jetzt ist, entgegengesetzt. Nicht nur geht nichts Unreines in Gottes Reich ein, auch Fleisch und Blut können es nicht ererben. Die Motive der Welt, ihre Mittel, ihre Wege, ihre Ziele, so gut sie an sich sein mögen, annehmen, würden doch nichts anderes sein, als Verweltlichung der Mission.

Es ist also die alte Aufgabe: In der Welt, doch nicht von der Welt zu sein, für die Welt, doch nicht nach ihr zu leben, eine Aufgabe, die dem Christen überhaupt, nicht nur dem Missionsarbeiter gestellt ist. Wer die Geschichte kennt, weiß, wie oft die Christenheit so oder so geirrt und die rechte Lösung der schweren Aufgabe, welche noch heute jedem von uns gestellt ist, nicht gefunden hat. Ich habe nicht von der einen Verirrung zu reden, die auch nicht gefehlt hat, auch nicht in der Mission, die oft nur eine Reaktion gegen die andere Verirrung ist; ich meine

die Weltflucht. Auch davon wäre zu reden, aber dies ist mir heute nicht aufgetragen. Ich habe zu handeln von der Verweltlichung, und sie ist auch wohl die häufigere, weil leichtere und bequemere Verirrung für die Christen überhaupt, vor allem in Zeiten des augenblicklichen Wohlbefindens, und insbesondere für die Mission.

II.

Denn die Mission meint Welteroberung. Die Christenheit hat zwei Aufgaben: was sie erworben hat, zu bewahren und auszubilden, was sie noch nicht hat, zu erobern. Letzteres kommt der Mission zu; sie hat mit der noch ungebrochenen Welt zu thun und in einer Weise, wie sonst niemand, ist sie dem Angriff der Welt, ihren Versuchungen ausgesetzt. Begleiten Sie die Mission vom Anfang ihres Weges bis zum letzten Ziel, Sie werden finden, sie muß in der Welt leben, sie muß sich herauswagen, sie muß an ihr Interesse nehmen und auf Schritt und Tritt hat sie die Mahnung zu beherzigen: Behalte, was du hast, damit niemand deine Krone raube.

Schon wenn der Missionar die schützende, fördernde Gemeinschaft der bereits gesammelten und geförderten Christengemeinde verläßt, sei das nun die Gemeinde zu Jerusalem oder Antiochien oder ein Dorf im Schwabenlande oder Westfalen, wagt er sich auf die hohe See der Welt, setzt sich dem aus, daß die Gedanken der bösen Welt über ihn Macht bekommen. Sofort auch muß er fragen nach der Reisegelegenheit. Ob man ein adramitisches oder ein Schiff von Alexandria trifft, ob man eine Kandace, Palme, Henry Venn oder wie die Missionschiffe alle heißen, zu bauen hat, solche und hundert andere Fragen werfen Sorgen in das Herz, die nicht unmittelbar zusammenhängen mit der Sorge um das eine, was not thut. Zu der Reise gehört das Reisegeld, und mag der Missionar es selbst verdienen oder sich geben lassen und der Mitarbeiter es sammeln, so kommen Sorgen der Nahrung an sein Herz heran, die ihn mehr in Anspruch nehmen, als den, der in den geordneten Verhältnissen lebt, im Lande bleibt und sich redlich nährt.

Kommt er ins Land der Heiden, so treten ihm sofort neue Anforderungen entgegen, welche Versuchungen werden können. Zwar findet er überall noch eine bestimmte politische Ordnung, die Gottes geduldige Weltregierung erhalten hat, aber sie ist oft so zerrissen, daß es schwer wird, sich mit dem zu begnügen, was da ist. Nicht leicht ist es, mit dem großen Lehrer der Heiden, der wußte, daß Gott unser Heiland aller Menschen Seligkeit will, und daß dafür nur ein Mittler gegeben ist, ich sage, es ist nicht leicht mit ihm sich darauf zu beschränken, Bitte, Gebet,

Fürbitte, Dankagung für die Könige und alle Obrigkeit zu thun und sich nicht um bessere Zustände herbeizuführen umzuschauen, nach oder gar mitzuhelfen bei Umwälzungen, kommen sie nun von oben oder unten. — Die Mission wie das Christentum verlangt auch nicht bestimmte gesellschaftliche Einrichtungen und überall findet sie durch Gottes erhaltende Geduld solche Zustände, daß sie zunächst sich an das Herz mit dem erneuernden Worte wenden darf und abwarten kann, wie von innen heraus alles sich erneuert. Aber doch welche Versuchung, sich aus seiner Bahn hinauswerfen zu lassen, wenn man sieht, wie es in der Familie, zwischen Herrschaft und Dienerschaft und in tausend anderen Verhältnissen des heidnischen Lebens aussieht und wie viele Hindernisse von daher dem schnellen Laufe des Wortes Gottes, seiner Herrschaft sich entgegenstellen! Wiederum verlangt das Evangelium und also auch die Mission keinen besonderen Bildungsstand, keinen bestimmten Grad der Intelligenz. Wohin der Missionar kommt, findet er dank der erhaltenden Geduld Gottes noch so viele Geisteskräfte, daß der verkommenste Heide doch Gottes Liebe verstehen kann. Es ist auch schon des Königs Loblied gewesen, und alle seine Nachfolger stimmen ein: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart.“ Es ist mir einer der sprechendsten Beweise, daß man heute oft gar nicht Mission und Christentum meint, wenn man sie nennt, d. h. nicht die Mission und das Christentum Christi, wenn ich immer wieder davon reden höre, daß dies oder jenes Volk bei seinem Kulturstande noch nicht christianisiert werden könne. Der größte Missionar aller Zeiten hat sich dann geirrt, als er den Unterschied von Grieche und Jude nicht nur, sondern auch von Barbar und Skythe für die Mission nicht gelten lassen wollte. Aber dennoch hat die Mission ein großes Interesse an der Bildung der Völker. Ich kann mich eines langen Beweises ent schlagen, wenn ich Sie daran erinnere: sie bringt den Heiden ein Buch, das Buch, wie wir es nennen und damit für die Illiteraten die Notwendigkeit gelehrter Bildung, für die literati die Notwendigkeit der Regeneration ihres geistigen Lebens.

Und endlich, das Evangelium fordert kein Geld; umsonst empfangen wird es umsonst gegeben, und den Armen wird das Evangelium verkündigt. Das ist sein uralter Ruhm. Und doch wie viel Anlaß hat der Träger des Evangeliums sich darum zu bekümmern, daß die Heiden, wenn sie Christen werden, Geld haben oder es bekommen, wo sie, sei es unter der Ungunst der Verhältnisse, sei es durch Trägheit arm sind! Denn wer soll die Kirchen, die Schulen bauen, die Prediger, die Lehrer besolden?

Sie sehen, wenn wir den Missionar aus dem schützenden Schoße der Gemeinde in die Welt begleiten, die er erobern soll, so begegnet uns auf Schritt und Tritt die Aufgabe, sich mit Sachen dieser Welt zu beschäftigen, die Aufgabe in der Welt doch nicht von ihr zu sein, für sie und doch nicht nach ihr zu leben. Und unser Gang ist nur ganz flüchtig gewesen. Jeder Missionsarbeiter könnte aus seinen Erfahrungen hunderte von Beispielen hinzufügen, daß ihn sein Beruf mit Dingen dieser Welt in Berührung gebracht. Und noch habe ich nur davon geredet, daß der Missionar hinausgeht, Menschen fürs Reich Gottes zu gewinnen, während er doch darüber hinaus eine Gemeinde von Christen gründen möchte, die sein Werk aufnimmt und nun ihrerseits weiter arbeitet. Das aber verstärkt und vermehrt die Beziehungen der Mission mit der Welt d. h. mit den Lebensinteressen und Beziehungen, welche nicht unmittelbar in dem Reiche Gottes und Christi, das da kommt, wurzeln.

So tritt die Mission überall mit der Welt in Berührung, und mehr als andere scheint der Missionsarbeiter der Gefahr ausgesetzt zu verweltlichen. Es hat wohl wie ein Gegengewicht gegen diese Gefahr gewirkt, daß der Mission immer, ich meine nicht nur der evangelischen, sondern der christlichen ein pietistischer, asketischer Zug angehaftet hat. Es ist ein unchristlicher Gedanke, daß irgend jemand weniger fromm sein dürfte, als ein anderer und ebenso, daß der Diener der Kirche frommer sein müßte, als jedes einfache Glied. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater,“ gilt allen, und man darf weder etwas davon ablassen, noch etwas hinzuthun. Aber es ist doch natürlich, daß man den zum Führer nimmt, der nicht hinter anderen zurück ist, und daß man an den ausgesetzten Posten der Mission die zu finden erwartet, welche erprobt sind. Es ist auch ein unchristlicher, wenigstens unevangelischer Gedanke, als ob in der Welt leben weniger fromm sei, als, soweit dies überhaupt möglich, außer der Welt leben. Aber es giebt wohl wenige Christen, die mit allen ihren Gliedern selig werden, die meisten „gehen lahm oder ein Krüppel zum Leben ein.“ Sie mußten etwas aufgeben, was zum normal ausgebildeten Gottesmenschen gehört; um Wichtigeres zu retten, gaben sie Geringeres preis. Das nenne ich Pietismus, und ohne ihn wird der Missionar, der so viele Gefahren zu bestehen hat, selten auskommen. Oder wollen Sie ein anderes Bild: er ist dem Kriegermann gleich, der sich nicht in Handel der Nahrung einlassen darf, wenn er seinem Kriegsherrn gefallen will. Das Amt der Mission legt diese allgemeinen christlichen Pflichten näher, als irgend eine andere Stellung in der Kirche.

Diese Art der Askese oder des Pietismus finde ich schon in der Missions-Instruktion, welche Christus seinen Jüngern gab. Sie ist nicht ohne weiteres auf die Heidenmission zu übertragen, denn sie gilt den Missionsreisen in den Städten Israels. Aber es ist doch nicht ohne Bedeutung für die Mission aller Zeiten, daß diese Apostel angewiesen werden ohne Gold, Silber, Erz, ohne Vorratsstasche, ohne doppelte Kleiderausrüstung zu gehen, mit dem einfachsten Willkommen, wo sie eintreten, zufrieden zu sein. — Auch der Mann, welcher der Heidenmission, wie kein anderer sich hingeeben, hat diesen Zug. Wie kein anderer hat er den Grundsatz: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein,“ festgehalten und ist nicht um Haaresbreite gewichen, wenn man die Freiheit des Evangeliums antasten wollte. Aber wenn alles ihm gehörte, alles ihm erlaubt war, so hat er doch nicht alles gebraucht. Ein lediger Mann ist er umhergezogen, lieber Tag und Nacht arbeitend, als von einer Gemeinde fordern, was mißverstanden werden konnte, lieber keine Fleischspeise genießend, wenn ein Bruder vielleicht dadurch geärgert würde. — Dieser Zug ist der Mission geblieben; gesunder und auch ungesunder Pietismus hat sich oft mit der Mission verbunden. Selten sind es die sog. Weltpriester der römischen Kirche gewesen, welche die Mission trieben; die weltflüchtigen Mönche und Nonnen haben das Werk gethan. Und in unsrer Kirche ist die Mission in den engen Kreisen des Pietismus entstanden. Diese Leute oft mit kleinem Gesichtskreis, diese kleinen Häuflein haben an Welteroerbung gedacht, als die Kirchenregenten und Lehrer diese Christenpflicht nicht verstanden; sie haben über die engen Grenzen ihres Dorfes, ihres Landes hinaus mit ihren liebenden Gedanken die Enden der Erde umfaßt, als kaum ein Geograph so weit dachte. Man sollte heute etwas bescheidener sein und etwas langsamer im Tadel dieser Leute, die in der Beschränkung sich als Meister bewiesen haben. Unfre evangelischen Missionsväter sind Pietisten gewesen, und auch hier hat sich dies Naturgesetz, möchte ich sagen bemerkbar gemacht, daß die, welche so weit sich herauswagten, ihre Lenden um so fester gürten mußten.

III.

Die Verweltlichung, eine alte Missionsgefahr sage ich; denn mit Bewußtsein oder aus Instinkt hat sich die Mission immer gegen dieselbe gewehrt. Aber eine neue Missionsgefahr nennt sie mein Thema und auch das ist wahr, denn wenn die Väter der Mission Pietisten waren, die Kinder oder Enkel sind es zum großen Teil nicht mehr. Wie mit

dem christlichen Leben, so ist mit der Mission eine Veränderung vor sich gegangen. Beide sind gewachsen, wenigstens in die Breite. Ich brauche Ihnen nicht zu schildern, wie, was verachtet, ignoriert wurde, zur Anerkennung gekommen ist. In der Kirche, welche den Auftrag hat, Mission zu treiben, war die Mission verachtet. Die meisten Pastoren bekümmerten sich nicht um sie. Die Kirchenregenten widerstrebten ihr. Die Kirchenlehrer verspotteten sie. Das ist anders geworden, so sehr, daß auch die kirchliche Richtung, welche die Mission, d. h. die Bekehrung von einer Religion zur anderen im letzten Grunde dogmatisch für unnötig hält, sich daran beteiligt. Von den Trägern der Wissenschaft war die Mission verächtlich angesehen. Sie fangen an, die Verdienste der Mission anzuerkennen und neue von ihr zu erwarten. Die Staatsmänner sperren sie aus; sie fangen an, ihren Segen zu begreifen und ihre Mithilfe zu erbitten. Ich meine nicht, daß wir mit betrübtem Herzen dem zuschauen sollten. Wir wissen, daß Gottes Volk auf Verachtung, Verfolgung, Leiden zu rechnen hat, aber wir finden das Leid bitter und beten nicht darum. Wenn die Mission, wie einst Christus und die junge Gemeinde der Christen, Gnade hat bei allem Volke, so nehmen wir das dankbar hin, aber wir dürfen doch unsre Augen nicht verschließen, daß diese Volksgunst, diese veränderte Stellung der Mission eine Gefahr in sich schließt, die Gefahr sich zu verlieren an die Welt.

Die Veränderung, an die wir erinnerten, ist eine allgemeine; in der ganzen Welt hat sie sich vollzogen. Bei uns in Deutschland ist sie vielleicht zuletzt eingetreten, und da hat der Eintritt unsers Vaterlandes unter die Kolonialmächte das, was sich schon lange vorbereitete, sehr gefördert. Es ist zuletzt ruckweise vorwärts gegangen, seit wir in Afrika und Australien Macht über die Heiden bekommen haben. Die Mission hat eine andere Stellung bei uns erhalten. Die früher sie getadelt, loben sie. Selten gewinnen sie es über sich, ihre frühere Mißachtung als ein Versehen zu bekennen. Vielmehr tadeln sie die Mission noch um dieser oder jener Verfehlung willen; aber was schadet's, da sie sich doch jetzt zu ihr bekennen — und offenbar in Zukunft die Fehler vermieden werden — denn diese Kritiker sind jetzt auch mit dabei. Dieser Umschwung ist dankbar zu begrüßen und zu benutzen, aber nur als eine Gelegenheit, die uns geboten wird, mehr zu thun, denn bisher. Und der Zudrang so vieler Freunde, die bisher nicht dabei waren, muß uns doch behutsam machen, daß wir nicht von dem Boden uns abdrängen lassen, auf welchem allein die Mission gedeihen kann. Wie immer in Zeiten der Gunst ist die Gefahr der Verweltlichung groß.

Diese Gefahr besteht im allgemeinen zunächst darin, daß wir vergessen, um was es sich bei der Mission handelt, und wenn wir es noch nicht vergessen haben, doch vermeiden es zu sagen. Will man die Gunst der Mengen gewinnen und behalten, so scheint es wenig angebracht, daran zu erinnern, daß wir die Menschen vom Ungehorsam der Sünde erretten und zum Gehorsam gegen Gott führen möchten, und leicht wird man verführt werden, das zu verschweigen. Dafür wird man dann andere nebensächliche Früchte am Missionsbaum als Schaustücke vorzeigen. Man wird geneigt sein, die Verdienste der Mission um die Wissenschaft, die geographische, die philologische, die Naturwissenschaft hervorzuheben. Schon sagte Professor Gerland auf der Mannheimer Missions-Konferenz im September v. J.: „Wenn die Mission will, daß sich möglichst weite Kreise opferfreudig für sie interessieren, so vergelte sie dies durch möglichst reiche, auch wissenschaftliche Leistungen ihrerseits.“ Schwerlich hat der Redner dabei an die Wissenschaft der Missionare, die Theologie gedacht, sondern seine Wissenschaft im Auge gehabt. Ich habe ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, wenn unsre Missionare Zeit und Kraft dafür übrig haben und dann etwas für die „Wissenschaft“ leisten und ich meine sie haben das bisher auch schon nach Kräften gethan, so daß wir viel eher eine Recht haben, die Vertreter der Wissenschaft an Gegenleistungen zu erinnern. Aber es ist eine Entfremdung der Mission von ihrer Natur, eine Verweltlichung, wenn statt des eigentlichen Zieles ihrer Arbeit „reiche wissenschaftliche Leistungen“ in den Vordergrund gestellt werden.

Oder man verrückt das Ziel, indem man dem Kaufmann sagt: Die Mission ist euer Interesse; jeder Missionar ist so und so viel Mark wert. Seid gescheut und unterstützt die Mission; es ist euer eigener Gewinn! Wiederum habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn man zeigen kann und will, daß auch nach der Seite hin die Mission ein Gewinn ist, obgleich ich offen gestanden, mir nicht vorstellig machen kann, wie der Apostel Paulus einer christlichen Gemeinde ein solches Motiv hätte vorhalten können. Jedenfalls hat man, wenn man den Kaufmann gewinnt, indem man verschweigt, daß es sich bei der Mission um Seelenrettung handelt, und betont, daß man mit ihm ein Kompaniegeschäft machen kann, sich den größten Gefahren der Verweltlichung ausgesetzt.

So könnte man auch dem Staatsmann sich als Bundesgenossen empfehlen. Doch ich will nur noch eine allgemeine Gefahr nennen. Das Evangelium ist von Anfang an eine Predigt gewesen, die der Menge thöricht erschien, und ohne Zweifel haben die Menschen in der Verkündigung

desselben noch ihre eigene Thorheit hinzugefügt. Nun ist es gewiß unsre Pflicht, wenn wir, da die Augen der Welt auf uns gerichtet sind, zusehen, ob wir unsre eigene Thorheit abthun können. Aber ich fürchte, wir werden versucht sein uns der göttlichen Thorheit zu schämen, auch der vielen, treuen, aufopferungsvollen, aber nicht immer glänzenden Werkzeuge, die es Gott gefallen hat sich zu erwählen. Löhle hat seinem Evang. Geistlichen ein Lied von Valentin Andrea voraufgeschickt, das sich um den Refrain dreht:

„Ein Pastor muß ziehen den schweren Karren,
Und wird gehalten für einen Narren.“

Für die Mission gilt das auch, und wer das nicht will, der ist hiezu nicht geschikt.

Diese Verschiebung, diese Vertauschung von ganz löblichen Nebensachen mit dem Hauptzweck wird auch den Ton beeinflussen, mit dem man von der Mission redet. Man hat unsre Missionslitteratur wegen ihres Tones getadelt und gewiß nicht mit Unrecht. Jeder Fortschritt soll da willkommen sein. Aber solange die Predigt von der göttlichen Kraft, welche Menschen errettet, die Hauptsache in der Mission ist, werden doch die „vernünftigen Reden menschlicher Weisheit“ nicht ausreichen. Und solange wir von der Mission als dem christlichen Befehrungswerke reden, werden die Weltgebildeten uns auch den *σπερμολόγος* (Votterhuben, Ap. Gesch. 17, 18) anhängen. Das können wir nur vermeiden, wenn wir wie in der Sache, so im Wort die Mission verweltlichen.

IV.

So liegen in dem Stande, welchen die Mission unter uns erreicht hat, viele allgemeine Gefahren der Verweltlichung. Bei uns in Deutschland aber ist, wie ich schon bemerkte, der letzte Schoß im Wachstum durch die Kolonialpolitik hervorgetrieben worden, und daher treten uns besondere Gefahren der Verweltlichung entgegen, wie sie in dem Maße bei anderen evangelischen Nationen meines Erachtens nicht hervorgetreten sind.

Die erste Gefahr ist, daß die Mission, die eine Sache des Reiches Gottes ist, zu einer Sache des deutschen Volkes gemacht, daß sie nationalisiert wird. „Ihr habt euch den Engländern an die Schöße gehängt,“ tadelt ein Reisender. „Deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Gesetz“ müssen Lehrer und Missionare den Heiden bringen; man soll „ja nicht zu viel abstrakte Religion lehren“ fordert ein Kaufmann. „Es wäre zu wünschen, daß die deutsche Mission an der Befehrung dieser leider allzu rohen Heiden teilnehme. Es würde dies sehr dazu beitragen, daß die

Eingebornen sich für Deutschland und deutsche Ansiedlung interessieren, während sie jetzt England und Frankreich zugeführt werden.“ So redet ein deutscher Kriegsmann. Und endlich ein deutscher Missionar: „Für jeden Deutschen freilich ist es immer wieder ein betrübendes Gefühl zu sehen, wie die Arbeit dieser unsrer Landsleute (der Missionare nämlich) nur der Politik einer anderen Nation dienen muß.“ War für die deutschen Missionsfreunde es in der That ein betrübendes Gefühl zu sehen, daß die 517 deutschen Missionare, indem sie ausgingen, für Gottes Reich zu arbeiten, nicht für das Deutsche Reich äußeren Gewinn brachten, wie etwa die 543 außer Amerika arbeitenden amerikanischen Missionare der gleiche Schmerz bei ihrer Arbeit begleitet, dann sind wir allerdings schon längst verweltlicht. Aber ich glaube dies nicht. Ich glaube, daß weitaus die Mehrzahl der Missionsfreunde und Missionare sich ungetrübt gefreut haben, so oft sie sahen, daß durch ihren Dienst ein Heide dem sanften Scepter unsres Königes sich unterwarf. Diese Gefahr ist eine neue. Durch Gottes Fügung haben wir Kolonien bekommen und damit eine Gelegenheit, die wir nicht versäumen dürfen. Wer will es auch wehren, wenn wir uns freuen, falls Gott auch hier nach seiner Art thut und auch äußerlich an unserm Volke es segnet, wenn es ihm dient? Aber er und sein Reich muß doch allem anderen übergeordnet sein. Es wäre eine tödtliche Gefahr für die Mission, wenn sie sich vernationalisierte, wie jene Stimmen wollen. Die Mission ist erst möglich geworden, indem sie die Schranke der Nation durchbrach. Auch der Davidssohn mußte erst, wie das Weizenkorn seine Schale bricht, so sein israelitisches Gewand ablegen, ehe die Griechen zu ihm kommen und er über alle Nationen erhöht alle zu sich ziehen konnte. Das war der erste große Kampf, den die Heidenmission zu kämpfen hatte, daß man nicht zugeben wollte, daß die Heiden Christen würden ohne Juden zu werden. Den patriotischen Judenchristen, die nicht innerlich von der Wahrheit des Evangeliums erfasst waren, war der Heidenmissionar ein Greuel, der den Griechen ein Grieche wurde. Wir Deutschen würden mit viel weniger Recht denselben Fehler begehen, wie jene patriotischen Juden. Es wäre eine verhängnisvolle Verweltlichung der Mission, wenn wir sie einengen wollten zu einer Sache des deutschen Volkes.

Es ist kaum nötig, daß ich viel von einer zweiten Gefahr der Verweltlichung rede, obwohl Herr Windthorst, vielleicht durch die Erfahrungen seiner Kirche gewizigt, die deutschen Missionsfreunde davor gewarnt hat. Ich meine, die Gefahr der Verstaatlichung. Herr Windthorst hat sich dabei an die Bremer Missions-Konferenz gewandt. Sehr

unnötigerweise, denn dort war so scharf wie möglich ausgesprochen, daß wir nichts vom Staate für unsre Mission wünschen, als Schutz und Freiheit. Doch diese Überzeugung der gegenwärtigen Missionsarbeiter würde vielleicht nicht standhalten, wenn die Verführung eines Staatsgeschenkes an sie heranträte. Es stehen aber dem, daß wir so versucht werden, noch manche Hindernisse im Wege, gerade bei uns in Deutschland. Welche Gedanken jedoch vorhanden sind, dafür nur zwei Zeugnisse. Mir hat neulich ein Kaufmann, um seine Missionsfreundschaft zu bekunden, vorgehalten, wie er in einem Vortrag für eine Unterstützung der Mission von Reichs wegen plädiert habe. Ebenso gut wie 150 000 Mk. für Erforschung des Innern Afrikas, könne der Staat für die Mission etwas geben. Herr A. Woermann hat kürzlich in einer „Offenen Antwort“ auf mein „Offenes Schreiben“ geschrieben, er habe von der Bremer Konferenz erwartet, „man würde Vorschläge machen, wie Geld zusammenzubringen sei, um Schulen zu gründen, Versuchstationen, Pflanzungen, und Handwerkererschulen anzulegen und vielleicht eine Petition an den Reichskanzler und den Reichstag richten, nicht nur für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas, sondern auch für die Missionszwecke einen Beitrag aus Reichsmitteln in das jährliche Budget einzustellen.“ Erfreulicherweise, wie bemerkt, stehen da große Schwierigkeiten im Wege, und wir werden hoffentlich auf dem Wege bleiben, den die evangelische Mission bisher gegangen ist. Die freiwillige Liebe wird stark werden dazureichen, was die Mission bedarf, damit die Mission frei vom Staate ihm diene, indem sie nur die vom König aller Könige ihr gewordene Aufgabe vollstreckt.

Vernationalisierung, Verstaatlichung, erschrecken Sie nicht, wenn ich als dritte Gefahr der Verweltlichung der Mission nenne — die Verkirklichung. Sie werden sich beruhigen, wenn ich sage, daß ich nicht eine kirchliche Mission eo ipso für eine verweltlichte halte. Allerdings bin ich der Meinung, daß die Staatskirchenform eine weltliche Kirchenform ist und auch aus dem Grunde gegen Verkirklichung der Mission. Ich halte auch dafür, daß nach der Entwicklung deutsch-evangelischer Mission eine Verkirklichung, ein revolutionärer, die Geschichte mißachtender Schritt sein würde, der nur Schaden bringen würde. Allein ich will diesen Streitapfel nicht in die Versammlung werfen, denke vielmehr an eine ganz andere Art der Verkirklichung, die in der That Verweltlichung ist. Ich habe den Eindruck, daß einiger neu erstandener Missionsseifer oder einige Äußerungen schon älterer Missionsliebe nicht aus dem tiefsten Quell echten Missionslebens geflossen sind, sondern aus Kirchenpatriotismus stammen. *Ad maiorem gloriam ecclesiae* soll Mission getrieben werden. Man

ist etwas nervös aufgeregt, wer zuerst in Kamerun ist, die römisch-katholischen Missionen oder die protestantischen. Ja, wenn es unsre Nachlässigkeit ist, unsre Saumseligkeit, daß wir zu spät kommen, dann wäre es eine Schande für uns. Aber wenn es ihre kirchenpolitische Gewandtheit ist, daß sie zuerst kommen, habeant sibi! Wir können ihnen da nie den Rang ablaufen. Wir sind gehindert um des Gewissens willen, uns anvertraute Seelen darben zu lassen, um an einem Plage zu erscheinen, dahin alle Augen gerichtet sind. Den römischen Katholiken ist ihre Kirche das höchste Gut, und sie opfern dafür auch das Seelenheil. Sie lassen lieber Seelen verhungern, als daß sie eine Kirchenghre aufgeben; ganz konsequent auf ihrem Standpunkt. Sie können einen Posten entblößen, um in Kamerun oder sonstwo zuerst am Platz zu sein. Wir können dies nicht und sollen es nicht können. Solche Verkirchlichung ist Verweltlichung.

Ich fürchte, wir sind in diesen Fehler schon gefallen. Wenn ich mir einen normalen Missionsfreund denke, so stelle ich mir vor, er hat die Arbeit bisher mit seinem Gebete begleitet, mitgelebt, was die Arbeit erlebte. Die Sorgen der Leitung, daß die Mittel nicht reichen wollten, sind seine Sorge gewesen. Die Kämpfe eines Missionares auf einem schweren Posten sind seine Kämpfe geworden. Jetzt hat Gott den Sieg gegeben und mit dem Sieg neue Arbeit. Der Arbeiter winkt den Gefährten am Ufer: helft mir! Das alles erlebt der Missionsfreund mit, betend, dankend, sich freuend, gebend. Und mitten in diese Stimmung hinein kommt die Nachricht, unsrem Volk ist ganz anderswo eine neue Thür aufgethan. Ist er ein wahrer Missionsfreund, wird er gewiß sagen: da ist eine offene Thür; er wird mit Gott darüber reden, er wird es seinen Freunden sagen. Aber glauben Sie, daß er, wenn er so war, wie ich ihn schilderte, sagen könnte: Laßt das nun liegen, was wir ein Menschenalter mit Gebet, oft mit Thränen bearbeitet haben, was ein Stück unsrer Lebensgeschichte ausmacht? Glauben Sie, daß er mit leerer Hand kommen kann und sagen: Macht doch vorwärts, wenn er alle Schwierigkeiten mit erlebt hat? Ich glaube es nicht. Wenn kirchliches Ehrgefühl, wenn Patriotismus die Wurzeln seiner Missionswünsche sind, ja dann wohl. Aber wenn die Liebe Christi ihn dringet, dann wird er nicht neues fordern, ohne neues zu thun. Davon merkt man aber bei uns außerordentlich wenig. Ich habe noch nicht gehört, daß ein oder einige Freunde einer Gesellschaft Mut gemacht, indem sie etwa die Kosten des ersten Jahres hingeählt hätten!¹⁾

¹⁾ Wie der in der vorigen Nummer mitgeteilte Aufruf zeigt, haben wir in Halle wenigstens den Versuch dazu gemacht.

V.

Doch ich habe noch andere Gefahren zu nennen. Betreffen die drei genannten die Ziele der Mission, indem sie Vaterland, Staat, Kirche an die Stelle des einzig legitimen Missionszieles stellen, so nenne ich noch zwei andere, die die Missionspraxis, die Methode gefährden. Es ist so gefügt worden, daß unsre deutschen Schutzherrschaften sich alle über Völker erstrecken, die auf niedriger Kulturstufe stehen und außerdem, daß sie fast alle in Klimaten liegen, welche dem Deutschen die Handarbeit unmöglich machen. So tritt an unsre Kolonisten, Kaufleute, Politiker aus beiden Gründen die Aufgabe heran, diese Völker zu kultivieren, insbesondere zur Arbeit zu erziehen. Das Verlangen nach Mission ist zum großen Teil Verlangen nach Hilfe in dieser Aufgabe und es wird auch ganz offen gesagt, daß die Mission „aus der Sphäre unpraktischer Abstraktionen“ erst heraustritt, wenn sie die Arbeit der Kultivation übernimmt. Das ist Verweltlichung der Mission, die in erster Linie nicht eine Kulturaufgabe hat, obgleich Kulturserfolge zu ihren Segnungen gehören.

Wir haben schon einen Missions-Verein, der dies in sein Programm aufgenommen hat.¹⁾ Der allgemeine, evangelisch-protestantische Missions-Verein sagt in § 2 seiner Statuten: „Sein Zweck ist, christliche Religion und Kultur unter den nicht christlichen Völkern auszubreiten“ und nach § 3 sucht er diese „Aufgabe zu lösen“ durch Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der außerehrlichen Welt (Kolonisation, Erd- und Völkerkunde u. dgl.). Ich würde mir den Ausdruck in § 2 als unschuldigen Pleonasmus gefallen lassen; § 3 dagegen muß ich so lange für eine Verweltlichung der Mission halten, bis ich einen Schriftbeweis erhalte, daß diese Methode eine christliche Berechtigung hat.

Dieses Statut kommt ausgesprochenen Wünschen entgegen. „Es ist zu bedauern, daß die deutsche Nation, sagt einer, das Gewicht der Missionsthätigkeit zu unterschätzen geneigt ist, die in den Händen Englands sich zu einer politischen Macht entwickelt, und welche überall segensreich und bahnbrechend für den Kaufmann gewirkt hat.“ Doch viel deutlicher sagt Dr. Pechuel-Loesche, was die Meinung ist. „Die Eingeborenen durch Gewöhnung an Arbeit zu erziehen — darauf wird auch vorwiegend das Augenmerk der Missionare sich richten müssen, erst dann, wenn durch Gewöhnung an Thätigkeit der Wilde bis zu gewissem Grade civilisiert ist — wobei vor allem auf die jüngere Generation eingewirkt werden muß — wird die Lehre des Christentums einen fruchtbaren Boden finden.“

¹⁾ Fast scheint es, als solle die neuste Berliner evangelische M.-G. für Ostafrika ein ähnliches Programm erhalten. D. S.

Das ist die völlige Umkehr göttlicher Ordnung. Es ist die Verweltlichung der Missionsmethode.

Lassen Sie mich noch eine letzte Gefahr nennen, die das Missionsobjekt betrifft, die Heiden, welche als seine „längst vermißten Brüder“ der Missionar in das gemeinsame Vaterhaus einzuladen ausgesandt ist. Es hängt mit dem vorigen Punkte zusammen, mit der Nothwendigkeit der Kultivierung, der Arbeitserziehung, daß die neuen Missionsfreunde verlangen, die Mission solle die Heiden es nicht wissen lassen, daß sie unsre Brüder sind. Die Sklaverei beruht mit auf dem Gedanken, daß die Menschen nicht Brüder seien. Die neuen Vorschläge für richtige Behandlung und Erziehung der Eingebornen, welche unter uns gemacht worden sind, hätten nicht so vielen Beifall finden können, wenn nicht dieser heidnische Gedanke von der Ungleichheit der Menschen auch bei den Christen noch fest gewurzelt wäre. Aber stärker ist es, daß man die Mission tadelt, wenn sie diesen Irrtum nicht auch noch lobt und weil sie diese Wahrheit der Gleichheit nicht verheimlicht. Hugo Zöllner erklärt die Differenzen zwischen Kaufmann und Missionar, die er überall will gefunden haben, daraus, daß der letztere den Eingebornen die Gleichheit lehre. Als ob nicht seine ganze Arbeit vergeblich wäre, nicht allen Grund und Boden verlieren müßte, sobald der Missionar dem Neger verschweigen wollte, daß alle Menschen vor Gott unserm Heiland gleich! Und Professor Schweinfurth rät der Mission diese Wahrheit zu verheimlichen. Er ist ein begeisterter Freund Afrikas und wie ich nicht bezweifle, ein aufrichtiger der Afrikaner. Seine Begeisterung bekommt ein religiöses Gewand, wenn er in Eifer gerät. „Wer die Natur des Negers der Wildnis kennt, so schreibt er, wird wissen, daß man sie nicht nachhaltiger von jedem Fortschritt abzuhalten vermöchte, als durch voreilige Proklamierung von Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit; der Missionar, welcher mit diesem letzten und höchsten Ergebnis unsrer Gesittung vor den Wilden tritt, wird den schlimmsten Fehler begehen. Es giebt Dinge, die man Kindern verschweigt; man duldet auch nicht, daß sie mit Feuer spielen, um so weniger mit dem himmlischen. Manches freilich läßt sich auch den Kindern oder den geistig Unmündigen nicht verheimlichen, so z. B. bei uns die erwähnte Trinität der Menschenrechte, das hohe Mysterium der modernen Gesittung. Wo man es aber kann, da sollte man es am heiligen Orte belassen, dieses Mysterium unnahbar dem blöden Auge, aber weithin strahlend in seinem Glanze als Princip und alle Geseze durchdringend.“ Das ist eine Erneuerung des Unterschiedes von esoterischer und exoterischer Wahrheit, die auf heidnischen Gedanken beruht. Es wäre

eine schreckliche Verweltlichung der Mission, wenn sie sich je dazu hergeben wollte zu verschweigen, daß vor dem einigen Gott und für den einigen Mittler alle, ob sie hier Sklaven oder Herren, Schwarze oder Weiße sind, gleich sind. In dem Reiche Gottes, das die Missionare verkündigen sollen, giebt es nur einen Meister. Die Mission hätte ihre Ehre verloren, wenn sie davon auch nur einen Schritt abweichen wollte.

So ist in der That die neue Gefahr der Verweltlichung eine große und mannigfaltige. Wir stehen an einem Scheidewege, und es kann von entscheidender Bedeutung für die Arbeit werden, die den deutschen evangelischen Christen anvertraut ist, wohin sie sich neigen. Mir würde die Gefahr nicht so groß scheinen, wenn nicht in dem Herzen mancher — ich weiß nicht, ob ich sagen muß, Missionsfreunde — der Gedanke läge: wenn wir den von den neuen Freunden vorgeschlagenen Weg gehen, werden wir mehr zustande bringen. Nicht immer und überall, so sagt Prof. Gerland, hat die Mission geleistet, was sie kann. „Warum nicht? weil sie bisher ihre Aufgabe zu einseitig auffaßte, sich ihrer eigenen Kraft und Bedeutung nicht klar bewußt war.“ „Die sich ihrer Kräfte und ihrer allgemein menschlichen Aufgabe bewußte Mission wird mehr leisten.“ Glauben Sie das nicht, m. H. u. Br.! Es ist nicht an dem, sie wird weniger leisten, als Weltmacht wie als Missionsmacht. Ihre Macht: das natürliche Leben und ihre Macht: das geistliche Leben zu beeinflussen, wird abnehmen.

Die Mission hat keine andere Aufgabe, als für das Reich Gottes und Christi zu arbeiten, welches nicht von dieser Welt ist. Alles, was sie in dieser Welt und mit ihren Mitteln zu thun hat, darf nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Aber nichtsdestoweniger hat sie einen Segen für die Welt, übt sie einen Einfluß auf dieselbe aus. Aber gerade diesen Einfluß übt sie nur aus, wenn sie bleibt, was sie sein soll; sie verliert ihn, wenn sie sich verführen läßt, der Welt Weise anzunehmen. Immer dient, wer zwei Herren dienen will, keinem recht.

Unserm Herrn und König hat am Anfang seiner Arbeit sich ein Weg vor Augen gestellt, der ihm die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit in Aussicht stellte. Er ist ihn nicht gegangen, sondern hat den Weg gewählt, der hier auf Erden am Kreuze endete. Aber dies Kreuz hat ihm die Krone eingetragen, und jenes trügerische Bild würde nie Wahrheit geworden sein. Den Seinen tritt dieselbe Versuchung nahe; unterliegen sie ihr, dann werden sie erfahren müssen, daß, wer sein Leben erhalten will, es verliert, und wer es hingiebt, es wieder gewinnt. Eine große Abtheilung der Kirche hat es in der alten Christenheit wie in der neu

zu gewinnenden uns vor Augen gestellt, daß, wer nach der Welt Weise baut, schließlich überall Ruinen zu beklagen hat. Es ist ein scheinbares Aufblühen, aber nachmals vollzieht sich das Gericht. „Denn das Wesen dieser Welt vergehet.“

Selbst heute, wo man noch begeistert ist für die neue Methode, ist ein Gefühl da, daß die alte Weise die kraftvollere ist. Hören Sie noch einmal Professor Schweinfurth. In einem offenen Briefe hat er sich über die Erziehung der Neger ausgesprochen. Aber „ich fürchte, schreibt er, was ich soeben vorgebracht, wird die Stimme eines Predigers in der Wüste sein; vielleicht aber ist es noch Zeit, das eine oder das andere zu beherzigen. Der Apostel, welcher den afrikanischen Wilden die ersten Anfangsgründe unsres Ackerbaues und Gewerbefleißes beibringt, erwirbt sich kein geringeres Verdienst, als der selbstsuchtlose Missionar, der ihnen unter dem mystischen Gewande der Religion die Grundzüge unsres moralischen Bewußtseins zur Anschauung bringt. Leider scheinen die rein humanitären Bestrebungen sich nirgends bis zu der Krone des Märtyrertums zu versteigen. Tausende haben sich, um den Glauben zu verbreiten, tot schlagen lassen, aber nirgends berichtet die Geschichte von Kulturaposteln in des Wortes vollendeter Bedeutung, die geleitet von dem Ideal einer Heranziehung des Wilden zu menschenwürdiger Existenz ihr Alles einzusetzen bereit waren. Der Himmel bietet Lohn für das Ideale, nicht die Erde.“

Dies offene Bekenntnis trifft die Wahrheit. Eine verweltlichte Mission würde vielleicht für eine kurze Zeit eine glanzvolle Blüte erleben, aber bald würden die Mittel, die Menschen, die Wirkungen ansbleiben. Der Quell würde versiegen, aus welchem die Lebenskraft der Mission geflossen ist, und die Wüste des Heidentums würde weder äußerlich noch innerlich in einen Garten Gottes verwandelt werden. Der von Israel verworfene Christus ist eine Weltmacht, weil eine Geistesmacht. Das eine wie das andere ist er geworden, indem das Weizenkorn in die Erde fiel und erstarb. Sein größter Diener im Werk der Welteroberung hat gesagt, und man darf es vielleicht den Wahlspruch seines Lebens nennen: „Von mir sei es ferne, mich zu rühmen, es sei denn des Kreuzes Christi, durch welches mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt.“ Und allen Plagegeistern hat er zugerufen: „Im übrigen mache mir keiner Mühe, denn ich trage die Stigmata des Herrn Christus an meinem Leibe.“

So stigmatisiert wird der Missionar und die Mission der Welt nicht gefallen, aber so wird er die Welt überwinden. Eine Stunde der Gunst bei Gott und den Menschen, wie sie der deutschen Mission

jetzt gegeben ist, darf nicht versäumt werden, aber sie würde eine verhängnisvolle Stunde sein, wenn sie eine Stunde der Versuchung werden sollte, welcher die Mission erliegt, indem sie sich verweltlicht. In hoc signo vinces! Das Wort hat keinen guten Ursprung, denn es entstammt einer Zeit und einem Manne, die Reich Gottes und Welt arg vermengt haben. Aber es ist dennoch ein wahres Wort, und nur die Mission wird die Welt ihrem Könige unterwerfen, welche diesem Zeichen und dem, was es bedeutet, treu bleibt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und seine Reichsarbeit darf es auch nicht sein.

Nachschrift. 1. Ein Wort über die Beweggründe, welche den Vorstand der sächsischen Prov. Missions-Konferenz zur Wahl dieses manchen Missionsfreund vielleicht überraschenden Themas geführt haben. — Es ist ein weit angenehmeres Geschäft, zur Begeisterung zu entflammen als vor Gefahren zu warnen. Zahrelang haben wir das erstere treulich gethan; aber in der Schlacht wird nicht bloß zum Angriff, sondern auch zur Sammlung geblasen. Und so anders wir die Zeichen der Zeit richtig verstehen, thut uns jetzt Sammlung not. Denn — wie es im alten Liede heißt: „es ist Satans List über viele Frommen zur Versuchung kommen.“ Wir brauchen — so deucht uns — innere Sammlung nicht bloß bezüglich der äußern Mission; bezüglich der innern Mission ist sie vielleicht noch notwendiger. Ja, unsre gesamte Reichsgottesarbeit und unser gesamtes Christliches Leben braucht sie.

Die Mission — die äußere wie die innere — ist kein isoliertes Glaubenswerk. Sie steht mit dem Christlichen Gesamtleben in der intimsten Wechselbeziehung, sie trägt alle Schwächen und Schattenseiten desselben. Dieses Christliche Gesamtleben aber ist in eine Atmosphäre der Verweltlichung eingehüllt und darin liegt zum größten Teil der Grund seiner Schwäche; denn es ist noch nie dagewesen, daß Welt Welt überwunden hat. Wir treiben Christliche Arbeit genug, die korrekte biblische Lehre wird auch von den meisten Kanzeln verkündet; aber es geht so wenig geistliche Lebenskraft von der Arbeit wie von der Predigt aus. Das religiöse Leben ist in einem Zustand der Erstarrung, der Veräußerlichung, der Routine getreten; die in die Kirche eingedrungene Welt bindet die Kräfte des Evangeliums.

Dazu trägt unsre Zeit einen gewissen julianischen Charakter. Gerade in den Werken der äußern und innern Mission hat das Christentum unsres Jahrhunderts eine gewaltige Macht geoffenbart. Anfänglich hat die Welt diese Macht verfolgt und verspottet, seit einiger Zeit aber die segensreichen Erfolge derselben anerkannt, ja gepriesen. Nun müßte die

Welt nicht Welt sein, wenn sie nicht alles aufböte, um das nicht zu einem Siege des christlichen Glaubens ausschlagen zu lassen. Man hat eingesehen, daß man sich mit einer bloßen Verspottung und Kritik der christlichen Glaubenswerke ein Armutszeugnis ausstellt. So versucht man ähnliche Erfolge zu erzielen, ohne den Glauben und die durch ihn thätige Liebe. Eine starke Strömung der Zeit geht dahin, an die Stelle des positiven Christentums die bloße Humanität und für die religiösen Motive und Ziele die Kulturideale zu setzen. Nun sind wir ganz und gar nicht engherzig, sondern freuen uns über jedes wirkliche Samariterwerk, welches die Humanität vollbringt. Aber wogegen wir auf der Wacht stehen müssen, das ist das, daß wir selbst von jener Zeitströmung nicht angesteckt werden, daß wir selbst unsre höheren Ziele nicht verflachen und unsre innerlichen Motive nicht veräußerlichen. Ja, es giebt ein großes Gebiet der Samariterhilfe, wo die bloße Humanität ausreicht; aber ein noch größeres, wo sie nicht ausreicht und das letztere ist sehr wesentlich der Fall bei dem Werke der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Auch unsre Losung ist es: Nil humani a me alienum. Aber wenn das divinum, welches uns vertrauet ist, von uns gegen ein Vinsengericht hingegeben wird, dann wird auch die Humanität bald zur kraftlosen Phrase. Soll Welt überwunden werden, so muß es in Ewigkeit bei dem alten Spruche bleiben: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

2. Ein Wort über die Pflichten, welche uns aus der Verweltlichungsgefahr der Mission erwachsen. Die erste ist die, daß wir mit aller Offenheit die Beweggründe und Ziele der christlichen Mission öffentlich aussprechen, klar die eigentlichen Missionsaufgaben von den weltlichen Segnungen unterscheiden, welche die Mission in ihrem Gefolge hat und mit allem Ernst betonen, daß die letzteren nur die notwendigen Folgen der durch das Evangelium bewirkten inneren Veränderung sind. Sodann, daß wir in unserm Eifer um die Steigerung der Missionsleistungen das Hauptgewicht auf die eigentliche Kernarbeit legen, nämlich die: den lebendigen Glauben zu pflanzen und zu pflegen, geistliches Leben zu wecken und zu heben und daß wir selbst uns bekehren müssen, wenn wir daheim und draußen andere bekehren helfen wollen. Ferner, daß wir in unserm Kämmerlein fleißig die Betglocke ziehen, und alle, welche beten können, in ebenso nüchternen wie dringlicher Weise anhalten, durch ihr Gebet den Missionsarbeitern kämpfen zu helfen. Endlich daß wir in der Sammlung von Missionsbeiträgen uns nicht der immer üblicher werdenden weltlichen Künste bedienen.

Es hat keine Gefahr, wenn die Missionsfreunde feststehen. Die Gefahr ist die, daß man in den Missionskreisen selbst die alten Missionsziele verrückt in der Hoffnung, dadurch der Mission neue Freunde zu gewinnen aus den Reihen derer, die von ihrer Befehrungsaufgabe nichts wissen wollen, weil sie religiös indifferent sind. Mit solchen Freunden ist aber der Mission wenig gedient, selbst wenn man sie gewönne. Gott schenke uns „Augen, die was taugen.“

Warneck.

Ein Mahnruf an die akademische Jugend.¹⁾

Man beschäftigt sich vielleicht nirgends soviel, jedenfalls nirgends von so idealem Gesichtspunkt aus mit der deutschen Kolonialbewegung wie in den Missionskreisen. Ich bin allerdings davon überzeugt, daß man die Bedeutung dieser Bewegung für die Mission weit überschätzt und manches Luftschloß auf sie baut. Jedenfalls ist es aber schon ein Gewinn, daß sie anregend wirkt. Es haben noch niemals so viele und so große Missionsfragen auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion bei uns gestanden, als seitdem wir praktische Kolonialpolitik treiben . . .

Sie wissen, daß seit Beginn der kolonialen Ära die Forderung erhoben worden ist: deutsche Missionare auf deutsche Kolonien zu senden. Man kann sich über diese Forderung ja nur freuen, wenn sie frei ist von jenem nationalen Chauvinismus, welcher dem Grundwesen der Mission, dieser mächtigen Thatpredigt des alle nationale Schranken überbrückenden christlichen Universalismus, geradezu widerspricht . . . Wir erkennen in der deutschen Kolonialbewegung eine göttliche Aufforderung zur Steigerung unsrer Missionsleistungen, speciell zur Besetzung derjenigen deutschen Schutzgebiete, auf welchen noch keine außerdeutsche Mission thätig ist. Das bedingt sowohl eine Steigerung unsrer Missionsgaben wie unsrer Missionsarbeiter.

Über die erstere will ich hier nicht reden; Sie haben noch nicht viel zu geben und Sie sollen auch etwas Besseres geben als Geld; Sie sollen sich selbst geben. Wenn die deutsche Kolonialbewegung zu diesem Opfer der Selbsthingabe endlich auch die akademische Jugend Deutschlands anregte, dann hätte sie der Mission einen großen Dienst geleistet.

. . . Es behält für die eigentlichen Fachtheologen immer etwas Beschämendes, daß unser Herr Jesus Christus seine ersten Apostel nicht unter

¹⁾ Aus einem vom Herausgeber im akademischen Missionsverein zu Halle gehaltenen Vortrage. — Ich veröffentliche diesen Auszug mit dem Wunsche, daß dadurch Anregung gegeben werde, die qu. höchstwichtige Frage in den akademischen Missionsvereinen zu besprechen.

der studierenden Jugend Jerusalems fand, sondern daß er sich Fischer und Zöllner erwählen mußte. Nur in Paulus kam später ein studierter Theolog dazu, der sie alle überragte. Freilich keineswegs bloß darum, weil er ein universitätlich-wissenschaftlich gebildeter Theolog, sondern dabei auch ein gründlich bekehrter, von Herzen gläubiger, mit der ganzen Energie seiner Charakterbegabung dem Dienste Jesu selbstlos hingeebener Jünger war, über dessen Leben und Wirken thatsächlich die Lösung stand: „es ist in mir kein Tropfen Blut, der nicht, Herr, deinen Willen thut“ . . .

So hat es auch etwas Beschämendes für die Fachtheologen, daß heute der Heiland aus ihnen so wenig Missionare bekommt. In Amerika und seit längerer Zeit auch in England ist es allerdings anders geworden; in Deutschland aber ist die Zahl der studierten Theologen, welche in den praktischen Missionsdienst treten, bis heute so verschwindend gering, daß ich die Zahl gar nicht zu nennen wage. Ich bedaure das keineswegs nur um der Mission willen. Viele unsrer nicht universitätlich gebildeten Missionare haben — ich hebe dies mit Nachdruck hervor — praktisch und auch wissenschaftlich ganz Hervorragendes geleistet. Ich bedaure es um der Theologen selbst willen, denn es ist weder eine Ehre noch ein Gewinn für sie.

Ich will die Gründe nicht umständlich untersuchen, an welchen dieses Fernbleiben der Theologen vom Missionsdienst wohl gelegen hat. Früher war es vielleicht die gegnerische Haltung, welche das Kirchenregiment einnahm, oder die Aschenbrödelstellung, welche man der Mission anwies. Die erstere ist längst ins Gegenteil umgeschlagen und auch die letztere fast beseitigt und — noch immer fehlen die Theologen im Missionsdienste!! Ja, kamen früher wenigstens einige, so blieben seit ca. 10 Jahren auch diese weg, so daß sich selbst die Lutherische Missions-Gesellschaft zu Leipzig, die bis dahin nur studierte Theologen ausgesandt, zur Eröffnung eines Missionsseminars entschließen mußte. Der — ja nun glücklicherweise bald verfllossene — Theologenmangel mag ja dazu mitgewirkt haben; aber der Hauptgrund liegt viel tiefer, viel innerlicher; die Begeisterung für den Missionsberuf hat gefehlt. Und diese hat gefehlt, weil, nun ja, weil es mit dem Glaubensleben, ich will nur sagen, nicht ganz richtig gestanden hat. Vor 20, 30 Jahren war Theologenüberfluß und der Mission kam von demselben doch nichts zu gute. Nach 10 Jahren, wenn wir wieder Theologenüberfluß haben, wird das vermutlich anders sein. Vielleicht ist dann die Gefahr vorhanden, daß die Theologen einen Missionsposten als romantische Übergangsstelle suchen, weil es mit der Erlangung guter Pfarrstellen in der Heimath dann nicht mehr so schnell geht. — ---

Zürnen Sie nicht, wenn ich vor diesem Gedanken erschrecke und abwehrend sagte: vor solchen Theologen bewahre die Mission, lieber Herr Gott! . . . Paulus wurde weder darum christlicher Missionar, weil er sich vor dem Examen fürchtete, noch weil ihm die Anstellung in Jerusalem zu lange dauerte! Ja, die Mission begehrt Theologen, aber: Elitetheologen. Ich habe mehr als einmal sagen hören, wenn sich ein hoffnungsvoller junger Theolog mit Missionsgedanken trug: es ist schade, daß der in den Missionsdienst will; der ist zu gut für die Mission. Und die Sache hat sich dann auch immer wieder zerschlagen. Was!? War es schade um einen Paulus, daß er Apostel wurde! Nein; nicht so liegt die Sache, daß irgend ein Theolog zu gut sei für die Mission, sondern daß auch die besten Theologen noch nicht gut genug für sie sind!! Wenn man irgendwo ausgezeichnete Arbeiter braucht, so ist das in der Mission der Fall.

Es giebt in der That kein Werk unter allen göttlichen Reichsarbeiten, welches so großartig, vielgestaltig und ideal ist wie die Ausbreitung des Christentums, die Kirchengründung und Kirchenorganisation unter nichtchristlichen Völkern! Welche umfassenden erzieherischen Aufgaben hat sie zu lösen in bezug auf das geistige und sittliche Leben der Völker! In welcher innigen Wechselbeziehung, steht sie zur gesamten kulturellen Entwicklung der Nationen! Und welche centrale Bedeutung kommt ihr zu für die Vollendung des Reiches Gottes in dieser Welt! Ich deute nur an; aber schon aus diesen Andeutungen erhellt zur Genüge, daß für dieses großartige, die verschiedensten Aufgaben stellende und die mannigfaltigsten Gaben fordernde Werk — — Elitearbeiter gebraucht werden, die in den Fußstapfen eines Paulus gehen.

Ich weiß wohl: die theologische Bildung allein thut es nicht. Aber im Bunde mit der Begeisterung, Innigkeit, Tiefe, Lebendigkeit des paulinischen Glaubens ist auch heute die paulinische Bildung berufen, der Mission große und gute Dienste zu leisten. Der heutige Stand der missionsgeschichtlichen Entwicklung verlangt dringend nach wissenschaftlich durchgebildeten Arbeitern: Theologen und auch Ärzten. Möchte endlich auch bei uns in Deutschland das Eis gebrochen werden und die deutschen Universitäten das ihnen zukommende Kontingent von Missionsarbeitern stellen!

Wir sind gegen andere evangelische Nationen auch in dieser Beziehung im Rückstand. Fast alle amerikanischen Missions-Gesellschaften beziehen ihre Missionare aus den theologischen Seminarien. Wie manchmal hat der bekannte Direktor des großen amerikanischen Board, Anderson, einfach einen Besuch auf einem oder mehreren Seminarien gemacht, wenn Arbeiter ge-

braucht wurden und niemals ist sein Bedruf unter der amerikanischen Jugend erfolglos verhallt. Auch in England ist es immer mehr an der Tagesordnung, daß nicht bloß aus den Reihen der Studenten sondern auch aus denen der Pfarrer ganze Scharen in den Missionsdienst treten. Gerade gegenwärtig geht eine große Missionsbewegung durch die englischen und schottischen Universitäten, die sich auch bis nach Dublin fortgepflanzt hat, wo im Oktober des v. Js. am Schluß einer religiösen Versammlung sich sofort 30 Studenten für den Missionsdienst meldeten. Und wieviel Ärzte, Ingenieure, Offiziere, Staatsbeamte zählen die englischen Missions-Gesellschaften in den Reihen ihrer Arbeiter!

Man betont heute bei uns außerordentlich die nationale Seite der Mission. Nicht immer in christlich-gesunder Weise. Aber das scheint mir eine gesunde Appellation an den Patriotismus der akademischen Jugend, wenn man ihr zuruft: es sei auch eine Sache der deutschen Ehre, daß endlich auch bei uns universitätlich gebildete Jünglinge und Männer in den praktischen Missionsdienst treten. Hoffentlich wird ja die koloniale Ära ein wenig dazu helfen, daß unser Blick erweitert und unser Wille begeistert werde für große überseeische Aufgaben, die das deutsche Volk noch zu lösen hat. Ich spekuliere ganz und gar nicht auf den Abenteuerersinn. Der Abenteuerersinn macht keine Missionare und — die bloße Kolonialbegeisterung auch noch nicht. Aber das hoffe ich, daß die Kolonialbewegung gerade in der wissenschaftlich gebildeten Jugend ein wenig überseeischen Sinn wecken wird, der dem Glauben eine Missionsrichtung giebt.

Sie kennen alle die alte Klage des Heilandes: die Ernte ist groß; wenige sind der Arbeiter. Beziehen wir diese Klage auf die Mission, so ist sie nirgends wahrer als im Blick auf die deutschen Universitäten. Und das ist kein Ruhm für die deutschen Universitäten. Ja, die Ernte ist groß. Noch harret eine nichtchristliche Welt von 1000 Millionen der Evangelisierung. Auch für unser Vaterland ist das Erntefeld durch seine Kolonien größer geworden. Wir brauchen mehr Arbeiter. Die Arbeit ist die idealste, großartigste, segensvollste, verheißungsreichste, die es giebt; sie beschäftigt alle menschlichen Begabungen. Sie ist jetzt auch eine Forderung nationaler Ehre für uns. Gerade unsre Universitäten sind von je her Pflögstätten des Idealismus gewesen und auch der nationalen Begeisterung. Wenn nun heute unser Herr Jesus Christus durch die Reihen der deutschen Jugend geht, um Arbeiter zu werben für seine große Ernte auf dem großen Missionsfelde, soll er sie nicht endlich auch auf unsern Universitäten finden?

Möchte ein fröhliches Ja aus Ihren Reihen die Antwort sein.

Die Pandschâb-Mission der Church Miss. Soc.

Von Bussé, Pastor zu Flachstöckheim in Hannover.

(Schluß.)

2. An der afghanischen Grenze.

Wir überschreiten nun den Indus bei der Festung Attock (Atak) und kommen mit der Eisenbahn nach der Afghanenstadt Peshâwar, das am Ausgange des bekannten Khaibarpasses, unweit des bei Attock in den Indus mündenden Kabulflusses, „in einem immergrünen Garten“ gelegen und von 60 000 das indogermanische Paschtu redenden, und als die unruhigsten, fanatischsten und bigottesten aller indobritischen Unterthanen verschrienen, sunnitischen Mohammedanern bevölkert ist. Nicht ein Missionar war es, aus dessen Munde zuerst die Botschaft Christi im Peshâwarthal gehört wurde. Der fromme Oberst Wheeler, 1851—1853 Stationskommandant in Peshâwar, der dem Schutze Gottes mehr zutraute als 10 000 englischen Bajonetten, predigte selbst die christliche Wahrheit in den Straßen Peshâwars, oft umringt von dem Wutgeschrei mordlustiger Afghanen. Der kühne Mann blieb unverfehrt, während sein Nachfolger, der auf die Bitte, christliche Mission unter den Afghanen zu gestatten, geantwortet hatte, daß, solange er Kommissar in Peshâwar sei, kein Missionar über den Indus kommen solle, kurz darauf in der Veranda seines Hauses von einem Afghanen meuchlings erdolcht wurde.

Noch klebte dessen Blut am Pfeiler der Veranda, als der schon erwähnte edle Sir Herbert Edwards, der Nachfolger des Ermordeten, die englischen Residenten der Stadt, Herren und Damen, zu einer Versammlung einlud (19. Dez. 1853), in welcher er begeisterte Worte redete, die damals ganz Indien und viele Teile Englands durchzitterten, und die es wert sind, gerade heute auch in Deutschland gehört zu werden. Er sagte u. a.:

„Derjenige müßte sehr engherzig sein, welcher meinte, dieses ungeheure Indien sei unserm kleinen England zu keinem andern Zwecke gegeben, als zu unsrer Vergrößerung, um Geld nach Hause zu schicken und Stellen für jüngere Brüder und arme Verwandte zu schaffen. . . . Alle Gedanken und Pläne Gottes haben ihr Absehen auf die Ewigkeit, und wir dürfen uns versichert halten, daß der Orient unserm Lande zum Zwecke einer Mission nicht an den Köpfen und Leibern, sondern an den Seelen der Menschen gegeben ist. . . . Den Hindu haben wir einen Gott, den Mohammedanern einen Mittler zu predigen. Und wie soll das geschehen? . . . Es ist nicht Sache der Regierung als solcher, Indien zu evangelisieren, sondern der einzelnen Christen. Jeder Engländer und jede Engländerin in Indien, jede Person hier in diesem Saale ist verpflichtet, mit allen Kräften mitzuhelfen. Heute sind wir hier, um die besten Mittel

zur Ausbreitung des Evangeliums in dieser Gegend zu beraten. Es ist gerade eine mohammedanische Gegend von besonderer Bigotterie. Schlimme Ausbrüche des Fanatismus haben unter unsern Augen stattgefunden. Aber wir dürfen auf das festeste überzeugt sein, daß wir viel sicherer sind, wenn wir unsere Pflicht thun, als wenn wir sie vernachlässigen. . . .“

Die nach dieser Versammlung eröffnete Subskription ergab sofort die Summe von 28 000 Mk., nachdem am Sonntag vorher in der englischen Kirche schon 3600 Mk. kollektiert waren; und in wenigen Wochen waren über 60 000 Mk. zusammen, von denen 20 000 Mk. wieder aus der Hand eines anonymen Freundes stammten.¹⁾

Unter denen, welche die Aufforderung an die Ch. M. S., eine Mission in Peshâwar zu beginnen, unterzeichneten, war außer Edwardes selbst auch der Major Martin, der den Staatsdienst verließ und (Raien-) Missionar ward, und im Verein mit den Missionaren Clark und Dr. Pfander die Arbeit begann. Clark, der auch hier in der Front stand, eröffnete alsbald eine Schule, zu der Martin das Haus baute; eine Kapelle ward errichtet, die jetzt „Martin-Kapelle“ heißt, und die gegenwärtigen Missionshäuser wurden auch durch Martin angekauft. Oft genug freilich drohte ihnen Gefahr. Dr. Pfander, früherer Baseler Missionar, der schon während seines Aufenthaltes in Russisch-Armenien seine besondere Begabung zum Kampf mit den Mohammedanern durch Wort und Schrift bewiesen hatte, und dessen Schrift Mizan-al-Haqq (Wage der Wahrheit) bereits in mehrere Sprachen Indiens übersetzt war, mußte hören, daß man ihn töten würde, wenn er fortführe, zu lehren und zu predigen. Aber kein Afghane hat je einen englischen Missionar feindlich berührt. Nur der reichbegabte Missionar Isidor Löwenthal von den Amerikanischen Presbyterianern, die seit 1857 ebenfalls in Peshâwar missionierten, ward in seinem Garten nachts von seiner eignen Sicherheitswache erschossen, kurz nachdem er eine verbesserte Paschtu-Übersetzung des Neuen Testaments vollendet hatte.

Zwanzig Missionare der Kirchlichen Missions-Gesellschaft haben in Peshâwar gearbeitet, von denen fünf dort gestorben sind. Jetzt stehen die Missionare Hughes (seit 20 Jahren) und Fukes (seit 11 Jahren) dort in der Arbeit, die zwar eine harte Geduldsprobe ist, aber doch von Jahr zu Jahr mehr Einfluß auf die Bevölkerung gewinnt.

¹⁾ Ein Offizier schrieb freilich bei seinem Namen auf der Subskriptionsliste: „Eine Rупie für einen Revolver für den ersten Missionar.“ Er hatte gesagt, daß die Missionare in Peshâwar nicht ohne den Schutz seiner Sipahis existieren könnten, und er war der erste Offizier, der selbst, nebst seiner Gattin, von seinen eignen Sipahis beim Beginn des Militäraufstandes in Mirat niedergestochen wurde.

Die Schule („Edwardes Memorial School“), von Mr. Zufes und zwei tüchtigen christlichen Eingeborenen geleitet, besteht nun seit 30 Jahren und hatte im vorigen Jahre 571 Schüler, von denen viele aus guter Familie stammen, die wenigsten freilich afghanischen Eltern anzugehören scheinen. Von den übrigen eingeborenen Lehrern sind die meisten selbst Zöglinge der Schule gewesen.

Die Gemeinde ist trotz 30jähriger Missionsarbeit noch klein (1884: 96). Ihr Pfarrer ist seit 12 Jahren der intelligente Imam Schah, vormalig ein Bekenner des Islam, gebürtig aus der Gegend von Amritsar. Er kam mit 19 Jahren in das Haus des eingebornen Pastors Daud Singh in Amritsar, wo der Vatername Gottes in der Anrede des Vaters einen tiefen Eindruck auf ihn machte, da Gott als Vater anzureden bei den Mohammedanern als Blasphemie gilt. Nach seiner Taufe (1861) ward er von Clark als Evangelist in Peshâwar angestellt; nach einem Kursus im Seminar zu Lahôr erhielt er 1873 die Diakonen- und 1876 die Priesterweihe durch den Bischof von Kalkutta, der beide Male seine große Befriedigung über die Resultate der Prüfung aussprach. Imam Schah hat durch seine treue Amtsführung sich die Zuneigung und Achtung der eingebornen und europäischen Christen, sowie seiner englischen Amtsbrüder in hohem Grade erworben.

1875 schreibt er: „Während des letzten Jahres haben sie (die Mohammedaner) ihr möglichstes gethan uns zu verfolgen. Oftmals behandelt das Volk mich und meine eingeborenen Helfer derartig, daß ich mich kaum des Weinens enthalten kann, nicht wegen der uns angethanen Beschimpfung, sondern weil wir, anstatt des Heilands Namen vor den Heiden zu erhöhen, vielleicht die Veranlassung zu Schmach und Schande für ihn gegeben haben. — Wenn die Stadt mit Fremden aus Kabul gefüllt ist, dann wachsen unsere Plagen. In ihrer Lust uns zu verfolgen und zu beschimpfen, knirschen sie mit den Zähnen, und wenn wir nicht sehr ruhig und geduldig ihnen gegenüber bleiben, so würden sie uns sicherlich angreifen. Aber wir gedenken an das Wort: „Der Knecht ist nicht größer denn sein Herr; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“ Eines Tags sagte ein Afghane zu mir: „Ich habe mir vorgenommen dich zu töten. Ich würde freilich dafür gehängt werden, aber dann werde ich ein Schahid (Märtyrer) sein.“ Ich erwiderte: „Ein Märtyrer ist, wer geduldig und ohne Widerstand für die Wahrheit leidet. Du aber willst Gewalt gebrauchen. Wo ist da das Märtyrertum?“

Ein großer Freudentag für die Christen in Peshâwar war der 27. Dezember 1883, an welchem die neue Missionskirche eingeweiht wurde. Sie ist eine der schönsten, wenn auch bei weitem nicht größten Kirchen Indiens, ein würdiger Zeuge Christi in dieser Mohammedanerstadt. In Kreuzform und sarazenischem Stile gebaut, ist sie eine glückliche Verschmelzung

orientalischer und christlicher Baukunst. Die Kuppel des Turmes, auf welcher ein großes vergoldetes Kreuz glänzt, ist weithin zu sehen und enthält eine Glocke mit schönem, in der ganzen Stadt und Nachbarschaft zu hörendem Klange. All Saints Memorial Church ist sie genannt zum Andenken an die heimgegangenen Missionare von Peshâwar, deren Namen auf Gedächtnistafeln eingegraben sind. Bei der Einweihung predigte D. Imadeddin über Luk. 11, 20.

Ein wichtiger Teil der Missionsarbeit ist auch hier die Reisepredigt und die damit verbundene Schriftenverbreitung. Sehr zu statten kommt hierbei den Missionaren die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Afghanen, die in jedem Dorfe ihre Hadschras (Gasthäuser) haben, wo der Missionar oft eine günstige Gelegenheit hat, mit einer ruhigen und andächtigen Zuhörerschaft sich über die christliche Wahrheit zu unterreden. Demselben Zwecke dient auch eine Missionshadschra, die Hughes in Peshâwar selbst eingerichtet hat, und womit „vielleicht das beste Mittel gefunden ist, die Afghanen zu gewinnen, und ein beherzigenswertes Beispiel für andere Missionen im Lande gegeben.“ Die Zahl der Missionsgäste in dieser Hadschra beläuft sich bisweilen auf 40 bis 50 zu gleicher Zeit. Einflußreiche Khans und graubärtige Mullahs genießen hier die Gastfreundschaft der Missionare, die sich zu ihnen setzen und ihnen das Evangelium ans Herz legen, worauf die Gäste dann, bei ihrer Tasse Thee auf Stühlen oder am Boden sitzend, ruhig und gedankenvoll oft stundenlang die Vorzüge und Forderungen des Christentums diskutieren.

Von dem Einfluß, den die Mission immer mehr auf die Anschauungsweise der Bevölkerung gewinnt, sind ein deutlicher Beweis die beiden Mädchenschulen, in denen 1884 die Missionarsfrauen 86 Mädchen unterrichteten. Die Arbeit an dem weiblichen Geschlechte, die Clarks Gattin schon vor 30 Jahren versuchte, war damals fast unmöglich; jetzt stehen viele Senanas der Mission offen, und die Senana-Gesellschaft hat kürzlich zwei Damen nach Peshâwar gesandt, deren eine freilich leider schon nach einem halben Jahre starb.

Schließlich sind hier noch die Versuche zu erwähnen, die von der Peshâwarmission gemacht sind, um dem merkwürdigen Kasiristamme das Evangelium zu bringen. Kasiristan heißt ein nordöstlich von Kabul, im eigentlichen Hindukusch gelegenes, von fast unübersteigbaren Bergen eingeschlossenes Ländchen, dessen europäische Abstammung verratende¹⁾ Bewohner mit den mohammedanischen Nachbarn in stetem Kriege leben und

¹⁾ Man hält sie für die Nachkommen von Griechen, die Alexander dem Großen auf seiner indischen Expedition folgten.

von diesen wegen ihres Heidentums Kasir (Ungläubige) genannt werden, während die Perser sie wegen der schwarzen Ziegenfelle, die sie tragen, Siach-posch (schwarz gekleidet) nennen. Schon 1864, nachdem ein Kasir mehrere Monate lang Gast der Mission in Peshâwar gewesen war, sandte man Fazli Haff und Maulwi Nurullah nach Kasiristan, die sehr herzlich dort aufgenommen wurden, aber vor Eintritt des Winters zurückkehrten. Spätere Versuche der ehemaligen englischen Offiziere Downes (1873) und Johnson (1874) wurden von der Regierung gewaltsam vereitelt, bis neuerdings Syad Schah, ein afghanischer Bekenner, das Kasirland wieder besuchen konnte und die Einladung des ganzen Völkchens zurückbrachte, daß englische Missionare kommen und dort bleiben möchten. „Wir sind unwissende Leute,“ sagte ein gefeierter und gefürchteter Kasirhauptling zu ihm, „wir dienen den Götzen, weil wir nichts Besseres kennen. Wenn Missionare von Peshâwar kommen wollen und Schulen in unserm Lande errichten, so werden wir sehr froh sein und wollen dann mehr von Gott lernen.“ Ein Kasirknabe, den Syad Schah mitbrachte, hat hernach die Taufe empfangen, und dieser erste Kasirchrist mag vielleicht durch Gottes Gnade der erste Kasirevangelist werden.

Den Afghanen wollen auch die Missionare im nördlichen Dêradschât dienen, wenn auch bisher, sowohl in den gesammelten, noch sehr kleinen Christengemeinden, als auch in den Missionschulen die Afghanen nur in verschwindend kleinen Zahlen vertreten sind.

Dêradschât heißt, nach den drei Dêrastädten am Indus (Dêra Ismail Khan, Dêra Fatah Khan und Dêra Ghazi Khan), der fruchtbare Landstrich südlich vom Peshâwarthale, der sich zwischen dem rechten Ufer des Indus und den östlichen Abhängen der großen Suleimankette, die Afghanistan von Britisch Indien trennt, in einer Länge von 300 engl. Meilen hinzieht, bewohnt von einer zahlreichen, vorwiegend afghanisch-mohammedanischen Bevölkerung, und alljährlich durchzogen von gegen 2000 afghanischen Kaufleuten, welche die Produkte Centralasiens nach dem Pandschâb und Hindustan, und umgekehrt die englischen und indischen Produkte nach Centralasien bringen.

Auch die Mission im Dêradschât verdankt ihren Ursprung christlichen Regierungsbeamten, und zwar besonders dem Oberst (später General) Taylor, dem damaligen Kommissar dieses Distrikts,¹⁾ der 1861 der Kirch-

¹⁾ Er war so beliebt bei den dortigen Eingeborenen, daß diese zu sagen pflegten: es gäbe zwei Ferischta (Engel) unter den Engländern im Pandschâb; diese wären so gut, daß, wenn nur alle Engländer ihnen glichen, das ganze Land ohne Hilfe irgendwelcher Missionare christlich geworden wäre, und diese beiden Ferischta wären Sir Donald McLeod und General Reynell Taylor.

lichen Missionsgesellschaft diese neue Mission zu unternehmen vorschlug und seine Bitte mit einer reichen Gabe von 1000 Pfund (20 000 Mk.) begleitete und 200 Mk. monatlichen Beitrag versprach. Sir Robert Montgomery, der Statthalter des Pandschab, und Sir Herbert Edwardes, der dieses Grenzgebiet aus eigener Anschauung kannte, unterstützten die Anforderung, und 1862 ward zunächst Dera Ismail Khan am Indus von den Missionaren French und Bruce besetzt, auch die Stadt Bannu, hart an der afghanischen Grenze, besucht.

Von Bannu, das die Engländer jetzt Edwardesabad nennen, schreibt Edwardes in seinem Buche *A year on the Punjab frontier*, daß es im Frühling wie ein grüner Smaragd daliege und im Winter mit seinen Früchten aussähe, als ob Ceres gegen die große Bergkette gestolpert sei und dabei die Hälfte ihres Füllhorns ausgeschüttet habe. Aber ein unwissenderes, abergläubischeres und mehr heruntergekommenes Volk als die Bannutschi habe er kaum je gesehen.

Bannu war bis 1873 eine Außenstation von Dera Ismail Khan, aber ist seitdem mit einem ständigen Missionar, Rev. Mayer, besetzt, der trotz der Opposition des Volkes und der Ungesundheit der Station seinen einsamen und gefährlichen Posten mit großer Treue und unermüdlichem Fleiße bisher behauptet hat. Von großen Erfolgen ist bei der kurzen Dauer der Mission und dem harten Boden, auf dem sie arbeitet, nicht zu berichten. Die Schulen, unter deren Lehrern 2 Bekehrte der Kangramission sind, hatten 1883 zusammen 152 Knaben,¹⁾ wovon nur 17 Afghanen, während Mädchenschulen noch gar nicht existieren. Die Gemeinde besteht nur aus 15 Personen, die, mit Ausnahme von 5 in Isa Khail am Indus wohnenden, im Dienste der Mission stehen. Eine günstige Gelegenheit, auch benachbarte Stämme mit der Predigt des Evangeliums zu erreichen, bietet der jeden Freitag in Bannu abgehaltene große Viehmarkt, zu dem namentlich das im benachbarten Gebirge wohnende, zahlreiche, räuberische Hirtenvolk der Wasiri in großen Scharen erscheint.

Mr. Clark war Zeuge der rohen Behandlung, die Missionar Mayer bei seiner Basarpredigt erfahren mußte: Das Volk schlug ihm wiederholt den Hut vom Kopfe, nahm ihm sein Buch weg und drängte ihn auf dem Plage umher, während die Polizei auf ihrem Turme passiver Zuschauer war und Gefallen daran zu finden schien.

¹⁾ Als im September 1883 einige dieser Knaben die Taufe begehrt, wurde von der Stadtbehörde eine „Oppositionsschule“ angefangen, zu welcher fast alle unsere besten und gefördertsten Schüler übergehen mußten. Die Knaben, welche sich kühn zu Christo bekannt hatten, wurden vollständig dem Einfluß der Mission entzogen. Jahresbericht 1884, 120.

Sehr schätzenswert sind auch Mayers Übersetzungen von Büchern der heiligen Schrift in die Paschtusprache.

Dëra Ismail Khan, dessen Bewohner sich von den benachbarten Afghanenstämmen der Wasiri und Povinda vorteilhaft als friedliche, fleißige und gastfreundliche Leute unterscheiden, ist das Hauptquartier der Dëradschât-Mission. Von hier aus haben die Missionare, zuerst French und Bruce, jetzt seit 1872 Thwaites, viele Predigtreisen unternommen und nach Kräften den Samen des Wortes ausgestreut. Die Missionsschulen weisen zwar die stattliche Zahl von 265 Knaben (worunter 6 Wasiri) auf, deren Hauptlehrer, Israhim, ein Bekehrter und früherer Zögling der Mission ist. Die eingeborene Gemeinde indessen, für die 1880 eine Kirche gebaut wurde, aber noch kein eingeborener Pastor gefunden ist, besteht nur aus 26 Gliedern, während die Arbeit an dem weiblichen Geschlechte, von Thwaites Gattin und einer Bibelfrau versucht, auch hier noch nicht über geringe Anfänge hinausgekommen ist.

Eine sehr arbeitsreiche ärztliche Mission besteht seit 1868 in dem Städtchen Tank, nordwestlich von Dëra Ismail Khan, am Fuße der Suleimankette, unter dem wackeren eingeborenen Rev. Dr. John Williams. Durch seinen edlen, gewinnenden Charakter, seine Freundlichkeit gegen das Volk und seine ärztliche Kunst hat er sich bei dem ganzen Wasiristamm solchen Eingang verschafft, daß er unbewaffnet und unbegleitet und doch unverletzt durch die Länge und Breite jener wilden Berggegend unter den fanatischen Mohammedanern reisen kann. Ja, als die Wasiri 1879 Tank angriffen und anzündeten, verschonten sie das Missionshospital und Williams' Wohnung. Auch eine Schar von 60 Schülern hat er um sich gesammelt, die er nachmittags, wenn die Hospitalarbeit beendet ist, unterrichtet.

Auch den Belutschen, deren politische Grenze das südliche Dëradschât berührt, wird jetzt das Evangelium mit Wort und That verkündigt. Ihnen besonders soll die Mission in Dëra Ghazi Khan (am Indus) und in Quettah (am nördlichen Ausgange des Bolanpasses in Belutschistan) dienen. Während letztere Stadt erst im Jahre 1885 besetzt wurde, verdankt Dëra Ghazi Khan seine Mission dem schon erwähnten, bei Kandahar gefallenen Missionar Gordon, der 1000 Pfund dazu hergab, so daß im Jahre 1879 ein geistlicher und ein ärztlicher Missionar, Rev. A. Lewis und Dr. Fikes, dorthin geschickt werden konnten. Ein Belutschenhäuptling gestattete ihnen, in seinem Granatbaumgarten, der nahe bei der Stadtmauer lag, ihr Zelt aufzuschlagen. Ein zerfallenes Bungalow in diesem Garten, in dessen einzigem noch bewohn-

barem Raume ein Esel seinen Stall hatte, ward notdürftig restauriert, und hier begann Dr. Zuses seine Praxis und hatte großen Zulauf, während des Abends im Basar gepredigt wurde. Einen Teil des Sommers bringen die Missionare im Fort Munro westlich von Dera Ghazi Khan in der Suleimankette zu, wo das Regierungshospital an Dr. Zuses übergeben ist, und von wo Predigtreisen unter den Belutschen gemacht werden. In Dera Ghazi Khan ist eine Schule eingerichtet, auch eine kleine Basarkirche gebaut, und ein eingeborener Missionar unterstützt den Missionar Lewis in Schul- und Predigtarbeit. Letzterer hat kürzlich das Matthäusevangelium in das bisher noch literaturlose Belutschí übersetzt.

Auf unsrer Rundreise über die Vorposten der Pandschabmission überschreiten wir bei Dera Ghazi Khan wieder den Indus und besuchen zum Schluß die Station Máltán, unweit des linken Tschinabusers, von wo uns dann die Eisenbahn nach dem Hauptquartier Lahör-Amritsar zurückbringt.

Der Name Máltán soll korrumpiert sein aus Mallithan = Land der Maller, jenes alten Stammes, dessen energischer Widerstand sogar Alexander in Erstaunen setzte, und vor dessen Hauptfestung der Eroberer beim Sturm auf dieselbe gefährlich verwundet wurde. Die Gegend ist fast ganz regenlos. Der zehnjährige Durchschnitt des Regenfalles betrug nur 2 $\frac{1}{2}$ Zoll. Besonders von Juni bis August bringen die senkrechten Sonnenstrahlen eine mörderische Glut. Doch ist Máltán von Dattelwäldern und den schönsten Orangen-, Granaten- und Pfirsichgärten umgeben, da zahllose, immer fließende Kanäle das Land bewässern. Máltán, das seit der Annexion von Pesháwar die „Ehre“, der „Schlüssel zum Pandschab und Indien“ zu sein, an jene Stadt abgetreten hat, ist einer der Halteplätze der Karawanen, die von Kabul und Kandahar kommen und sich dann weit über Indien zerstreuen. Die Bevölkerung, welche einen eignen Dialekt und eigne Schriftzeichen besitzt, ist in ihren herrschenden Familien afghanischen Ursprungs und mohammedanisch, während die Nachkommen der alten Stämme eine untergeordnete Stellung einnehmen. Die Ackerbauer sind meist Mohammedaner, die Städtebewohner, die handeltreibende Klasse, vorwiegend Hindu.

Die Mission ward hier auf Vorschlag des Sir Donald McLeod 1856 durch Mr. Fitzpatrick begonnen, der indes nur vier Jahre dem ungesunden Klima standhalten konnte (vgl. oben). Seitdem ist viele Jahre lang immer nur ein einzelner Missionar im Máltándistrikt mit seinen drei Millionen Einwohnern stationiert gewesen. Auch der gegenwärtige Stationsmissionar, Rev. T. Bomford, steht wieder allein, nachdem sein Kollege Rountree, der einen wichtigen Teil der Reisepredigt besorgte, nach Pind Dadan Khan, Gordons ehemaligem Hauptquartier, versetzt ist, und Mr. Briggs, der die Hauptschule dirigierte, seiner Gesundheit wegen

weichen mußte. Solange nicht tüchtige eingeborene Geistliche zur Verfügung stehen, wird man den Schwierigkeiten, welche der Mission durch Land und Leute bereitet werden, nicht wirksam entgegenarbeiten können. Die Missionschulen in Mältân und den Außenstationen Bhawalpur (am Satledsch), Schudschabad und Muzaffargar (rechts und links vom Tschinab) werden von 600 Knaben und 230 Mädchen besucht, wobei merkwürdig ist, daß nur $\frac{1}{5}$ der Knaben Mohammedaner sind, während die Kinder in den Mädchenschulen sämtlich mohammedanischen Eltern angehören. Dagegen sind nur 56 eingeborene Christen vorhanden, für die man demnächst eine eigne Kirche zu bauen und einen eingeborenen Geistlichen anstellen zu können hofft. Man sieht, wie der Unterricht in den Missionschulen hier, wie fast überall, um der zeitlichen Vorteile willen geschätzt und dabei die religiöse Unterweisung mit in den Kauf genommen wird, wie dagegen die Mutter der Schule, die Kirche, verachtet beiseite steht muß.¹⁾ Als 1869 der erste Eingeborene von Mältân, ein Zögling der Missionschule, getauft wurde, verursachte dies Ereignis die größte Aufregung, und in 19 Moscheen ward für des Bekehrten „Bekehrung“ gebetet. Die „Frauenarbeit“ der Mission, deren Hindernisse in Indien einerseits in der frühen Verheiratung der Mädchen, andererseits in dem socialen Vorurteil gegen weibliche Erziehung liegen, findet allmählich immer mehr Senanas in Mältân, die sich ihr öffnen. Erst nach vier vergeblichen Versuchen konnte eine Mädchenschule angefangen werden, jetzt sind deren fünf in Mältân und eine in Schudschabad. Die Female Education Society hat kürzlich zwei Damen nach Mältân gesandt, die in der „Frauenarbeit“ helfen sollen.

Um auch im Pandschâb die eingeborenen Christengemeinden zur Selbstthätigkeit, Selbsterhaltung und Selbstausbreitung zu erziehen, hat man seit 1877 auch die Pandschâb-Kirche in ähnlicher Weise wie die älteren Missionsprovinzen organisiert und eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung eingeführt. Repräsentiert wird die eingeborene Kirche durch die Distriktsynode (Native Church Council), die sich aus der gesamten eingeborenen Geistlichkeit und je zwei weltlichen Abgeordneten aus jeder Gemeinde zusammensetzt und sich alljährlich unter der Leitung eines von der Ch. M. S. ernannten Vorsitzenden (Europäers oder Eingeborenen) versammelt. Ihre Rechte und Pflichten bestehen u. a. in der Ernennung und Versetzung der eingeborenen Geistlichen und Laiengehilfen und in der Befolgung derselben aus ihren eignen Fonds, die durch einen Zuschuß von der

¹⁾ Damit soll jedoch keineswegs weder die Berechtigung noch die Notwendigkeit der „Heidenschule“ geleugnet werden.

Ch. M. S. unterstützt werden. Jede Gemeinde ferner hat einen Kirchenvorstand (Native Church Committee), der aus dem eingeborenen Pfarrer, drei weltlichen Gemeindegliedern (Kommunikanten) und einem von der Corresponding Committee der Ch. M. S. ernannten Vorsitzenden (Europäer oder Eingeborenen) gebildet wird, und dessen Obliegenheiten die Wahl der Delegierten zur Distriktsynode und überhaupt dieselben Dienste sind, die auch bei uns die Kirchenvorstände den Gemeinden leisten sollen. Mr. Clark erklärt die Resultate, welche diese Organisation bereits aufzuweisen hat, für ausgezeichnet. Die heidenchristlichen Gemeinden lernen so, nicht nur immer mehr auf eignen Füßen zu stehen, sondern auch in die Missionsarbeit mit einzutreten und Seite an Seite mit den fremden Missionaren die Kriege des Herrn zu führen.

Der Jahresbericht pro 1884/85 giebt für die Pandschäbmmission der Ch. M. S., einschließlich der beiden Stationen in Sindh, dem Mündungslande des Indus, Haiderabad am Indus und Karatschi am Meer, folgende Zahlen an:

Eingeborene Geistliche	10
Eingeborene Christliche (Laien-)Lehrer	57
Anhänger (Native Christian Adherents)	1680
Kommunikanten	534
Schüler	5995

Wer die Erfolge einer Mission lediglich nach den Zahlen der Bekehrten beurteilen will, der wird diese Ergebnisse dreißigjähriger Arbeit nicht groß nennen. Der bringt aber außer anderen zweierlei nicht in Anschlag, 1) daß es sich hier um eine Mission unter vorwiegend mohammedanischer Bevölkerung handelt, und daß die christliche Mission, nächst dem lasterhaften Lebenswandel unchristlicher Christen, keinen größeren Feind hat als den Islam und 2) daß diese 30 Jahre die Zeit der Grundlegung bedeuten und die Fundamentierungsarbeit zumal auf felsigem Boden langsam vor sich geht. Nach abermals 30 Jahren werden auch die Zahlen eine wesentlich andre Höhe aufweisen.

Nachschrift.

Am 15. April ist in Berlin eine zweite „deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft“ (neben der soeben in Bayern ins Leben gerufenen) gegründet worden, deren Vorstand aus folgenden Herren und, was außer bei den Frauenmissionen, bis jetzt noch nicht dagewesen, aus — Damen besteht: Geh. Reg.-Rat Graf Andreas v. Bernstorff, Generalmajor z. D. Baron v. Buddenbrock,

Ministerial-Präsident a. D. Dr. Grimm (Karlsruhe), Reg.-Rat Prof. Dr. Sell, Geh. Ober-Reg.-Rat Weymann, General der Infanterie v. Strubberg, die Pastoren Andrä (Wilmersdorf bei Berlin), Diestelkamp (Berlin), Reithardt (Kreuznach), Wellmer (Berlin), Wille, Sup. a. D., und Witte (Berlin), ferner der Präsident der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft: Dr. Peters, sowie deren General-Sekretär Leue, Redakteur Dr. Fritz Pfannkuch, Dr. Zühlke (Potsdam), Fabrikant Knorr (Heilbronn) und Ober-Postsekretär Ebel, sowie die Gräfin Martha Pfeil, Gräfin Voß, Gräfin Waldersee (Berlin), Gräfin Waldersee (Potsdam) und die Freiinnen v. Zelewski und v. Bülow.

Unterzeichnet von diesen sämtlichen Vorstandsmitgliedern, nur in umgekehrter Ordnung, so daß die Damen voranstehen, ist folgender Aufruf — zuerst in der Kolonial-polit. Korrespondenz Nr. 16 — veröffentlicht worden:

1. „In Ostafrika sind unter Kaiserlicher Oberhoheit von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Gebiete von außerordentlicher Ausdehnung erworben. Eine offene Thür ist jetzt vorhanden für jegliche Deutsche Arbeit, vor allem für die deutsche Mission.

2. Das Klima hat sich weithin als ein für Europäer günstiges bewährt. Des sind nicht nur diejenigen Landsleute berufene Zeugen, welche durch die Interessen des Handels oder der wissenschaftlichen Forschung dorthin gezogen worden sind, sondern auch die dort thätig gewesenen oder noch thätigen Missionare deutscher, englischer und französischer Zunge.

3. Durch Karawanen-Strassen ist der Weg von der Küste ins Innere gebahnt.

4. Eine Sprache, die Suahili-Sprache, ist den verschiedenen Völkern neben der eigenen, unmittelbaren Muttersprache die gemeinverständliche, und schon ist in diese Suahili-Sprache das ganze Neue Testament übersetzt. So hat sich denn auch für das Wort Gottes die Thür bereits weit aufgethan!

Die Eingeborenen sind Heiden, noch „sitzend in Finsternis und Schatten des Todes“. Dabei dringt der Mohammedanismus vor.

5. Die bisherigen Aussaaten evangelischer Wahrheitszeugen dürfen nicht verloren gehen. Nachdem durch die großen vaterländischen Errungenschaften die äußeren Hindernisse im wesentlichen so glücklich beseitigt worden sind, so gilt es nun in dieser „angenehmen Zeit“ (2 Kor. 6) das Werk jener Aussaaten fortzuführen. An die deutsche evangelische Christenheit tritt diese Pflicht um so dringlicher heran, als die Männer, welche wie die Missionare Dr. Krapf, Rebmann, Erhardt unter unsäglichen Mühen als christliche Helden und Bahnbrecher vorgearbeitet haben, eben Deutsche gewesen sind.

6. Schon regt sich, um in ihre Fußstapfen zu treten, bei unsern deutschen Glaubensgenossen in Bayern, nicht minder auch bei den Christen im glaubensverwandten und stammverwandten England.

7. Wer auch könnte des Herrn Christi Missionsbefehl sich entziehen wollen angesichts der so großen Gaben und Aufgaben in Ostafrika, und wer den Pflichten der brüderlichen Liebe zu den dort wie auf Vorposten gestellten Deutschen? Mit der Mission des Glaubens und der Liebe, welche die evangelische Christenheit dort auszurichten berufen ist, wird sich auch ein barmherziger Samariterdienst an „Nahen und Fernen“, nämlich Christen und Heiden, an Kleinen und Großen, an Gesunden und

Kranken zu verbinden haben, welcher ebenso unerläßlich ist, wie segensreich sein wird für Kirche und Vaterland.

Wohl ziemte es sich, daß der erste Aufruf vom Mai vorigen Jahres gerade aus der Reichshauptstadt erging. Dabei war und bleibe es fern von uns, irgend einer anderen Missionsarbeit in Afrika Abbruch zu thun. Vielmehr bitten wir alle Missionsfreunde, denjenigen Missionsgesellschaften, für welche sie bisher ihre Gaben gespendet, und welche ja leider zum Teil in Bedrängnis sind, auch ferner nichts zu entziehen.

8. Was aber die unaufschiebbare Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika betrifft, so gehen wir um so getroster an das schwere Werk heran, als wir von der ehrwürdigen Berliner Missionsgesellschaft bereits die überaus dankenswerte Zusage haben, unter ähnlichen Bedingungen, wie sie dem Verein zur Ausbildung von Predigern in Amerika gestellt sind, in ihrem Seminare Jünglinge ausbilden zu wollen auch für unser Arbeitsfeld Deutsch-Ostafrika. Auf reichliche Gaben von nah und fern glauben wir um so zuversichtlicher hoffen zu dürfen, als schon auf unsern vorjährigen Mai-Aufruf, betreffend Erbauung einer ersten Kirche und Schule, sowie Entsendung eines ersten Predigers binnen kurzem uns mit Liebesgaben im Betrage von mehr als 2000 Mk. so ermunternde Antwort aus den verschiedensten Gauen des deutschen Vaterlandes zu teil geworden ist.

9. Noch ist das eigentliche Hauptgebiet von Deutsch-Ostafrika fast gänzlich unversorgt. Möge Gott der Herr, des Reich ja auch dort gemehret werden soll, uns viele Freunde, vornehmlich aus der evangelischen Christenheit deutscher Zunge zuführen, welche ihre Gaben, kleine und große, willig opfern, um auch dorthin zu bringen das seligmachende Evangelium!"

Es ist ein peinliches Geschäft für uns diesen Aufruf zu beleuchten; aber wir haben die Pflicht es zu thun und können keinen Grund finden, uns dieser unangenehmen Pflicht zu entziehen. Wir werden uns dabei rein sachlich halten und auf jede Vergleichung zwischen diesem und dem von der sächsischen Prov.-Missionskonferenz erlassenen unsern Lesern ja bekannten Aufrufe verzichten, so lehrreich dieselbe auch sein würde.

1. Sofort auffallend ist die Unterstellung der christlichen Mission unter den Begriff der deutschen Arbeit, wie überhaupt die sich immer wiederholende überstarke Betonung des Nationalen. Jeder aufmerksame und einigermaßen kundige Leser muß in dieser Nationalisierung der Mission eben die Gefahr erblicken, vor welcher Zahn in seinem Vortrage über die Verweltlichung soeben und der Schreiber dieses in seiner Broschüre: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ schon früher aufs ernsteste gewarnt hat. Wir müssen diese Gefahr für um so größer halten als die neue Missionsgesellschaft mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Karl Peters, aufs engste verbunden ist. Diese letztere steht bekanntlich in einer ausgeprägten politischen Gegnerschaft gegen England, der sie bei jeder Gelegenheit den schärfsten Ausdruck giebt. In derselben Nummer der Kol.-polit. Korrespondenz, welche den qu. Aufruf bringt, wird auch von der „Humanität“ der „scheinheiligen Insel“ verächtlich geredet. Schon die geffentlichliche Betonung des Deutsch-Nationalen in dem vorstehenden Aufrufe zeigt, wie leicht auch die deutsch-ostafrik. Missions-Gesellschaft, zumal ihrem Vorstande zum Teil dieselben Persönlichkeiten an-

gehören, welche an der Spitze der deutsch-ostafrik. Kolonisations-Gesellschaft stehen, in diese politische Gegnerschaft hineingezogen werden wird. Und daß das ein großes Unglück wäre für die Mission, welche als eine Sache des universalen Gottesreichs über allen politischen Gegensätzen und Interessen der Nationen steht, bedarf für die Leser dieser Zeitschrift keines weiteren Beweises. Die christliche Mission hat nichts mit Politik zu thun und die Politik soll sich nicht in die christliche Mission mischen. Es ist ein Unglück, daß man so wenig aus der Geschichte lernt. Ist denn Tonkin schon vergessen, wo das Blut der Opfer noch raucht, welche infolge der unseligen Verquickung von Politik und katholischer Mission geschlachtet worden sind! Und steht nicht der noch ganz frische Mord des völlig unschuldigen anglikanischen Missionsbischofs Hannington als eine schwarze Warnungstafel vor einer solchen Verquickung gerade in Ostafrika?

2. Das Urteil über das Klima ist sehr sanguinisch. Uns sind die Kranken- und Totenlisten ziemlich genau bekannt. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ist noch viel zu jung und ihre Kommissiönäre sind viel zu vorübergehend an Ort und Stelle gewesen, als daß ihre bisherigen Erfahrungen maßgebend sein könnten. Die lange Dienstzeit Rebmanns ist eine Ausnahme. Aber wir gehen auf diesen Punkt nicht weiter ein, weil für die Mission auch das tödtlichste Klima kein Grund zum Fernbleiben ist. Nur darf man nicht schönfärben.

3. Bezüglich der Karawanenstraßen bitten wir um gefällige spezielle Aufzählung! Die allgemeinen Behauptungen sind wertlos.

4. Es ist für einen ostafrikanischen Missionar natürlich sehr vorteilhaft, wenn er die dortige Karawanensprache, Kisuaheli, versteht, aber das ist ein großer Irrtum zu wähnen, dasselbe sei die „allen ostafrikanischen Völkern gemeinverständliche Sprache.“

5. Schon dieser und noch mehr der folgende unklare und schleiervolle Absatz muß bei den mit den einschlagenden Verhältnissen nicht vertrauten Lesern — und das werden die meisten sein — ganz irrige Vorstellungen hervorrufen. Die Thatsachen sind folgende: Krapf, Rebmann und Erhardt standen von Anfang an im Dienste der englischen Kirchenmissionsgesellschaft. Seit 1844, wo Krapf sich in Mombas niederließ, hat dieselbe ununterbrochen in Ostafrika gearbeitet, erst mit wenigen, ja zeitweise nur mit einem Arbeiter, Rebmann, bis sie seit ca. 12 Jahren mit einem großen Arbeiterstab (jetzt 23 europ. Missionare) daselbst ein ausgedehntes doppeltes Missionswerk (die Mombas- und die Ugandamission) in Angriff nahm, das zu den bedeutendsten des Jahrhunderts gehört und bereits riesige Opfer gekostet hat. Was soll nun die Phrase: „die bisherigen Aussaaten evangelischer Wahrheitszeugen dürfen nicht verloren gehen?“ Sind sie denn in dieser Gefahr? Mit nichten, zumal auch die englische Universitätenmission daselbst eine ausgedehnte Arbeit treibt, der Methodisten in Nibe ganz zu geschweigen. Und auf welche Weise will denn die neue Berliner Gesellschaft „das Werk jener Aussaaten fortführen?“ Hält sie sich etwa für berechtigt, weil Krapf und seine Mitarbeiter Deutsche waren, die englische Kirchenmissionsgesellschaft aus ihrem mit so großen Opfern erkaufen Arbeitsgebiete unter dem Schutze der deutschen Flagge zu vertreiben? Oder sich auch nur in dasselbe einzudrängen? Wir würden vor Trauer und

Scham unser Angesicht bedecken, wenn das geschähe. Es ist bekannt, wie St. Paulus über solche Handlungsweise denkt (Röm. 15, 20) und wo die Franzosen so gehandelt haben (Tahiti), da hat die ganze evangelische Christenheit es verurteilt. Dazu kommt, daß die englische Kirchenmissionsgesellschaft nicht nur eine der tüchtigsten und gesundesten, sondern auch eine der großzügigsten und nobelsten Missionsgesellschaften ist. Eben erst jetzt hat sie in der höflichsten und entgegenkommendsten Weise der neuen bayrischen Miss.-Ges. jegliche Hilfe zugesagt. Und eine solche, noch dazu so große und ihrer Aufgabe so eminent gewachsene Missionsgesellschaft aus politischer Eifersucht in ihrem langjährigen Besitz bedrohen — dazu sagen wir nein und tausendmal nein, denn es ist nicht christlich, nicht missionsmäßig, nicht edel und auch nicht ehrenhaft für den deutschen Namen. Wir sind wahrlich auch deutsch patriotisch; aber nimmermehr können und werden wir unter dieser Devise etwas gut heißen, was nicht gut ist, selbst auf die Gefahr hin, daß man uns den Patriotismus abspricht, was jetzt ja so leicht passiert.

6. Hier fragen wir verwundert: hat der Verfasser dieses Aufrufs nicht gewußt, daß man in England längst „in die Fußstapfen jener christlichen Helden zc. getreten ist“ oder hat er es — absichtlich verschleiert? Wir nehmen gern das erste an; aber war er dann berufen, einen solchen Aufruf zu schreiben? Muß, wer in diesen Dingen öffentlich das Wort führen will, nicht gründlich unterrichtet sein? Oder was soll die Phrase: „schon regt sich“ wie in Bayern so nicht minder in England? In Bayern regt sich bekanntlich seit ein paar Monaten, in England ist man am Werke seit 1844 resp. 1874. Fast kommt man auf den Verdacht, die deutsche Eifersucht solle wachgerufen werden, weil sonst die Engländer uns zuvor kommen könnten — ein Gedanke, welchen dieser Absatz bei denjenigen Lesern hervorbringen muß, welche die ostafrikanische Missionsgeschichte nicht kennen und — wie viele werden sie kennen?

7. Über diesen Absatz wollen wir vorläufig schweigen. Über das Programm der neuen Miss.-Ges. scheint noch viel Unklarheit zu herrschen. Die „Satzungen“, welche uns vorgelegen, sind bezüglich der Ziele derselben völlig — inhaltsleer; die paar formalen Verfassungsbestimmungen, die sie enthalten, haben wenig Wert. Ob, wie es nach unsern anderweitigen Informationen scheint, wesentlich Kulturziele verfolgt werden, muß sich ja bald zeigen.

8. Ob die deutsche Missionsarbeit für Ostafrika, wo bereits drei evangelische englische Gesellschaften zum Teil in großartiger Weise an der Arbeit sind und eine besondere deutsche Gesellschaft sich ja schon in Bayern gebildet hat, so „unaufschiebbar“ gewesen, daß die — nach unserm Urteil überstürzte — Gründung einer neuen Miss.-Ges. notwendig geworden, bezweifeln wir stark, selbst wenn man uns auf Koulissengeheimnisse hinweist. Wir werden ja sehen, wann die neue Gesellschaft ihre „unaufschiebbare“ Arbeit beginnt und in welchem Umfange. Daß man die auszufendenden Boten in einem bereits bestehenden Missionshause ausbilden lassen will, ist ja vor der Hand weiser als ein eignes Missionshaus zu gründen, obgleich es auf der andern Seite seine Bedenkllichkeiten hat und nur bei kleinen Gesellschaften auf die Dauer angeht. Zu meinem großen Erstaunen berichteten Kreuz-Zeit. und Reichsbote in dem Referat über die Gründungsverammlung: „ich hätte das für den richtigen

Weg erklärt“, was im ganzen Zusammenhange als eine Rechtfertigung der neuen Gesellschaft aufgefaßt werden mußte. Selbstverständlich habe ich in den genannten Organen gegen diese Verwendung meines Namens sofort protestiert. Mir ist ein solches, ich will sagen Mißverständnis ganz unerklärlich. Allerdings habe ich wieder und wieder erklärt, daß die alten Missionsgesellschaften die neuen Missionen übernehmen möchten, außer aus andern Gründen auch darum, weil diese bereits eine mehr als halbhundertjährige Erfahrung hinter sich haben und uns so viel teures Lehrgeld erspart würde. Nun hielt ich es für selbstverständlich, daß jedermann diese Erfahrung außer bei den alten Missionaren, die hier nicht in Betracht kommen, wesentlich bei der Missionsleitung suchen würde. Wer sich so lange mit der Mission beschäftigt hat wie ich, konnte doch nicht wohl die Naivität begehen, zu erklären, daß ein junger Missionar, der aus einem alten Missionshause auf ein neues schwieriges Arbeitsfeld gesendet wird und dort unter der Leitung eines neuen Missionsvorstandes steht — daß dieser junge Missionar die Missionserfahrung eines halben Jahrhunderts repräsentieren werde!!

9. Freilich ist in Ostafrika noch viel Gebiet nicht von der Mission besetzt und es ist selbstverständlich, daß Deutschland die Hauptpflicht hat, es zu besetzen. Aber lassen wir doch die noch so schwanken Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sich nur ein wenig konsolidieren und unterdes uns freuen, daß unsre englischen Brüder bereits dort so fleißig am Werke sind. Und wenn etwa die Amerikaner auch noch kommen wollten, so sollten wir ihnen dankbar die Hand drücken. Auf englischen Kolonien arbeiten ja auch Missionare anderer Nationalitäten und es hat noch zu keinen Unannehmlichkeiten geführt. Aber freilich, wenn wir in so demonstrativer Weise das Deutsch-Nationale herauskehren, dann werden die Missionare anderer Nationalitäten die deutschen Kolonien bald meiden, nicht zu ihrem, wohl aber zu unserm Schaden. Und in der evangelischen Christenheit nichtdeutscher Zunge wird unser deutsches Vaterland sich als eine engherzige und unduldsame Macht keinen guten Namen machen. Wir wollen es uns nicht verdrießen lassen, das wieder und immer wieder zu sagen. — Sehr verwunderlich ist uns endlich in diesem Absatz das Wort: „vornehmlich.“ Sind denn die Unterzeichner dieses Aufrufs so naiv, zu denken, daß bei einer solchen Betonung des Deutsch-Nationalen, wie sie sich hier findet, irgend jemand aus der evangelischen Christenheit nichtdeutscher Zunge ihnen „Gaben opfern werde?“ Etwa Mr. Arthington in Leeds, der soeben zwei amerikanischen Missionsgesellschaften je 100 000 Mk. zugesichert hat, wenn sie eine neue Mission in Ostafrika beginnen wollten.

Wir haben nicht geschrieben aus Oppositionslust, sondern aus Liebe zur Mission, daß ihr ein Dienst geschehe.

Warneck.

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I. Die Heimat (Schluß).

„Es ist auffallend — bemerkte die N. Ev. R.-Z. 1886, S. 83 — daß neben den zum Teil großartigen kolonialen Verbindungen (!) unsre Mis-

sionsgesellschaften von dieser neuen Epoche in Bezug auf ihre Einnahmen kaum etwas spüren.“ Die Thatsache ist richtig; aber die Erklärung nicht zutreffend: nämlich „durch das allzustrenge Abmahnen von der Vermischung der Mission mit der Kolonialpolitik sei die Freudigkeit im Geben beeinträchtigt, ja die „Missionsfreudigkeit“ selbst abgeschreckt und abgekühlt worden.“ „In den christlichen Kreisen sei auch die Gefahr gar nicht vorhanden, daß man die Mission der Kolonialpolitik dienstbar machen wolle.“ Wir wollen die wirklichen Gründe für die bisherige bezüglich der Mission thatenlose Kolonialbegeisterung aus gutem Bedacht jetzt noch nicht auseinanderlegen. Unterdes ist gerade unsrerseits, wie unsre Leser wissen, ein Aufruf an das deutsche evangelische Volk ergangen, um dasselbe anzuregen, durch Gaben, welche der Größe und Würde der Sache entsprechen, die Kolonialbegeisterung für die Mission fruchtbar zu machen. Es wird sich ja bald zeigen, wie leistungsfähig unsre Kolonialbewegung für die Ausbreitung des Christentums ist. Wenn aber der koloniale Optimismus behauptet, daß überhaupt in christlichen Kreisen die Gefahr gar nicht vorhanden sei: „die Mission der Kolonialpolitik dienstbar zu machen,“ so beweist uns gerade diese — wir wollen sagen Unbefangenheit, daß sie viel größer ist, als wir angenommen. Aus naheliegenden Gründen müssen wir sehr diskret sein in der öffentlichen Benützung des uns reichlich zu Gebote stehenden Beweismaterials. Wir werden uns daher mit einem Beispiel begnügen, für welches wir ein gedrucktes Organ als Quelle haben.

Zuvor aber noch ein anderes Exempel als Beweis, daß Klärung noch immer keine überflüssige Arbeit. In seiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Mission und Branntweinhandel. Offene Antwort an Herrn Missionsinspektor Zahn auf seinen Offenen Brief in der Weser-Z. vom 3. und 4. Febr.¹⁾“ schreibt der bekannte Hamburger Großhändler und Reichstagsabgeordnete Ad. Woermann u. a. folgendes (S. 23): „Als ich im Herbst v. J.s davon hörte, daß in Bremen eine Missionskonferenz stattfinden solle und zwar in Anlaß der deutschen Kolonialpolitik, da hegte ich allerdings eine leise Hoffnung, daß dieselbe etwas dazu beitragen könnte, um in den deutschen Schutzgebieten etwas Positives mit bezug auf die Civilisation der Neger zu schaffen. Ich dachte: man würde etwa Vorschläge machen, wie Geld zusammenzubringen sei, um Schulen zu gründen, Versuchsstationen, Pflanzungen und Handwerkerschulen anzulegen, und vielleicht eine Petition an den Reichskanzler und Reichstag richten, nicht nur für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas, sondern auch für Missionszwecke einen Beitrag aus Reichsmitteln in das jährliche Budget einzustellen.“ Da der gleichzeitig zum Abdruck kommende Vortrag Zahns diese von der Mission gehegten Erwartungen genügend beleuchtet, auch meine Schrift über die Kolonialpflichten (S. 31—43) sich deutlich genug in dieser Beziehung ausgesprochen hat, so ist hier eine abermalige Kritik des Woermannschen Standpunkts überflüssig.

¹⁾ Auf eine Kritik der Verteidigung des Branntweinhandels, welche den Hauptinhalt dieser Broschüre bildet, können wir so nebenbei in der Rundschau natürlich nicht eingehen. Unterdes hat Inspektor Zahn die Antwort in einer neuen sehr lezenswerten Broschüre soeben gegeben: „Der westafrikanische Branntweinhandel.“ Wir werden in der nächsten Nummer uns ausführlich mit ihr beschäftigen.

Für unsern Zweck kommt es auch nur darauf an zu konstatieren: 1. daß dieser Standpunkt ein in weiten Kreisen noch immer vertretener ist und 2. daß er allerdings auch in christlichen Kreisen nicht unbedenkliche Anwandlungen hervorruft, zu einer Vermeltlichung der Mission die Hand zu reichen.

Be weis dafür ist eben mein zweites Citat. Nach der „Kolonial-politischen Korrespondenz“ (S. 41) „hielt am 24. Februar cr. in der Versammlung des Vereins für deutsche Kolonisation Past. Diestelkamp einen Vortrag über die neugebildete Gesellschaft für evang.-luth. Mission in Ostafrika, welcher in lehrreicher Weise zeigte, wie diese Gesellschaft die Erziehung des Negers zur Arbeit anstrebt.¹⁾ Als unerläßliche Grundlage dieser Erziehung fordert der Vortragende das positive Christentum. . . Während die Jesuiten in Bagamoyo²⁾ es tief begriffen, daß nichts so sehr den Neger versittliche, als die Arbeit, sei die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft bei Mombas nicht so praktisch mit erziehlcher Arbeit vorgegangen, sondern habe den Hauptwert auf die dogmatische Bekehrung gelegt.“ Auch „stellte er anheim, ob es sich nicht empfehle, daß — etwa beim deutschen Schulverein oder ähnlichen Gesellschaften — die Entsendung von entsprechend vorgebildeten Volksschullehrern zum Unterrichten in den Anfangsgründen nach jenem Gebiete in Anregung gebracht würde.“ Nun glauben wir allerdings, daß die Verurteilung der „dogmatischen (!) Bekehrung“ seitens des Past. Diestelkamp auf einem Mißverständnis des Berichterstatters beruht;³⁾ aber sie ist doch unter seinem Namen in Kurs gesetzt und unwidersprochen geblieben und jedenfalls enthält der ganze Passus eine so bedenkliche Neigung, die Arbeitserziehung als nächste Missionsaufgabe hinzustellen resp. erscheinen zu lassen, daß man wohl ein Recht hat, von einer Gefahr der Trübung dieser Aufgabe auch „in christlichen Kreisen zu reden.“

¹⁾ Die bayrische M.-G. hat sofort gegen diese Behauptung protestiert.

²⁾ Soviel ich weiß, sind in Bagamoyo gar keine Jesuiten; wenigstens war Vater Horner keiner. Übrigens hat uns dieses Lob der Jesuiten aus solchem Munde doch sehr überrascht!

³⁾ Vermutlich kommt von den folgenden Unrichtigkeiten des qu. Vortrages auch noch manches auf Rechnung des Berichterstatters: 1. daß „die englisch-kirchliche M.-G. bei Mombas mit erziehlcher Arbeit nicht praktisch vorgegangen“ sei; 2. daß „1837 Ehrhardt und Rebmann nach Ostafrika gegangen“ seien; 3. daß Rebmann auf „der Spitze des Kilimandscharo“ gestanden; 4. daß Rebmanns 25jähriges (es war sogar ein 29jähriges!) Wirken der sprechendste Beweis für die Güte des ostafrikanischen Klimas; 5. daß das Rifuaheli die „den Negern der Ostküste gemeinsame Sprache“; 6. daß sich die neue ev.-luth. M.-G. „in ganz Süddeutschland schon großer Sympathien erfreue“; 7. daß dem Missionswerke, welches dieselbe (nach dem Kenia zu) treiben wolle, „der weitere Vorteil zu gute komme, nämlich die durch den alten Karawanenverkehr tief in das Innere zu teilweise reichen Nationen führenden Wege“; 8. daß die englischen Gesellschaften den Farbigen Gottes Wort weder in ihrer eigenen Sprache gelehrt, noch Schulen errichtet; 9. daß das Rifuaheli die Muttersprache der Wakamba sei und in demselben die neue deutsche M.-G. lehren werde. Denn die beiden letzten Irrtümer enthält der überraschende Satz: Der Vortragende „betonte, daß die deutsche M.-G. im Gegensatz zu den englischen Gesellschaften den Farbigen Gottes Wort zunächst in ihrer eigenen Sprache, dem Rifuaheli, lehren werde, und deshalb vor allen Dingen die Errichtung von Volksschulen ins Auge fassen wolle.“ Jedenfalls sind Referate dieser Art weit mehr geeignet, die in Missionsfachen herrschende große Unkenntnis und Verwirrung noch zu vermehren, als zur Klärung zu dienen.

Wir machen den Männern, welche sich bisher um Mission so gut wie nicht gekümmert haben und die jetzt für ihre Zwecke die Mithilfe derselben begehren, aus den falschen Vorstellungen, die sie hegen, durchaus keinen Vorwurf. Aber das müssen sie in der Ordnung finden, daß wir von ihnen verlangen, sie möchten sich bei den Sachkundigen informieren. Man zieht doch bei allen sonstigen Beratungen, zumal wenn dieselben bisher entlegene Gegenstände betreffen, Sachkundige zu Rate und legt auf ihr Wort das Hauptgewicht: sollte es nicht weise sein, bezüglich der Mission denselben Weg einzuschlagen! Ist erst Klärung in den Wirrarr gekommen und Verständnis für die Mission und ihre von innen nach außen wirkende, umwandelnde Macht erzielt, so werden wir mit ganz andrer Energie und viel größerem Segen Hand ans Werk legen können, als wenn wir im blinden Eifer uns überstürzen oder im Nebel der Phrase Verstecken spielen. Und wenn die aus lauter Sachverständigen und doch wahrlich für die Mission begeisterten Männern zusammengesetzte Bremer Missions-Konferenz eine heilige Pflicht darin erblickte, zuerst die Gefahren fest ins Auge zu fassen, welche dem Werke der christlichen Glaubensverbreitung aus der gegenwärtigen Kolonialbewegung entstehen, damit es keinen Schaden leide an seiner Seele, so sollte man doch dieses Urteil als ein autoritätvolles Zeugnis respektieren.

Gott sei Dank hat es auch klärend gewirkt, obgleich noch immer viel Gewölk vor der Sonne steht. Ein schlagender Beweis dafür war u. a. die durchweg zustimmende Haltung der großen Halle'schen Missionskonferenz gegenüber dem Zahnschen Vortrage über die Gefahr der Missionsverweltlichung. Vielleicht darf als solch ein Beweis auch die Erklärung gelten, welche ein als Gast anwesendes Mitglied des Allg. ev. protest. M.=V.s, Dr. Rind aus Jena, in jener Konferenz abgab und welche lautete: „Zedenfalls sei es sicher nicht bloß seine Überzeugung, sondern der Zug des (genannten) Vereins überhaupt: unsre Aufgabe ist in erster Linie durch die Predigt des Evangeliums die Heiden von Sünde und Schuld zu erlösen und zu dem seligen Leben in Gott zu führen. Selbstverständlich sei es auch eine Thorheit, erst civilisieren und dann christianisieren zu wollen; das erste und wichtigste müsse die Christianisierung bleiben“ (Prot. K.=Z. S. 228). Es sollte uns freuen, wenn dieses Bekenntnis das herrschende in dem qu. Vereine würde.

Unterdes sind nun aber im Zusammenhange mit der deutschen Kolonialbewegung auch bereits mancherlei Missionsthaten geschehen. Zunächst hat sich in Bayern, unter Zustimmung des Centralausschusses des dortigen ev.-luth. M.=V.s eine neue Missionsgesellschaft unter der Oberleitung des Pfarrers Ittameier in Reichenschwand gebildet, welche in Deutsch-Ostafrika¹⁾ eine

¹⁾ Unfre Mitteilung auf S. 127 Anm. 2 betreffs der Ausdehnung der überseeischen deutschen Erwerbungen bedarf abermals einer Ergänzung. Wie die Kolonial-Politische Korrespondenz N. G. mitteilt, hat die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft auch „die ganzen Gebiete zwischen Rufidschi und Rovuma einer- und zwischen dem indischen Ozean und dem oberen Nyassa andererseits den bisherigen deutschen Besitzungen in Central-Afrika angeschlossen.“ Desgleichen sind „durch einen rechtsgiltigen Vertrag in der Gasi-Bai die Rechte des Hauses der Msara, der alten Herrscher von Mombas, für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erworben worden.“ Möglich, daß durch diese Erwerbung nicht bloß Gasi (Bai und Landschaft), sondern auch Mombas an die qu. Gesellschaft fällt. In Summa umfassen die deutschen

neue Mission zu beginnen gedenkt. Die Gesellschaft hat sich bereits fest konstituiert und auch schon seitens des Auswärtigen Amtes Schutz und Beistand zugesichert erhalten für ihre beiden Missionare, welche im Herbst dieses Jahres ausgesandt werden sollen und die Pfarrer Ittameier speciell auf ihren Beruf vorbereitet. Das Gebiet, welches man sich ausgesucht, ist die Landschaft Ukambani, die sich nordwestlich hinter Mombas nach dem Tanasflusse und dem Keniaberge hin erstreckt. Mit der Church M. Soc., die bekanntlich seit ca. 12 Jahren in Ostafrika eine umfassende Arbeit begonnen hat und gerade jetzt von Mombas aus ins Innere nach dem Kilimandscharo und dem Dschaggalande zu sich ausdehnt, hat eine freundschaftliche Grenzregulierung stattgefunden, die hoffentlich deutscherseits in einer eben so nobeln Weise immer respektiert werden wird, wie man ihr englischerseits liebenswürdig entgegengekommen ist. Die Church M. Soc. ist ein Gentleman-Nachbar. Eine eingehende Darlegung der Entstehungsgeschichte wie der Motive und Pläne der neuen „evang. luth. M.-G. für Ostafrika in Bayern“ giebt ein „Separatabdruck aus dem Nürnberger Missionsblatt 1886 Nr. 2 u. 3.“ Unser Raum gestattet es nicht, dieses Schriftchen einer Besprechung zu unterziehen; es ist sehr warmherzig geschrieben, aber viel zu optimistisch gehalten und auch nicht frei von Irrthümern.

Erwerbungen in Ostafrika jetzt ein Territorium von 30 000 deutschen Quadratmeilen und sind nun — wie das genannte Organ erklärt — „im wesentlichen abgeschlossen.“ — Nach Nr. 10 sind jetzt auch „die Gallaländer bis zum Tana hin erworben.“

Daß Deutschland sich in den Besitz der Marshallinseln (Mikronesien) gesetzt, ist unsern Lesern bekannt. Sehr erstaunt waren wir über folgenden Passus in der Schilderung dieser Besitzergreifung (Deutsche Kol. Z. S. 186 f.): „Nach Ergänzung des Kohlenvorrats und nachdem man einen Häuptling und einige eingeborne Missionare an Bord genommen, wurde die unterbrochene Rundfahrt fortgesetzt und Ebon, eine der bedeutendsten Inseln der Gruppe, am 31. Oktober erreicht. Hier befindet sich der Hauptsitz der Mission (keineswegs!). Früher war es eine Bostoner M.-G., welche daselbst eine Niederlassung hatte, jetzt sind sämtliche Missionare Eingeborne. (Diese Eingebornen stehen auch heute noch im Dienste der amerikanisch-hawaiischen Mission.) Diese letzteren hatten sich, sehr zum Nachtheile der deutschen Kaufleute, eine Art von Kontrolle und Autorität über den Handel zwischen den Eingebornen und den Europäern angemacht und gerade in der letzten Zeit waren daraus erhebliche Differenzen entstanden. Es war die erste Sorge des Kommandanten des Nautilus, diese beizulegen. Die dunkelfarbigen Missionare mußten sich schriftlich verpflichten, sich künftig nicht mehr in die weltlichen Angelegenheiten ihrer Gemeindeglieder einzumischen und wurde ihnen überdies eine Buße von 500 Dollar aufgelegt, welche zur Hälfte sofort zusammengebracht wurde, zur Hälfte im April zu zahlen sein wird.“

Wir wissen nicht, ob sich thatsächlich alles so verhalten hat und werden zuvor authentisches Material sammeln, ehe wir uns ein Urtheil erlauben. Gesezt die eingebornen Missionare hätten gethan, was man ihnen vorwarf — wie könnte man sie dafür strafen! Hätten denn die deutschen Kaufleute ein Handelsmonopol? und wer hat es ihnen gegeben? Als der Nautilus landete, stand ja die Insel noch gar nicht unter deutscher Gerichtsbarkeit; wie konnte denn der Kapitän Eingebornen für etwas Strafe auslegen, was vor der deutschen Schutzherrschaft sich ereignet!!!

Übrigens ist es doch auch sehr merkwürdig, daß der Bericht so unrichtige Angaben über die Missionsverhältnisse enthält, obgleich der Autor desselben doch wahrscheinlich an Ort und Stelle gewesen ist.

Aber darüber erwarten unsre Leser ein Wort, wie wir überhaupt die Bildung dieser neuen Gesellschaft beurteilen. Nun, wir haben es uns ernstlich angelegen sein lassen, von ihrer Gründung abzuraten. Wiederholte Andeutungen in dieser Zeitschrift wie meine Broschüre über die Kolonialpflichten (S. 68—70) machen es überflüssig, die Gründe für diese Abtattung zu wiederholen. Die deutsche Kolonialbewegung stellte die Mission wie vor die Gefahr einer Verweltlichung, so auch vor die einer Vereinzelnung. Eine starke Reaktion gegen die Lust, eigne kleine Missionen anzufangen, war dringendes Gebot, wenn die koloniale Ara uns nicht sofort ein halbes Duzend neuer und ziemlich übereilter Missionen bringen sollte, vielleicht gar von Leuten, die weder den innern Beruf, noch die nötige Begabung und Kenntniss zu einem so schwierigen Werke besitzen. Wir haben Grund zu der Annahme, daß diese Reaktion nicht ganz wirkungslos geblieben ist. In den bayrischen, für eine neue ostafrikanische Mission begeisterten Kreisen machte sie allerdings keinen Eindruck. Man war da bereits zu sehr engagiert. Schon seit längerer Zeit hatten diese Kreise die Leipziger M.-G. gedrängt, in Ostafrika einzusetzen, und erst als ihnen dazu alle Aussicht abgeschnitten schien, nahm man die Sache selbständig in die Hand. Soviel wir wissen, hat man dann auch loyal gegen die Leipziger M.-G. gehandelt, indem das Abkommen getroffen worden ist, ihr auch ferner die bisher von Bayern aufgebrauchte Summe als Jahresbeitrag zu überweisen und nur die Überschüsse auf Ostafrika zu verwenden. Hoffentlich hat nun die neue Gesellschaft zunächst das Gute, daß sie die bisher ziemlich mäßigen Missionsgaben in dem lutherischen Bayern bedeutend steigert. Diese Steigerung ist um so notwendiger, als die koloniale Ara noch eine zweite neue Mission den bayrischen Lutheranern zu versorgen gegeben hat, nämlich in Neuguinea, wo von Australien her der Missionar Flierl im Begriff ist, eine Missionsstation zu begründen. Unser Besitz in Neuguinea ist ja groß genug, um zwei deutschen Missionen (siehe nachher) Raum und Arbeit vollauf zu gewähren. Eigentlich wäre es die Pflicht der deutschen Lutheraner Australiens die Flierlsche Mission ganz aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Wie man hört, ist dazu vorläufig aber noch wenig Aussicht, und sind die Australier nur in der Hoffnung so kühn vorgegangen, daß ihre bayrischen Konfessionsverwandten den Löwenanteil an der Aufbringung der Mittel übernehmen werden. Je glänzender diese Hoffnung sich erfüllt, desto mehr solls uns freuen. Die Kosten für die Ausbildung der Missionare werden mäßig sein, da das Neuen-dettelsauer theol. Seminar sie vorzubilden in Aussicht gestellt hat. Summa: zwei neue selbständige Missionen sind nun da. Wenn die Existenz auch nicht immer die Existenzberechtigung beweist, so ist es doch jedenfalls ein unfruchtbares Geschäft, die letztere zu kritisieren, wenn die erstere jede Aussicht auf einen Erfolg der Kritik illusorisch macht. Und zu überflüssigen Geschäften fehlt uns Lust wie Zeit. Also finden wir uns in christlicher Weise mit dem *fait accompli* ab, indem wir den neuen Unternehmungen von Herzen wünschen, daß sie unter Gottes Segen nun auch frisch wachsen und gesund gedeihen mögen. Gründen ist leichter als erhalten und großziehen. Lutherische Missions-Gesellschaften hätten wir nun in Deutschland wirklich genug; möchte von nun ab der Eifer sich ausschließlich darauf richten: die Einnahmen dieser Gesellschaften und ihre Arbeiterscharen zu mehren,

damit die lutherische Kirche nicht bloß durch viele, sondern durch starke und große Gesellschaften in einer ihrer Stellung würdigen Weise in der Missionswelt repräsentiert werde!!

Auf Stärkung der bereits bestehenden deutschen Missions-Gesellschaften ist der andre Weg berechnet, auf welchem gleichfalls versucht worden ist, durch die Kolonialbewegung die Anregung zu einer Missionsbewegung zu geben. Wie aus dem in der vorigen Nummer mitgetheilten „Aufrufe“ bekannt, ist diese Anregung von der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen ausgegangen¹⁾ und zielt zunächst auf die Unterstützung von deutschen Missionen

¹⁾ Wir verzichten darauf, ein Referat über die diesjährige (achte) Versammlung der qu. Konferenz zu geben, da diese Zeitschrift nicht nur die bedeutungsvollste That derselben bereits gemeldet hat, sondern auch die meisten Vorträge bringen wird. Acht Tage vor ihr tagt regelmäßig in Berlin die Brandenburger Prov. Miss.-Konferenz, über welche uns der Vorsitzende derselben D. Grundemann, folgendes kurze Referat erstattet hat.

Die vierte Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg wurde im Berliner Stadtmissionshause am 24. u. 25. Februar gehalten. Am ersten Abend fand nur eine Vorversammlung statt, in der Hofprediger Stöcker die Begrüßungsansprache hielt, mit der er in sein durchdachter und treffender Weise ebenso wie warm und packend aufs beste den Boden für die folgenden Verhandlungen bereitete. Nach ihm gab M.-Superint. a. D. Merensky eine wissenschaftliche Charakteristik der Bantu-Völker. Wir hatten dabei das lebhafteste Gefühl, daß grade solche eingehende wissenschaftliche Darstellungen sehr nötig sind für jeden, der die Mission vor der Gemeinde treiben will und dazu selbst einer eingehenden Kenntniss der Verhältnisse bedarf.

Am 25. Februar schon in früher Stunde folgte die Helferkonferenz, in der nach kurzer Morgenandacht Past. Fliegenschmidt über die Verbreitung populärer Missionschriften referierte. Er zeichnete scharf 1. die Notwendigkeit derselben, sowie 2. die Erfordernisse guter derartiger Schriften. Die vorhandenen Traktate entsprechen denselben leider zum großen Theile nicht. In einigen finden sich grobe Unrichtigkeiten, andre sind wegen ihres Stils für unsre Landleute geradezu unverständlich (zum Theil auch weil sie auf süddeutschem Boden erwachsen sind), wieder andre sind fragmentarisch und setzen genaue Bekanntschaft mit einem Gebiete schon voraus; manche endlich sind rein erbaulich, so daß in einigen sogar die Heidenmission kaum noch den Hintergrund bildet, aber nicht direkt behandelt wird. Viele dieser Traktate sind völlig veraltet. Hiernach stimmte die Versammlung den Thesen des Referenten bei, die namentlich fordern, daß die vorhandenen Traktate geprüft, event. die für unsre Verhältnisse nicht passenden ausgesondert werden sollten. Sedenfalls solle niemand verbreiten, was er nicht selbst gelesen habe.

Der Vorstand d. K. hat seither ein Verzeichnis von ca. 40 Traktaten veröffentlicht, die als am meisten für unsre Verhältnisse geeignet empfahlen werden. Es schließt nicht aus, daß auch unter diesen einige dringend der Umarbeitung bedürfen.

Wegen vorgeschrittener Zeit mußte das zweite Thema: „Über Sammlung von Missionsbeiträgen“ von der Tagesordnung abgesetzt werden.

Die Hauptversammlung eröffnete Oberkonsist.-Rat Hofpr. Bayer mit einer ersten, eindringlichen biblischen Ansprache. Nach einem Wahlakt hielt der Vorsitzende D. Grundemann seinen Vortrag über „die Gaben des evang. deutschen Volkes für die Heidenmission und die demselben aus dem Kolonialbesitz erwachsenden Aufgaben.“ Nur der erste Teil, der über eine Stunde erforderte, konnte ausführlich der Versammlung dargeboten werden; die zweite Hälfte wurde nur in der Disposition mitgeteilt. Da der Vortrag in erweiterter Form veröffentlicht werden soll, gehen wir hier auf den Inhalt desselben nicht weiter ein. Auch zur Besprechung der folgenden Diskussion, an der sich u. a. der aus Kamerun heimgekehrte Dr. Schwarz beteiligte, fehlt hier der Raum.

Der von Past. Koller über die Thätigkeit der Konferenz im verflossenen Jahre

in Kamerun und Neuguinea ab. Der von der früher erwähnten nach Kamerun entsandten Untersuchungskommission erstattete Bericht liegt bereits vor und lautet günstiger als man erwartet hatte. Vielleicht übernimmt nun Basel Kamerun; Barmen will nach Neuguinea gehen; beide würden bereits erprobte Kräfte verwenden. Basel würde einige erfahrene Arbeiter von der Goldküste, und Barmen von Sumatra auf die neuen Gebiete entsenden, wahrscheinlich hier wie dort in Begleitung von eingebornen Gehilfen. Wie uns scheint, ist das der besonnenste und gesündeste Weg, auf welchem wir unsre neuen kolonialen Missionsarbeiten betreiben können. — Vorläufig geben nun die vier neuen Missionen (die beiden bairischen und die eben genannten) uns genug Anregung zur Steigerung unsrer Missionsleistungen. Es ist nie und nirgends weise, zu viel auf einmal anzufangen. „Die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsamen Schritts“ sagt der alte Wandsbecker Bote. Nüchterne Männer nehmen eins nach dem andern in Angriff. Übrigens werden die Schwärmer von den hohen Pferden ihrer großen Worte wahrscheinlich bald genug herabsteigen, denn soweit wir zu sehen vermögen, treibt die Kolonialbegeisterung das Wachstum der Missionsbäume nicht in den Himmel.

Eine Rundschau über die einzelnen deutschen M.-GG. müssen wir uns auf die zweite Generalübersicht versparen, was auch insofern am praktischsten ist, als dann die Jahresfeste gefeiert sein werden. Nur das sei noch speciell bemerkt, daß die Norddeutsche (Bremer) und die Leipziger Missions-Gesellschaft in der Pfingstwoche, die Gossnersche am 23. Juni dieses Jahres ihr 50jähriges Jubiläum feiert. Die erstere wird von einigen ihrer Freunde gedrängt, im Togolande eine neue Mission zu beginnen, wenn reichliche Jubiläumsgaben eingehen; zwei Gaben von je 1000 Mk. sind bereits da. Für die letztere hat D. Büchsel einen schönen Aufruf ergehen lassen, dem wir von ganzem Herzen viel Erfolg wünschen.

Aus England und Amerika werden kräftige Missionsbewegungen be-

erstattete Bericht zeigte ein erfreuliches Wachstum ihrer Arbeiten. Wir erwähnen nur die Herausgabe von Artikeln für die Lokalpresse, die Veranstaltung von Missionspredigt-Cyklen, Herausgabe eines Jahrbüchleins mit Material zu Missionsstunden.

Am Abend desselben Tages fand eine gut besuchte öffentliche Missionsfeier statt in der nach einer erbaulichen Ansprache Land und Leute von Ostafrika, sowie die bisherigen Missionserfolge in anschaulicher Weise vorgeführt wurden. Der als Gast anwesende Miss.-Inspektor Dr. Schreiber aus Barmen hielt die Schlußansprache. Alle Ansprachen griffen harmonisch ineinander und wurden durch eingelegte Posaunenchöre und Gesänge verschönt.

D. Gr.

Da wir einmal bei den Missionskonferenzen sind, nur noch ein kurzes Wort. Die schlesische Prov. Miss.-Konf., die am 11. Nov. v. J. zum dritten Male tagte, hat sich nicht so frisch entwickelt wie ihre Schwestern in Sachsen und Brandenburg, obgleich es verschiedenen Gliedern derselben an schönem Eifer keineswegs gefehlt hat. Vielleicht steht das junge Bäumchen nicht frei genug in der frischen Luft; vielleicht hat man auch zu schnell zu viel Früchte von ihm schütteln wollen. Auch die wiederholt in Weylar versammelt gewesene Missions-Konferenz scheint keine rechte Zugkraft auszuüben; vielleicht weil man in der Wahl der Thematik nicht ganz richtig gegriffen, von andern lokalen Gründen abgesehen. Dagegen macht die junge Pommerische Missionskonferenz ganz den Eindruck eines sich gesund und kräftig entwickelnden Kindes und irren wir nicht, so dürfen wir ähnliche Hoffnungen auch für Thüringen hegen.

richtet, die aber nicht im Zusammenhange mit kolonialpolitischen Vorgängen, sondern mit religiösen Erweckungen stehen. Welden wir zunächst eine Reihe erfreulicher Thatfachen.

Am 2. Oktober des v. J.s fand in dem großen, schönen Missionshause der Church M. Soc. am Nachmittage in St. Georges Hall und am Abend in der Holborn Town Hall zu London eine großartige Verabschiedungsfeier von 30 Missionaren (inkl. 9 Frauen) auf einmal statt, die nach Nord-, Ost- und Westafrika, nach verschiedenen Ländern Indiens, nach Ceylon, China und Japan und nach Nordwestamerika entsendet wurden, unsres Wissens die bedeutendste Abordnung, die jemals eine einzelne evang. Miss.-Ges. vorgenommen hat. Und nur wenige Tage darauf, am 8. Okt. ordnete die Church of England Zenana Society 16 unverheiratete Missionarinnen nach Indien ab, von denen die meisten gleichfalls auf Arbeitsgebiete der Church M. Soc. gingen (Int. 1885, 811. 813). Im Laufe des vergangenen Jahres hat die Church M. Soc. allein überhaupt 60 Personen ausgesandt — wahrlich eine stattliche Arbeiterschar! Auch hat die genannte Gesellschaft außer andern bedeutenden Beiträgen u. a. von einer einzelnen Dame ein Geschenk von 120000 M. erhalten. — Desgleichen hat der bekannte Mr. Arthington in Leeds dem American Board wieder 100000 Mk. zur Verfügung gestellt, wenn derselbe unter den Masai in Ostafrika eine neue Mission beginnen wolle. (Herald 1886, 125). Die gleiche Summe hat er dem Am. Presbyt. For. Board angeboten, wenn er am Kilimandscharo (zunächst zu Taveta) ein neues Werk unternehme. Das wären also Gebiete an und in den deutschen Erwerbungen! Wann werden wir in Deutschland einen solchen Regen von Gaben einmal erleben!

Das traurige Schicksal des Missionsbischofs für Ostafrika Hannington ist unsern Lesern bereits bekannt. Wir kommen auf dieses blutige Drama in unsrer Rundschau über Afrika zurück. Setzt nur die Bemerkung, daß das Ev. Miss. Mag. (1886, 148) bereits eine Biographie des ermordeten Bischofs gebracht hat. Gewiß ein dunkler Weg, aber es fällt schon mehr als ein Lichtstrahl in diese Dunkelheit, wenn wir hören, daß im Zusammenhange mit den sofort zu erwähnenden außerordentlichen Februar-Missions-Versammlungen die Nachricht von der Ermordung des Bischofs 53 neue Meldungen zur Folge gehabt hat (Int. 1886, 182. 241). Das ist christlicher Heldensinn, welcher in seiner Weise auch ein Beweis der geheimnisvollen Wahrheit ist, daß das in die Erde gefallene Weizenkorn viel Frucht bringt.

Diese der Mission so viele frische Arbeiter zuführende Bewegung hat schon seit längerer Zeit auch die britischen Universitäten Cambridge, Oxford, Edinburg, Dublin mächtig ergriffen (Chinas Millions 1885, 79. 86. Int. 49. 173). Allein in Dublin haben sich 30 Studenten für die Mission zur Verfügung gestellt. Der Int. schließt diese Mitteilung mit den Worten: „Wir treten sicherlich in eine ganz neue Missionsära ein, wenn der Missionsdienst endlich als das, was er wirklich ist, der erste und höchste aller Dienste, anerkannt zu werden anfängt. In Cambridge und Edinburg, in Dublin und London ist das jetzt die Überzeugung hunderter von jungen Männern aller Klassen.“ — Auch auf den amerikanischen theologischen Seminarien weht ein immer frischerer Missionsgeist. Auf die bedeutsame Interseminary

Miss. Alliance gedenken wir baldmöglichst in einem besonderen Artikel zu sprechen zu kommen. —

Nach monatelangen, umfangreichen und sehr praktischen Vorbereitungen veranstaltete die Church M. Soc. in der zweiten Woche des Februar dieses Jahres durch ganz England außerordentliche Missionsversammlungen, welche wesentlich darauf angelegt waren, die religiösen Wurzeln des Missionsfinns zu stärken. In einem vortrefflichen Aufsatze „über die Kräftigung des Missionsgeistes in der Heimat“ entwickelte der Church M. Int. (1885, 773 ff.) die für diese Versammlungen leitenden Gesichtspunkte, u. a. daß mehr geistliches Leben, religiöse Wärme, gläubige Gebetsübung nötig sei; daß in der Mittheilung geographischer, ethnologischer, religionsgeschichtlicher und dergleichen Thatfachen Maß gehalten werden solle, weil sie ebensowenig Kraft befäßen, das Herz für die Mission zu begeistern, wie etwa die Kenntnis der griechischen Mythologie; daß auf die eigentliche Missionspredigt das Hauptgewicht gelegt und nicht bloß ein besonderer Fleiß verwendet werden müsse, sondern daß der Prediger vor die Versammlung trete als einer, der eine göttliche Botschaft an dieselbe auszurichten habe. „Wir wünschen für diese Versammlungen keine geistreichen, rhetorischen Meisterstücke, sondern Kraftworte, welche bei den Zuhörern den Eindruck hinterlassen: wahrlich die Mission ist das Werk Gottes, wunderbar in unsern Augen; er selbst beruft uns, an diesem Werke mitzuarbeiten und eifriger als bisher für dasselbe zu beten und zu zeugen“. Dazu sollten diese Meetings nicht die partikularistischen Interessen der Church M. Soc. vertreten, obgleich alle Redner Freunde dieser Gesellschaft sein müßten. „Was wir brauchen ist das, daß Christus selbst, sein Befehl, sein Werk, sein Königreich mehr in den Vordergrund gestellt und gefördert werde als die Sache der Church M. Soc.“ Auch sollte die Sammlung von Missionsbeiträgen ganz und gar Nebensache sein oder völlig unterbleiben; werde durch die Versammlungen das Missionsleben wirklich gestärkt, so werde eine Steigerung der Missionsgaben die naturnotwendige Folge sein (Int. 1886, 34 ff. 129 ff.).

Die großartigen und äußerst geschickten Vorbereitungen zu diesen Versammlungen haben denn auch einen großartigen Erfolg gehabt. Mehr denn 800 Meetings sind in der genannten Woche gehalten worden und mit ganz wenigen Ausnahmen sehr befriedigend verlaufen. Merkwürdigerweise war in manchen großen Städten der Besuch nicht so bedeutend wie fast durchgängig in den mittleren und kleineren; in London fanden die Versammlungen überhaupt nicht statt. „Der Herr hat in der That mit uns gewirkt; möge er nun auch die andere Hälfte dieses inhaltreichen Jahres an uns erfüllen und das Wort bekräftigen durch mitfolgende Zeichen“ (Int. 1886, 145 ff.). Eins dieser „Zeichen“ ist schon erwähnt worden, nämlich daß sich nach diesen Versammlungen im Zusammenhange mit der Todesnachricht aus Uganda vom 8. Februar bis 8. März bei der Church M. Soc. 53 Personen für den Missionsdienst gemeldet hatten. In der That: ein außerordentliches Ereignis! Wir zweifeln nicht, daß weitere „Zeichen“ auch in der Steigerung der Missionsbeiträge bald werden offenbar werden. — Während bei der Londoner M.-G., die für ihre Tanganyika-Mission dringend neuer Arbeiter bedarf, nur spärliche Meldungen einzugehen scheinen, findet zu der China Inland

Mission ein um so bedeutenderer Zudrang statt, obgleich dieselbe keinem ihrer Arbeiter ein fixes Gehalt zusichert. Vor einigen Jahren war man einig geworden, Gott für die Jahre 1882—1884 um 70 neue Arbeiter zu bitten und schon Ende 1884 war diese Zahl überschritten. 1885 betrug die Gesamtzahl der Missionare dieser Gesellschaft — ohne die 34 verheirateten Frauen — 129 und seitdem hat sie sich abermals bedeutend vermehrt. Unter den 1885 eingetretenen Arbeitern befand sich auch ein reicher Studiosus, Namens Studd, der sein großes ca. 2 Millionen Mark betragendes Vermögen der Gesellschaft schenken wollte. Aber der Direktor derselben, Hudson Taylor, nahm diese Gabe nicht an. So hat denn der junge Studd das Kapital behalten, aber den Verwalter desselben beauftragt, die Zinsen der China Inld. Miss. zu überweisen. Er selbst will nicht mehr davon beziehen und nicht anders gehalten werden, als jeder Missionar der Gesellschaft.

Es sind also nicht bloß die staatskirchlichen¹⁾ Kreise Englands, aus denen ein wachsendes Missionsinteresse zu melden ist. „Es ist ganz wunderbar, schreibt unser Londoner Berichterstatter, von welchem Enthusiasmus die Missionsbewegung hier getragen wird. Auf den Universitäten, in den Jünglingsvereinen, in den großen Kirchen, überall entstehen Missionsvereine, die nicht nur kollektieren, beten und das Interesse warm halten, sondern die hauptsächlich danach trachten, Missionare auszusenden. Von Vorbereitung ist da allerdings nicht viel die Rede, man hält das meistens für verlorene Zeit, und sagt nur, hinaus, hinaus, denn die Heiden warten und die Arbeit pressiert! Hat einer den Trieb, sich dieser Arbeit ganz hinzugeben, so sind auch die nötigen Mittel bald vorhanden, und dann gehts ohne weiteres hinaus. Gegenwärtig geht der Zug meistens nach China, dann aber auch nach Afrika. Ich möchte diese Auswanderung keineswegs tadeln, weder vom höchsten noch vom niedrigsten Standpunkt aus. Vom niedrigsten Standpunkt muß man jede Auswanderung aus diesem überfüllten Lande, und jede Abnahme des Kaufmannsstandes in dieser handeltreibenden Nation mit Freuden begrüßen. Vom höchsten Standpunkt aus muß man anerkennen, daß alle diese Missionsfreiwilligen wirklich vom rechten Geist getrieben sind, und daß sie ihre Mission schon erfüllen, wenn daheim ihr Beispiel ansteckend wirkt und wenn sie draußen den Heiden das Beispiel eines rechtschaffenen, christlichen Lebenswandels vor Augen führen. Freilich den Maßstab des bisherigen, systematischen Missionierens darf man hier nicht anlegen, die Resultate werden auch andere sein. Es ist mehr ein Hin- und Herreisen, ein Herumziehen durchs ganze Heidenland; man hört von großen Versammlungen, von Revivals, von Massenbefehrungen u., das ganze Land wird durchzogen von der christlichen Predigt, von christlichen Gedanken. Hinterher muß der Schulmeister und der eingeborene Geistliche kommen, um den ausgestreuten Samen zu pflanzen und zur Reife zu bringen, und National-

¹⁾ Daß sich unter dem Voritze des Erzbischofs von Canterbury ein neuer „Berein zur Förderung des Christentums in Ägypten“ gebildet hat, dem es vor allem auf eine Belebung der koptischen Kirche ankommt, sei nur gelegentlich bemerkt. Vorerst will man eine höhere Knabenschule in Kairo: the Gordon College begründen, in der aber alles vermieden werden soll, was die Zöglinge ihrer (der koptischen) Kirche entfremden könnte (Ev. Miss.-Mag. 1885, 508). Wir fürchten: ein Projekt, das, wie früher ähnliche in Aethiopien, Armenien, Griechenland u. sich bald als unausführbar herausstellen wird.

kirchen zu bilden. Dies ist die Arbeit der Zukunft; die Gegenwart sieht ihre Aufgabe in dem Predigen in der ganzen Welt. Ich bin überzeugt, daß diese Missionsbewegung noch weiter zunehmen wird und daß noch größere Scharen von gläubigen Christen hinausziehen werden; auch daß die Fürbitte daheim für die Mission immer allgemeiner, immer brünstiger wird.“

Wir haben den vorstehenden Bericht unverkürzt wiedergegeben, obgleich wir dieser Bewegung doch etwas kritischer gegenüberstehen als unser werter Korrespondent. Vorerst aber noch einiges weitere Thatfachenmaterial. „Evangelisierung der Welt“ — der christlichen wie der heidnischen — das ist die ausgegebene Parole, wie sie unter den englischen Blättern besonders von dem Christian vertreten wird. Es muß darum eine doppelte „Mission“ ins Werk gesetzt werden: eine zur Bekehrung der Christenheit und eine zur Bekehrung der Heidenwelt. Da mißverständlicherweise beide Arten von Arbeitern „Missionare“ genannt werden, so schlägt der Int. (1885, 825) vor, die ersteren *missioners* (im Unterschiede von den wirklichen *missionaries*) zu heißen. Einfacher dürfte es sein, wenn man sie als Evangelisten bezeichnete. Solche Evangelisten sind z. B. Dr. Bäderer, Aitken, Moody u. Auch begeben sich Arbeiter dieser Art neuerdings auf die Missionsgebiete nach Indien, Japan, Australien, Südafrika, z. B. der bekannte Georg Müller von Bristol, der Schotte Dr. Somerville, die Amerikaner Cook und Taylor; auch in Verbindung mit der Church M. Soc. gehen solche Evangelisten aus, so neuerlich ein Rev. Fox und Dodd nach Westafrika (Int. 117). Da sie die Sprachen der Eingebornen nicht sprechen, so wenden sie sich natürlich nur an die Europäer und solche Eingeborne, welche englisch verstehen. Vorausgesetzt, daß dieser Evangelistendienst in Anlehnung an die kirchlichen Ordnungen geschieht und von Männern geleistet wird, welche wirklich mit einem besondern Charisma für ihn ausgerüstet sind, so wüßten wir nicht, was man gegen ihn einwenden sollte. Im Gegenteil: wir freuen uns, daß Gott hin und her solche Evangelisten erweckt hat und können nur wünschen, daß sie sich mehren und daheim und draußen viel Frucht schaffen möchten zur Belebung der gläubigen und nichtgläubigen Christenheit. Wir können diese Belebung brauchen und so anders die Evangelisten in geistlich gesunder Weise ihr Werk treiben, so stehen sie ganz auf biblischem Boden.

Etwas anderes ist es um die weder in Verbindung mit einer Missionsgesellschaft stehenden, noch auf ihren Beruf besonders vorgebildeten sogenannten Glaubensmissionare, welche in immer wachsender Anzahl vornehmlich von England und Amerika aus auf eigne Hand irgendwo unter den Heiden missionieren. Alles was sie zu ihrem Unterhalt brauchen, wollen sie entweder durch eigne Arbeiten verdienen, oder sie erwerben es „von Gott“, d. h. sie bitten niemand um einen Beitrag, sondern „glauben“, daß der Herr sie versorgen werde ohne Vermittlung irgend eines Missionskomitees, einer Missionskollekte und dergl.; sie sind also wohl zu unterscheiden von solchen Männern und Frauen, welche — wie z. B. der reiche Schotte Keith-Falconer, der mit seiner Frau als Missionar nach Aden gegangen ist — sich aus eigenen Mitteln erhalten und im losen Zusammenhang mit irgend einer M.-G. stehen. In ihren Berichten nehmen die Personalien und die Mitteilungen über die Art und Weise, wie sie mit ihrem Glauben nicht zu schanden geworden, d. h.

wie ihnen die Existenzmittel zugeflossen sind, einen großen Raum ein, wie beispielsweise der Bericht des amerikanischen Glaubensmissionars Norton in Indien zeigt, der S. 489 ff. des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist. Zur Zeit ist besonders Indien reich an solchen Glaubensmissionaren und — Glaubensmissionarinnen; sie finden sich aber auch in China, Japan und Afrika. Manche Freunde dieser „Glaubensmissionen“ sehen allerdings ein, daß dieselben ein gewisses Maß der Organisation und der Rückendeckung in der Heimat nicht wohl entbehren können. So hat sich gegen Ende 1885 zu Oberlin im Ohio „eine amerikanische Glaubensmission“ gesellschaftlich konstituiert mit einem Komitee an der Spitze, das jährlich neu gewählt wird, dessen Beamte aber unbesoldet sein sollen. Nach § 9 ihrer „Verfassung“ soll kein Missionar ein regelmäßiges Gehalt bekommen, wohl aber wird „die Gesellschaft Gaben, welche ihr für bestimmte Missionen anvertraut werden, an die Missionare übermitteln und verteilen.“ § 10 der Verfassung lautet: „In der Überzeugung, daß die Missionare selbst am besten beurteilen können, was für ihr Werk gut oder nötig ist, will die Gesellschaft sich keine Autorität über sie anmaßen, sondern sie frei ihre Arbeit so treiben lassen, wie der Geist Gottes sie leitet?!!“

Am meisten hat von diesen Glaubensmissionen das afrikanische Unternehmen des amerikanischen methodistischen Bischofs Taylor von sich reden gemacht, dessen bereits wiederholt in dieser Zeitschrift gedacht worden ist (1885, 95. 195. 531). Der Übersicht wegen rekapitulieren wir die Thatsachen und zwar um ganz unparteiisch zu sein, genau teils nach dem „Missionsammler“ (Jan. 1886), teils nach dem Evangelist“ (1885, N. 37. 86, 11. 13. 14), deutschen Organen der bischöflichen Methodisten, teils nach dem in Cincinnati erscheinenden „Christlichen Apologeten“ (1886, N. 4—7).

Nach diesen authentischen Quellen unterscheidet sich die Taylorsche Unternehmung von andern Missionen durch ein Dreifaches:¹⁾ 1. „ist keine Kirche — auch nicht die Methodistenkirche Amerikas, welcher Taylor und seine meisten Mitarbeiter angehören — und keine M.-G. dafür verantwortlich, sondern allein Bischof Taylor und die Freunde, welche auf seinen Plan eingegangen sind. 2. soll diese Mission von keiner Gesellschaft unterstützt werden; der Bischof und seine Arbeiter erwarten von ihren Freunden nur insoweit finanzielle Unterstützung, daß die Überfahrtskosten gedeckt, sowie die zum Betriebe der Mission nötigen Gebäulichkeiten erstellt werden können. Für ihren Unterhalt sollen die Missionare an Ort und Stelle selber sorgen. 3. hat er als Missionare gleich eine Anzahl Familienväter samt ihren Frauen und Kindern mitgenommen, . . . die letzteren, weil er meint, daß sie sich am leichtesten an das Klima gewöhnen werden.“ „Der Sohn des Bischofs hat es für gut befunden, mit Frau und Kindern wieder nach Amerika zurückzukehren. Ein Bruder, welcher sich weigerte Medizin zu nehmen, ist gestorben; ebenso eine Schwester, welche unterwegs auf der See erkrankte.“ Sonst ist es aber nicht richtig, daß Taylor und seine Genossen den Gebrauch erprobter Arzneimittel verwerfen; der Bischof schreibt im Gegenteil: „Gott hat unsrer Gesellschaft drei

¹⁾ Den ganzen phantastischen Plan des seltsamen Mannes teilt das Ev. Miss.-Mag. 1885, 244 f. mit.

(?) tüchtige ärztliche Missionare gegeben, welche für uns von unschätzbarem Werte sind. Wir bitten Gott, daß er ihre Kunst segne.“ „In Summa sind es noch 31 Personen (inkl. Kinder), welche entschlossen sind, bei dem heldenmütigen greisen Bischof auszuhalten und alle Gefahren mit ihm zu teilen, um Afrika für Christum zu gewinnen.“

Am 18. März 1885 traf die Gesellschaft in Loanda ein. „Da dieser Ort verhältnismäßig gesund und Hauptstadt der Provinz Angola ist, so wurde er als Ausgangspunkt für das geplante Missionsunternehmen gewählt. Ein großes Haus mit 20 Zimmern wurde für die ganze Gesellschaft um 200 Mk. monatlich gemietet. Die Regierung von Angola hat die Missionare sehr freundlich aufgenommen und versprochen, ihnen an geeigneten Plätzen Land für Missionszwecke zu schenken.“ In einem Brief vom 13. April schreibt der Bischof: „Wir sind alle recht wohl bis auf drei oder vier, welche mit dem Fieber leicht behaftet sind, so daß sie das Bett hüten müssen. Wir haben fünf bis sechs Missionsposten ausgewählt, welche sich auf eine Entfernung von mehr als 300 englischen Meilen landeinwärts bis nach Malandsche erstrecken.¹⁾ Wir warten nur, bis der Gouverneur aus Mossamedes zurückkehrt und uns die verheißenen Landschenkungen zur Errichtung von industriellen und landwirtschaftlichen Schulen übermacht. Daß wir hier in einem geräumigen Hause in dem gesündesten Teile der Stadt aufgehalten werden, kann ich nur als eine unerwartete Fügung der Vorsehung ansehen, wodurch unsere Gesellschaft, die aus so verschiedenartigen Personen zusammengesetzt ist, erst recht acclimatisiert werden soll und sich mit der Sprache und Lebensweise der Eingebornen ein wenig vertraut machen kann.“

¹⁾ Diese jetzt richtig gestellten Nachrichten lagen in einer sehr übertriebenen Weise bei der Abfassung der letzten Rundschau (vergl. 1885, 532) dem D. Grundemann vor und rechtfertigten sein dort abgegebenes Urteil. Unterdes hat derselbe eine „Berichtigung“ eingesandt, die am passendsten an dieser Stelle Platz finden mag.

Gegen meine Bemerkungen über Bischof Taylors Unternehmen in der letzten Rundschau (N. M.-Z. 1885, S. 532) haben sich diesseits und jenseits des Oceans mißbilligende Stimmen erhoben. Nach reiflicher Erwägung finde ich, daß ich allerdings am Schluß des bezüglichen Abschnittes einen nicht zutreffenden Ausdruck gebraucht habe, den ich gern zurücknehmen will. Wenn ich dort gesagt, das Unternehmen solle nicht mit der „heiligen Sache der Mission identifiziert werden“, so liegt darin allerdings ein hartes Urteil über die betr. Personen. Dies aber habe ich nicht im mindesten beabsichtigt. Ich bin überzeugt, daß Bischof Taylor und seine Mitarbeiter von der aufrichtigsten, gläubigsten Hingebung erfüllt sind. Trotzdem kann ich nicht umhin auf Grund der vorliegenden Thatfachen zu konstatieren, daß die letztere in diesem Falle sich auf verkehrte und geradezu unvernünftige Bahnen verirrt hat und also zur Schwärmerei geworden ist. Der evangelischen Mission drohen von dieser Schwärmerei sehr erste Gefahren, wie sie in der Heilsarmee bereits unverhüllter hervorgetreten sind.

Was meine Bemerkung über die Gründung der Stationen betrifft, so muß ich sie, wenn die mir vorgelegene Angabe richtig ist, aufrecht erhalten. Die Gründung einer Missionsstation, wie dieser Ausdruck allgemeiner verstanden wird, erfordert selbst unter günstigen Verhältnissen die Kraft eines tüchtigen Missionars — auch wenn er schon von bewährten eingebornen Gehilfen unterstützt wird — auf mehrere Monate. Wenn von Dr. Summers, der solche Hilfe noch nicht haben konnte, gesagt wird, er habe sieben Stationen in einem Monate gegründet, so habe ich dafür in der That nur den von mir an der erwähnten Stelle gebrauchten Ausdruck.

D. Grundemann.

Vor seiner Abreise von Amerika gab ein Freund dem Bischof 4000 Mk. mit den Worten: „Kaufe dafür, wenn du es für gut hältst, Grundeigentum in Loanda; wenn nicht, so benutze es sonstwie zum Wohle deiner Gefährten.“ Dieses Geld kam dem Bischof sehr zu statten, da er nicht gedacht hatte, so lange in Loanda bleiben zu müssen, wo er alles, was zum Unterhalt der Gesellschaft nötig ist, bar bezahlen muß. Von dem großen Vorrat von Waren, welche er mitgenommen, um sie weiter im Innern für Lebensmittel in Tausch zu geben, konnte er hier keinen Gebrauch machen, und um das Haus, welches die Gesellschaft in Loanda bewohnt, zu kaufen, ist eine größere Summe nötig. Dasselbe kostete dem Eigentümer 60 000 Mk., ist aber jetzt für 32 000 Mk. feil. Als dieses dem oben erwähnten Freunde in Amerika mitgeteilt wurde, ging er in sein Kämmerlein, um die Sache mit dem Herrn zu überlegen: Dann kam er zu Dr. Lowry und sagte: „Es ist vom Herrn. Hier sind 32 000 Mk., die du dem Bischof schicken kannst zum Ankauf des Hauses in Loanda. So sorgt der Herr für sein Werk.“

Einige Zeit darauf „machte Dr. Summers eine Reise landeinwärts, etwa 300 Meilen von der Küste . . . und wählte vier Plätze als Missionsstationen aus. Schon am 20. Mai begab sich dann der Bischof selbst auf den Weg, um seine Begleiter zu stationieren und zwar zunächst außer in Loanda an fünf Orten. Am 12. Oktober traf er wieder an der Küste ein, um nach Europa zu reisen und von den Königen Portugals und Belgiens sich die Versicherung ihres Schutzes für sein Unternehmen zu holen. Nämlich mit den sechs in dem portugiesischen Angola besetzten Stationen war der „Bischof für Afrika“ als Anfang seines Werkes keineswegs zufrieden, sondern er plant sofort ein weiteres Vordringen in den Kongostaat, und zwar nach der Landschaft Tuschilange (am Kassailusse hinab?). Am 20. März sollte eine zweite Schar von Missionaren, etwa 15—20 Personen, von New-York abgehen, welche Taylor, der mittlerweile wieder in Afrika angelangt ist, dorthin zu führen beabsichtigt. Daß sämtliche Arbeiter sich jetzt bemühen wollen, zunächst portugiesisch und dann auch die Sprachen der Eingebornen zu lernen, sei noch besonders bemerkt, früher wollte der Bischof die Eingebornen — englisch lehren!

Nun ist die „Allg. Miss.-Zeitschrift“ allerdings weit entfernt davon, wie ihr der „Evangelist“ etwas höhnisch bemerkt, das „Tribunal sein zu wollen, vor welchem Bischof Taylor Bericht zu erstatten verpflichtet wäre.“ Aber da sie nicht eine bloße Chronistin sein soll, welche die Ereignisse nur registriert, so ist es allerdings ihre Aufgabe, die mannigfaltigen Erscheinungen auf dem Gebiet der Missionsthätigkeit einer Kritik zu unterziehen. Es ist dabei ihr ernstes Anliegen, möglichst objektiv und im Lichte einer evangelisch-gesunden und einer evangelisch-weitherzigen Missionsanschauung zu prüfen: sie weiß aber wohl, daß das nur bis zu einer gewissen Grenze möglich ist und daß der eigne biblisch-theologische, kirchliche und missionarische Standpunkt die Prüfung beeinflusst. So ist unser Urteil allerdings ein subjektives und selbstverständlich immer der Belehrung durch beweisende Thatsachen offenes; Aber das Zeugnis hoffen wir von unsern Lesern zu erhalten, daß es im großen ganzen ein maßvolles, wohlbegründetes und sachlich gehaltenes gewesen ist. — Wenn wir nicht nur gegen die Taylorsche Missionsmethode, sondern überhaupt gegen die

neueste Überspannung des Individualismus in der Mission die ernstesten Bedenken auszusprechen von unserm Gewissen uns gedrungen fühlen, so gilt unsre Polemik der Sache, nicht der Person. Wir kennen ja jene Männer und Frauen gar nicht, welche den von uns bekämpften individualistischen Missionsstandpunkt vertreten; und auch wenn wir sie persönlich kennen, so würden wir doch nie und nimmer ihre Person zum Gegenstande unserer Kritik machen. Wir thun das um so weniger, als wir davon überzeugt sind, daß weitaus die meisten jener Männer und Frauen lebendig gläubige, selbstverleugnungsvolle, aufrichtige Jünger und Jüngerinnen Jesu sind, die unser eignes geistliches Leben in vielen Stücken beschämen. Ohne Zweifel sind manche unter ihnen geistlich unreif und unklar, lehren, wo sie noch lernen sollten, und treten in den Missionsdienst, ohne die Warteschule durchgemacht zu haben; aber daß sie in Einfalt dem Herrn dienen wollen — das in Abrede zu stellen, würden wir für eine schwere Versündigung halten. Nach dieser Erklärung wird hoffentlich auch der „Evangelist“ unsere Kritik in einem milderen Lichte betrachten.

Die sämtlichen drei von den methodistischen Organen selbst als charakteristische Unterscheidungszeichen der Taylorschen Missionsmethode bezeichneten Eigentümlichkeiten erregen bei uns die ernstesten Bedenken und nicht bei uns allein. Selbst in methodistischen Kreisen sind die Meinungen sehr geteilt (vergl. die speciellen Mitteilungen im Ev. Miss.-Mag. 1886, 66 ff.)¹⁾ und selbst die oben angeführten den Bischof warm verteidigenden Quellen wagen nicht die eigentlichen Eigentümlichkeiten seiner Art als christlich gesund und durchführbar zu verteidigen.

Zunächst beklagen wir bei Taylor wie bei allen sog. Glaubensmissionaren die Losgerissenheit von einer heimatlichen Missionsgesellschaft, den ungesunden, schrankenlosen Individualismus, der kein Verständnis hat für den Wert des Gesetzes und der Ordnung im Reiche des Gottes der Ordnung, der eine Karrikatur der evangelischen Freiheit ist und durch die Vereinzelung ihrer Arbeiter die Kraft der evangelischen Mission schwächt. Während der Mangel an Missionskenntnis und Missionsverständnis bei uns in Deutschland augenblicklich die Verweltlichung zur Hauptmissionsgefahr macht, ist es in England und Amerika ein subjektivistischer Unabhängigkeitstrieb, der die evangelische Mission mit der Gefahr einer Vereinzelung und Kräftezersplitterung bedroht. Wie viel edler Zeugentrieb, wie viel selbstlose Opferfreudigkeit, wie viel schöne Glaubenskraft geht durch diese ordnungslose Zersplitterung verloren oder bringt doch nicht die bleibende und große Frucht, die sie bei geordneter und konzentrierter Arbeit hätte bringen können! Immer wiederholt sich die Thatsache, daß diese isolierten Missionen auf die Dauer in ihrer Vereinzelung nicht bestehen können, sondern Anschluß suchen müssen, wie z. B. die Missionen Skrefvuds und Hägerts in Santalistan. Suchen sie diesen Anschluß nicht — was wird aus ihnen, wenn der Gründer stirbt? Wer tritt in den Besitz der von ihm gebauten Häuser u. s. w.? Oder wenn die Mission sich aus-

¹⁾ Im „Ev. Miss.-Mag.“ selbst stehen die Urteile nicht ganz in Übereinstimmung miteinander. Der Artikel über „die sog. Glaubensmissionen“ (1886, 1 ff.) läßt sich mit einer Reihe sonstiger Urteile (z. B. 1885, 245 ff. 294, 333 ff. 422, 497, 1886, 29) nicht wohl vereinigen.

dehnt — einer muß doch die Leitung haben und die andern sich ihm unterordnen und wie leicht geschieht es dann, daß dieser Leiter ein viel strafferes Willkürregiment führt als irgend eine statutenmäßig verfaßte Missionsgesellschaft, anderer Schattenseiten zu geschweigen. Dazu berührt die Geringschätzung sehr unangenehm, mit welcher nicht wenige dieser unabhängigen Missionare über die wissenschaftliche Bildung urteilen. Wir wissen sehr wohl, daß diese Bildung für den Erfolg der Arbeit im Reich Gottes nicht maßgebend ist; aber das macht sich doch sonderbar, wenn z. B. ein Freimissionar, der früher Kellner gewesen und, nachdem er bekehrt worden ist, keinerlei theologische und andre Nachbildung erhalten hat, über die wissenschaftlich gebildeten Theologen spöttelt. Es steckt sehr viel geistlicher Hochmut in dieser Geringschätzung der wissenschaftlichen Bildung. Und über kurz oder lang macht dieser Mangel an Bildungsausrüstung für den Missionsberuf immer Bankrott, sehr zum Schaden der Mission. Wir haben wahrlich nicht zu viel wissenschaftliche Bildung im Missionsdienst, daß wir gegen sie warnen müßten; im Gegenteil: wir brauchen mehr, als wir jetzt haben, und es ist ein Anachronismus, wenn heutzutage in der Ausfendung wissenschaftlich ungebildeter Missionare eine Reform des Missionsbetriebs erblickt wird. Aber gehen wir weiter.

Auch die Verweigerung eines regelmäßigen Gehalts resp. die Forderung, daß der Missionar sich selbst erhalten müsse — erscheint uns keineswegs als besonders bewundernswürdig. Soviel uns bekannt, garantiert keine M.-G. ihren Arbeitern ein festes Gehalt, sondern jede macht dasselbe abhängig von der Höhe der freiwilligen Gaben, welche ihr zufließen. Also ganz ohne „Glauben“ in dieser Beziehung sind denn doch die im Dienst von Missionsgesellschaften stehenden Arbeiter auch nicht. Nun wollen wir den speciellen „Glauben“ der Freimissionare gewiß nicht antasten; aber verschweigen dürfen wir nicht, daß hier auch allerlei Täuschung mit unterläuft. Soviel wir wissen, kollektieren auch Glaubensmissionare (z. B. Hägert, Skrefsrud) und vergeuden damit viel Zeit, die sie ihrem eigentlichen Missionsberuf doch entziehen müssen. Und gründeten nicht auch Taylors Freunde sehr bald einen Reise- und Bau-Unterstützungsfonds, dessen Grenzen vermutlich etwas verschwimmend sind? Jedenfalls empfangen die „Glaubensmissionare“ Gaben aus der Heimat und zwar oft recht große. Die Sache steht demnach in Wirklichkeit so, daß die im geordneten Missionsdienst stehenden Arbeiter ihren Unterhalt von ihren Gesellschaften beziehen, dagegen die unabhängigen von einzelnen, oft recht reichen Freunden! Es liegt für jeden Menschenkenner auf der Hand, daß die letztere Art des Bezugs die größeren Gefahren hat. Was aber die Selbsterhaltung des Missionars betrifft, so sind bis jetzt alle Versuche dieser Art fehlgeschlagen und die Erlebnisse der sog. Glaubensmissionare werden uns nur um eine schmerzliche Erfahrung reicher machen. Wir unsrerseits sind außer stande, darin einen besondern „Glauben“ zu erblicken, daß man Geschichte ignoriert und aus den Lehren der Erfahrung nichts lernt.

Über den dritten Punkt: die Mitnahme von kleinen Kindern nach Afrika genügt die Bemerkung, daß die bisherige Erfahrung gerade umgekehrt dazu geführt hat, die Missionarskinder, noch dazu die in Afrika gebornen, möglichst früh nach Europa zu schicken!!

Im Zusammenhange mit den eben charakterisierten Bestrebungen stehen noch manche andere eigentümliche Erscheinungen, in denen wir gleichfalls keine Zeichen evangelischer Gesundheit erblicken können, so sehr wir auch den edlen Eifer achten, der sich in ihnen ausdrückt. So wird neuerdings wieder in Amerika der besonders von Dr. Piereson betriebene Plan aufgefrischt: bis zum Ende dieses Jahrhunderts das Evangelium allen Völkern zu predigen, eine Idee, die an sich selbst ebenso schwärmerisch, wie die mechanische Rechnung, auf der sie beruht, ungeistlich, um nicht zu sagen unchristlich ist und über die wir kein Wort weiter verlieren. Fast ebenso abstoßend für uns wie die Behauptung: die Ausführung jenes Planes sei möglich „wenn wir nur wollten“, ist eine Berechnung desselben Mannes, daß jede Befehrung auf dem Gebiete der auswärtigen Missionen nur 3,20 Mk., in den Vereinigten Staaten dagegen 2523 Mk. koste (Miss. Rev. 1886, 11) samt allen Reflexionen, die an dieses geistlose Exempel geknüpft werden. Auch von dem gleichzeitigen Aufrufe, den eine unter dem Vorsitz von Moody zu Northfield abgehaltene Versammlung am 14. August des v. J.s erlassen: auf einem großen evangelischen Konzil etwa zu London oder zu New-York die noch nicht christliche Welt unter die Missionsarbeiter systematisch zu verteilen (ebend. 13 ff.), können wir unsrerseits nur Verwirrung erwarten. Der treffliche Mr. Arthington in Leeds, der mit einer Freigebigkeit, wie kaum ein anderer Mann in unsrer Zeit die Mission, besonders die afrikanische unterstützt, hat zur Teilnahme an diesem wunderlichen Plan bereits deutsche Miss.-Gesellschaften aufgefordert und Dr. Grundemann ersucht, diese originelle Weltverteilung sofort kartographisch zu fixieren, selbstverständlich ohne damit Anklang zu finden.

Also hüben und drüben Gefahren und Krankheiten mancherlei; aber auch eine Missionsbewegung, wie sie in der gegenwärtigen Missionsperiode noch kaum dagewesen ist. Was wir brauchen, das ist 1. Weisheit von oben, daß wir das Kranke von dem Gesunden, das Schwärmerische von der Begeisterung scheiden und ausscheiden, und 2. Kraft von oben, daß wir die Zeit auskaufen, Hand ans Werk legen und nicht als Träumer, sondern als Arbeiter erfunden werden.

Die Missionsarbeit in Indien in ihrer Beziehung zur Staatsregierung.¹⁾

Ich beabsichtige die Haltung der Regierung in Indien, die sie der Missionsarbeit gegenüber von Zeit zu Zeit eingenommen hat, kurz zu schildern; zu zeigen, wie sie in die Religionsfreiheit der Eingebornen nicht eingreifen konnte, und zu gleicher Zeit darzulegen, inwieweit wir unsere Verantwortlichkeit als christliche Macht erkannt haben, und wie durch Gottes Vorsehung viele Hindernisse für das Missionswerk beseitigt worden sind und die Aussichten für dasselbe sich verbessert haben. Wenn wir bei der Betrachtung dieser Dinge zugeben müssen, daß die menschlichen Bestrebungen, Indien den größten Segen zu bringen, mit viel Untreue und Unvollkommenheit verknüpft gewesen sind, so werden wir andererseits sicherlich finden, daß Gott darin wie in allem andern treu ist und große Dinge unter den Heiden gethan hat. Wir werden sehen, daß, obwohl die britische Regierung in Indien in religiöser Beziehung anerkannt neutral ist, sie doch dem Missionswerk die Thür weit geöffnet und die ernstesten, ihr entgegentretenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hat. Sie hat den Boden für den Samen des Evangeliums wirklich bereitet, und, wenn das englische Christentum so thatkräftig ist wie die englische Civilisation, so ist Hoffnung auf eine reiche Ernte vorhanden.

Gehen wir auf die Zeit zurück, wo die ostindische Gesellschaft eine bloße Handelsfirma war, so müssen wir, fürchte ich, zugeben, daß ihre Glieder wenig an das geistliche Wohl der unter ihren Einfluß gestellten Eingebornen dachten. Die Hauptsache war ihnen die eigene Bereicherung. Das höchste Ziel ihres Ehrgeizes war der Ruhm, einen gewinnreichen Handel zu treiben. In unserm eigenen Lande stand die Religiosität damals auf einem sehr niedrigen Standpunkte, daher darf es uns nicht überraschen, daß die Vertreter der Handelsinteressen in Indien, die von allem daheim noch herrschenden Einfluß entfernt waren, in ihrem Leben wenig von dem Geiste des Christentums bewiesen. Aber als die Gesellschaft später Ländergebiete erwarb, und sie damit für die Verwaltung derselben verant-

¹⁾ Vortrag in Cambridge von W. M. Young, Sekretär bei der Pandschab-Regierung. Nach Ch. M. Int. 85, 83 ff. — Ausnahmsweise einmal eine Übersetzung. Ich glaubte, der Gegenstand sei lehrreich für uns beim Beginn einer eignen kolonialen Ära. Hätte ihn ein Nicht-Engländer gehalten, so würde das Gemälde allerdings noch um einige Schatten dunkler ausgefallen sein.

wortlich wurde, war eine der ersten Fragen, die man entscheiden mußte, die Behandlung der einheimischen Religionen. Es scheint damals bei unsern Landsleuten der Gedanke vorherrschend gewesen zu sein, den Anhängern jener Religionen keinen Anstoß zu geben, alle Erbitterung durch die äußerste Toleranz zu verhindern, und keinen Eingriff in die gottesdienstlichen Gebräuche der Hindu und Mohammedaner zu wagen. Es scheint jedoch, daß sich manchmal etwas von der Verantwortlichkeit, die der Nation und den Kolonisten durch unsere indischen Besitzungen erwuchs, fühlbar gemacht hat, denn in dem Freiheitsbrief, der der ostindischen Gesellschaft im Jahre 1698 gegeben wurde, befand sich eine Klausel, worin den Geistlichen, die ausgesandt waren, um den Gottesdienst in den Garnisonen und Faktoreien abzuhalten, eingeschärft wurde „die Landessprache zu lernen, damit sie die Gentus, d. h. die Diener oder Sklaven der Gesellschaft oder ihrer Agenten, in der protestantischen Religion besser unterweisen können.“ Ich kann nirgends finden, daß diese Verordnung irgend welchen Erfolg gehabt hat, aber bald danach wurden im Jahre 1705 die ersten Missionare von den Küsten Dänemarks ausgesandt, und Ziegenbalg, Plütscho und Schwarz machten in Madras den Anfang, und viele aus unserm Lande ausgesandte Missionare folgten ihrem Beispiel. Als Schwarz starb, ließen die Direktoren der ostindischen Gesellschaft ihm in der Hauptkirche zu Madras eine Statue errichten, die die Eingebornen sich ansehen durften, und eine Übersetzung der Inschrift, die auf seine Missionsthätigkeit Bezug hatte, „in den Landessprachen anfertigen und in Madras veröffentlichen.“ Während dieser Zeit beförderte die ostindische Gesellschaft die Sendungen der „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis“ fracht- und zollfrei; dieselben enthielten „wertvolle Schätze und Geschenke für die Missionare in Trankebar.“ Das sind geringfügige Dinge und doch von einiger Bedeutung. Im Jahre 1758 lud Clive den ersten protestantischen Missionar, Kiernander, nach Bengalen ein und stellte ein Haus zu seiner Verfügung. Die erste Missionskirche, die in die Hände des Scherifs fiel, weil Kiernander in schwierigen pekuniären Verhältnissen war, wurde von Charles Grant, der ein leuchtendes Vorbild christlicher Frömmigkeit in damaliger Zeit war, wieder eingelöst, und bald danach sondierte derselbe Charles Grant, auf Anstiften des Dr. David Brown, eines der ersten Nachfolger des ehrenwerten Simeon, den damaligen General-Gouverneur, Lord Cornwallis, betreffs einer organisierten Mission unter den Heiden. Der Gouverneur gab nur eine kühle Antwort. „Es scheint nicht,“ schrieb Brown an Simeon, „daß Seine Herrlichkeit geneigt sind, unsere Wünsche weiter zu befördern, doch haben wir

den Trost zu wissen, daß er ihnen nicht entgegen ist. Er hat kein Vertrauen zu solchen Plänen und denkt, daß sie wirkungslos bleiben werden, aber er hat nichts dagegen einzuwenden, daß andere sie versuchen und verspricht, ihnen nicht feindselig zu sein.“ Es war schon etwas, sich Neutralität zu sichern, und auf des Lord Cornwallis Neutralitätsversprechen hin faßte man den Plan, zwei Missionare auszusenden. Die Missionare waren indes nicht zu finden, aber die Korrespondenz, die sich darüber entwickelte, führte zuletzt zu der Bildung der kirchlichen Missionsgesellschaft. Im Jahre 1793 war der Freiheitsbrief der ostindischen Gesellschaft abgelaufen und William Wilberforce strebte danach, in die neue India Bill eine Klausel einzuführen, die die Pflicht Englands anerkannte, „solche Maßregeln im Interesse und für die Wohlfahrt der Eingebornen in den britischen Besitzungen Indiens zu ergreifen, die zu der Vermehrung nützlicher Kenntnisse und zu ihrer religiösen und moralischen Besserung gereichten.“ Eine darauf ausgehende Resolution ging thatsächlich in dem Hause der Gemeinen durch, aber die Klausel wurde später aufgehoben. Die ostindische Gesellschaft war dagegen, ebenso die Inhaber indischer Staatspapiere, welche diesen Vorschlag als den ersten Schritt zu einer Aussendung eines Heeres von Missionaren nach den Küsten Indiens ansahen. Die britische Nation war noch nicht bereit, die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes auf sich zu nehmen, und die Klausel wurde auf zwanzig Jahre verschoben.

Auf Lord Cornwallis folgte Sir John Shore, später Lord Teignmouth, ein Mann, der (nach seinen eigenen Worten) es für seine Pflicht hielt, sich als Jünger Christi zu bekennen, aus dessen Evangelium er seine Religion nahm und darin Ruhe, Zuversicht und Wohlsein fand. Die moralische Hebung der englischen Bevölkerung Indiens, die unter Lord Cornwallis begonnen hatte, schritt unter Sir John Shores Verwaltung, dessen Rücksicht für das geistliche Wohl seiner Landsleute sich in seinen Erlassen kundgiebt, schnell vorwärts. Was die Mission unter den Eingebornen anbetraf, so erkannte er wohl unsere Verantwortlichkeit, aber sah, wie schwer es für die Staatsmacht war, sich in ein solches Unternehmen einzulassen. Als Charles Grant und Wilberforce sich in dieser Angelegenheit an ihn gewandt hatten, antwortete er: „Auf viele zu überwindende Schwierigkeiten wird man stoßen. Wenn man einen Versuch kraft der ausdrücklichen Unterstützung und der Autorität der Regierung wagen würde, so würde er infolge von Mißdeutungen Unruhe erregen.“ Und weiter: „Obgleich ich der Meinung bin, daß sowohl die Pflicht wie die Politik dem Lande gebieten, die Verbreitung christlicher Erkenntnis, so

weit es die Umstände erlauben, unter den Eingebornen Indiens zu versuchen, so bin ich mir doch bewußt, daß dieser Versuch mit der größten Vorsicht und Klugheit gemacht werden sollte, und daß er nur dann von Erfolg begleitet sein kann, wenn man diese Grundsätze gehörig beachtet."

Während der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts fanden die edlen Bestrebungen eines Simeon, Grant, Wilberforce, der Thorntons, eines Zacharias Macaulay, eines John Venn und anderer Veteranen in der Missionsarbeit, die das reine Evangelium in der ganzen Welt verbreiten wollten, heftigen Widerstand, und ein Heer von Schmähschriften wurde verbreitet, von denen einige den Hinduismus verteidigten, andere auf die Gefahren, die durch die Verbreitung des christlichen Glaubens entstünden, hinwiesen. Um diese antichristliche Sache zu stärken, gab man vor, daß die, welche die Missionen unterstützten, einen Eingriff in die Religionen des Ostens und die erzwungene Bekehrung der Eingebornen beabsichtigten. Lord Teignmouth widerlegte eine dieser Schriften und schilderte in so richtiger Weise die Stellung der Regierung in Indien zu den verschiedenen Religionen und zu der Predigt des Evangeliums, daß ich es mir nicht versagen kann, einige Sätze daraus anzuführen. Er sagt: „Die Eingebornen Indiens, ob Hindus oder Mohammedaner, haben den klarsten Beweis, daß die britische Regierung nicht den Gedanken hegt, sie zur Bekehrung zu zwingen. Sie genießen vollständige religiöse Toleranz und werden bei der Verrichtung ihres Gottesdienstes und Ausübung ihrer Ceremonien in keiner Weise belästigt oder beschränkt, selbst nicht in Kalkutta unter den Augen der Regierung. Sie sehen, daß dieses Princip in den im Lande herrschenden Gesetzen anerkannt wird . . . und sie wissen, daß, wenn der Versuch gemacht würde, sie zu verlegen, sie dagegen Abhilfe erlangen könnten. „Die Situation einer Regierung, welche über eine Bevölkerung von 50 000 000 Eingebornen¹⁾ mittelst weniger Europäer und einiger in europäischer Disciplin erzogenen Eingebornen herrscht, ist augenscheinlich stets eine gefährvolle, und das Gefährvolle der Lage wird sehr erhöht, wenn man die moralischen und physischen Unterschiede zwischen den europäischen Herrschern und ihren einheimischen Unterthanen in Betracht zieht. „Unsere Herrschaft ist auf den Trümmern der mohammedanischen Macht gegründet, und alle Duldung, die den Nachfolgern Mohammeds gewährt werden kann, alle Wohlthaten einer milden und gerechten Regierung werden sie nie vergessen lassen, daß sie einst die Besitzer des Reiches Hindostan waren und es jetzt verloren haben. . . .

¹⁾ Es sind jetzt über 253 000 000.

„Hinsichtlich der Hindus, welche den größten Theil der Bevölkerung bilden, ist die Sache etwas anders. Sie waren jahrhundertlang die Sklaven des mohammedanischen Despotismus und sahen daher mit geringer Bewegung eine Revolution an, die sie von diesem Zwange befreite. Aber die reellen Wohlthaten, die sie dadurch erlangt haben, werden den Eindruck der Unterschiede zwischen dem Volk und ihren Herrschern in Gewohnheiten, Sitten, Vaterland, Farbe und Religion nicht auslöschen.“

„So sehr es mir auch am Herzen liegt,“ fährt Lord Teignmouth fort, „daß die Eingebornen Indiens Christen würden, sowohl wegen ihres zeitlichen Glücks wie für ihre ewige Wohlfahrt, so weiß ich, daß es nicht durch Gewalt noch durch gesetzwidrigen Einfluß erzielt wird. Obwohl ich dies Land durch die stärksten Verpflichtungen wie durch das Interesse, was damit unzertrennlich ist, für gebunden halte, ihnen die Mittel zur sittlichen und religiösen Bildung zu gewähren, möchte ich doch nicht jene Toleranz, die bisher in bezug auf ihre Religion, ihre Gesetze und Sitten beobachtet worden ist, beschränken. Im Gegentheil, ich halte es nicht nur für gerecht, sondern für durchaus notwendig, bei diesem Toleranzprincip zu verharren, um die Mittel, die zu ihrer Bekehrung angewendet werden, zu erleichtern, die versöhnender Art sein und mit Vorsicht und Klugheit gebraucht werden müßten. Aber ich würde andrerseits ein Verbot, unsere heilige Schrift zu übersetzen und zu verbreiten und die Zurückberufung unserer Missionare für höchst verhängnisvolle Zeichen für die Dauer der britischen Herrschaft in Indien halten.“

Inzwischen war der Marquis von Wellesley Generalgouverneur geworden, der die Missionsarbeit in offener Weise beförderte und zum Vorsteher und Vicevorsteher der Universität von Fort William David Brown und Claudius Buchanan ernannte, die im Verein mit Henry Martyn, Daniel Corrie und Thomas Thomason jenen Missionsgeist, der in diesem Jahrhundert so mächtig gewirkt hat, in den Herzen ihrer Landsleute in Indien und daheim erweckten. Lord Wellesley hielt auch die Missionare in Serampore: Carey, Marshman und Ward, wert. Er zeigte sein Interesse an der Missionsache, indem er sogar eine Disputation unter den Studenten unter dem Dache des Regierungsgebäudes gestattete, die aber den Charakter eines Angriffs auf den Mohammedanismus annahm. Aber obwohl sich die Regierung nur in die Polemik eingelassen hatte, um der Streitkraft der Jugend Spielraum zu gewähren, so erregte es Unruhe, und die Priester der Hindus und der Mohammedaner in Kalkutta griffen die Sache auf. Ich erwähne dies, weil bei dieser Gelegenheit die Eingebornen Indiens wegen

ihrer Religionsfreiheit zum ersten Male Tumult erregten. Missionare hatten gepredigt, die heilige Schrift verbreitet, Bekehrte im heiligen Fluß der Hindus sogar getauft, und das Volk hatte sich nicht beunruhigt, aber die geringste Beziehung der Regierung zur Religion hat nicht nur Unruhe sondern heftigen Widerstand hervorgerufen, und die, welche die Ausbreitung des Reiches Gottes in Indien wünschen, müssen dies im Gedächtnis behalten.

Bald nach dieser Zeit fand das Blutbad in Vellore in Südindien statt; und die oberste Behörde, die unter einem andern Generalgouverneur stand, kam zu dem Schluß, daß dasselbe den Bestrebungen, die in der Präsidentschaft Madras zu gunsten des Christentums gemacht worden waren, zuzuschreiben wäre. Wahr ist es, daß der Gouverneur, Lord W. Bentinck, der später Generalgouverneur wurde, die Missionsfrage in offener Weise begünstigte, und daß Dr. Buchanan und Dr. Kerr auf Befehl der Regierung Erkundigungen über den Zustand der syrischen Kirche im südlichen Teil der Halbinsel eingezo gen. Aber es scheint, daß die Ursache des Ausbruchs die Einführung gewisser Neuerungen betreffs der Uniform der einheimischen Soldaten gewesen ist, was darauf hindeuten schien, daß die Regierung ihre Bekehrung zum Christentum und die Abschaffung der Kaste erzwingen wollte. Dem sei, wie ihm wolle, seitdem wurde die Haltung der Regierung den Missionaren gegenüber eine im allgemeinen kalte und fast feindliche. Die Missionare von Serampore wurden auf die Stadt angewiesen und ihnen bei Strafe, aus dem Lande vertrieben zu werden, verboten, ihre Arbeit in den Besitzungen der Gesellschaft fortzusetzen. Zwei anderen Baptistenmissionaren, die gerade zu der Zeit ankamen, wurde befohlen, das Land zu verlassen. Der Befehl wurde in der Folge unter der Bedingung, daß sie sich freiwillig zurückzögen, wieder aufgehoben. Sie gingen nach Birma, das nicht unter der Herrschaft der Gesellschaft stand und gründeten dort eine Mission.

Der Hof der Direktoren sah diese Frage ruhiger und richtiger an als die Regierung in Indien, und beachtenswert sind die Instruktionen, die derselbe im September 1808 erließ, da sie auf das Missionswerk dasselbe Princip anwenden, das in bezug auf die einheimischen Religionen so stark betont wurde, nämlich: kein Einschreiten seitens der Regierung. Dieser Erlaß enthält eine vollständige Darlegung der herkömmlichen Politik der ostindischen Kompanie. Er erkennt die Wohlthaten an, die von der Verbreitung des Christentums in Indien herrühren, aber er spricht die feste Überzeugung aus, daß es unweise sei, es durch solche Mittel einzuführen, die die religiösen Vorurteile des Volkes erregen. Nichts wäre

geeigneter, die Hoffnungen derer, die die Sache fördern wollten, zu vernichten. Der Erlaß weist die Absicht von sich, durch den Einfluß der Regierung die Bestrebungen der Missionare unterstützen zu wollen und schärft der Regierung ein, in ihrem Verfahren von allen unnötigen Eingriffen, die Aufsehen erregen könnten, abzustehen.

Indes hatte sich ein Schrecken der Regierung in Indien bemächtigt und während der letzten zwei Jahre vor Ablauf des Freibriefes, der bis zum Jahre 1813 gültig war, begegneten die Missionare einem größeren Widerstand von seiten der Regierung, als zu irgend einer andern Zeit. Fünf Missionare wurden im Jahre 1812 aus dem Lande vertrieben, deren einziges Vergehen war, daß sie ohne obrigkeitliche Erlaubnis angekommen waren. Aber bessere Zeiten waren nahe. Die Bewegung, welche im Jahre 1813 von einer Schar Christen in Clapham ausging und fromme Männer aller Denominationen ergriff, hatte die öffentliche Meinung so beeinflusst, daß der neue Freibrief unter der Macht der Emancipationsakte jenes Jahres Vorkehr für zweierlei traf: erstens, für die Errichtung eines Bischofssitzes in Indien, und zweitens, für die Beseitigung der Einschränkungen, die den Fortschritt der Missionsarbeit in den Besitzungen der ostindischen Kompanie so lange gehemmt hatten. Von jener Zeit an war der Missionsarbeit in Indien die Thür weit geöffnet.

Die Christen in England gingen zuerst langsam auf diese Einladung ein. Corrie schrieb im Jahre 1818: „Wir haben bis jetzt nur eine geringe Anzahl von Missionaren.“ Der Bischof Heber, welcher wünschte, als er 1823 zum Bischof von Kalkutta geweiht wurde, das Haupt der Missionare im Orient zu sein, fand nur wenig christliche Missionare, die ihn begleiteten. Aber obwohl sich die Missionare nur langsam herzufanden, arbeiteten die Missionsgesellschaften stetig weiter und bald finden wir, daß in Indien selbst ein Missionsgeist entsteht. Missionsversammlungen wurden in Bombay und in Kalkutta gehalten, denen die höhern Staatsbeamten beiwohnten, und somit wurde die Thatsache, die seitdem nie mehr bestritten worden ist, festgestellt, daß englische Beamte in Indien an Missionsversammlungen teilnehmen und bei Beratschlagungen, die die Evangelisation der Eingebornen zum Gegenstand haben, mitstimmen können. Der „sanfte“ Heber war überdies der erste, der zeigte, daß ein Bischof in Indien sich die Missionsache angelegen sein lassen und die Millionen in Indien unter seine geistliche Leitung zählen kann. Der Bischof Middleton hatte laut werden lassen, die Missionsgeistlichen zum Schweigen bringen zu wollen. Der Bischof Heber empfing sie mit offenen Armen, und sie ihrerseits unterwarfen sich ihm freudig. „Sie alle,“ sagte der

Bischof, „wenigstens die, die zur englischen Kirche gehörten, erhielten die Erlaubnis zu predigen und unterwarfen sich meiner Autorität.“ Der Bischof Corrie schrieb von ihm: „Unser verstorbener geliebter Bischof war ein so völliger Missionar, daß wir kaum hoffen können, einen ihm Gleichgesinnten zu finden.“ Doch hat der Bischof Heber würdige Nachfolger gehabt, und die Freunde der kirchlichen Missionsgesellschaft sollten wohl Gott bitten, Indien viele solcher Missionsbischöfe zu geben, die ein wahres Verlangen nach der Evangelisation des indischen Volkes im Herzen tragen.

Die obigen Bemerkungen über die Haltung der Regierung gegenüber der Mission bis zu der 1813 gegebenen Emancipationsakte werden uns zu dem Schluß geführt haben, daß bis zu dieser Zeit unter den Beherrschern Indiens, und selbst unter denen, die die Verbreitung des Christentums am eifrigsten im Lande betrieben, die Meinung obwaltete, daß sich die Regierung als solche von allen Missionsbestrebungen fern halten sollte; daß irgend ein direktes Einschreiten in die Religionen der Hindus oder Mohammedaner seitens des Staats, das zum Zweck hätte, deren Bekenner zum Christentum zu bekehren, nur den Erfolg hätte, die Missionsache zu hindern und überdies nicht zu rechtfertigen sei. Die Pflicht des Staates sei: vollkommene Duldung zu gewähren, so daß es jedem frei stünde, ohne Einschränkung noch Hinderung seiner eigenen Religion zu folgen und sie sogar zu verbreiten, solange man nicht gegen Ruhe und Ordnung verstieße. Doch obgleich dies die Theorie unseres Regiments war, so blieb man in der Praxis weit dahinter zurück. Die ersten unserer Beamten in Indien, die von christlichen Einflüssen isoliert, von Verhältnissen umgeben, die mit den Volksreligionen eng verbunden waren, fügten sich nach und nach in viele jener Religionsübungen, die mit dem christlichen Glauben ganz unvereinbar sind.

Das weltliche und religiöse Leben läßt sich in jenen Verhältnissen schwer trennen. Es ist schwer eins anzugreifen, ohne das andere zu berühren, schwer eins zu regulieren, ohne für das andere verantwortlich zu werden. Das Princip der Toleranz entwickelte sich bald zur Protektion, aus Protektion wurde Begünstigung. Die britische Regierung, die die Pflichten und die Verantwortlichkeit früherer Dynastien übernahm, welche die religiösen Institutionen als mit dem Staat verbunden angesehen hatten, war nicht genug darauf bedacht, diese Verbindung zu trennen. So befand sich die Regierung oft unvermerkt in der Lage, der Protektor heidnischer Institutionen zu sein. Den Beamten, welchen anempfohlen war, dem Volke einzuprägen, daß unter der neuen Regierung keine Eingriffe in die Landesreligionen gemacht werden sollten, daß „die Gesetze der Schasters und des

Koran in allen Dingen, auf die sie anwendbar seien," aufrecht erhalten würden, daß „die Rechte und das Ansehen der Familienväter und Herren, wie sie nach dem Gentu- und mohammedanischen Gesetze bestehen, innerhalb der betreffenden Familien bewahrt werden sollten . . . noch irgend eine That, die zufolge der Regeln des Gesetzes oder der Kaste, so weit sie die Glieder ein und derselben Familie beträfe, für ein Verbrechen gelten sollte, obwohl dieselbe nach englischem Gesetz nicht für gerechtfertigt erschiene;" — den Beamten sage ich, die diese Lehren empfangen hatten, war es ein Geringes, noch einen Schritt weiter zu gehen, und die Institutionen der Religionen und Kasten geradezu zu begünstigen; und so übernahmen sie die Unterhaltung von Tempeln und Moscheen, wie die Einsammlung religiöser Steuern, als ob das zu den gewöhnlichen Pflichten eines Civilbeamten gehörte.

Im Jahre 1806 wurde diese Verbindung der Regierung mit dem heidnischen Gözendienst durch Claudius Buchanan, der den Jagarnathtempel besucht und das Entsetzliche dieses Gözendienstes gesehen hatte, bekannt. Die Größe der Verantwortlichkeit trat jedem deutlich vor Augen, und die Sache wurde gründlich untersucht. Man fand, daß von den Abgaben, welche die Verehrer dieses Gözentempels bezahlten, Staatseinkünfte bezogen wurden, und daß diese Anordnung von Lord Wellesley sanktioniert worden war, in anbetracht der Dienste, die die Regierung durch Restaurationen von Pagoden und Beschützung der Pilger geleistet hatte. Man fand, daß auf öffentlichen Dokumenten, die in der Landessprache verfaßt wurden, eine Inschrift zu Ehren der heidnischen Götter gemacht wurde; daß die Gerichtshöfe häufig über gözendienstliche Angelegenheiten aburtheilten; daß die Regierungsbeamten unter dem Vorwande, den Frieden aufrecht zu erhalten, an heidnischen und mohammedanischen Prozessionen und andern Observanzen teilnahmen; und daß an heidnischen Festen Salven abgefeuert wurden. Obgleich die Regierung von dem Princip ausgegangen war, sich neutral zu verhalten, war sie in vielen Fällen eine Beschützerin heidnischer und mohammedanischer Institutionen geworden.

Im Jahre 1833 wurde Charles Grant, der Sohn des früher genannten Charles Grant, Präsident der Oberaufsichtsbehörde. Dieser christliche Staatsmann zog die ganze Frage in Erwägung und nach langer Diskussion wurde der berühmte Erlaß von jenem Jahre seitens der Direktoren unterschrieben. Er begann mit der Definition der Toleranz, welche die Regierung zu beobachten hätte. Der Staat sei verpflichtet, alle, die sich an religiösen Gebräuchen und Übungen beteiligten, sofern diese nicht wider die Regeln der Humanität oder der Schicklichkeit wären, zu schützen, aber

dieser Schutz sollte nicht Teilnahme, Beistand oder Unterstützung in sich schließen. Dieses Princip wurde auf die hervorragendsten Fälle angewendet, und in Übereinstimmung damit wurden mehrere Schlüsse, die für die Haltung der Regierungsbeamten sehr wichtig waren, gezogen. Den englischen Beamten wurde verboten, sich in die innere Verwaltung der heidnischen Tempel und Moscheen zu mischen. Ebenfalls wurde verboten, Staatseinkommen aus religiösen Quellen zu beziehen, und es wurde befohlen, daß, wo zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Sicherheit der Pilger eine Polizeimannschaft gestellt werden mußte, dieselbe von den allgemeinen Einkünften des Landes unterhalten werden sollte.

Indessen blieb dieser Erlaß einige Jahre lang ein toter Buchstabe. Der Geist des Charles Grant beseelte die Direktoren nicht mehr, die mit Nichtsthun zufrieden waren, während die Obrigkeiten in Indien sich selbst überlassen blieben und den alten Stand der Dinge fort dauern ließen. Aber der Erlaß wurde bekannt. Der Bischof Corrie in Madras schrieb eine Denkschrift, in der er darauf drang, daß dieser Erlaß in Kraft träte, und obwohl diesem treuen Prälaten von der Regierung in Madras ein Verweis erteilt, und er abberufen wurde, um seinen Lohn zu empfangen, ehe ein Resultat erzielt wurde, so fand die Denkschrift ihren Weg bis zu der Regierung in der Heimat und veranlaßte den Erlaß vom 8. August 1838, in dem der bestimmte Befehl gegeben wurde, daß alle Beamten der Kompanie der Pflicht enthoben seien, solche Handlungen zu verrichten, die ihnen religiöse Bedenken verursachten.

Ich will die Maßregeln, die die indische Regierung ergriff, um diesem Befehl Folge zu leisten, nicht versuchen zu beschreiben. Es genügt zu sagen, daß von dieser Zeit an kein Rückschritt stattgefunden hat. In dem Zeitraum von 1833—1853 ist das Christentum in Indien schnell vorwärts geschritten. Die religiöse Erweckung und die immer größeren Anstrengungen der heimatlichen Missionsgesellschaften, der Eifer vieler indischen offiziellen Gemeinschaften, der Charakter und das Vorbild solcher Männer, wie eines Daniel Wilson und eines Alexander Duff, führten zu einer bis dahin noch unbekannten christlichen Thätigkeit. Die Wirksamkeit mancher Regierungsbeamten, die das Amt eines Missionars übernahmen, versetzte die Regierung in Unruhe, und im Jahre 1847 erschien eine Verordnung, welche verlangte, daß Civil- und Militärbeamte der Regierung sich nicht in die Religionen der Eingebornen mischen sollten. Diese Verordnung war zu unbestimmt. Die Obrigkeit in Kalkutta konnte nichts damit machen und bat um eine weitere Erklärung. Das Resultat war eine zweite Verordnung, die kaum klarer war

als die erste; weder die eine noch die andere erklärte, was mit dem Nicht-einmischen eigentlich gemeint sei, obwohl die letzte Verordnung über gewisse Punkte die folgenden Regeln enthielt: — „Während wir unsern Untergebenen nicht verbieten wollen von ihren Privatmitteln zu solchen Zwecken beizusteuern, die sie mit den Interessen der wahren Religion verbunden halten, wollen wir sie warnen, irgend eine Gesinnung an den Tag zu legen, die unter dem Volke Unruhe erregen könnte. Wir halten auch dafür, daß man die Missionsversammlungen nicht in Staatsgebäuden abhalten sollte, oder daß sie den Anschein tragen, als stünden sie unter staatlicher Sanktion.“ Obgleich die Befehle über diese beiden Punkte klar sind, so lösen sie doch nicht die wichtige und schwierige Frage, wie sich die Regierungsbeamten zu der Missionsache verhalten sollen.

Während indessen die Regierung ihren eigenen Beamten die Pflicht einprägte, in religiöser Beziehung eine gewisse Gleichgiltigkeit zu bewahren, so billigte sie selbst Maßregeln, die man im Lande keineswegs für neutral hielt. Die Religionsbegriffe sind in Indien mit den gottesdienstlichen Gebräuchen aufs engste verbunden, und je ungeheuerlicher die letzteren sind, desto wichtiger sind sie für das religiöse Gefühl. Wenn daher die englische Regierung mit kräftiger Hand die Witwenverbrennung, die Opfer von Kindern, die öffentliche Selbstpeinigung unterdrückte, so schnitt sie damit einige der wichtigsten Stützen des Hinduismus ab. Ein noch entscheidenderer Schlag wurde dadurch ausgeführt, daß ein Gesetz die Abschaffung der Sitte verordnete, daß, wenn jemand der Hindu- oder der mohammedanischen Religion entsagte, er seines Eigentums verlustig ging. Nachdem dies Gesetz durchgegangen war, hatte jeder christliche Befehrte Rechtsanspruch auf sein Eigentum, dessen er bisher unter dem Gesetz der Hindus und Mohammedaner beraubt worden war. Die Hindus in Bengalen und Madras remonstrirten gegen diese Neuerung. Die christlichen Befehrten, von ihren Missionaren unterstützt, sandten eine Gegenpetition ein, und endlich siegten Recht und Gerechtigkeit. Der Generalgouverneur, Lord Dalhousie, schrieb folgendermaßen: „Die Regierung in Indien wird ohne Zweifel ferner im allgemeinen das Gesetz der Hindus auf die Hindus anwenden, aber ich halte dafür, daß die Regierung nicht ihre Pflicht thäte, wenn sie solche Stücke des Gesetzes, wodurch jemandem infolge der Religion Schaden zugefügt würde, bestehen ließe. Nach diesem Princip handeln wir jetzt, aber ich sehe darin keinen Eingriff in die Religionen der Hindus oder in die ihnen zugesicherten Rechte.“ Dieser Erlaß wurde nach zwei Tagen Gesetz.

Dagegen ist der Einfluß der Bildung, die die Regierungsschulen und

Gymnasien mittheilten, viel weitreichender gewesen, und hat viel tiefer die Wurzeln der falschen Religionen in Indien getroffen. Der einfachste wissenschaftliche Unterricht widerspricht irgend einem Grundsatz der Hindus, und die Einführung der europäischen Gelehrsamkeit durch ganz Indien hat die Grundfesten des Hinduismus in den Seelen von hunderttausenden erschüttert. In Übereinstimmung mit dem Princip, keinen Eingriff in die Religionen Indiens zu wagen, war der Unterricht in den Regierungsschulen rein weltlicher Art. Die Missionsschulen verbanden natürlich Religions- und weltlichen Unterricht, erhielten aber von der Regierung keinerlei Unterstützung. Man war so streng darin, in bezug auf den christlichen Glauben keinen staatlichen Druck auf die indische Bevölkerung auszuüben, daß sogar die Bibel aus den Bibliotheken der Regierungsschulen und Gymnasien ausgeschlossen und den Lehrern verboten war, den Schülern, selbst wenn sie darum angegangen würden, Unterricht daraus zu erteilen. Die weltliche Bildung schritt schnell vorwärts. Lord Bentinck, der im Herzen ein wahrer Freund des Christentums war, verordnete als Generalgouverneur im Jahre 1835, daß in den Regierungsschulen die englische Litteratur und Wissenschaft in englischer Sprache gelehrt werden sollte, und seither sind die höchsten Wissenschaften in dieser Sprache docirt worden. Wahre Litteratur und wahre Wissenschaft traten von da ab an die Stelle der falschen philosophischen und naturwissenschaftlichen Systeme, aber kein Religionsystem wurde gelehrt; das ganze Lehrgebäude zerstörte die bestehenden Religionen, ohne etwas anderes an deren Stelle zu setzen. Was der Erfolg einer solchen Handlungsweise sein würde, schildert der große Missionar Dr. Duff prophetisch in den folgenden Worten: — „Wenn ihr dem Volke Bildung ohne Religion gebt, so könnt ihr versichert sein, daß, da sie freien, unbegrenzten Zugang zu dem ganzen Schatz unserer englischen Litteratur und Wissenschaft haben, sie ihre eigenen abgeschmackten Lehrsysteme verachten und verwerfen werden, und haben sie das erst gethan, so werden sie sicherlich an nichts mehr glauben. Und wenn sie ihre religiösen Gebräuche, sei es auch in mechanischer Weise, nicht mehr beobachten und also jedes moralischen Princip, das die Gedanken und Handlungen regelt, entbehren, werden sie ebenso gewiß unzufriedene, verbitterte Agitatoren, die nach Macht und öffentlicher Auszeichnung streben werden und eine untreue Gesinnung gegen die Regierung hegen, die nach ihrer Ansicht sich alle Autorität angeeignet hat, die ihnen rechtmäßigerweise gebührte.“ Ich bedauere sagen zu müssen, daß dies ein wahres Bild von den meisten Jünglingen, die die höhere Bildung in den Regierungsgymnasien der Hauptstädte unserer Präsidentschaften erhalten haben, entwirft!

Die Anklage, den Unglauben zu verbreiten, die auf diese Weise gegen die Regierung bezüglich der weltlichen Bildung in ihren Schulen, erhoben wurde, hatte den Erfolg, daß im Jahre 1853 eine parlamentarische Untersuchungskommission gebildet wurde, und als Sir Charles Wood Präsident der Oberaufsichtsbehörde war, im Jahre 1854 eine berühmte Schulordnung erlassen wurde. Dieser Erlass stellt das Princip auf, das man in bezug auf die christliche Unterweisung in den Regierungsschulen beobachten sollte: — „Es scheint, daß wegen unsrer Ansicht in betreff der religiösen Bildung in den Regierungsanstalten große Besorgnis herrscht. Diese Anstalten wurden zu gunsten der ganzen Bevölkerung Indiens gegründet, und zu diesem Zweck ist es unerlässlich, daß die daselbst vermittelte Bildung weltlicher Art sei. Eine Bibel soll in den Bibliotheken der Gymnasien und Schulen vorhanden sein, und den Schülern ist gestattet, sie zu Rate zu ziehen. So muß es sein, und überdies wollen wir nicht verhindern, daß die Schüler aus freien Stücken ihre Lehrer um Erklärung derselben gehen, vorausgesetzt, daß solche Belehrung außer den Schulstunden gegeben wird.“ Um die Wichtigkeit dieser Konzession zu erkennen, muß man beachten, daß der Religionsunterricht in den staatlichen Anstalten hier im christlichen England in die Freistunden verwiesen ist, und nicht vergessen, daß ein von der Obrigkeit erzwungener christlicher Religionsunterricht in Indien viel größere Schwierigkeiten antrifft. Hören Sie, was Sir John Lawrence als Generalgouverneur des Pandschab über diese Klausel des Erlasses sagt: „Es ist das Streben jedes christlichen Beamten, daß die Zeit, wo die Bibel in jeder Stadt- und Dorfschule Indiens eingeführt werden kann, bald hereinbreche. Aber wo sind die Mittel, um in den vielen tausend Schulen Indiens dies zu stande zu bringen? Nehmen wir an, daß Schüler kommen, um Belehrung zu empfangen, wer soll ihnen die Bibel vorlesen und erklären? Soll dieses Werk heidnischen Schullehrern anvertraut werden, die etwa Feinde des Christentums sind und nicht kontrolliert werden können? Man könnte sagen, daß die heil. Schrift keiner Ausleger bedarf und von jedermann gelesen werden kann; aber es wäre doch möglich, daß ein dem Christentum feindlicher Dorfschullehrer die heil. Schrift in unehrerbietiger und unpassender Weise läse; und die stärksten Vertreter des christlichen Unterrichts müßten dann zugeben, daß es besser wäre, die Bibel gar nicht zu lesen als in einer verkehrten, verfänglichen und spöttischen Weise. Wenn daher die Bibel nur von dazu geeigneten Personen erklärt werden soll, so muß man zugeben, daß unsere Mittel unglücklicherweise nur sehr beschränkt sind.“

Aber eine noch wichtigere Konzession wurde in dem Erlasse vom

Jahre 1854 gemacht, wichtiger, weil nicht wie bei der vorigen keine Aussicht vorhanden war, sie in Ausführung zu bringen. Es wurde verordnet, daß unter gewissen Bedingungen zur Unterhaltung von Privatschulen auf dem Lande staatliche Hilfgelder gegeben werden sollten, und daß die Missionschulen und „Gymnasien“ darin einbegriffen seien. Eine Bedingung war allerdings dabei gestellt, daß die so geleistete Hilfe nur den Gegenständen für den weltlichen Unterricht zu gute kommen sollte. Aber die Unterstützung wurde doch solchen Institutionen zu teil, die religiösen und weltlichen Unterricht vereinigten und deren ausgesprochener Zweck war, Eingeborne zum Christentum zu bekehren. Alle Arten Erziehungsinstitute hatten Ansprüche auf staatliche Unterstützung, wenn sie die Bedingungen erfüllten. Mehr hätte man nicht thun können, ohne die Neutralität zu brechen, zu der die Regierung sich bekannte. Seit 1854 haben sich alle religiösen Bestrebungen der staatlichen Unterstützung erfreut, und wir, die wir glauben, daß der Eifer derer, welche die Ausbreitung des Reiches Gottes wünschen, eine Lebenskraft besitze, die die Verteidiger andrer Bekenntnisse und Systeme nicht besitzen, brauchen um den Erfolg nicht zu sorgen.

Ein anderer und ebenso wichtiger Schluß, zu dem man in diesem Erlaß gekommen war, war dieser: daß es die Pflicht der Regierung ist, mehr für den Elementarunterricht der Massen zu sorgen als für den höhern Unterricht einiger, und daß der letztere mehr dem Privatunternehmen überlassen sein sollte. Diese Entscheidung war das Resultat jener oben erwähnten Vorstellungen gegen den rein weltlichen Unterricht, der in den höhern Schulen und Gymnasien erteilt wurde. Sie räumte die Wahrheit dessen ein, daß der Mensch nicht ohne Religion leben und daß der Staat keine Religion geben kann. Gerade der höhere Unterricht machte aus der Jugend des Landes Ungläubige, nicht der Elementarunterricht, und die Verordnung bezweckte, diesen höhern Unterricht denen zu übertragen, die die Religion in Verbindung mit der Wissenschaft lehren wollten.

Alles, was in den letzten dreißig Jahren über indische Erziehungsfragen gesagt oder geschrieben worden ist, hat nur dazu beigetragen, die Weisheit derer, die die Verordnung von 1854 erließen, in helleres Licht zu stellen. Kaum in einem einzigen speciellen Falle hat man dieses Princip ändern müssen. Sowohl die Missionare, die Mitglieder der Erziehungskommission waren, welche im vorigen Jahre die ganze indische Erziehungsfrage berieten, als die, welche die Sache vom offiziellen Standpunkt aus betrachteten, berufen sich auf diese Verordnungen, um darin eine Lösung der Schwierigkeiten, die die Regierung in bezug auf die Erziehung um-

giebt, zu finden. Der christliche Missionar sieht darin eine große Ermutigung. Die Missionsschulen, welche nicht länger durch die ungleiche Konkurrenz mit der weltlichen Bildung, die in den vom Staat unterstützten Regierungsschulen gelehrt wird, gehemmt werden, haben im Laufe der Zeit nur mit den Anstalten zu konkurrieren, die der religiöse Eifer der Hindus und Mohammedaner unterhalten kann, und diese Konkurrenz ist nicht zu fürchten. Lassen Sie mich ein Beispiel geben. Im Jahre 1877 befahl die oberste Behörde zufolge der Verordnung von 1854, obwohl sie vielem Widerstande begegnete, die Aufhebung des Regierungsgymnasiums in Delhi. Ein allgemeiner Schrei durchdrang die gebildeten Klassen dieser großen Stadt, da sie befürchteten, daß sie bei öffentlichen Ämtern und Auszeichnungen zurückgesetzt werden würden, und sie bewirkten eine Bewegung zu dem Zweck, dieses Gymnasium wieder herzustellen. Die Antwort lautete: „Das Gymnasium kann nur wieder errichtet werden, wenn die Mittel durch allgemeine Subskription zusammengebracht werden.“ Einige der vornehmen Eingebornen setzten eine Subskription ins Werk, versuchten die eingebornen Fürsten dafür zu interessiren und gaben selbst Geld. Aber umsonst; der Eifer fehlte, und der Plan scheiterte. Indessen hielt die Cambridge Mission die Gelegenheit für günstig; Christen in England verschafften die Mittel, die die Bewohner Delhis zu ihrer eigenen Wohlfahrt nicht hatten aufbringen können, in der Absicht, ihnen die Kenntniß des Evangeliums Christi zu bringen; und eine Missionschule oder Gymnasium, wo die Bibel frei gelehrt wird, ist auf den Trümmern einer weltlichen Anstalt und auf einem schon gefaßten Plan der Eingebornen, der, wenn er gelungen wäre, Klassen zur Unterweisung im Koran oder in den Beden gebildet hätte, erbaut worden.

Die Maßregeln der Verordnung vom Jahre 1854 waren gerade eingeführt worden, als der Aufstand von 1857 ausbrach. Ich will jetzt nicht die Frage erörtern, ob die Fortschritte des Christentums die Ursache dieser Empörung waren; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die englische Regierung mehr als je ihr Interesse an der Bekehrung des Volkes zum Christentum an den Tag legte, und anstatt denen beizustimmen, die diese schrecklichen Erfahrungen als ein Gottesgericht für unser Volk wegen seiner Untreue gegen die Millionen in Indien ansehen, möchte ich eher glauben, daß das lebendigere Gefühl unserer Verantwortlichkeit als christliches Volk dieses Unglück damals über uns brachte, obwohl natürlich auch ganz andere Ursachen dazu beitrugen.

Das Resultat jenes Aufstandes war die Übertragung der Regierung Indiens von der ostindischen Gesellschaft auf die Krone und das führt

mich zu der letzten Thatsache, die ich in bezug auf die Beziehungen der Regierung zu den christlichen Bestrebungen zu erwähnen habe. Während die Proklamation vom 17. Okt. 1858 das Princip, in die verschiedenen Religionen nicht einzugreifen, nach welchem die englische Verwaltung in Indien zuletzt gehandhabt worden war, unverfehrt aufrecht erhält, ist es erquicklich, den persönlichen Glauben unserer allergnädigsten Königin darin ausgesprochen zu finden, dem nicht nur jeder einzelne Beamte in seinem speciellen Amte, sondern die Regierung samt allen ihren Untergebenen unter allen Umständen zustimmen kann. Der königliche Erlass lautet folgendermaßen: — „Obgleich wir uns fest auf die Wahrheit der christlichen Religion verlassen und mit Dank den Trost, den sie uns gewährt, anerkennen, so beanspruchen wir weder das Recht noch das Verlangen unsern Unterthanen unsere Überzeugung zu octroyieren. Wir erklären, daß es unser königlicher Wunsch und Wille ist, daß keiner wegen seines religiösen Glaubens oder Gottesdienstes begünstigt oder belästigt und beunruhigt werde, sondern daß alle den gleichen und unparteiischen Schutz des Gesetzes genießen sollen, und wir befehlen unsern Untergebenen, die die Macht in Händen haben, und schärfen ihnen ein, keinen Eingriff in den religiösen Glauben oder Gottesdienst zu wagen, widrigenfalls sie sich unser allerhöchstes Mißfallen zuzögen.“ Dieses Gesetz inbetreff der Religionsfreiheit für alle Glaubensbekenntnisse und Rassen in Indien, giebt den christlichen Missionaren volle Freiheit; denn ohne viel Phantasie kann man aus dem einleitenden Satz heraushören, daß unsere Königin wünscht, daß der Trost der christlichen Religion allen Völkern Indiens (zwar nicht aufgedrungen aber) mitgeteilt werde.

So habe ich kurz die Haltung der Regierung der Verbreitung des Christentums in Indien gegenüber geschildert. Wir haben gesehen, daß sie das Princip hatte, in die Religionen des Landes nicht einzugreifen; daß es nichtsdestoweniger eine Zeit gab, wo einerseits der Staat durch sein Verhalten die heidnischen Institutionen nährte, und daß andererseits viele, die die Verantwortlichkeit für die Regierung trugen, nichts mehr wünschten als die Evangelisation des Landes; daß nach und nach der dem ersteren gemachte Vorwurf größtenteils beseitigt worden ist, während auf der andern Seite die Missionsbestrebungen durch das ganze Land hindurch weiten Spielraum haben; daß trotz der erklärten Neutralität der Regierung ihre Maßregeln unter den gebildeten Klassen die Ausrottung des Heidentums und unter allen Volksschichten die Abschaffung der empörendsten Ceremonien des Hinduismus erzielt haben. Endlich hat die Regierung sowie das englische Volk ihre Religiosität behauptet, während sie

das Recht, die Macht des Staates anzuwenden, um sie den heidnischen Völkern aufzuzwingen, abgewiesen hat.

Sicherlich giebt es jetzt nur noch wenige, die meinen, der Staat könnte zur Beförderung der christlichen Wahrheit noch weiter gehen. Unser Herr Jesus Christus selbst hat durch seine Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ die Anwendung von Gewalt in dieser Sache ausgeschlossen. Es hat lange gedauert, ehe die Kirche dies gelernt hat. Die Verbindung der Staatsmacht mit der Religion führte in früherer Zeit zu der entsetzlichen und blutigen Unterdrückung der Reformation in Italien, Spanien und Frankreich und zu den Schrecknissen der Inquisition. Die Kirche Roms, obwohl ihrer weltlichen Besitzungen beraubt, macht doch noch den Anspruch über allen Regierungen der Welt zu stehen. Aber es ist vergeblich. Je mehr die Welt fortschreitet, und je besser die Staatsregierung wird, um so klarer wird der Unterschied zwischen ihrem Gebiet und dem der Kirche werden. Die eine hat die Macht, durch Strafen und Entbehrungen den Willen und die Handlungen der Menschen in Schranken zu halten; die andere übt keinen Zwang sondern sucht zu überzeugen; sie wirkt nicht durch Furcht sondern durch Liebe; sie verlangt eine Zustimmung, die des Geistes; „sie ist nicht von dieser Welt.“

In einem christlichen Lande kann man sich schwer die Stellung der Regierung in Indien in dieser Hinsicht vorstellen, das ist besonders schwer für die Glieder der Kirche Englands, die in gewissem Grade noch eine Staatskirche ist. Im christlichen England giebt es keine große Meinungsverschiedenheit zwischen den Behörden und den Untergebenen. Unsere Gemalthaber brauchen sich nur selbst zu studieren, um die Nation kennen zu lernen, und die Nation ist, Gott sei Dank, großenteils noch eins mit seinen Machthabern, was vielleicht die, welche mit den Verhältnissen einer fremden Herrschaft über Leute verschiedener Religionen bekannt sind, am meisten schätzen. Wir freuen uns meistens über irgend eine Einrichtung, die von den Wohlhabenden aus dem Volk unterstützt, zum Zweck hat, das Evangelium jeder Seele in Großbritannien nahe zu bringen. Wir können uns nicht denken, wie uns zu Mute wäre, wenn Lehren, die uns zuwider wären, verbreitet oder Gelder dem Kirchenvermögen entnommen würden zu dem Zweck, Irrtum zu lehren und das Christentum zu unterminieren. Wir müssen uns an die Stelle unserer indischen Unterthanen versetzen, ehe wir den Vorschlag machen, die Macht und die Revenüen des Staates zur Verbreitung der Wahrheit anzuwenden, oder sonst fehlt uns das Verständnis, wenn wir ihnen Zwang auferlegen und das Recht der Staatsregierung überschreiten. Und wenn im christlichen England die

Erziehungsanstalten einen immer weltlicheren Charakter annehmen, was der Zartheit, mit der der persönliche Glaube behandelt wird, und der Furcht, die Gewissen zu beschweren, zuzuschreiben ist, sollten wir da unsere Regierung in Indien tadeln, weil sie ihren Einfluß in dem Bereich des Religionsunterrichts nicht geltend machen will, und weil sie die freiwillige Annahme des wahren Glaubens, nach dem alle Herzen sich sehnen, erwartet, zu welchem Zweck auch andere Anstalten getroffen sind?

Aber während ich behaupte, daß die englische Regierung so viel, als eine menschliche Regierung unter solchen widrigen Umständen thun konnte, gethan hat, kann ich nicht zugeben, daß die Mitglieder der Regierung persönlich alles gethan hätten, was die Regierung ihnen gestattete, oder wozu ihr Gewissen sie hätte treiben sollen, um die Lehre Christi unsers Heilands allen Menschen nahe zu bringen. O, wenn alle Engländer in Indien nach der Religion, die sie bekennen, lebten, so gäbe es weit mehr eingeborne Christen. „Das ganze Land würde christlich sein,“ sagte einst ein Eingeborner, der selbst kein Christ war, „wenn alle eure Christen wie Donald Macleod wären.“ Und wenn jemand hier wäre, der an dem interessanten und nützlichen Werk der indischen Civilisation mitarbeiten will, dem möchte ich sagen: „Obgleich du in deinem Amt manche Widerwärtigkeiten antreffen wirst und Gewohnheiten, Ideen, Gottesdienste, und Glaubensbekenntnisse kennen lernen wirst, gegen die sich deine Seele empört, kannst du trotzdem ein Donald Macleod sein, und durch die Reinheit deines Lebens, durch die Sanftmut in deinem Verhalten, durch das furchtlose Bekenntnis deines Glaubens, durch das Mitgefühl mit den Dienern Christi, durch die Liebe gegen alle Menschen kannst du an dem großen Evangelisationswerk Indiens einen bedeutenden Anteil haben.“

Aber ich hätte meinen Zweck ganz verfehlt, wenn ich Ihnen nicht zeigte, daß es einen höhern Beruf giebt, einen, den, wünschte ich, tausende lieb gewinnen, der trotz aller Schwierigkeiten und Entbehrungen nicht hindert, daß sich Herz und Leben für die Sache unsers hochgelobten Heilandes hingeben. O daß in jedem indischen Dorfe neben der Schule der Dorfmissionar wäre, der die Neutralität der regimentlichen Civilisation durch den Kern der biblischen Lehre ergänzt. Was die Evangelisation Indiens anbetrifft, so haben wir sie von dem demütigen, treuen Missionar zu erwarten. Seine Arbeit, die von aller weltlichen Machtunterstützung frei ist, erregt kein Mißtrauen. Die biblische Wahrheit, die in der Missionsschule dargeboten wird, begegnet keinem Widerspruch. Wann wird das britische Volk seine Verantwortlichkeit auf sich nehmen und für die geistliche Wohlfahrt des Volkes so viel thun wie der Staat für die Rechts-

pflege und den Frieden gethan hat. Wann werden so viel Mittel, als im Verhältniß zum Reichtum des Landes und so viel Anerbieten für die Arbeit auf dem Missionsfeld, als im Verhältniß zu den intellektuellen und geistlichen Vorzügen stehen, gefunden werden, um die große Schuld der Verantwortung, die wir als christliche Nation unsern indischen Unterthanen gegenüber tragen, zu tilgen? Wann werden unsere Universitäten nicht nur zwei oder drei, sondern Scharen von Arbeitern für diese große Sache aussenden? Als der große Missionar Dr. Duff im Jahre 1836 Cambridge besuchte, ging er mit Simeon und Carus an den Ufern des Cam entlang und sprach seine Verwunderung aus, daß kein Student seine Dienste der Missions Sache anböte. Carus zog darauf seine Aufmerksamkeit auf die außerordentliche Schönheit des Orts, auf die liebliche Lage, die Anlagen, die Ufer des Cam mit ihrem seltsamen Blumenflor und den darüber hängenden Weiden, mit den von andern Bäumen beschatteten Fußpfaden längs der Rasenplätze, den Sitzen, die die Studenten einluden, sich mit ihren Lieblingsbüchern hier niederzulassen; auf die vorzügliche Ordnung, in der alles gehalten war. Dies alles, sagte Carus, beeinflusst die menschliche Natur und erzeugt eine verfeinerte und prachtliebende Denkungsweise, einen derselben entsprechenden Geschmack und Liebhabereien, von denen der Student sich schwer entwöhnen kann, um ihn zu veranlassen, sich freiwillig an entfernte Küsten zu verbannen, die von den Greueln des Heidentums wimmeln. Worauf Dr. Duff erwiderte, daß, wer den festen Entschluß dazu gefaßt hätte, als Kind Gottes mehr als genug göttliche Gnade erlangen würde, die ihn nicht nur von den akademischen Illusionen in Cambridge, sondern von der ganzen Welt oben drein entwöhnte. Gott sei Dank für die Männer, die schon von hier ausgegangen sind, von David Brown, Claudius Buchanan und Henry Martyn an! Gott sei Dank für das Interesse, das man auch hier für die Missionsarbeit hegt! Aber denkt an die Ernte, die eingesammelt werden soll und seht auf die geringe Zahl der Arbeiter. In den letzten sechzig Jahren ist die Zahl der europäischen Arbeiter, die zur kirchlichen Missionsgesellschaft gehören, von 106 auf 277, — also nicht einmal ums Dreifache gestiegen, wogegen die Zahl der eingebornen Arbeiter von 313 auf 3778, also mehr als ums Zehnfache, gestiegen ist. Was wird Cambridge jetzt thun, um die Lücke auszufüllen? Wer will sich selbst zu Christi Füßen legen für die Arbeit auf dem indischen Missionsfeld?

Der westafrikanische Branntweinhandel.

Unter diesem Titel hat Missionsinspektor Zahn soeben eine „Erwiderung auf die offene Antwort des Herrn Reichstagsabgeordneten A. Woermann“ (Gütersloh, 60 Pf.) ergehen lassen, deren Lektüre und Weiterverbreitung¹⁾ wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen.

Zuerst ein Wort über die Vorgeschichte der Broschüre. Der Vortrag Zahns auf der Bremer Missionskonferenz über: „den überseeischen Branntweinhandel; seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben“ ist den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt. Dieser Vortrag erregte, wie er es verdiente, die öffentliche Aufmerksamkeit in hervorragendem Maße. Auch im deutschen Reichstage, dessen sämtlichen Mitgliedern er zugestellt worden war, wurde wiederholt auf ihn Bezug genommen. Der bekannte Hamburger Großhändler A. Woermann bestritt nun dort die Richtigkeit vieler der von Zahn gemachten und durch massenhafte Zeugnisse belegten Angaben hinsichtlich der Quantität, der Qualität und der Verderblichkeit des ausgeführten Branntweins, verwechselte vielfach, was Zahn bezüglich Westafrikas und im allgemeinen ausgesagt, mit Kamerun und dem, was seine Firma dorthin exportierte, und nannte die Behauptung, daß — statt eines Einfuhrzoll — ein Ausfuhrzoll und eine Lizenzabgabe nur zum Schutze des Branntweins erfunden sei, „absolut unwahr.“

Auf diese Beschuldigungen antwortete Zahn zunächst in einem „Offenen Briefe an den Herrn Reichstagsabgeordneten Woermann: Der Branntwein in den deutschen Kolonien,“ der abermals sämtlichen Mitgliedern des Reichstages zugestellt wurde und ebenso kurz wie schlagend alle Angriffe des Hamburger Kaufmanns als unzutreffend zurückwies.

Auf diesen „Offenen Brief“ erwiderte A. Woermann in einer „Offenen Antwort an Herrn Missionsinspektor Zahn“ (Hamburg, Meißner) unter dem Titel: „Mission und Branntweinhandel,“ in welcher er seine im Reichstag gemachten Behauptungen zu begründen sucht. Die in der Überschrift genannte Broschüre des Bremer Missionsinspektors ist die Beleuchtung dieser Schrift des Hamburger Großhändlers. Refapitulieren wir im wesentlichen ihren Inhalt.

Zunächst ihr Motto. „An sich bin ich persönlich der Meinung, daß es ein Vorteil für den Handel wäre, wenn der Schnaps-

¹⁾ Auch der einzelnen Thatfachen und Zahlen, welche sie giebt, in der großen und kleinen Presse.

handel aufhören könnte. Ich bin an sich der Meinung, daß der Verkauf von Spirituosen nicht günstig auf die Neger wirkt," so sprach keine andere Autorität als — A. Woermann im Reichstag am 4. Febr. 1885. Irren wir nicht in derselben Rede, in welcher derselbe Mann erklärte: „Unter den sämtlichen Exporten, welche meine Firma nach Afrika exportiert, sind 10% Schnaps. Das ist kein großes Quantum und keine Sache von Bedeutung, wenn nur der 10. Teil aus Spirituosen besteht. Im übrigen glaube ich nicht, daß den Negern dadurch ein sehr großer Schade zugefügt wird; ich meine, daß es da, wo man Civilisation schaffen will, hier und da eines scharfen Reizmittels bedarf.“ — —

Die Überschrift des ersten Abschnitts der Zahn'schen Broschüre lautet: „Persönliches.“ Nachdem die wiederholte Verwechslung des Herrn Woermann zwischen der Gesamteinfuhr nach Westafrika und dem Export seiner eignen Firma, besonders nach Kamerun, zurechtgestellt worden, heißt es:

„Wie ich Sie persönlich nicht angegriffen hatte, so hätte ich erwarten dürfen, daß Sie sich weniger mit meiner Person, als mit den Gewährsmännern, die ich anführte, beschäftigen würden. Ich habe meine Quellen genannt. Warum machen Sie nicht Herrn Geheimrat Kösing, warum nicht Herrn Hugo Zöller verantwortlich, statt immer mich zu fragen: Ist das nicht übertrieben u., da ich mich doch auf sie berufe? Meine Arbeit war vornehmlich, die Zeugnisse anderer zusammenzustellen, und es scheint mir nicht billig die Zeugen nicht zu berücksichtigen, mich aber anzugreifen.“

Ich nannte es deshalb eine „eigentümliche Praxis“, die „Sie und die anderen Herren, welche an dem westafrikanischen Handel beteiligt sind, befolgen,“ daß Sie schwiegen, als meine Zeugen redeten, sich aber gegen mich wenden, wenn ich mich auf die bis dahin unbestrittenen Zeugnisse berufe. Ich kann nicht zugeben, daß Sie dem gegenüber geltend machen dürfen: Ich bin „ein recht beschäftigter Kaufmann.“ Abgesehen davon, daß wir uns nicht in eine Untersuchung einlassen können, wer am meisten zu thun hat, so darf, wer an einer öffentlichen Diskussion teil nimmt, sich so nicht entschuldigen.“

Zum genaueren Verständnis sei bemerkt, daß Hugo Zöller aus dem Togolande berichtet hatte, „der hier eingeführte Branntwein enthalte außer einem ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Bitriol,“ und daß Geheimrat Kösing in einer Kommission des Reichstags mitgeteilt, daß von c. 31 Millionen Mark deutscher Ausfuhr nach Afrika c. 12 Millionen auf Spirituosen kommen.

„Sie bemerken ferner — fährt Zahn fort — daß man nicht von einem vielbeschäftigten Kaufmann einen Widerspruch „gegen jede einzelne unrichtige Notiz, die in einem Reiseverke, wie das des Herrn Zöller ist,“ erwarten dürfte. In meiner Schrift hatte ich diese Notiz angeführt und angegeben, daß

dieselbe sich in der „Kölnischen Zeitung vom 3. Januar 1885“ finde. Eben da war zu lesen, daß über diese Notiz schon eine öffentliche Diskussion geführt worden sei. Endlich hatte ich in meinem „Offenen Brief“ erwähnt, daß ich in Zöllers Buch dieses Zeugnis nicht wieder finde. Dieses und wenn ich nicht irre, noch ein anderes Zeugnis über den deutschen Spirituosenhandel sind in dem Buch weggefallen. Die mit vielem Interesse aufgenommenen Zeitungsberichte des Herrn Zöller in der Kölnischen Zeitung, die am wenigsten von den „Interessenten“ werden übersehen worden sein, die auch von anderen Zeitungen erwähnt wurden, blieben ohne Berichtigung durch Sie oder irgend einen der andern beteiligten Herrn. Wie aber ich mich darauf berufe, so wenden Sie sich gegen mich. Ist denn das nicht eine eigentümliche Praxis?

Sie behaupten ferner, daß die Äußerung des Geheimrats Köfing von der Menge des nach Afrika gebrachten Branntweins „überhaupt nicht öffentlich, sondern in einer Kommissionsitzung des Reichstages gefallen“ sei, und daß Sie keine Ursache gehabt hätten, diese Zahlen anzuzweifeln. Nun ist es freilich richtig, daß zunächst die Kommission diese Mitteilung gemacht wurde, aber sie wurde dann durch die Zeitungen weiter bekannt. Die erschreckende Mitteilung, daß Deutschland von 31 Millionen Mark seiner Ausfuhr nach Afrika für 12 Millionen, also fast 38 % Spirituosen ausführe, hat Aufsehen erregt; in den öffentlichen Blättern und in Reden ist davon gesprochen worden. Man wird es eine eigentümliche Praxis nennen dürfen, daß keiner der Herren Beteiligten sich gegen Herrn Köfing erklärte, daß man mir aber Übertreibung vorwirft, wenn ich fast ein Jahr später die unbestrittene Zahl anführe.“

Auf Grund der offiziellen Zahl hatte nun Zahn behauptet, jeder-
mann habe die bekannte Rede Woermanns von der Notwendigkeit des Branntweins als Reizmittels der Civilisation dahin verstehen müssen, daß dadurch die Einfuhr von 38 % Spirituosen gerechtfertigt würde. Woermann weist das energisch zurück, da seine Firma in Westafrika nur 10 % Spirituosen einführe — was der Bremer Missionsinspektor denn auch ganz korrekt wieder giebt.

Am auffallendsten ist, daß der Hamburger Großhändler dem Missionsinspektor Zahn und seinen missionarischen Zeugen in der Bekämpfung des Branntweinhandels Tendenz vorwirft. Es war überaus rücksichtsvoll von Zahn, daß er gar nicht davon geredet, sein Hamburger Gegner sei in der betreffenden Frage Interessent. Hören wir seine Antwort.

„Es war mir wohl bekannt, daß andere und Sie selbst im Reichstag davon geredet, inwiefern Sie als „Interessent“ unparteiisch seien. Aus verschiedenen Gründen habe ich diesen Punkt gar nicht berührt. Dagegen erlaubte ich mir zu fragen, welche Beweggründe denn die Arbeiter in der Mission haben könnten gegen den Branntweinhandel aufzutreten, wenn nicht die Erfahrung, daß derselbe den Völkern Schaden bringt. Vielmehr würde alles dafür sprechen, daß wir nicht an diese Sache, welche von so mächtigen Interessen vertreten ist,

rührten, wenn wir nicht überzeugt wären von ihrer Verderblichkeit. Dennoch lese ich bei Ihnen, daß Sie zu dem Verdacht gekommen seien, „es sei alles tendenziöse Übertreibung.“ Ich lese, daß es mir gegangen, wie allen, „die für eine Tendenz oder für eine Partei kämpfen,“ die in der Hitze des Gefechtes sich zu weit führen lassen und „zu Übertreibungen“ kommen. Ich war gespannt zu hören, welche Tendenz ich oder ich muß sagen, wir haben sollen, außer der dieses Übel zu bekämpfen. Zu meiner Überraschung deuten Sie an, daß ich wohl durch meine ungünstige Meinung über die Kolonialpolitik bestimmt worden sei und folgern dies aus der Einleitung meiner Schrift. Nun kann ich zwar nicht einsehen, daß ein Gegner der Kolonien mehr der Gefahr ausgesetzt sein müßte, „tendenziös“ zu sein, als ein Freund derselben, aber wer in aller Welt kann aus dem Satz, daß die Stellung der Konferenzmitglieder zur Kolonialfrage, wenn sie auch alle die Thatsache anerkennen, doch bei verschiedenen Themata sich bemerkbar machen werde, wer kann aus ihm folgern, daß ich geheimer oder offener Feind der Kolonialpolitik sei? Und wer kann vollends daraus folgern, diese Feindschaft habe mich bestimmt, wenn er am Schluß dieser Einleitung den Satz liest: „Wie wir auch denken über Kolonien, **wir sind alle darin einig**, daß der Branntweinhandel in den Kolonien, von dessen Bekämpfung wir jetzt zu handeln haben, **ganz ohne Zweifel ein großes Übel ist.**“ Wie Ihnen bekannt sein wird, wählte die Konferenz Herrn D. Fabri zum Vorsitzenden. Sie werden ihn nicht als geheimen Kolonialfeind in Verdacht haben. Es waren andere Mitglieder, deren „deutsches Blut,“ wie mir einer schrieb, in begeisterte „Wallung geriet,“ wenn auf deutsche Kolonien die Rede kam. Ich leugne nicht, es waren andere da, deren Blut dabei ruhig blieb. Aber in dem Punkte, in welchem mir das Wort aufgetragen, waren wir alle einig. Es ist ganz ohne Grund, wenn Sie den Angriff gegen den deutschen Branntweinhandel nach Afrika auf eine antikoniale Tendenz zurückzuführen versuchen.“

Aber lassen wir den Rest des „Persönlichen“ und gehen weiter zu dem zweiten und eigentlichen Hauptabschnitt der Broschüre: der „Höhe der Branntweinausfuhr nach Westafrika.“ Es ist eine geradezu überwältigende Sachkenntnis, welche hier der Bremer Missionsinspektor an den Tag legt. Sein großhändlerischer Gegner hatte besonders durch mehrere künstliche Zahlengruppierungen die Quantität der deutschen Branntweinausfuhr möglichst herunterzusetzen gesucht. Zahn geht nun mit diesen Zahlengruppen in ein unerbittliches Gericht und zwar an der Hand von andern offiziellen Zahlenreihen, welche unwiderleglich darthun, daß seine früheren Angaben eher zu niedrig als zu hoch waren. Nach dem Bericht der 6. Kommission des Reichstags ergeben sich folgende Zahlen:

1. 1883 Ausfuhr nach Afrika von Deutschland:

230 506 D.-Ctr. Spirituosen, 240 970 D.-Ctr. andere Waren.

2. 1884 Ausfuhr nach Westafrika von Hamburg:

351 290 D.-Ctr. Spirituosen, 180 211 D.-Ctr. andere Waren.

1883 machten die Spirituosen also 48% der gesamten Ausfuhr nach Afrika aus; 1884: 66% der Hamburger Ausfuhr nach Westafrika. 1884 ist demnach allein nach Westafrika $1\frac{1}{2}$ mal soviel Branntwein gesandt als 1883 nach ganz Afrika.

„Über diese sehr starke Zunahme des afrikanischen Spirituosenhandels beruhigen Sie, indem Sie in Bezug auf West-Afrika behaupten, daß die Ausfuhr anderer heilsamer Ware in viel höherem Maße zunehme. Zum Beweise vergleichen Sie 1878 und 1884 und benutzen Ihre Zahlen so, daß Sie heraus rechnen, in diesem Zeitraum sei der Spirituosenhandel „nur um etwas mehr als die Hälfte,“ dagegen der Handel in den anderen Waren fast um den $3\frac{1}{2}$ fachen Betrag gewachsen. Allein dies bekommen Sie nur fertig, indem Sie das Salz (1878: 47 000, 1884: 45 000 D.-Etr.) besonders anführen und nicht mitrechnen. Nehmen Sie, wie billig, die Zahlen zusammen, so waren es

1878 Spirituosen: 163 000 D.-Etr.; andere Ware: 88 000 D.-Etr.
Summa 251 000.

1884 Spirituosen: 351 290 D.-Etr.; andere Ware: 180 211 D.-Etr.
Summa 531 500;

d. h. Zunahme der Spirituosen 115,5%, der anderen Waren 104,7%.

Die Spirituosen haben also etwas mehr zugenommen, als die anderen Waren. Ihr Trost schwindet vor diesen Thatsachen.

Sie müssen mir aber ferner gestatten zu sagen, daß Sie einen besonders glücklichen Griff hatten, als Sie das Jahr 1878 zum Vergleich heranzogen. Von 1877 auf 1878 nämlich waren die Spirituosen um 25% gestiegen, die andern Waren nur um 14%. Wenn Sie 1877 mit 1884 verglichen hätten, so würde es sich so hergestellt haben:

1877: 128 447 D.-Etr. Spirituosen; 77 829 D.-Etr. andere Ware.
Summa 206 276.

1884: 351 290 D.-Etr. Spirituosen; 180 211 D.-Etr. andere Ware.
Summa 531 500;

d. h. in acht Jahren hat sich der Spirituosenhandel 2,73, der in den anderen Waren nur 2,31 mal vermehrt. Anstatt daß, wie Sie für 1878 bis 1884 irrthümlich angeben, der Branntweinhandel sich „nur etwas mehr als verdoppelt hat,“ die Masse andrer Waren dagegen „auf nahezu den $3\frac{1}{2}$ fachen Betrag gestiegen“ ist, haben die letzteren sich nicht ganz $2\frac{1}{3}$, die ersteren dagegen fast $2\frac{3}{4}$ mal vermehrt. Es ist, wie ich in meiner Schrift sagte, ein rasches und gefährliches Wachstum des Branntweins zu konstatieren, und die Zunahme heilsamer Waren ist bis jetzt nicht derart, daß man hoffen könnte, der Vorprung, den der Branntwein gewonnen, werde eingeholt werden.“

Zahn untersucht nun weiter, welcher Art denn die andern Waren sind und kommt zu dem Resultat, daß ein bedeutender Teil derselben gar nicht dem Neger zu gut komme sondern aus Betriebsunkosten (Steinkohlen) und Verzehrungsgegenständen für Europäer bestehe. Werden dieselben abgezogen, so stellt sich das Verhältniß folgendermaßen:

1877: 128 447 D.=Ctr. Spirituosen, 75 789 D.=Ctr. andere Waren.

1884: 351 290 D.=Ctr. „ 155 991 D.=Ctr. „

Die wertvolleren Waren würden nicht um das $2\frac{1}{3}\%$, sondern nur um das zweifache gestiegen sein, und statt 66% würden die Spirituosen 69% der Waren ausmachen.

Und dabei sind unter den „andern“ Waren noch Gewehre und Pulver mitgerechnet! Wie gering ist also der Prozentsatz der dem Neger wirklich nützlichen Waren, die ihm jetzt der deutsche Handel zuführt!

Bis jetzt war nur vom Gewicht der betreffenden Ausfuhr die Rede. Sehr maßvoll und sachkundig ist aber auch, was Zahn dann über den Geldwert sagt, dessen absolut richtige Schätzung freilich nicht möglich ist. Wir übergehen aber diese wichtige und sehr scharfsinnig behandelte Passage, um noch bei einem andern interessanten Punkte ein wenig verweilen zu können. Wir geben dem Verfasser selbst wieder das Wort.

„Um die von Ihnen gewonnene Summe nun noch unbedeutender erscheinen zu lassen, führen Sie aus, daß sich dieselbe auf eine Küstenstrecke von 3000 englischen Meilen und auf „mindestens 100 Millionen“ Afrikaner verteile. . . So viele Menschen wohnen in jenen Gegenden gar nicht. Die Einwohnerzahl von Afrika schätzt man auf 204 Millionen, und es kann doch niemand auf den durch den westafrikanischen Handel gespeisten Teil fast die Hälfte rechnen! Auf den von Ihnen so freigebig ausgemessenen Raum kommen nach der Schätzung von Dr. Behm 71 900 000 und davon sind 16 Millionen Mohammedaner, die sich, wenn auch vielleicht nicht völlig, des Branntweins enthalten. Aber auch die statt Ihrer 100 übrig bleibenden 56 Millionen bekommen bei weitem nicht alle den Branntwein, und die ihn bekommen, bekommen ihn nicht zu gleichen Teilen. Es wird schwer sein zu sagen, wie weit einige Fässer, Kisten und Flaschen sich ins Innere verlieren, aber die große Masse bleibt an der Küste. Schon zehn Stunden im Innern wird nicht so viel getrunken wie an der Küste. Die Küstenbevölkerung zuerst und am meisten trinkt den Branntwein. In der Mission pflegt man darum, wenn man es kann, schwache Leute ins Innere zu senden, damit sie der Versuchung aus dem Wege sind. Es ist ganz unmöglich zu sagen, auf wie viele Millionen sich der Branntwein verteilt, aber gewiß ist, daß nicht 100, nicht 56 Millionen, sondern nur einige wenige Millionen an den Küsten, wo die Flüsse schiffbar sind, an den Uferrändern, den Branntwein bekommen, und viele von ihnen durch ihn ruiniert werden, während schon wenige Stunden im Innern oder abseits von den Handelsstraßen eine verhältnismäßige Sicherheit vor dem Übel einstweilen noch zu finden ist.“

Über den dritten Abschnitt, der die Überschrift trägt: „Beschaffenheit des Branntweins“ können wir kurz hinweggehen. Boermann hatte behauptet, daß der von ihm nach Afrika geführte Branntwein „feinste Sorte

sei, aus dem feinsten Demarara- und Havanna-Rum gefertigt.“ Zahn hatte bezüglich des Woermannschen Fabrikats überhaupt nichts, im allgemeinen aber behauptet, der nach Westafrika geführte Branntwein sei Fusel der niedrigsten Sorte. Die chemische Untersuchung zweier Flaschen hat nun allerdings Bestandteile von Fuselöl nachgewiesen, aber nichts, worauf sich eine Anklage begründen läßt. Autoritäten haben Zahn versichert, daß er auf diesem Wege überhaupt die Schädlichkeit des exportierten Branntweins nicht werde beweisen können. Merkwürdig ist nur, daß die Exporteure nicht H. Zöller, auf welchen sich Zahn beruft, sondern ihn jetzt der Übertreibung beschuldigen.

„Nicht ich — schließt er deshalb diesen Abschnitt — sondern die verschiedensten Zeugen haben von der schlechten Beschaffenheit des Branntweins gesprochen. Und wenn ich auch nach den geschehenen Untersuchungen die Schädlichkeit nicht behaupten kann, so möchte ich doch annehmen, daß es den Fabrikanten dieses Branntweins, wenn sie miteinander über die Güte desselben reden, gehen wird, wie den Vogelschauern in Rom, wenn sie sich begegneten.

Doch wäre es nur erfreulich, wenn man mit Sicherheit sagen könnte, es wird wenigstens nicht geradezu giftiger Branntwein hingebracht. Denn der sogenannte „unschädliche“ ist schädlich genug.“

Der vierte Abschnitt handelt von den „verderblichen Wirkungen des Branntweins,“ welche Woermann gleichfalls auf ein Minimum herabzudrücken sich bemüht hatte. Er stützt sich dafür wesentlich darauf, daß man — außer bei Festlichkeiten — selten betrunkene Neger sehe. Teilweise — aber auch nur teilweise — hat das seine Richtigkeit; es wird eben desto mehr zu Hause getrunken.

„Da es noch keine Wirtshäuser in unserem Sinne giebt, so geht der Neger, wenn er auf den Faktoreien zum Schluß der Arbeit „sein Gläschen“ getrunken, nach Hause und setzt in seinem Hof das Geschäft fort. Der Missionar, der in die Negerhütte am Nachmittage und Abend geht, ist Zeuge, nicht der Kaufmann, der ihn beim Vöschchen und in der Faktorei sieht, nicht der Reisende, der vielleicht einmal der Kuriosität wegen in die Hütte kommt. Am Morgen hat er seinen Rausch ausgeschlafen, so lange es geht“ . . .

„Wenn Männer, die jahrelang mit dem Volke gelebt, sagen, es ist so schlimm, daß man am Nachmittag bei diesem Volke nicht mehr Recht suchen, am Nachmittage nicht mehr zu ihnen mit der Predigt kommen darf, denn sie sind dann betrunken, so bedarf es vielen Mutes zu behaupten: O, es ist nicht so schlimm! Wenn einer dieser Männer mit einer intimen Kenntnis des Neger-Vollslebens, wie sie selten gefunden wird, ein Lebensbild zeichnet, und Blatt um Blatt begegnet man dem Branntwein und dem von ihm angestifteten Verderben, so ist es kaum möglich dieses Zeugnis abzuweisen. Wenn diese Männer sagen: Die Priester und Richter unsers Volkes erliegen zuerst der „Branntweinpest,“ wie Herr Minister v. Scholz dieses Übel neulich nannte; ihr Honorar wird in Branntwein bezahlt, und für jeden Mann, der in diese

Amter kommt, muß man fürchten, und schon werden, nachdem die Spitzen des Volkes verdorben sind, auch die breiteren Schichten angegriffen, so hat jeder den Eindruck, dies sind Zeugnisse, die aus sachverständiger Kenntniss des Volkslebens kommen, wie Sie nur wenige haben. Und als sehr vertraut mit den Verhältnissen muß sich erweisen, wer das Recht haben will sie zu bestreiten."

In seinem „Offnen Brief" hatte Zahn neue thatsächliche Zeugnisse für die physischen und moralischen Gefahren beigebracht, in welche der Branntwein den Neger stürzt.

„Ich nannte einen Lehrer, der in dieser Zeit wegen Trunkenheit entlassen werden mußte. Ihre Gegenfrage ist, ob es „die Schuld des Branntweins oder des christlichen Lehrers sei.“ Nun ich denke, so könnte man beim Hazardspiel, bei allem, was Menschen ruiniert, fragen. Immer ist der Mensch selbst schuldig an seinem Untergang, aber mit Recht wird nicht nur der Verführte, sondern auch der Verführer verurteilt. Ich erwähnte, daß einer unsrer Missionare in der letzten Zeit dreimal mit jüngern Negern zu thun hatte, die sich durch den Trunk ihren frühen Tod zugezogen. Sie geben zu bedenken, ob der Missionar auch die Krankheitserscheinungen richtig beobachtet habe, und wenn es ja möglich sei, daß in diesem Falle keine Übertreibung stattgefunden habe, so fragen Sie doch: Sterben denn in Europa nicht auch Leute am delirium tremens (von dem übrigens gar nicht die Rede war). Was glauben Sie, würde Ihnen ein Armenpfleger zur Antwort geben, wenn Sie ihm auf seine Aussage, N. N. habe sich durch den Trunk den Tod zugezogen, erwiderten: Es ist ja möglich, daß Sie in diesem Falle nicht übertreiben, aber haben Sie die Krankheitserscheinungen auch richtig beobachtet? Oder glauben Sie, daß man einem Missionar gegenüber alles wagen darf? Und die andere Frage ist so logisch, wie wenn Sie auf die Bemerkung: die Malaria ist gefährlich, in West-Afrika sterben viele daran, die Entgegnung bringen wollten: Sterben in der Campagna Romana nicht auch Leute an der Malaria? Gewiß auch in Europa bringt der Branntwein vielen den Tod. Das ist doch kein Grund, ihn für Afrika ungefährlich zu halten."

Es ist in der That nicht leicht, solchen Bemerkungen des Hamburger Großhändlers gegenüber nicht bitter zu werden, zumal er bezüglich des erwähnten christlichen Lehrers auch noch sarkastisch hinzufügt: „Wenn Ihr christlicher Lehrer mit solchem Beispiel vorangeht, ist es dann zu verwundern, daß dieses Beispiel auch von andern Eingebornen nachgeahmt wird?“ Und später heißt es: „Es zeugt auch von geringem Vertrauen zu Ihrer eignen Sache, wenn Sie ihr nicht zutrauen, aus eigener Kraft einen Feind wie die Trunksucht unterdrücken zu können.“ Wie gerecht wird nun der Branntweinhändler, da die Mission die Schuld dafür trägt, daß der Schnaps den Neger ruiniert!! Was würde man sagen, wenn ein reicher Herr ein in seinem Hause dienendes Mädchen, das von Natur sehr sinnlich ist, verführte und der dann dem Pastor, der ihm darüber Vorhaltungen macht, etwa antworten würde: „Sie tragen

selbst die Schuld; Ihr Konfirmandenunterricht hätte das Mädchen so stark machen sollen, daß es meiner Verführung Widerstand leisten mußte!" —

Zahn hatte ferner von einem Totenfeste in Begoro berichtet bei welchem die ganze Stadt total betrunken gewesen. Woermann sucht auch dieses missionarische Zeugnis zu entkräften, indem er erwidert:

„Ferner wundern Sie sich, daß mehrere Tagereisen im Innern eine ganze Bevölkerung von 4000 Menschen bei einem „Totenfeste“ betrunken gewesen ist. — Wie lange ist es denn her, daß in Deutschland bei Leichenschmäusen u. s. w. alle Angehörigen des Verstorbenen tagelang gegessen und getrunken haben? Lesen wir nicht überall, daß nicht nur Totenfeste, sondern auch Hochzeiten und andere Gelegenheiten Anlaß zu tagelang währenden Festlichkeiten und Gelagen gegeben haben? Und wenn Ihr Herr Missionar die ganze Bevölkerung tanzend, taumelnd, singend, schreiend gefunden hat, so stimmt das vollständig mit allen anderen Reisebeschreibungen überein; dasselbe wird von allen Völkern Inner-Afrikas berichtet, auch von den mohammedanischen Völkern, die keinen Branntwein trinken. Ich selbst habe ähnliche Szenen auch bei den Küstenstämmen gesehen. Ihr Gewährsmann fügt aber gewissenhafter Weise hinzu: „Das Alles durch den Branntwein,“ während andere Reisende das nicht dabei sagen, sondern annehmen, daß es überhaupt Sitte der Bevölkerung ist, bei Totenfesten sich einem Paroxysmus hinzugeben, zu singen und zu schreien, zu tanzen und zu taumeln, einerlei, ob sie Branntwein getrunken haben oder nicht. Denn der Beweis, daß das durch den Branntwein geschehen sei, der ist in Ihrer Darstellung nicht geliefert, und es könnte doch auch der Fall sein, daß Ihr Herr Missionar sich darin geirrt hat.“

„Sie werden — antwortet ihm hierauf Zahn — solche Ausrede wohl nicht mehr haben, wenn Sie den Bericht hören. Hier ist er.“ Wir müssen wenigstens den Anfang mitteilen.

„Vor 14 Tagen starb ein Diener des Häuptlings von Begoro. Am Todestage wurde von Branntwein getrunken, was noch vorrätig war. Die Hauptfeier aber mußte man wegen Branntweinemangels um 14 Tage verschieben, denn man mußte ja vorher an die Küste, um bei den Europäern dort, welche „den süßen europäischen Wein“ verkaufen, die genügende Quantität zu holen. Also werden einige Lastenträger abgeschickt. Einstweilen werden auch Palmen gefällt, um neben dem Branntwein noch Palmwein zu haben. Die ganze Stadt freut sich auf den festgesetzten Tag, denn jedermann darf mittrinken auf Kosten der Familie des Verstorbenen, die dadurch für Jahrzehnte in Schulden gerät.

Die Träger sind schwerbeladen zurückgekehrt und nun konnte heute, Samstag, das Trauerspiel beginnen. Im Laufe des Nachmittags hatte ich eine Konferenz mit dem eingebornen Katedhisten. Am Schluß derselben teilte

er mir mit, er habe gehört, daß mehrere der Taufbewerber sich an der Totenfeier beteiligen, weshalb er in die Stadt gehen wolle, um nach den Christen und den Taufkandidaten zu sehen. Wir beide, Köslers und ich, gingen mit ihm. Ein Schauspiel traurigster Art sollten wir zu sehen bekommen. Ich hatte in meinem Leben noch nie eine ganze Stadt von ungefähr 4000 Seelen berauscht gesehen. Ich sage aber nicht zu viel, wenn ich sage: die ganze Stadt Begoro hatte einen Rausch! Greise und Greisinnen, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen tanzten und taumelten, sangen, schrien und spieen — und das in der schamlosesten Weise. Sie entwürdigten sich unter das Tier. Der Häuptling, der Wächter des Gesetzes, war so berauscht, daß ihm, als er uns zum Gruß die Hand geben wollte, ein anderer Mann die Hand in die unsrige legen mußte. Dieser Anblick machte mir das Herz recht schwer und ich konnte nur seufzen bei dem Gedanken, daß durch den unheilvollen Branntweinhandel der Europäer solches geschähe. Jeden der das mitangesehen hätte — er müßte nicht gerade ein Missionar, sondern nur ein sittlich fühlender Mensch gewesen sein — hätte diese traurige Scene überzeugen müssen, daß der Branntwein die „Civilisation“ geradezu unmöglich macht! Hätten wir Missionare nur den Fetischdienst und die Vielweiberei zu bekämpfen: um wie vieles leichter wäre uns die ohnedies schwere Arbeit gemacht!“

Zahn schließt dann diesen Abschnitt mit folgender Apostrophe an seinen Gegner:

„Ich ließ mir von den Eingeborenen erzählen, daß früher, ehe man hier den Branntwein kannte, bei heidnischen Festen zwar getrommelt, gesungen und getanzt worden sei, aber nicht getrunken, an vielen Orten nicht einmal Palmwein, da derselbe nicht überall zu haben ist. Man aß und brachte dem Fetisch ein Huhn, Dams und Pisang. Niemand fiel es ein zu sagen: „wenn nur auch wieder jemand sterben würde; man hat schon so lange nichts mehr zu trinken bekommen.“ Mit eigenen Ohren aber habe ich sagen hören: „Es giebt doch in der Stadt alte Weiber genug; wenn alle 14 Tage oder drei Wochen eine davon sterben würde, dann hätte man doch immer genug zu trinken,“ nämlich mmorosa, d. h. Branntwein. Daß der Fetischdienst und die Vielweiberei überwunden werden können, ist auch vor Menschenaugen keine Unmöglichkeit, ja wir sind dessen gewiß; aber den Branntweinteufel zu bewältigen, scheint vor Menschenaugen eine Unmöglichkeit zu sein, und diese Schuld hat Europa auf dem Gewissen! — Wie toll der Branntwein einen berauschten Neger machen kann, davon vermag man sich in Europa keine Vorstellung zu machen. Ist er berauscht, so glaubt er sich vom Fetisch befreit, macht Sprünge in die Luft, tanzt wie rasend, hat Zuckungen, verdreht die Glieder und die Augen, kurz, er thut wie ein Beseffener.“

„Predigt man gegen das Branntweintrinken, so bekommt man oft zur Antwort: „Deine Brüder haben uns den mmorosa gebracht und sie wissen doch Gottes Wort und trinken auch mmorosa.“

Nach dieser Schilderung werden Sie nicht mehr annehmen, der Missionar habe etwa tanzende Derwische vor sich gesehen und im blinden Eifer alles dem Branntwein schuld gegeben, als er die Bewohnerschaft, unter der er lebt,

in diesem Zustand sah. Sie werden es nicht mehr behaupten, es sei „wahrlich kein schlechtes Zeichen, wenn man solche Wirkungen des Branntweins (d. h. doch eine Stadt von 4000 Bewohnern betrunken zu sehen) nur bei besonderen Gelegenheiten konstatieren könnte.“ Sie werden vielmehr sich bestärkt finden in der Ansicht, die Sie am 4. Februar im Reichstag aussprachen und die ich mir erlaubte zum Motto meiner Schrift zu machen: „Ich bin an sich, sagten Sie, der Meinung, daß der Verkauf von Spirituosen **nicht günstig auf die Neger wirkt.**“ Nehmen Sie auch noch den andern Satz hinzu: „An sich bin ich persönlich der Meinung, daß es ein Vorteil für den Handel wäre, wenn der Schnapshandel aufhören könnte.“ Wenn Sie diese beiden Sätze festhalten und, was Sie „an sich, persönlich“ meinen, zur That werden lassen, so werden wir nicht mehr so weit auseinander sein. Auch Sie halten es also dem Neger für schädlich, dem Handel für nicht vorteilhaft, daß so viel Branntwein gehandelt wird, und Sie müssen erschrecken über die Thatsache, daß der Spirituosenhandel in acht Jahren fast um $2\frac{3}{4}$, der Handel in anderen Waren nicht ganz um $2\frac{1}{3}$ zugenommen hat. Es scheint mir darum auch nicht folgerichtig zu sein, wenn Sie in Ihrer Schrift (S. 20. 21) die große Bedeutung des Spirituosenhandels für Deutschland für den Spirituosenhandel geltend machen. Es ist nicht folgerichtig, nachdem Sie ja so viele Mühe darauf verwenden, zu zeigen, daß er gar nicht so viel bedeute. Aber noch weniger stimmt es, da Sie ja überzeugt sind, daß dieser Spirituosenhandel dem Handel selbst nicht vorteilhaft ist. Wenn ich dafür gesprochen hätte, mit einem Schlag denselben aufzuheben, so würden Sie recht haben zu sagen: Das geht nicht, wir müssen langsamer vorgehen. Aber Sie selbst haben in der Reichstagsverhandlung erwähnt, daß auch ich es für unthunlich halte, diesen Handel auf einmal zu beseitigen. Unter diesen Umständen scheint es mir, daß die charity at home Sie veranlassen sollte, diesen Branntweinhandel nicht zu verteidigen, sondern zu helfen, daß dieser unvorteilhafte Zweig des westafrikanischen Handels beschnitten werde. Der deutsche Handel wird dann viel größeren und vor allem dauerhafteren Vorteil von West-Afrika haben. Wir wissen wohl, wie mächtige Interessen hinter dem Spirituosenhandel stehen, und es ist gewiß geschickt, sie anzurufen, wie Sie es gethan. Aber wenn diese Interessen den Negern, wie Sie meinen, Schaden bringen, so ist es nicht gut, und wenn sie, was auch Ihre persönliche Meinung, dem Handel nicht vorteilhaft sind, so ist es auch nicht klug. Wie ich schon in meiner Schrift durch meine Zeugen habe bestätigen lassen, tötet der Branntweinhandel das Huhn, welches uns die goldenen Eier legt.“

Den folgenden Abschnitt: „Einfuhrzoll“ wollen wir dieses Orts übergehen. Er ist ebenso sachlich, sachkundig und sieghaft wie die übrigen Abschnitte und führt den überzeugenden Beweis, daß allerdings statt des Einfuhrzolles ein Ausfuhrzoll und eine geringe Lizenzabgabe in Vorschlag gebracht worden sei — „damit der Branntwein nicht bluten müsse.“

Besonders entrüstet ist Woermann darüber, daß Bahn den Brannt-

weinhandel unter den Naturvölkern für ehrlos erklärt habe. Das hat er nun allerdings in dieser Weise nicht gethan, sondern indem er auf den Text seiner früheren Schrift verweist, erklärt er:

„Sie werden zugeben, daß dies doch nicht nur anders lautet, sondern auch etwas anderes ist. Es gab eine Zeit, wo auch, wie ich sagte, der Sklavenhandel nicht entehrte. Ich würde einen Mann, der in jener Zeit sich daran beteiligte, nicht ehrlos nennen, so sehr ich auch sein Thun verurteile. Aber wenn derselbe Mann heute lebte und das Gleiche thäte, so würde er mir und allgemein als ehrlos gelten. Das öffentliche Gewissen ist in dem Punkte erleuchtet. So gilt es heute noch nicht für ehrlos, den Heiden in Massen Branntwein zu verkaufen, der sie ruiniert. Wir sind noch nicht einmal so weit, daß letztere Thatsache allgemein zugegeben wird. Zwar giebt es schon einige deutsche und englische Kaufleute, die diesen Handel mit ihrem Gewissen für unvereinbar halten. Aber dies sind Ausnahmen. Ich wollte sagen, daß wir die öffentliche Meinung über den Schaden, den dieser Handel anrichtet, aufklären müssen, bis das öffentliche Gewissen urteilt, wie jetzt schon das Gewissen einzelner. Dann wird für ehrlos gelten, was heute noch nicht so angesehen wird. Ich hätte, wollte ich die Urteile derer, die den Schaden mit erleben, wiedergeben, schärfere Ausdrücke brauchen müssen. Aber wenn ich nur in der Sache nichts preisgeben muß, so würde ich gern einen milderen Ausdruck wählen. Würde es vielleicht weniger anstößig gewesen sein, wenn ich mit der Jahresversammlung des deutschen Vereines gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gesagt hätte, daß dieser Handel „der Ehre Deutschlands nicht würdig“ sei, und daß die geeigneten Maßregeln getroffen werden sollten, „um auch in dieser Frage die Ehre des deutschen Namens zu wahren?“

Überraschenderweise rechtfertigt der Hamburger Großhändler den Branntweihandel mit den Negern auch durch das mit besondrer Vorliebe citierte Sprichwort *charity begins at home*, weil — nun weil dieser Handel den deutschen Kaufleuten und ihren deutschen Arbeitern Gewinn bringt!! Gewiß eine originelle Auffassung von *charity*! Ich las in diesen Tagen eine ähnliche aus dem Munde eines reichen Franzosen, dem zugemutet wurde gegen einen seiner vielen armen Mieter Barmherzigkeit zu üben, indem er ihm die Miete nicht etwa schenken, sondern nur stunden sollte. Er gab zur Antwort: *charité, bien ordonnée commence par soi-même*. Missionsinspektor Zahn hat freilich eine andre *charity* gemeint, nämlich eine wirkliche Barmherzigkeit gegen die Neger! Und fügt er hinzu: „das Sprichwort wird auch so häufig mißbraucht, daß in England eine Vervollständigung beliebt ist. Dann lautet es: *charity begins at home, but it does not end there*. — *Sapienti sat*.

Auch der Mission und der Bremer Missionskonferenz hatte Voermann in seinem Schriftchen gedacht. Das Urtheil bezüglich der ersteren ist schon neulich (S. 232) mitgeteilt worden. Zahn erwidert darauf ebenso kurz wie schlagend.

„Nur eine allgemeinere principielle Bemerkung erlauben Sie mir, da dieselbe meine Zustimmung zu Ihrem Worte enthält. Sie finden es nämlich nicht die „richtige Art und Weise den Negern beizukommen,“ wenn man „einerseits den Handel verdächtigt, auf der andern Seite den Negern nur abstrakte Theorien von religiösen Anschauungen beibringen will.“ Natürlich ist die Verdächtigung des Handels gar keine Art und Weise den Negern beizukommen. Und wie sollten „abstrakte Theorien von religiösen Anschauungen“ ihnen helfen können? Nein, ich glaube, daß man ihnen die höchst praktischen religiösen Wahrheiten bringen soll, welche der erste und größte Missionar Paulus von Tarsus verbreitete, welche er nicht nur für den gebildeten Hellenen, sondern auch für den Barbaren und selbst für den wilden Scythen für geeignet hielt, und welche in der That eine heidnische, civilisirte wie uncivilisirte Welt in eine christliche verwandelt haben. Diese praktischen Wahrheiten werden dasselbe in Afrika thun.“

Daß die Bewahrung der Bewohner Afrikas vor dem durch den Branntwein ihnen drohenden physischen und moralischen Ruin — „abstrakte Theorie einer religiösen Anschauung“ sei, dürfte doch auch Woermann nicht beweisen können. Es ist sehr praktisches Christentum, das die Mission treibt, wenn sie die Branntweineinfuhr zu den schwachen Naturvölkern wenigstens nach Kräften zu verringern sucht.

Daß endlich die Bremer Missionskonferenz bei den Branntweininteressenten wenig Gnade finden würde, das war vorauszusehen, ohne daß man deshalb weder zu den großen noch zu den kleinen Propheten zu gehören brauchte. Wir verzichteten jedoch darauf, diesen letzten Abschnitt der Zahnschen Broschüre, der das Urtheil Woermanns über jene Konferenz kritisiert, zu produzieren. Man lese ihn im Originale.

So weit wir hören, ist auch — durch die Bremer Konferenz ange-regt — in England und Amerika eine energische Agitation gegen den überseeischen Branntweinhandel ins Werk gesetzt. Wie man vernimmt ist zunächst bei uns diese Agitation keineswegs aussichtslos. Will's Gott wird in allen deutschen Schutzgebieten ein Damm gegen die Einflutung der „Branntweinpest“ — wie Minister von Scholz jüngst dieses große Übel nannte — errichtet. Es ist Englands unvergänglicher Ruhm, daß es unter großen Opfern dem Sklavenhandel den Krieg erklärt hat. Möchte es Deutschlands, des kolonisierenden Deutschlands, unvergänglicher Ruhm werden, daß es dasselbe mit dem Branntweinhandel zu den schwachen Naturvölkern thut. Das wäre eine herrliche patriotische und eine herrliche Kulturthat; denn der Branntwein ruiniert jene Völker in ganz ähnlichem Maße als seiner Zeit der Sklavenhandel es gethan hat. Wsk.

Les Chinois peints par eux-mêmes.

Von D. Grundemann.

Unter dem vorstehenden Titel hat der Militär-Attaché bei der chinesischen Gesandtschaft in Paris, Herr Tscheng Ki Tong, in der *Revue des deux Mondes* eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die im vergangenen Jahre in Buchform erschien und nun auch in deutscher Übersetzung unter dem leider nur blassen und wenig zutreffenden Titel *China und die Chinesen* (Leipzig bei C. Reißner) vorliegt. Das Buch mußte für uns einen ganz besonderen Reiz haben. Wir hofften auf einen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis chinesischer Zustände durch authentische Darlegung. Indessen, wir haben uns getäuscht. Das Buch enthält nichts, was wir nicht längst gewußt hätten. Herr Tscheng hat den Pinsel geführt angeblich um der europäischen Gesellschaft ein zutreffendes Bild seines Volkes zu geben. In der That aber hat er eine Schönsfärberei getrieben, die vor der Kritik ebensowenig Stich hält, wie die leichtfertigen Berichte unzureichend informierter Reisender, die er mit verdienter Satire geißelt. Mögen weit und breit im Abendlande auf Grund solcher unzuverlässiger Quellen viel Vorurteile über China verbreitet sein, so sind diese doch geradezu verschwindend gegenüber den ungleich größeren Vorurteilen, die man u. z. bei größter Unkenntnis in China über die europäischen Länder hegt. Recht und Billigkeit hätte die Erwähnung dieses Pendants gefordert. Wir glauben wohl, daß die neugierigen Fragen und schiefen Bemerkungen, die dem Diplomaten in der europäischen — vornehmlich in der Pariser Gesellschaft entgegentraten, seine patriotischen Gefühle zu einer Rechtfertigung provocierten. Aber er hätte die mangelhafte Kenntnis seines Vaterlandes und die schiefen Urteile über dasselbe wie er sie — oft genug, wie es scheint, aus dem Munde von Damen — vernahm, nicht als das Maß unsrer Bekanntschaft mit China ansehen sollen. Er hätte sich die Mühe nehmen können, sich etwas umzusehen in der Literatur. Hätte er jemals solche Werke, wie z. B. das von Doolittle, Gray, die Skizzen von Giles oder Richthofens dicke Bände voll immensen Fleißes und — wir könnten noch viele andere namhaft machen — in der Hand gehabt, oder hätte er sich öfter mit den Fachgelehrten unterhalten, so würde er erkannt haben, daß es mit unsrer Unkenntnis über China doch nicht ganz so schlimm ist, als er nach den Unterhaltungen in den vornehmen Salons annahm.

Herr Tscheng muß sich ein außergewöhnliches Maß europäischer Bildung angeeignet haben. Es ist ganz überraschend, wie sein Buch sich in abendländischen Gedankengängen bewegt, die dem Asiaten völlig fremdartig sind. Aber gerade damit wird in uns die Vermutung rege, daß der chinesische Herr nicht ganz selbständig gearbeitet habe. Ich bitte ihn um Verzeihung, wenn meine Vermutung nicht zutreffen sollte. Aber ich habe es in jungen Jahren selbst erlebt, daß ein Orientale, der von mir anerkennend rühmte, daß ich seine Gedanken sehr gut auszudrücken verstehe, meine Gelehrsamkeit in seine Feder leitete. Auch Herr Tscheng wird einen solchen Helfer gehabt haben, einen fein-gebildeten Franzosen voll esprit, dem jedoch die wissenschaftliche Fachbildung ebenso fern geblieben zu sein scheint, wie dem, der ihn inspirierte.

Ist diese Annahme zutreffend, so ist es ganz unmöglich festzustellen, wie viel von der Arbeit auf Rechnung des Verfassers kommt — und damit wird

der Wert des Buches für uns illusorisch. Wäre die (relative) Autorschaft nicht — wie es scheint — beglaubigt, so möchte man auf den Gedanken kommen, es liege eine Mystifikation vor, eine Selbstironisierung gewisser Kreise der abendländischen Gesellschaft im Spiegel chinesischer Verhältnisse. Wenn wir auch diesem Verdachte entschieden wehren und nicht bestreiten wollen, daß die Hauptgedanken des Buches von Herrn Tscheng herrühren, so können wir uns doch der Annahme nicht entschlagen, daß bezüglich der Ausführung, namentlich da, wo die Satire mit feinem französischen Witz ihr Spiel treibt, in der That die obige Auffassung zutreffe.

Daß die europäischen Verhältnisse viele Schäden an sich haben, wird niemand bestreiten. Die letzteren finden sich an manchen Punkten konzentriert. Wenn irgendwo, so gilt dies von Paris, wo Herr Tscheng in überwiegendem Maße seine Erfahrungen gesammelt hat, wenn er auch vorübergehend sich in andern europäischen Hauptstädten aufhielt. So sehr sich nun auch Paris als die Metropole europäischer Bildung brüsten mag, so läßt sich doch kaum ein ungünstigerer Ort zum Studium der europäischen Verhältnisse für den Fremden finden, als die französische Großstadt. Hätte Herr Tscheng seine Beobachtungen in den Kohlenbezirken Englands oder in den Weberbezirken Schlesiens gemacht, so würde seine Kenntnis einseitig und schief geblieben sein. Eben solche Einseitigkeiten bringen die in gewissen Beziehungen ganz ungesunden Pariser Verhältnisse mit sich. Wer die Physiologie des *Genus canis* studieren will, darf nicht seine Beobachtungen an räumigen Exemplaren anstellen. Herr Tscheng hat mehrfach lediglich pathologisches Material vor Augen gehabt.

Das zeigt sich sofort in dem Punkte, den er als den wichtigsten vorangestellt hat: die Familie. Die chinesische Familie mit ihrer festen Organisation nach patriarchalem System, mit ihrer scheinbar tiefen Pietät hat in der That auch für uns etwas sehr Sympathisches und es hält nicht schwer, dem idealisierten Bilde derselben ein abschreckendes Bild des zerrütteten Pariser Familienlebens gegenüber zu stellen. Hätte sich Herr Tscheng die Mühe genommen, die Verhältnisse der französischen Provinzen kennen zu lernen, und noch mehr, hätte er das englische und das deutsche Familienleben in der Nähe gesehen, so würde er mit gutem Gewissen nicht haben urteilen können, daß die Familie im Abendlande keine soziale Macht mehr repräsentiere. Selbst in den Großstädten, wo das sittliche Verderben in erschreckendem Maße wuchert, ist gottlob! das Familienleben lange nicht so zerstört, wie der chinesische Pharisäer seine Leser glauben machen möchte. Z. B. in einer Stadt wie Berlin sind es doch nur sehr kleine Kreise, in denen kein Familiensinn mehr vorhanden ist. Daß der Begriff Familie bei uns etwas engere Grenzen hat, als in China, thut nichts zur Sache. Wohl aber wäre es wichtig, den Wurzeln dieser Organisation nachzuspüren, die dort ganz andere sind als bei uns. Die chinesische Familie ruht nicht auf ethischer Grundlage. So sehr auch Khung-fu-Iß sie mit seiner Moral überzogen hat, ist die Ahnenverehrung, die den Kern der Familienordnungen bildet, nichts anders als das Produkt der Gespensterfurcht, wie sie sich bei allen Naturvölkern findet. Abgesehen von der natürlichen Liebe der Kinder zu den Eltern ist die Pietät dort nicht die Hochachtung vor den Stellvertretern Gottes, sondern das berechnende Streben, nicht etwa durch Mißachtung und Beleidigung der Eltern sich nach ihrem Tode die Plage

ihrer Geister zuzuziehen, und ebenso bestrebt sich jeder seine Kinder anzuhalten, daß sie seinem Geiste mit ihrer Verehrung dereinst ein angenehmes Leben in der zukünftigen Welt verschaffen. Mag das alles unter dem ganz überwiegend praktischen Charakter des chinesischen Lebens zurücktreten und vergessen sein — das Motiv der Familienpietät bei dem alten Kulturvolke ist und bleibt wie bei den Naturvölkern die Furcht vor den abgeschiedenen Geistern.

Auch sollte man die praktischen Wirkungen der Familienorganisation in China nicht übersehen. Die zum Clan erweiterte Familie bildet einen kleinen Staat im Staate, der mit seinesgleichen oft genug in unversöhnlicher Fehde steht. Oft ist es der Regierung ganz unmöglich, in gewissen Distrikten die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten, oder blutigen Kämpfen zu steuern. Da sieht es in Wirklichkeit ganz anders aus, als wenn Herr Tscheng uns das schöne Bild des mächtigen Reiches zeichnet als einer großen Familie, mit dem Kaiser als dem von allen verehrten Patriarchen an der Spitze.

Unter der Rubrik Familie hat Herr Tscheng, indem er die gegenseitige Unterstützung der Familienangehörigen in der Not behandelt, auch einen Angriff gegen die christliche Liebe und die Werke christlicher Barmherzigkeit mit einfließen lassen — wenn es nicht etwa sein freidenkerischer Helfer war, der diese Gelegenheit benutzte, dem ihm verhassten Christentume einen Hieb zu versetzen. Die christliche Liebesthätigkeit wird als Werk prahlerischer Eitelkeit charakterisiert, während man in China in der rechten, humanen Weise Liebe übe. Offenbar hat der Verfasser die hingebenden und aufopferungsvollen Arbeiten der christlichen Barmherzigkeit nicht kennen gelernt. Ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. Daß in einer Stadt wie Paris neben vielem Elende viel Unbarmherzigkeit beobachtet werden kann, ist sicher. Daß aber in chinesischen Großstädten die Wohlthätigkeit nicht in größerem Maße geübt wird, unterliegt keinem Zweifel. Jedenfalls ruht sie dort nicht auf ethischer Grundlage, sondern auf der Furcht vor den Geistern im Elende verstorbenen Armen. Wird doch manches Almosen den Wohlhabenden abgepreßt durch die Drohung, sich vor ihrer Thür selbst zu ermorden. Wohl haben auch die chinesischen Großstädte allerlei Anstalten für Leidende, namentlich für Blinde. Wer derartige Anstalten einmal besucht und ihre Insassen bei ihren Bettelumzügen in den Straßen beobachtet hat, wird von der chinesischen Wohlthätigkeit nicht eben hoch denken. Bemerkenswert ist, daß diese Anstalten in dem vorliegenden Buche gar nicht erwähnt sind.

Das zweite Kapitel handelt von der Religion und Philosophie. Schon diese Überschrift sagt genug. Sie zeigt, wie der echte Kern der Religion dem Verfasser fremd ist. Was er über dieselbe sagt „von dem geheimnisvollen Zuge der Seele zum Weltgeist, der in verschiedenartigen Formen zum Ausdruck gelange“ und der „Idee des Übernatürlichen, die mit den seltsamsten Gebräuchen vereint“ sei, von der Religion der alten Zeit mit ihrer Harmonie und Schönheit, von der er auch aus den heiligen Büchern des Abendlandes einen Eindruck empfunden habe — nun aber sei die Welt zu einem wilden Gewirr von Glaubenslehren herabgesunken — das sind alles Phrasen, wie sie uns aus dem Munde und den Schriften unsrer Religionsverächter sehr wohl bekannt sind. Nach Herrn Tscheng haben die Chinesen „die ideale Religion, welche die Seele treibt, sich zu sammeln, und die irdische Religion, welche sich in äußer-

lichen Gebräuchen kund giebt.“ Danach unterscheidet er zwischen wahrer Frömmigkeit und Heuchelei. Da haben wir wieder den Freigeist, wie er im Buche steht. Alle historisch gewordenen Formen, und mit ihnen die Realitäten der Religion, werden verflüchtigt, bis zuletzt nur vage Ideen übrig bleiben, die in hohlen Phrasen ihren Ausdruck finden. Wer nicht jene Verflüchtigung mitmachen will, der wird als Heuchler verachtet, während der Freisinnige, der alle religiösen Formen in die Kumpfkammer geworfen hat, in eitler Selbstgefälligkeit seine Ideen für hohe Philosophie hält.

Das chinesische Freidenkertum ist freilich tolerant. Es läßt jeden die Religion treiben, die ihm beliebt. Der bittere Kampf unsrer Angläubigen gegen die gläubigen Mitglieder der Kirche ist ihm fremd. Ja noch mehr: man fügt sich in die religiösen Ceremonien, welche Herr Tscheng als chinesischer Beamter ja auch mitmacht, trotzdem er sie als Heuchelei bezeichnet. In vielen Beziehungen wird ihm ja in Paris ähnliches entgegengetreten sein. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn er trotz seines langjährigen Aufenthalts in christlichen Ländern auch nicht einmal eine blasse Ahnung von dem, was wahres Christentum ist, erhalten hat. Selbst solch einen Satz, wie: „die Liebe ist die Grundlage der christlichen Lehre“ vermag er nicht richtig zu fassen. Er denkt dabei nur an die sekundäre Liebe zum Nächsten, während die große primäre Liebe zu Gott und um Gottes willen auch zum gefallenen Sünder, um ihn zu retten, ihm völlig unbekannt ist. Nach ihm soll selbst die Idee Gottes nur das Postulat des von der Theorie der Liebe fingierten Begriffs des Nächsten sein. Das Ganze ist ihm zu hoch gegriffen und sein großer Morallehrer soll sehr wohl daran gethan haben, daß er nicht dieses unerreichbare Ziel steckte, sondern eine Stufe tiefer blieb, und nicht die Liebe, sondern die Achtung als Basis seines Systems wählte. Letzteres wird denn aufs beste verherrlicht. Dabei enthüllt sich ein geradezu widerlicher Pelagianismus. „Es erscheint gerechtfertigt, daß das menschliche Wesen sich mit allem Glanz der Tugend schmückt, um mit der Gottheit in Verbindung treten zu können.“ Wie schwer muß doch das Evangelium von dem Sünderheiland am Kreuze in einem chinesischen Herzen Wurzel fassen! Wenn der Verfasser jenem citierten Satze noch zufügt: „Es ist eine erhabene, großartige, den Geist befriedigende und die Vernunft entzückende Idee, die Anbetung als Ziel darzustellen,“ so vermag ich darin nichts anderes zu finden, als eine klingende Phrase. Die Religion des Lao-Tz und der Buddhismus werden sehr kurz und in mißverständlicher Weise erwähnt. Als wichtig wird hervorgehoben, daß die in weitläufigen Klöstern lebenden buddhistischen Mönche große Reichthümer besitzen.

Das ganze Kapitel ist sehr weit davon entfernt, dem Leser einen zutreffenden Begriff von den religiösen Verhältnissen des chinesischen Volkes zu geben. Die groben gözendienerrischen Gebräuche, durchdrungen von krassem Materialismus, der ausgedehnte Aberglaube und die alle Lebensverhältnisse durchdringende Zauberei, die Schäden des Klosterlebens u. s. w. — das alles ist mit Stillschweigen übergangen.

Es ist sehr charakteristisch, daß der Verfasser, wie er am Schluß des Kapitels ausspricht, von dem Religionshaß, der sich in christlichen Ländern findet, sehr überrascht war und ihn gar nicht begreifen kann. Natürlich — die Religion ist ihm mehr Spiel als heiliger Ernst; er weiß nicht, was

sie in Wahrheit ist und kann natürlich kein Verständniß für die Nachfolge dessen haben, der sagt: „Ihr müßet gehaßt werden von jedermann um meines Namens willen.“

Nach dieser eingehenderen Besprechung der beiden ersten Kapitel können wir über die andern kürzer hinweggehen. Die beiden nächsten behandeln die Ehe und die Ehescheidung. Die Pariser Ehe bildet ja allerdings eine Folie, auf der auch die chinesische glorifiziert werden mag. Der Verfasser hat gerade hier wieder die Satire spielen lassen. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß auch in diesem Stücke das chinesische Bild nur die Lichtseite zeigt, aber die Schatten vermeidet. Ebenso im folgenden die Frau überschriebenen Kapitel, in welchem das Konkubinat aufs beste entschuldigt wird. Die Behauptung übrigens, daß die chinesische Frau „ebenso gut wie der Leser gehen“ könne, wagen wir doch zu bezweifeln. Woher sieht man denn Frauen, die sich von ihren Dienerinnen auf dem Rücken tragen lassen? Sollten auch die vielen übereinstimmenden Zeugnisse über den schwankenden Gang, den die Verkrüppelung der Füße bewirkt, lediglich erfunden sein?

Die folgenden Kapitel über die Schriftsprache und über die Gelehrten bringen nichts Bemerkenswerthes. Weiter handelt Herr Tscheng von den Zeitungen und der öffentlichen Meinung. Dabei kommt er auch auf die Mission zu sprechen, aber citirt nur einen aus französischer, jesuitenfreundlicher Feder stammenden Abriß der Geschichte der katholischen Mission in China. Derselbe schließt: „Die Lazaristen verderben alles.“ Herr Tscheng sagt: Dies Citat ist eine sehr glaubwürdige Darstellung.¹⁾ Die evangelische Mission erwähnt er gar nicht, sondern bemerkt nur im allgemeinen, daß die Missionare auf keinerlei Feindseligkeiten stoßen, wenn sie nicht zu politischen Agenten werden. Ein besonderes Kapitel ist dem Missionswerke der „Heiligen Kindheit“ gewidmet. Aus der satirischen Widerlegung der übertriebenen Vorstellungen vom Kindermorde oder dem Aussetzen sieht man nicht, wie viel von der Sache in der That besteht. Die von der genannten Mission gegründeten Anstalten werden übrigens schließlich anerkennend erwähnt.

Sehr ausführlich wird die vorgeschichtliche Zeit besprochen und dabei gelegentlich der Bibel als eines alten morgenländischen Buches gedacht, das auch den Chinesen teuer sei.

Unter den folgenden Kapiteln erwähnen wir noch das über den Ahnenkultus. Der Kern der Sache wird umgangen und die ganze Einrichtung erscheint im Glanze kindlicher Pietät. Auch was über die Vergnügungen gesagt ist, leidet stark an Schönfärberei. Namentlich die Apologie der Blumenschiffe konnte der Verfasser wohl nur mit Rücksicht auf Pariser Verhältnisse geben. Er kritisiert sodann ausführlich die europäische Gesellschaft — wobei er natürlich wieder diejenige zu Paris im Auge hat. Das Kapitel mit der

¹⁾ An einer andern Stelle sagte er: „Die Jesuiten, deren ausgezeichnete Methode ich nicht erst besonders zu rühmen brauche, wenn es sich darum handelt irgend ein Resultat zu erreichen, hatten unsern Charakter vorzüglich verstanden und es hing nicht von ihnen allein ab, daß sie der Sache der allgemeinen Civilisation nicht noch größere Dienste geleistet haben.“ Dieses Liebäugeln mit den Jesuiten ist höchst charakteristisch. Das Jesuitenchristentum mit seiner Accommodation an die heidnische Sitte würden sich die Chinesen ebenso gefallen lassen, wie den Buddhismus, den sie einst aus der Fremde erhielten, aber sich assimilierten.

Überschrift Morgenland und Abendland, soll die Stabilität chinesischer Verhältnisse dem fortwährenden Wechsel der europäischen gegenüber als das Vorzüglichere darlegen. Es werden die geschichtlichen Beziehungen des Abendlandes zu China aufgeführt, und besonders eingehend der jüdischen Kolonie gedacht, an die sich ein Loblied auf die Juden anschließt. Die verkümmerte Kolonie in Khaifungsu, die jetzt ihre alte Synagoge den Mohammedanern überlassen hat, giebt wahrlich nicht viel Anlaß zum Loben. Das Schlußkapitel trägt die Überschrift: Das Arsenal von Fu Tschu. Der Verfasser zeigt, wie sein Volk bereit sei, die als nützlich erprobten Erfindungen des Abendlandes sich anzueignen; besonders interessiert erscheint er für die Einführung des europäischen Militärwesens. Er erkennt die Leistungen von Europäern im Dienste der chinesischen Regierung an und hebt, wie es scheint, etwas einseitig die Verdienste eines Franzosen, P. Siquel, hervor, durch den das genannte Arsenal begründet worden ist. Ihm als Militär mag man ja ein etwas einseitiges Interesse für die Militär-Reorganisation verzeihen. Wenn er aber von jenen Einführungen das Heil seines Vaterlandes hofft — was er zwar nicht sagt, da ja nach der ganzen Darstellung die chinesischen Zustände sich schon der denkbar größten Vollkommenheit erfreuen, — was man jedoch zwischen den Zeilen liest, so ist er auf dem Irrwege. Er irrt darin ebenso wie der alte Khung-Fu-Tschu — der die Tugend durch äußerliche Mittel hervorbringen will. Lebenskraft muß innerlich geweckt werden. Erneuerung des Volkslebens im tiefsten Grunde ist es, was dem chinesischen Reiche not thut. Die Chinesen sollten vor allem für die jetzt demselben anhaftenden Schäden die Augen aufthun. Dazu ist ihnen dringend etwas mehr Bescheidenheit zu wünschen, als das besprochene Buch sie atmet. Den Kern einer solchen gründlichen Erneuerung kann nur das Christentum bilden. Vertreter des chinesischen Reiches suchen jetzt die Vorzüge occidentalere Einrichtungen kennen zu lernen. Wenn es allen so geht, wie Herrn Tscheng, der von dem Hauptnerv der europäischen Civilisation, von dem Christentum, so gar keine zutreffende Vorstellung gewonnen hat, so können wir alle jene Bestrebungen nur beklagen, denn sie werden nicht zum Ziele führen. Mögen sich jene Chinesen bei ihrem Aufenthalt in Europa doch etwas mehr um jenen wichtigsten Faktor bekümmern, der freilich ebensovienig auf offener Gasse wie in den diplomatischen Salons zu finden ist.

Schließlich einige Citate. „Die Ehelosigkeit wird allen Ernstes (in China) als ein Laster betrachtet und es bedarf ganz bestimmter Gründe, um sie zu entschuldigen. Im Abendlande bedarf man den Grund ebenfalls, aber — um die Ehe zu entschuldigen.“ (S. 41.)

„Mit zwanzig Jahren ist in Europa gewöhnlich die Zeit gekommen, wo die meisten Menschen das Studium beiseite legen und mit dem Vergessen beginnen.“ (S. 103.)

„England und Deutschland sind die beiden einzigen Länder, wo Universitäten existieren.“ (S. 104.)

„In der europ. Gesellschaft muß man sich entschließen, sich entweder zu amüsieren oder zu langweilen. Einen Mittelweg giebt es nicht. Ich möchte den Westen im Gegensatz zu dem Reich der Mitte das Reich der Ausnahmen

nennen. . . Die große Civilisation breitet nur Überraschungen vor uns aus, keine geordneten Zustände." (S. 234.)

"Die einzige Gesellschaft, in der man sich wirklich behaglich fühlt, ist die der Künstler. Ein Künstler sein, das wäre der einzige Ehrgeiz, welcher den Wunsch erwecken könnte, der europ. Gesellschaft anzugehören. Sie sind die einzigen Menschen (in Europa), welche nach einem höheren Ziele streben." (S. 251.)

"Je weiter man sich vom Sonnenuntergang entfernt, um so geringer wird die Finsternis. Mit jedem Schritt nach dem Orient, dem Lande der Sonne, wächst das Licht." (S. 136.)

"Unsre Unterrichtssysteme sind sehr verschieden von denen des Abendlandes, wo das Wort mehr gilt als die Sache. Bei dem obligatorischen Unterricht ist es nur auf den Effekt abgesehen. Das ist kein Erziehungssystem." (S. 172.) —

Sapienti sat. Wenn das die Chinesen lesen, wie werden sie sich geschmeichelt fühlen, daß sie so hoch über diesen Europäern stehen. Der Chinese ist aber so durch und durch und in allen Stücken ein Pharisäer, daß es ihm fast unmöglich ist, den Balken in seinem Auge zu sehen.

Geographische Rundschau.¹⁾

Von G. Kurze.

Amerika. Im Anschluß an die in der vorigen „Geographischen Rundschau“²⁾ erwähnte Forschungsreise des Franzosen A. Thouar teilen wir noch das ethnographische Bild mit, welches derselbe nach den Angaben italienischer Franziskanermissionare von dem Indianerstamme der Tschiriguanos entwirft. Diese Indianer leben in einer Anzahl von über 7000 Seelen im Osten des bolivianischen Departements Chuquisaca zwischen dem 19. und 22. Grad südlicher Breite. Die Körperlänge der Männer geht nicht über 1,50 m bis 1,60 m hinaus. Kleine, schiefgeschlitzte Augen, schwacher Bart, dürftige Wimpern, ziemlich platte Nasen mit breiten, weitgeöffneten Nasenlöchern, kein übermäßig großer Mund, lange pechschwarze Haare, die, um den Kopf gewunden, von einem Tuche zusammengehalten werden, kleine Hände und Füße, hervorspringende Backenknochen, welche sie mit Ooto, Achote oder Curusu zu färben pflegen, kennzeichnen diese Indianer. Die Unterlippe ist mit der Lembeta geziert. Sie gehen nackt bis auf einen kleinen Leder- oder Baumwollschurz, der von den Hüften herabhängt. Die Haut ist bronzefarbig. Das Aussehen der Frauen unterscheidet sich nicht viel von demjenigen der Männer; sie tragen eine Art blauen Baumwollhemdes, das sie um die Hüften knöpfen oder vermittelft zweier langer Kaktusstacheln über den Schultern zusammenheften. Beinahe alle färben sich die Wangen, Wimpern und die Stirn mit Achote, dem in der Fruchthülle des Kufubaumes enthaltenen Farbstoff; als einzigen Schmuck tragen sie ein Halsband, das aus Muschelfragmenten gemacht ist, die sie am

¹⁾ Fortsetzung der Missionsrundschau erst in der nächsten Nummer. D. H.

²⁾ Siehe „Allg. Missionszeitschrift“ 1884, S. 143.

Pilcomayo finden. Die Hütten bedecken gewöhnlich eine Oberfläche von 15 □ m. Die niedrigen, aus Rohrgeflecht hergestellten Wände sind mit rötlicher Mergelerde beworfen; auf dem ebenfalls aus Rohr bestehenden Dache ist eine Lage trockener Blätter oder Kräuter ausgebreitet. Hinter der Hütte befindet sich ein auf vier Pfählen ruhender Rohrkäfig, etwa 1 m über dem Boden, in welchem die Maiskolben aufbewahrt werden. Der Eingang der Hütte ist niedrig und schmal und wird mit einem Rohrgeflecht oder einer Ruhhaut verschlossen. Das Innere, das nicht abgeteilt ist, beherbergt die ganze Familie, aber auch Hunde, Hühner und dergleichen. Die Hausgeräte bestehen aus einer großen Hängematte und einem die Bettstelle vertretenden Rohrgeflecht. Überall an den Wänden sind Maiskolben aufgehängt; ein die Mitte des Raumes einnehmender 1 m hoher Rohrkäfig, die sogenannte Pirhua, dient ebenfalls als Maisbehälter. Drei Steine in einer Ecke bilden den Herd; als Gefäße besitzen sie Kalebassen (Totumias) von jeder Größe und ungeheure Urnen (Zambui) aus rötlichem, am Feuer gebrannten Thone, welche ebensowohl bei der Zubereitung der Tschitscha, einem aus gegorenem Mais hergestellten Getranke, als zur Bestattung ihrer Toten benutzt werden. Die Frauen überstehen, wie bei den meisten Naturvölkern, die Geburtswehen mit der größten Leichtigkeit. Sobald sie entbunden sind, schnürt man ihnen den Unterleib stark mit einem Streifen Baumwollenzeug und legt sie, mit dem Gesichte nach unten, auf eine an der Erde ausgebreitete Lage Sand. Der Vater und die Kinder legen sich sofort ins Bett und beobachten strenges Fasten, das für den Vater 9—10 Tage, für die Kinder 2—3 Tage dauert. Während dieser Zeit darf der Vater weder Tschitscha trinken, noch Festlichkeiten bewohnen, noch Holz herbeiholen; denn man glaubt, daß im Übertretungsfalle das neugeborene Kind sterben würde. Die Frau geht nach 7—8 Tagen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen wieder nach. Ein mißgestaltetes Kind wird bei der Geburt entweder getötet oder lebendig begraben; bei Mehrgeburten läßt man bloß einem Kinde das Leben, falls nicht die Mutter sich dagegen wehrt, was übrigens selten vorkommt. Weiß der Vater den Puma zu erlegen, so glaubt man, daß seine männliche Nachkommenschaft sich durch Stärke auszeichnen werde. Schon den kleinsten Knaben geben die Eltern als Spielzeug Pfeil und Bogen, mit welchen sie sich von morgens bis abends üben. Sie eignen sich daher bald eine erstaunliche Geschicklichkeit darin an, und nicht selten schießt man Knaben von 7—8 Jahren, welche Kolibris im Fluge schießen und Drangen auf eine Entfernung von 8 m genau in der Mitte durchbohren. Den Mädchen fällt die Aufgabe zu, den Mais mit dem Palo, einem beinahe 2 m langen Holzstößel, zu mahlen, die Tschitscha zu bereiten, den Pontscho zu wirken u. a. Die Männer beschäftigen sich mit Holztragen, Säen und Fichten. Um nichts in der Welt würden sie sich dazu verstehen, eine Arbeit zu verrichten, welche den Weibern zukommt, z. B. Wasserholen. Die Tembeta — bei andern Stämmen kommt dafür auch der Name Barbote vor — ist ein Zierrat, mit dem im Alter von 6—7 Jahren die Unterlippe geschmückt wird. Sie ist gewöhnlich aus Blei, von der Größe eines 50-Centimesstückes bis zu derjenigen eines Fünffrankenstückes. Wenn die Knaben das vorgeschriebene Alter erreicht haben, so werden sie durch mehrtägiges Fasten auf die Operation vorbereitet. Der Brujo-Doktor, Hexenmeister — legt das Kind auf den Rücken und mißt

mit einem Faden, den er vom Hinterkopf über die Stirn und die Nase an die Unterlippe zieht, die Stelle ab, wo das Loch anzubringen ist. „Komm,“ sagt er, „es ist Zeit, daß du ein Mann wirst. Du hast genug gespielt und von jetzt an mußt du arbeiten, kämpfen und deine Feinde besiegen. Du wirst nicht weinen, denn du würdest mir beweisen, daß du noch kein Mann bist, auch mußt du nicht mehr wie die Guaguas — kleine Kinder —: hum, hum, sondern wie wir: taa, taa, sagen.“ Nach dieser Aufmunterung durchbohrt er ihm die Lippe mit einem scharf zugespitzten Ziegenhorn; der Knabe bleibt stumm und bewegungslos. Dann steckt man einen kurzen Strohhalm in die Wunde, damit sie sich nicht schließe, und dreht ihn täglich darin herum. Wenn die Öffnung vernarbt ist, vergrößert man nach und nach den Cylinder, der sie erweitert, bis zur oben erwähnten Dimension der Tembeta; meistens geht sie aber nicht über diejenige eines Einfrankstückes hinaus. Die Tembeta gilt als Zeichen der Männlichkeit und Nationalität; daher trennt sich der Indianer um keinen Preis davon. Ein anderes Zeichen dieser beiden Eigenschaften besteht darin, die Haare lang zu tragen. Unter keinen Umständen wird sich ein Tschiriguano die Haare abschneiden lassen. Die Haare reichen über die Stirn bis zu den Augenbrauen. Wenn die Indianerin mannbar geworden ist, so wird sie von den Eltern in eine Hängematte gebettet, die möglichst hoch in der Hütte angebracht wird. Dort läßt man sie ohne eine andere Nahrung als ein wenig abgekochten Mais (Mote), den sie jeden Tag gegen 4 Uhr erhält, drei Tage und drei Nächte. Bloß die Mutter oder die Großmutter dürfen mit ihr umgehen oder mit ihr sprechen, und wenn sie aus irgend einer Ursache ihr Lager zu verlassen hat, so wird die größte Vorsicht angewendet, daß sie ja nicht auf den Boyrusu trete, die große Schlange, welche sie verschlingen würde, noch auf die Excremente von Hunden und Hühnern, was ihr Geschwüre an der Brust verursachen würde. Am dritten Tage verläßt sie die Hängematte und setzt sich in eine Ecke der Hütte, die mit Rohrgeflecht abgeschlossen wird. Dann schneidet man ihr das Haar so kurz als möglich ab und den Kopf der Ecke zugewandt, darf sie ein Jahr lang nicht sprechen. Nur einmal des Tages erhält sie ein wenig Mote, aber nie Fisch oder Fleisch. Erst in den letzten Monaten lassen die Eltern von ihrer Strenge etwas nach. Sie muß in ihrer Ecke spinnen, um den Stammesgenossen den Beweis zu geben, daß sie imstande ist, den Pontscho des zukünftigen Mannes zu spinnen und zu weben. Viele sterben infolge dieses barbarischen Gebrauches oder werden von diesem langen Fasten krank und abgemagert. Nach Beendigung dieser Prüfung kann sich die Indianerin verheiraten. Derjenige, welcher Absichten auf sie hat, schickt einen seiner Freunde zu den Eltern, wo sich folgende Unterredung entspinnt: „Hast du Tabak?“ sagt der Kommende. „Ja,“ erwidert der andere. „Dann gib mir davon,“ und gegen Mitternacht begiebt er sich in die Hütte, setzt sich auf den Rand des Rohrgestells, auf dem der Vater ruht, und raucht, ohne mit jemand ein Wort zu wechseln, während einer oder zwei Stunden; dann zieht er sich zurück. Nachdem er zwei oder drei solcher nächtlicher Besuche abgestattet hat, redet ihn der Vater barsch an, was er zu dieser ungewohnten Stunde in seiner Hütte zu thun habe. Der andere giebt ihm darüber Aufklärungen; die Eltern besprechen die Sache und geben ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß der Herr Schwiegersohn ein tapferer

Krieger sei, daß er seine Frau nicht töten werde u. s. w. Dem außen harrenden Liebhaber giebt man ein Zeichen; er tritt ein, begiebt sich sogleich mit seiner Braut zur Ruhe und die Heirat ist ohne weitere Ceremonien unauflöslich geschlossen. Der Schwiegersohn lebt mit den Schwiegereltern; er hilft Holz herbeischaffen, das Feld bearbeiten u. s. w.; Aussteuer oder Morgengabe kennt man nicht. Schwiegersohn und Schwiegervater verkehren miteinander unter Beobachtung des höchsten Respektes und der geringste Vorwurf würde zum Verbrechen gestempelt. Jede Heirat, welcher nicht diese Formalitäten vorausgegangen sind, ist von kurzer Dauer. Ein Mann kann drei oder vier Frauen haben, von welchen der ersten der Vortritt gehört. Die Tschiriguanos nehmen an, daß es zwei geistige Mächte giebt, den Geist des Guten und des Bösen, die im Brujo ihren Sitz haben. Sie schreiben daher den Brujos alles zu: das Unheil, was über sie kommt, ihre Gebrechen, den Regen, das schöne Wetter. Sie haben sich alle gegenseitig im Verdachte, Brujos zu sein und die Gewalt zu haben, das Wetter zu ändern und Gebrechen zu heilen. Alle Vorkommnisse des leiblichen und geistigen Lebens erklären sie durch die Brujeria, Zauberei. Sie rufen einen Zauberer, um die auf ihnen lastende Brujeria zu beschwören; wenn dieser nun keinen Erfolg hat, so beschuldigen sie den ihnen feindlichen Zauberer, Ursache dieser Hartnäckigkeit zu sein. Fällt ihr Verdacht auf einen ihrer Nachbarn, so verfolgen sie ihn und verbrennen ihn lebendig, wenn er in ihre Hände fällt. Entschlüpft er ihnen aber, so fangen sie selbst eine Brujeria gegen ihn an, die ihre Übel auf ihn übertragen soll. Wenn sie krank sind, rufen sie einen Brujo, um sie von der Brujeria zu befreien und ihnen eine andere zu geben, die gut wäre; haben sie Schmerzen, so bläst der Brujo auf den kranken Teil und saugt ihn während einiger Augenblicke an, bis er die Brujeria herausgesogen hat, welche er dann dem Kranken zeigt. In der Regel ist es ein Stückchen Holz, welches begreiflicherweise schon im Munde des Brujo versteckt war. Stirbt der Kranke, so entschuldigt sich der Heilkünstler damit, daß er zugiebt, sein Widersacher sei mächtiger gewesen als er. Mit dem Worte Tumpa, im weiteren Sinne, drücken diese Indianer Staunen, Bewunderung, kurz eine geistige Aufregung aus, sei es über Sachen, Personen oder ihnen unerklärliche Vorgänge; im engeren Sinne genommen, zeigen sie dadurch eine sehr verschwommene Idee von einem höheren Wesen an, auf das sie, sich gegen Osten wendend, mit dem Finger hinweisen. Wenn sie in den Krieg ziehen, wenden sie sich an die Sonne um Beistand, ohne sie aber anzubeten. Sie begnügen sich, sie mit den Worten anzureden: „Du bist immer jung, täglich wirst du geboren und stirbst du, aber um immer wieder jung zu erstehen; mache, daß es mit mir ebenso sei.“ Sie glauben, daß sie nach dem Tode in ein anderes Leben eintreten, daß sie an einen Ort kommen, der Iguihoka oder Iboka genannt wird, was „Garten der Erde“ heißen will. Dieser Ort ist malerisch in der Schlucht von Ingre am Pilcomayo gelegen. Dort führen sie nach ihrer Vorstellung ein glückseliges Leben mit Überfluß an Frauen und Tschitscha. Die Tage von Iguihoka sind die Nächte auf der Erde. Nach mehreren Jahren dieser Existenz verwandeln sie sich in Füchse, Pumas oder andere Tiere. Um des Lebens von Iguihoka theilhaftig zu werden, muß man die Eigenschaften eines guten Kriegers besessen oder viele Frauen gehabt haben, oder endlich im Kriege umgekommen sein.

Der Verstorbene wird alsdann verehrt und gefeiert; war er ein Feigling, so geht er der Borteile von Iguihoka verlustig. In hohem Ansehen steht bei den Tschiriguanos der Fuchs; sie verfolgen ihn nicht, weil sie ihn als den Träger der Geister ihrer verstorbenen Verwandten ansehen. Nach dem Willen eines ihrer Hütte sich nähernden Fuchses glauben sie voraussagen zu können, ob Frauen oder Männer oder beide zugleich sterben. Auch Erscheinungen sind ihnen nicht unbekannt; die Vision, die sie zu erblicken sich einbilden, führt den Namen Mbai. Wenn sie ihn gesehen haben, so sind sie überzeugt, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hat. Es giebt Brujos, welche den Mbai citieren und verschwinden lassen können. Wenn ein Mbai sich in einer Niederlassung gezeigt hat, schließen die erschrockenen Tschiriguanos ihre Hütten, die Mädchen und Weiber singen und tanzen um die Wohnungen, um den Mbai abzuhalten. Dieser Glaube ist bei ihnen so tief eingewurzelt, daß, wenn sie meinen, diesen Geist gesehen zu haben, nicht selten der Schreck sie tötet. Bei allen Festlichkeiten und Ceremonien ist der Verbrauch von Tschitscha sehr bedeutend. Wer fremde Hilfe nötig hat, ruft seine Freunde zusammen und bezahlt sie mit Tschitscha. Sie zählen die Zeit nach Monden, von welchen zwölf ein Jahr ausmachen; auch rechnen sie das Jahr nach der Zeit, welche zwischen zwei Aussaaten der gleichen Frucht verfließt. Ihr Alter zählen sie nach den Feldern, die sie bearbeitet haben, ohne es aber je genau angeben zu können. Die von den Tschiriguanos kultivierten Früchte sind: Zapallos (eßbare Kürbisse), Mani (Erdmandeln), Yuca, Porotos und Frijoles (Bohnen), Aji (spanischer Pfeffer) und Camotas (süße Kartoffeln). Wenn sie Schmerzen in den Beinen spüren oder von einem anhaltenden Marsche ermüdet sind, machen sie sich mit einem Glasplitter lange, aber nicht tiefe Einschnitte am Knie. Auch pflegen sie sich mit einem kleinen Instrumente die Barthaare auszuraufen. Ihre Tänze und Gesänge sind einförmig und bieten wenig Abwechslung. Die Männer versammeln sich im Kreise um eine große mit Tschitscha gefüllte Urne und singen. Die Weiber geben sich die Hände und begleiten den Gesang der Männer, während sie sich gleichzeitig langsam um dieselben drehen. Der Ball endigt mit einem ausschweifenden Trinkgelage, bei welchem die tierische Natur in Worten und Gebärden die Oberhand gewinnt.

(Fortf. folgt.)

Literatur-Bericht.

1) **Chalmers und Gill:** „Neuguinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877—1885.“ Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte (Leipzig, Brockhaus. 1886.). — Wie schon aus der Titelangabe sich ergibt, sind die Verfasser Missionare und zwar Boten der Londoner Miss.-Gesellsch., die seit 1871 im Südosten von Neuguinea (erst auf den Inseln dann auf dem Festlande) unter verrufenen Kannibalen eine immer erfolgreichere Missionsthätigkeit begann, welche großenteils durch Eingeborne aus der Südsee betrieben und nur von ein paar tüchtigen europäischen Missionaren geleitet wurde, zu denen außer Murray, Macfarlane und Lawes, Chalmers und Gill gehörten. Das vorliegende Buch

beschäftigt sich nun wesentlich mit den Erlebnissen der letzteren während der auf dem Titel genannten Jahre und wird eine Hauptquelle für die Missionsgeschichte von Neuguinea bilden. Da aber erst im vergangenen Jahrgange diese Geschichte in unsrer Zeitschrift eine eingehende Darstellung gefunden hat und zwar aus der Feder desselben Mannes, der auch für das vorliegende Buch die Karte geliefert, wesentlich dieselbe wie für unsre Zeitschrift, so wollen wir auf diese Partie jetzt nicht weiter eingehen; eine kurze Übersicht enthält die Einleitung des Buches. Nur die Erzählungen S. 207 ff. und S. 215 ff. werden wir demnächst im „Beiblatt“ mitteilen, um durch sie den Einfluß ein wenig zu illustrieren, welchen die Mission bis jetzt unter jenen auf einer so tiefen Kulturstufe stehenden Menschen geübt hat. Man vergleiche dafür die z. B. auf S. 9, 29, 169, 187 erzählten Vorkommnisse.

Da es unter uns jetzt geradezu Mode ist, daß von Leuten, welche von diesen Dingen sehr wenig verstehen, aus nationaler resp. kolonialpolitischer Eifersucht aufs verächtlichste von der englischen Missionsthätigkeit geredet und behauptet wird, dieselbe anglikanisire nur, so sei es gestattet, folgende Worte unsrer Autoren zu citieren, welche sie gelegentlich der Schilderung eines von ihnen veranstalteten Kinderfestes einschalten (S. 210): „Wenn unser ganzes Bestreben darauf gerichtet sein muß, die Neuguinea-Kinder zu Christo zu führen, so liegt es uns doch keineswegs daran, sie englisch zu machen in Sitten und Untugenden.“

Eben darauf laufen auch die sehr gesunden und praktischen kolonialpolitischen Ratschläge hinaus, welche beide Männer bezüglich der Behandlung der Eingebornen geben. Und da in diesen Dingen heutzutage so viele gänzlich unerfahrene Leute das große Wort führen, so glauben wir kein überflüssiges Werk zu thun, wenn wir besonders auf sie hinweisen und auch einiges aus ihnen mitteilen.

Nachdem Chalmers von der Notwendigkeit einer Annexion Neuguineas geredet und dabei natürlich an Großbritannien gedacht, schreibt er: „Wir wollen damit beginnen, die Rechte der Eingebornen anzuerkennen und es soll deutlich verstanden werden, daß wir zu Nutz und Frommen der Eingebornen herrschen und nicht um des weißen Mannes willen; daß wir entschlossen sind, diejenigen, die wir regieren, auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit zu heben, sie zu verteidigen und vor dem Aussterben zu retten durch gerechte menschliche Gesetze, nicht durch die Gesetze der britischen Nation sondern wie sie am besten für die Eingebornen passen. . . Wenn unsre Macht eingesetzt ist, so würde ich vorschlagen, daß in jedem Distrikt Beamte ernannt werden, deren Pflicht es sein würde, mittels des eingebornen Häuptlings zu regieren und darauf zu sehen, daß jeder Eingeborne sich mit Bodenkultur beschäftige. Ein Eingeborner, welcher Thee, Zucker, Kaffee, Reis, Fieberbäume u. pflanzt, sollte eine Prämie ausgezahlt erhalten. . . Händler würden sich in Menge einfinden, doch sollte es keinem erlaubt sein, mit den Eingebornen direkte Handelsgeschäfte zu machen; es sollten diese nur durch die Regierung vermittelt werden. Alles unbewohnte Land sollte der Regierung gehören und an diejenigen, welche Land wünschen, nur verpachtet werden. Keinem Eingebornen sollte es gestattet sein, sein Land zu veräußern; will er es verkaufen, dann darf dies nur an die Regierung geschehen, die ihm

dafür einen angemessenen Preis zu zahlen hätte. . . Wenn sofort nach der Annexion strenge Geseze die Einfuhr von Spirituosen und Waffen verbieten, so würde dies ein großer Schutz für die Eingebornen sein. — Möge Großbritannien sich freundlich der eingebornen Rassen annehmen und wenigstens einmal in seiner Geschichte nach Gerechtigkeit gerade diese große Insel regieren und nicht selbstsüchtig in Ungerechtigkeit, Blut und Falschheit. Dann ist zu hoffen, daß die künftigen Generationen der Eingebornen von Neuguinea sich nicht erheben werden um Großbritannien zu verfluchen, wie es die Neuseeländer gethan haben, um ihre alten Rechte mit vergeblichen Thränen zurückzuverlangen (XXIII—XXV).“

Wahrlich — auch für die deutsche Schutzherrschaft in Neuguinea sehr beherzigenswerte Worte!

Die Erlebnisse von Chalmers und Gill dürfen aber auch noch ein weiteres wissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen, das durch die deutsche Besitznahme eines Theils von Neuguinea nur noch erhöht wird. Beide bereits jahrelang unter den dortigen Eingebornen lebenden, ihre Sprachen redenden und großenteils auch ihr Vertrauen genießenden Männer geben natürlich eine ganze Fülle von Mittheilungen nicht nur über das Land sondern über seine Bewohner und deren Sitten und Gebräuche, wie sie ein nur kurze Zeit sich aufhaltender Reisender gar nicht zu geben vermag. Wir behalten uns vor, speciell auf das Sittengemälde zurückzukommen. Augenblicklich gestattet unser Raum nur die Angabe von Seitenzahlen: 61. 75. 78. 88. 89. 106. 125. 136. 155. 226. 242. 250. 260. 268. 290 292.

Die von R. Laffer besorgte Übersetzung ist im ganzen wohl gelungen. In dem von ihm geschriebenen „Vormort“, welches wesentlich die Geschichte der Kenntnis von Neuguinea (und unsrer Erwerbung eines Theils desselben) enthält, vermissen wir den Hinweis auf die mancherlei Beiträge, welche seitens der holländischen Mission für die Kenntnis des Nordwestens der Insel geliefert worden sind; z. B. durch van Hasselt in dieser Zeitschrift 1877, 304. 379.

2) **Cansdell**: „Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merm.“ Deutsche Ausgabe. Bearbeitet durch v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, vier doppelseitigen Tonbildern, Karte und Photographie des Verfassers, sowie einem einzeln käuflichen wissenschaftlichen Anhang, enthaltend Fauna und Flora von Russisch Turkestan und Bibliographie. 3 Bde. Leipzig, Hirt und Sohn. 1885. — Vorläufig nur eine Titelanzeige. Wie wir seiner Zeit von desselben Verfassers berühmt gewordenen Buche „Durch Sibirien“ eine eingehende Besprechung mit Inhaltsangabe gebracht, so werden wir es auch mit dem vorliegenden noch umfänglicheren und inhaltsreicheren Werke machen, welches im übrigen alle Vorzüge seines Vorgängers trägt und eine mindestens ebenso lesenswerte Lektüre bildet. Die Übersetzung ist ganz vortrefflich.

3) **von Richtshofen**: „Führer für Forschungsreisende. Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der physischen Geographie und Geologie.“ (Berlin, Oppenheim. 1886). 47½ Bg. mit 111 Holzschnitten. 16 M. — Der überaus reiche Inhalt dieses streng wissenschaftlich gehaltenen Buches zerfällt außer den „Vorbemerkungen“ in folgende 17 Kapitel: I. Reisevorbereitung und Reisetmethoden. — II. Messung und Zeich-

nung. — III. Beobachtungen über klimatische und biologische Gegenstände. — IV. Beobachtungen über Veränderungen an Fels und Erdboden. — V. Beobachtungen über Bodenwasser und Quellen. — VI. Beobachtungen über die mechanische Arbeit der fließenden Gewässer. — VII. Beobachtungen an Eis und Gletschern. — VIII. Beobachtungen an den stehenden Gewässern des Festlandes. — IX. Beobachtungen an Meeresküsten. — X. Beobachtungen bei Seefahrten. — XI. Beobachtungen über die mechanischen Wirkungen der atmosphärischen Strömungen. — XII. Beobachtungen über den lockeren Erdboden. — XIII. Beobachtungen über Gesteine. — XIV. Beobachtungen über Vulkane u. s. w. — XV. u. XVI. Beobachtungen über den Bau der Gebirge. — XVII. Beobachtungen über nutzbare Mineralien.

Bekanntlich ist gerade seitens der Geographen wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, daß die Missionare in einer geschulteren, regelmäßigeren und ausgedehnteren Weise als bisher an wissenschaftlichen Beobachtungen sich beteiligen möchten und soweit uns bekannt, ist man in den Missionskreisen auch gern bereit, diesem Wunsche möglichst entgegenzukommen. Freilich nur bis zu einer gewissen Grenze. Ein Missionar soll eben ganz ein Missionar sein und kann darum nur nebenbei wissenschaftliche Forschungen treiben und je weiter dieselben von seinem eigentlichen Berufe entfernt liegen, desto weniger eine Lebensaufgabe aus ihnen machen. Auch kann man nicht verlangen, daß — außer wo specielle Begabung und Neigung für eine specielle Wissenschaft vorhanden ist — der Durchschnittsmissionar zu solchen wissenschaftlichen Specialitäten herangezogen wird, welche eine eigentliche Fachschulung voraussetzen. Solche Fachschulung bezweckt nun das ganz vortreffliche, vorliegende Werk mit seinem geradezu kolossalen Inhalt. Man sieht daraus, es gehört etwas dazu, ein wissenschaftlicher Forschungsreisender zu werden und viele, die sich heutzutage mit diesem Namen brüsten, werden an den v. Richthofenschen Forderungen gemessen, pure Dilettanten. Aber übel wäre es nicht, wenn unsre Missionare ein solches Buch studierten; es würde, abgesehen von allem andern, ihren Beobachtungssinn bedeutend stärken. Speciell die drei ersten Kapitel, welche den einleitenden Teil bilden, wünschen wir in ihrer aller Händen. Freilich ist es den Missionaren nicht zuzumuten, daß sie auch noch die Ausgaben bestreiten für die einschlagende Literatur und Instrumente. Unseres Erachtens wäre es die Sache der Wissenschaft, welche den Dienst der Missionare begehrt, daß sie diejenigen, welche willig und geschickt sind, diesen Dienst zu leisten, mit dem nötigen Buch- und Instrumentenmaterial versorgt. Zur Vermittlung sind die Missionsleitungen gewiß gern bereit.

4) **von Hammerstein:** „Der tropische Landbau. Anleitung zur Plantagenwirtschaft und zum Anbau der einzelnen tropischen Kulturgewächse, mit besondrer Rücksicht auf die deutschen Kolonien.“ Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen (Berlin. Parey. 1886. 2 M.). — Allgemein hat sich heut die Erkenntnis Bahn gebrochen: die Zukunft unsrer Kolonien liegt nicht im Handel, sondern im Plantagenbau und darum bildet die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit eins der hauptsächlichsten Kolonialprobleme. Auf dieser Erkenntnis beruht die vorliegende Arbeit, welche größtenteils das Ergebnis eigener in den Tropen gesammelten Erfahrungen des Verfassers ist. Sie zerfällt in zwei Hauptabschnitte: die Anlage einer Plantage und die tropischen

Kulturgewächse. Den dritten eigentlich unentbehrlichsten Abschnitt: die tropischen Arbeiter und ihre Erziehung hat der Verfasser leider seinem sonst so praktischen Büchlein nicht beifügen zu sollen geglaubt. — Wir empfehlen die Lektüre desselben auch den in den Tropen arbeitenden Missionaren. Gewiß haben dieselben als solche mit dem Plantagenbau nichts zu thun; das mögen die Kolonisatoren besorgen; aber sie können auch nicht unerfahren in diesen weltlichen Dingen bleiben. Sie müssen schon für sich selbst etwas Gartenbau treiben und wenn sie den Eingebornen mit Rat und That in der Feld- und Gartenarbeit zur Hand gehen können, so leisten sie ihnen auch einen großen und guten Dienst. So weit wir uns ein Urtheil in diesen Dingen erlauben dürfen, verdienen die Ratschläge von Hammersteins alle Beachtung.

5) „Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Norddeutschen Missionsgesellschaft.“ Herausgegeben von dem Komitee. Bremen 1886. 92 S. Das sehr anregend geschriebene Büchlein zerfällt in drei Hauptabschnitte: 1. „Von dem Grund, dem Recht und dem rechten Grundton unsrer Jubelfeier,“ geschrieben von D. Funcke. 2. „Fünfzig Jahre Arbeit. 1836 bis 1886,“ von F. M. Zahn und 3. „Unsre Aufgabe für die Zukunft“ von E. Leipoldt. Möchte es auch über die Kreise der Norddeutschen Missionsgesellschaft hinaus viele Leser finden.

6) Gesangbuch für Missionsgottesdienste und christl. Versammlungen. Herausgegeben von dem Missionsverein in der Börde. 8. Aufl. Zu haben bei P. Müller in Langenweddingen bei Magdeburg. — Eine recht empfehlenswerte Sammlung von 102 Liedern: A. Missionsliedern (51) B. Kirchenliedern (25) und einem doppelten Anhang von Missions- und geistlichen Volksliedern. Wer für Missionsgottesdienste und sonstige außerordentliche religiöse Versammlungen um ein passendes Liederbuch in Verlegenheit ist, dem möchten wir raten, sich das hier empfohlene von der genannten Adresse einmal zur Ansicht kommen zu lassen.

Wd.

Nachruf.¹⁾

Zwei besonders eifrigen und im hohen Alter heimgegangenen Missionsarbeitern haben wir einen wenigstens kurzen Nachruf zu widmen. Erstens dem Ober-Konsistorialrat Dr. Ball, der bereits am 17. Sept. 1885 zu Koblenz, 86 Jahre alt, aus diesem Leben geschieden ist. 59 Jahre lang hat er durch das von ihm redigierte Barmer „Missionsblatt“ einen bedeutenden Einfluß geübt. Aus den letzten Jahrgängen, die mit dem Redakteur etwas altersschwach geworden, konnte man das allerdings nicht recht ersehen; aber in seiner Jugendfrische war dieses Blatt gar köstlich und originell und ein weithin gesegneter Werber für die Mission. Von Jahr zu Jahr wuchs seine Abonnentenzahl, bis sie auf 21 000 stieg und einen jährl. Reinertrag von 12 000 M. abwarf. Alle diesen Gewinn legte der selbstlose Redakteur in die Kasse der Rheinischen

¹⁾ Leider durch Versehen verspätet.

M. G. und verwendete ihn speciell zum Bau des neuen Missionshauses, so daß bei der Einweihung desselben das Wort Luk. 7, 5 auf ihn angewendet werden konnte. Ausführlicheres siehe im Barmer Missionsblatt 1885. Novbr.

2. Am 2. Febr. d. J. ist gleichfalls hochbetagt Dr. Ehr. Andr. Herm. Kalkar, mehr als 83 Jahre alt heimgegangen. Über sein Scheiden trauern nicht nur weite Kreise in seinem dänischen Vaterlande, sondern auch viele Freunde im Auslande; denn wer den Mann kennen gelernt hat, mußte ihn lieb gewinnen. Neben einem unermüdllichen Eifer für Gottes Reich hatte seine Liebe und Sanftmut etwas Herzugewinnendes. Zwar ist er nicht einer der eigentlich bedeutenden Männer, die theoretisch oder praktisch als Bahnbrecher hervortreten. Doch hat er bei aller seiner schlichten Arbeit in weitestem Maße im Segen gewirkt, und viele Theologen und Laien Dänemarks verdanken seiner persönlichen Anregung sehr viel, ja sein Einfluß reicht bis über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, wie sich bei der Versammlung der Ev. Allianz in Kopenhagen 1884 deutlich zeigte. Wenn auch schon immer ein warmer Freund der Missions Sache, so hat er doch erst seit 1861 in weitestem Maße seine Kräfte derselben widmen können, nachdem er an die Spitze der Dänischen Miss.-Gesellschaft getreten. Seit 1876 hatte er die Leitung andern Händen übergeben, aber widmete nichtsdestoweniger noch alle seine Kräfte der großen Reichs Sache, der er mit seiner Feder unermüdllich diente. Bei uns ist seine katholische Missionsgeschichte wohl bekannt. Da sie fast die einzige evangel. Darstellung dieses Gegenstandes war, so ist sie viel benutzt worden und man hat die Schwächen derselben meist übersehen. Das warme Herz des Verfassers hat nämlich der Kritik zu wenig Spielraum gelassen. Als später das Werk in neuer Bearbeitung erschien und zwar zugleich mit der evangel. Missionsgeschichte verbunden, als „Geschichte der Christlichen Mission unter den Heiden“ (2 Bde.), konnte es nicht verborgen bleiben, daß in manchen Beziehungen die Gründlichkeit der Vorstudien zu vermissen war. Wir erwähnen das nicht um dem Heimgegangenen einen Tadel nachzurufen. Er hat gethan, was er konnte. Hätten wir nur viele solche hingebende, eifrige und treue Missionsfreude, wie er einer war! Sein Andenken wird auch bei uns im Segen bleiben.

Dr. Gr.

Modernste Missionsgeschichtschreibung.

Das Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, das — wie es scheint — zugleich das Organ der deutsch-ostafrikanischen evangelischen Missionsgesellschaft ist, die „Kolonial-Politische Korrespondenz“ veröffentlicht in Nr. 18 einen orientierenden Artikel über „Mission in Ostafrika“, den wir sowohl wegen der Unkenntnis, auf der er beruht, wie wegen der Tendenz, in der er geschrieben ist, auch hier glauben mittheilen und ein wenig beleuchten zu sollen. Diese moderne Art Missionsgeschichte zu schreiben ist auch ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Doch geben wir zunächst den Artikel, wenigstens seinen ersten Teil, wörtlich:

„Vor kurzer Zeit ist in Berlin die deutsch-ostafrikanische evangelische Missionsgesellschaft ins Leben gerufen worden. Ein neues Feld hat sich der deutschen Missionsthätigkeit eröffnet. Nicht mehr wird fortan der deutsche Missionar darauf angewiesen sein, in fremden Gebieten sein schwieriges Amt zu versehen, sondern auch ihm wird von jetzt an die Möglichkeit geboten, dort zu wirken, wo sein Vaterland neue Wurzel zu schlagen beginnt. Nicht mehr wird ein fremdes, allen deutschen Bestrebungen feindlich gegenüberstehendes Land abernnten,¹⁾ was deutscher Fleiß und deutsche Arbeit gesät, sondern von jetzt an wird auch des Missionars Arbeit seinem Vaterlande direkt nützen können — vorausgesetzt, daß der Missionar es will. Will er es, so wird sich seine ganze Thätigkeit vertiefen, der Opfermut und die Arbeitsfreudigkeit, die wir so hoch gerade am deutschen Missionar zu schätzen wissen, wird noch mehr erstarken, wenn er fühlt, daß auch er berufen ist, neue Brücken zwischen der alten Heimat und den erworbenen Gebieten zu schlagen. Religion und Vaterland, wie eng hängen die beiden Begriffe zusammen, und warum sollte dieser Zusammenhang nur berufen sein, im engeren Kreise der Heimat seine Wirkung zu offenbaren, warum soll plötzlich draußen in der Fremde dieser Zusammenhang aufhören, wo er doch der mächtigste Faktor ist, der den menschlichen Geist Entbehrungen und Mühsale aller Art ertragen läßt? Gewiß ist es richtig, daß sich die Mission nimmermehr in den Dienst der Politik stellen soll — Franzosen und Engländer sind freilich nicht so skrupulös — wo ihr aber ein Feld geboten ist, auf dem sie zum Heil und Nutzen ihres Vaterlandes wirken kann, da soll sie dort in Gemeinschaft mit anderen Kulturfaktoren ihr Banner entfalten und, einmal die Möglichkeit einer Wirksamkeit auf deutschem Gebiet vorausgesetzt, so ist derjenige, der sich scheut, den Gedanken einer Mission im national-deutschen Sinne offen auszusprechen, ein Schwächling.

¹⁾ Der Sperrdruck ist von mir. Wd.

Wo immer auch deutsche Missionare in Afrika bis jetzt ihr Werk begonnen haben, haben sie wohl den allgemeinen Zwecken der Mission, nicht aber ihrem Vaterlande ihre Arbeitskraft und ihr Leben dargebracht. Man kann wohl sagen, fast überall sind sie Vorsehter des Engländerthums gewesen, sie lehrten die Heiden, aber aus englischen Bibeln und der größte Teil unserer missionierenden Landsleute würde noch heute erstaunt die Augen öffnen, wenn man ihnen die Möglichkeit einer Mission ohne englische Sprache klar zu machen versuchte. Bis jetzt war das verzeihlich, seitdem aber deutsche Gebiete in Afrika erworben sind, wäre es nicht mehr verzeihlich, wenn in Zukunft immer wieder derselbe Weg eingeschlagen werden sollte. Hier kann nun der Deutsche endlich einmal seine Kraft, seine alle übrigen Nationen überragende Fähigkeit des Missionierens bethätigen, und es ist als ein erfreuliches Zeichen zu betrachten, daß die erwähnte neugegründete Gesellschaft die neue, richtigere Bahn einschlagen zu wollen scheint.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die speciell in Ostafrika bereits bestehenden Missionen. Es sind dies zwei. Zunächst die englische, 1860 gegründete Universitäts-Mission. Sie wurde errichtet im Anschluß an die wissenschaftliche Erschließung Ostafrikas. Der, wenn auch unausgesprochene Zweck indessen war, die englischen Fühlhörner auszustrecken, und zu sondieren, ob dort brauchbare Gebiete vorhanden, die eventuell einmal zu annektieren der Mühe wert sei. Durch die Einmischung in die Sklavenfrage, die ja nur dann und wann wiederholt zu werden brauchte, war England in der Lage, einen möglichst günstigen Moment für die Annexion abwarten zu können. Wie alle englischen Institute, so arbeitet auch die Mission in Ostafrika mit einem enormen Kapital, enorm im Verhältnis zu denjenigen Kapitalien, mit welchen in Deutschland ähnliche Unternehmungen begonnen zu werden pflegen. Das Haus der Mission in Mombassa, um von Norden zu beginnen, der Station in Magila, das Missionshaus in Pangani, endlich vor allen Dingen die Anlagen in Zanzibar selbst — das Alles macht den Eindruck großer Wohlhabenheit und befindet sich in einem möglichst komfortablen Zustande, da ja der äußere Lebenskomfort das letzte ist, was der Engländer in der Fremde entbehren mag. Sie nehmen eben auch in die Wildnis Old-England mit hinüber, koste es, was es wolle, sie haben nationalen Stolz in demselben Maße, wie jeder andere Engländer, der in den Kolonien wirkt, auch ohne daß das Gebiet, in welchem sie thätig sind, als englisch gelten kann. Wie nun, fragen wir, sind denn die Erfolge dieser mit so großen Mitteln arbeitenden Mission?

Nominell, d. h. in Ziffern, wie sie nach der Heimat gelangen, wo vielleicht jeder in der Mission arbeitende Neger in den Listen als bekehrter Christ aufgezählt ist, mögen sie so groß sein wie sie wollen, thatsächlich sind sie gleich Null oder geringer. Es ist als Thatsache an der ganzen Ostküste bekannt, daß die aus den englischen Missionen stammenden Neger das unbrauchbarste Material sind, welches man sich denken kann. Während der Neger im allgemeinen ein ganz guter persönlicher Diener — der keine schweren Arbeiten zu verrichten braucht — ist, machen die aus den Missionen hervorgegangenen Schwarzen eine höchst unangenehme Ausnahme und kein europäisches Haus in

Zanzibar beispielsweise wird einen solchen als Hausdiener engagieren. Die Erklärung dieser Thatsache ist ziemlich einfach. Zunächst ist das Material selbst, welches die Mission erhält, schon wenig dazu angethan brauchbare Arbeitskräfte zu liefern. Die englische Mission rekrutiert sich hauptsächlich aus den von den englischen Kriegsschiffen „befreiten“ Sklaven, welche nicht zum Plantagenbau nach Mauritius gebracht werden, also aus solchen, die noch nicht und nicht mehr arbeitsfähig sind. Sodann aber ist es nicht nur dies Negermaterial, sondern auch gerade das Lehr- und Erziehungsmaterial, welches dem unbefangenen Auge Bedenken erregen muß. Besonders wundert man sich über die auffallende Jugend der meisten sogenannten englischen Missionare. Geht man in Zanzibar über die Mnari modja (ein freier großer Platz östlich der Stadt, so genannt nach einer einzelnen Palme, welche in früherer Zeit dort stand), nach der englischen Mission zu, so sieht man häufig Scharen halbwüchsiger Neger, und europäische Knaben von 15—16 Jahren in sehr vertraulichem Verkehr spielen, oder sonst sich amüsieren; Arm in Arm spaziert das schwarze und weiße Gesindel umher oder treibt Ball und andere Spiele. Fragt man, wer diese Weißen sind, so heißt es, junge Missionare. Also unreifen Jungen, die weder Selbst- noch viel weniger aber Menschenkenntnis haben, vertraut man einen Teil des Missionswerkes an, von dem Princip ausgehend, daß einmal der Missionar selbst im intimen Umgang mit dem Neger von früh auf die Kunst des Missionierens lernen solle, andererseits, daß der Neger durch den Verkehr mit weißen Altersgenossen empfänglicher gemacht werde, die Samenkörner englischer Humanitäts- und Civilisationsideen in sich aufzunehmen. Wo aber Bildung, wie bei diesen englischen Knaben, nicht vorhanden, und wo der Charakter nicht durch die Schule des Lebens eine gewisse gerade zum Missionswerk so überaus wichtige Festigkeit erhalten hat, da ist es nicht möglich, daß aus dem nahen Verkehr zwischen weißen und schwarzen Kindern etwas Erprißliches gedeihen kann. Die Folge ist natürlich die, daß nicht die besseren Eigenschaften zu einer gründlichen Durchbildung gelangen.

Diese so ausgebildeten Missionare sind, wenn sie nun heranwachsen, und eigentlich tauglich sein sollten, ihre Aufgabe im vollen Umfange zu erfüllen, nicht mehr dazu imstande. Dann werden den Negern gegenüber andere Seiten herausgekehrt; der weite Blick indessen, mit dem der Missionar gerade am meisten seine Aufgabe umspannen soll, die Liebe zu der schweren Sache, die arme und durch die arabische Sklaverei zum größten Teil elend verkommene Bevölkerung zu sich emporzuheben, ist verloren. Es ist das bei der Methode, die die englische Mission in ihrem Vorgehen eingeschlagen hat, nun einmal nicht anders denkbar. Gewiß soll der Neger mit Geduld und ernster Freundlichkeit einerseits, andererseits mit Strenge behandelt werden. Brutale Mißhandlungen indessen, wie sie uns ein durchaus glaubwürdiger Zeuge, Dr. Fischer berichtet, sind nicht geeignet den englischen Missionaren brauchbare Zöglinge heranwachsen zu lassen. Fischer berichtet von einem Fall der englischen Strafsjustiz, wo die beiden Schuldigen — sie hatten sich ein Vergehen zu schulden kommen lassen, welches in den Augen der schwarzen Bevölkerung überhaupt kein Vergehen ist, nämlich nach unseren Begriffen „verbotenen“

Umgang gepflogen — an einen Baum gebunden wurden und nun eine Stockprügelstrafe der brutalsten Art erleiden mußten. Der eine Delinquent hielt 65 Schläge aus, die Zahl, die der andere erhielt, ist mir nicht erinnerlich. Das geschah vor den versammelten Missionskindern und Missionaren; der Arzt der Mission assistierte dabei, um konstatieren zu können, wann Einhalt geboten werden müsse und das war vermutlich der einzige „humane“ Zug, der diese Gerechtigkeitspflege charakterisierte. So ist es nicht zu verwundern, daß die Missionskinder, die ja außerdem in schlimmerer Weise zur Arbeit herangezogen werden, als die arabischen Sklaven, einmal, solange sie thatsächlich in der Gewalt der Mission sind, die jeden Flüchtling mit großer Energie zu verfolgen pflegt, ihre Herren ihren wahren Charakter nie erkennen lassen, Verschlagenheit, List und Verstellungskunst zu großer Ausbildung bringen, dann aber, wo sie können, sich der Herrschaft der verhaßten Mission sobald als möglich entziehen und sofort, da sie besitzlos sind, das schlimmste Proletariat an den Küstenplätzen und in Zanzibar bilden.

Die zweite Mission, die wir in den deutschen Gebieten Ostafrikas vorfinden, ist die der französischen Missionspriester von der Kongregation des heiligen Geistes und dem heiligsten Herzen Mariä. Sie ist es, welche sich äußerst vorteilhaft von der englischen Mission unterscheidet, und wenn man überhaupt von den Erfolgen einer Mission in Ostafrika sprechen will, so hat sie jedenfalls mehr aufzuweisen, als die englische.“ . . .

Stellen wir zunächst die vielen und starken Unrichtigkeiten zusammen, welche der Artikel enthält.

1. Es ist unrichtig, daß die deutschen Missionare „fast überall die Vorfechter des Engländerturns gewesen,“ daß sie die Heiden nur „aus englischen Bibeln gelehrt“ und daß „unsre missionierenden Landsleute über die Möglichkeit einer Mission ohne englische Sprache erstaunt die Augen öffnen würden.“ Ein deutscher Missionar, Endemann, der jahrelang unter den Bassuto, und zwar im holländischen Territorium, thätig gewesen, hat bereits in der Neuen Pr. Z. (Nr. 120) gegen diese dreifache unbegründete und auf unbegreiflicher Unkenntnis beruhende Beschuldigung voll Enttäuschung protestiert. Man hätte nun denken sollen, daraufhin werde der Herr Verfasser, der sich in seiner „Entgegnung“ (N. Pr. Z. Nr. 124) als Dr. Fühlke zu erkennen giebt, entweder seine Beschuldigung, wie es seine Pflicht war, **beweisen** oder, da er dies nicht kann, sie zurücknehmen. Statt dessen schreibt er: „Wenn Herr Endemann sagt, es sei eine „Unwahrheit“, daß deutsche Missionare fast überall die Vorfechter des Engländerturns gewesen, so kann ich mir, solange die Thatsachen reden, ein Eingehen auf den beleidigenden Ausfall des Herrn Pastors ersparen, zumal da er ja sehr pro domo spricht.“ Die Befangenheit des Herrn Dr. Fühlke tritt schon hier in ihrer ganzen Größe hervor. Daß er den deutschen Missionaren in ihrer

Gesamttheit den Vorwurf des Mangels an Nationalgefühl u. macht, während diese Männer doch überall, wohin sie gekommen, den deutschen Namen zu Ehren gebracht haben, das erscheint ihm nicht als „Beleidigung.“ Sowie aber einer der Beschuldigten und an seiner Ehre gekränkten deutschen Missionare, der das Gegenteil von dem gethan hat, was Herr Dr. Zühlke behauptet, den ungerechtfertigten Vorwurf eine „Unwahrheit“ nennt, so erblickt dieser darin einen „beleidigenden Ausfall.“ Dem Herrn Dr. Zühlke scheinen selbst die elementarsten Missionsaufgaben noch verborgene Dinge zu sein, nämlich, daß die evangelische Mission nicht um der europäischen Kolonialstaaten sondern um der Eingebornen willen ihr Werk treibt, und daß sie jedem Volk in seiner Muttersprache das Evangelium verkündigt. Der „beleidigende Ausfall“ war also lediglich auf seiner Seite.¹⁾ In seiner Entgegnung hat er denn auch, aber stillschweigend und ohne ein Wort der Entschuldigung, der Hauptsache nach seine Anklage zurückgenommen. Wenn er aber den Protest des sachkundigen deutschen Missionars als ein Reden pro domo zu entkräften sucht, so erscheint uns das nur als eine Auskunft der Verlegenheit. „Thatfachen“, auf die man sich beruft, imponieren nur, wenn man sie aufführt. Wir wissen nicht, ob Herr Dr. Zühlke die deutschen Missionen, ihre Arbeitsgebiete, die Sprachen, in denen sie lehren, die linguistischen Arbeiten, die sie geleistet, kennt; nach der Probe, die er von seiner Missionskenntnis in dem vorstehenden Artikel giebt, darf man vermuten, es sei nicht der Fall. Und darum würde es weiser gewesen sein, wenn er über Sachen, die ihm fremd sind, auch nicht geurteilt hätte.

2. Es ist eine selbstüberhebungsvolle Übertreibung, die wir Missionsleute entschieden ablehnen, daß „der Deutsche eine alle übrigen Nationen

¹⁾ In seiner „Entgegnung“ hatte Herr Dr. Zühlke den deutschen Missionar, welcher seine unrichtigen Behauptungen energisch zurückgewiesen hatte, auch des „zeotischen Eifers“ beschuldigt. In dem Sinne, in welchem dieser Ausdruck von ihm gebraucht ist, ist der Zelotismus gleichfalls auf seiner eignen Seite. Denn jedenfalls wird ein so hervorragendes Mitglied der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft wie Herr Dr. Zühlke es ist, nichts dagegen haben, wenn die unzweifelhaft im anerkennenden Sinne von officiösen Quellen dieser Gesellschaft beigelegten Prädikate auch auf ihn bezogen werden. Nun heißt es aber in der soeben erschienenen „nach amtlichen Quellen“ verfaßten „Geschichte“ derselben (S. 3. 6. 13. 70. 82) ausdrücklich: es sei ihr ein „leidenschaftlicher Drang“, ein „rücksichtsloser Thatendrang“, ein stürmischer Geist“, „rücksichtsloses Handeln“ eigen. Ist das nicht der „Zelotismus“ in optima forma? Und muß nicht jeder unbefangene Mensch, der den von uns in extenso mitgetheilten Artikel gelesen, den Eindruck empfangen, daß auch er ganz das Gepräge desselben Zelotismus trägt?

überragende Fähigkeit des Missionierens“ besitze. Es würde Herrn Dr. Zühlke in große Verlegenheit setzen, wenn er, wie billig, aufgefordert würde, durch Thatfachen diese Übertreibung zu beweisen. Wir Deutsche haben unsre besondern Gaben für den Missionsberuf und — andre Nationen haben die ihrigen. Es ist zu befürchten, daß durch solche ruhmredigen Selbstberäucherungen, welche sich heutzutage für besonders kräftige Äußerungen des nationalen Sinnes ausgeben, wir Deutsche in der weiten Welt uns nur einen übeln Namen machen.

3. Es ist unrichtig, daß „speciell in Ostafrika bereits zwei Missionen bestehen: 1. die englische Universitäts-Mission. 2. Die der französischen Missionspriester von der Kongregation des heil. Geistes.“ Wie über die deutschen so befindet sich Herr Dr. Zühlke auch über die englischen Missionen in überraschender Unkenntnis; denn er weiß nur von einer solchen in Ostafrika. Es befinden sich dort aber ihrer sechs: nämlich die der Univ. M.; der Unit. Meth. Free Ch.; der Church M. S.; der London M. S. und die beiden schottischen, der Establ. und Free Ch. In der „Kol. Polit. Korresp.“ (1886 Nr. 21. S. 128) werden die „Sendlinge der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ als „klassische Zeugen“ über die ostafrikanischen Verhältnisse bezeichnet; „Kol. P. R.“ 1886 Nr. 3 wird diese Bezeichnung allerdings „klassisch“ illustriert durch die Bemerkung: „leider hatten wir samt und sonders in Hinsicht auf unser Unternehmen nicht die geringste Erfahrung.“ Über die Missionsverhältnisse Ostafrikas sind diese „klassischen Zeugen“ jedenfalls ziemlich mangelhaft zum Zeugnisablegen befähigt. In seiner Entgegnung behauptet nun freilich Herr Dr. Zühlke, er habe „selbstverständlich“ nur Deutsch-Ostafrika gemeint. Nun, „selbstverständlich“ ist das ganz und gar nicht; denn er hat ohne jede Einschränkung von Ostafrika geredet und ziemlich lange bei Sansibar und Bagamoyo verweilt, welche doch beide nicht zu Deutsch-Ostafrika gehören, wie doch wohl auch Pangani und Mompassa nicht, von denen gleichfalls ausdrücklich die Rede gewesen. Auch die andre Ausrede ist unstichhaltig, daß Herr Dr. Zühlke „selbstverständlich“ nur zwei der Nationalität nach verschiedene Missionare gemeint“ habe. Der klare Wortlaut des Artikels läßt sie nicht zu, denn es heißt dort: „Es sind dies zwei (nämlich Missionen). Zunächst die englische (nämlich die) 1860 gegründete Universitäts-Mission.“ Der ganze Artikel kennt keine andre.

Aber nicht einmal über Deutsch-Ostafrika ist unser „klassischer Zeuge“ genügend unterrichtet. Denn in seiner Entgegnung behauptet er: Wenn 6 englische Missionen in (Deutsch)-Ostafrika arbeiteten, so müßte

„ungefähr auf jeder englischen Station eine andre Mission wirken.“ Nun besitzen wir allerdings keineswegs eine sichere Kenntnis über die Grenzen des „30 000 deutsche Quadratmeilen“ großen Gebiets, welches die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ihr eigen nennt. Aber da dieses Gebiet nach den Bulletins in der „Kol. Polit. Korresp.“ sich vom Robuma und der nördlichen Hälfte des Nyassa an bis über den Tana hinaus (Somaliland kommt hier nicht in betracht) bis an die Gallaländer und jenseit des Kilimandscharo erstreckt, so müssen unbedingt mehr als 6 Stationen von den drei oben zuerst genannten englischen Missionen in Deutsch-Ostafrika liegen. Diese 3 in Deutsch-Ostafrika arbeitenden Missionen haben nämlich zusammen 24 Stationen, was vermutlich dem Herrn Dr. Zühlke ebenso „neu“ sein wird, wie die Thatsache, daß in Ostafrika zusammen 6 englische Missionen arbeiten.¹⁾

4. Und selbst was der qu. Artikel über die einzige ihm bekannte englische Universitäten-Mission sagt, beweist, daß sein Verfasser mit der Geschichte derselben sehr wenig vertraut ist. Schon das ist äußerst naiv, daß er in seiner Entgegnung schreibt: „im übrigen weiß ich, daß in Sansibar die Universitäts-Mission gearbeitet hat; ob sie es noch thut oder ob sie in der Church-Mission aufgegangen ist,²⁾ weiß ich

¹⁾ Unterdes ist mir die „nach authentischen Quellen und unter Benutzung des Materials der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ gezeichnete große „Karte von Central-Ostafrika“ (von Engelhardt und von Wansierski) zugegangen. Selbst diese Karte stimmt nicht mit den Grenzen überein, welche die „nach den amtlichen Quellen“ herausgegebene „Geschichte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ von Wagner (S. 109) von den Gebietserwerbungen der letzteren in Ostafrika angiebt, nämlich daß dieselben sich „vom 11. Grad südlicher bis 12. Grad nördlicher Breite“ erstrecken und daß sie „nach dem Innern zu sich im Somaligebiet 25 Tagereisen (eine übrigens auch ziemlich ungenaue Angabe) nach Westen bis an die Gallaländer, ferner bis zum Kilimandscharo und weiter im Süden bis an den Nyassa ausdehnen;“ nur Witu sei auf einen schmalen Strich an der Küste beschränkt.“ Man ist also doch nicht gewiß, ob diese Karte sichere Grenzen angiebt. Jedenfalls fallen in das auf ihr angegebene deutsche Gebiet wenigstens 14 englische Missionsstationen ohne Mumboia, welches als dicht an der deutschen Grenze liegend gezeichnet ist.

Daß die „authentischen Quellen“ mit der ostafrikanischen Mission nicht sehr bekannt sind, beweist auch diese Karte. So sind z. B. selbst Mumboia, Mpyapwa, ja Rubaga, Bandawe, Kewala nicht als Missionsstationen bezeichnet, während andre überhaupt gar nicht angegeben sind. Sogar das allgemein bekannte Freretown (Mombassa gegenüber) fehlt.

²⁾ Auch das ist charakteristisch, daß Herr Dr. Zühlke sich auf Roskoschny beruft. Warum hat er sich denn nicht mit den betreffenden Missionaren selbst bekannt

nicht.“ Wer so etwas schreiben oder nachschreiben kann, sollte jedenfalls nicht über Mission reden. Es ist das ungefähr ebenso wie wenn einer schreiben wollte: daß die Leipziger Mission in Indien arbeitet, weiß ich, aber ob dieselbe in der Baseler aufgegangen, weiß ich nicht.“jene beiden englischen Missionen, sind — abgesehen von der Verschiedenheit ihrer ostafrikanischen Gebiete — ihrer kirchlichen Stellung und ihren ganzen Principien nach so verschieden, daß schon eine Verwechslung derselben, wie sie beispielsweise auch bei Fischer und Zoesl vorkommt, nur bei völliger Unkenntnis der Verhältnisse möglich ist. So ist denn auch so ziemlich alles falsch, was Herr Dr. Zühlke über die Ursachen der Gründung und über die Ziele der — uns übrigens keineswegs durchweg sympathischen — Universitäten-Mission sagt. In seinem antienglischen Tendenzeifer erdenkt er sich Geschichte, und macht sich zum Herzenskündiger. Jedenfalls hätte Herr Dr. Zühlke besser gethan die ausgesprochenen Zwecke der genannten Mission zu studieren als die „unausgesprochenen“ in den Herzen zu lesen. Livingstone ist ihr Vater. Schon während seines ersten Besuchs in England 1857/58 hat er die sog. Universitäten-Mission angeregt, die gar nicht in Sansibar sondern am Schire arbeiten sollte. 1861 trafen unter Bischof Mackenzie die ersten Arbeiter dort ein und 1864 verließ man nach sehr traurigen Erlebnissen dieses Feld. Erst der folgende Bischof Tozer ging 1864 nach Sansibar, aber nur um von hier aus an den Nyassa zu kommen, was freilich erst seinem Nachfolger Steere 1881 gelang. Was die Ziele dieser Mission betrifft, so haben wir keine Lust, in dieser Zeitschrift bereits Gesagtes zu wiederholen. Wir verweisen einfach auf die kundigen Auseinandersetzungen 1882, 118 ff. 164 ff. und empfehlen Herrn Dr. Zühlke die Lektüre von Blaikie: „Das Leben David Livingstones“ und von Rowley: The story of the Universitie's Mission to Central Africa. Wir glauben, daß die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft aus beiden Büchern viel lernen könnte.

5. Gerade die englische Universitäten-Mission arbeitet mit einem sehr geringen Kapital. Vermutlich würde Herr Dr. Zühlke wieder in große Verlegenheit kommen, wenn ich ihn auffordern wollte, die aufgewendeten Kosten anzugeben. Ich weiß nicht, ob er je einen Report der Gesellschaft gelesen hat? Vor mir liegt der pro 1885/86, und nach demselben werden 78 Arbeiter (darunter 26 ordinierte, 23 Laien und 14 Ladies; die übrigen

gemacht oder wenigstens die offiziellen Berichte der betreffenden Gesellschaften nicht gelesen? Daß R. in Missionsfachen gleichfalls nicht zu Hause ist, beweist seine drollige Bemerkung.

eingeb. Lehrer) auf 11 Stationen mit 303 620 Mk. erhalten — nennt das Herr Dr. Zühlke ein „enormes Kapital“? Was die komfortablen Wohnungen betrifft, so möchten wir fragen: redet das Herr Dr. Zühlke als Augenzeuge oder nur vom Hörensagen? Fast scheint es — er möge verzeihen wenn wir uns irren — als ob er nur dem Kölner Korrespondenten W. Soest nachgeschrieben, dessen Unzuverlässigkeit wir früher bewiesen haben (vergl. diese Zeitschrift 1884, 552 u. 1885, 79). Oder hat er etwa die Missionswohnungen selbst besucht? Aber er kennt ja kaum einige Stationen. Selbst in Sansibar scheint Herr Dr. Zühlke nicht im Missionshause gewesen zu sein. Übrigens sind gute Wohnungen im tropischen Klima eins der dringendsten Bedürfnisse.

6. In Mombassa hat die Universitäten-Mission weder eine Station noch ein Haus. Ob sie ein solches in Pangani hat, ist mir nicht bekannt. Soweit meine Quellen mich informieren, ist Pangani gar keine eigentliche Missionsstation.

7. Es ist eine tendenziöse Unrichtigkeit, daß die Erfolge „dieser mit so großen Mitteln arbeitenden Mission thatsächlich gleich Null oder geringer“ sind. Gegen diese, wörtlich so auch römischerseits oft gebrauchte und nachgerade abgebrauchte Phrase haben wir ein ziemlich hartes Fell. Herr Dr. Zühlke ist mit den betreffenden Missionen selbst, wie wir ihm bewiesen haben, thatsächlich unbekannt; so kann auch sein Urtheil über ihre Erfolglosigkeit keinen Wert beanspruchen. Sobald er sich aber einmal die — sich übrigens reichlich lohnende — Mühe nehmen würde, die sämtlichen Reports, auch die der Church M. S. durchzustudieren, so würde er gewiß mit etwas mehr Respekt von einer solchen Mission reden.

8. Die Dienstbotenfrage besteht allerdings auch in Ostafrika. Die Klage, daß gerade christliche Eingeborne — nicht immer, aber — oft als Dienstboten schwierig sind, ist uns wohl bekannt; aber die Erklärung ist doch nicht so „einfach“, wie der Artikelschreiber annimmt. Wie die Civilisation überhaupt so hat auch die Bildung für die Schwarzen ihre Gefahren. Sie überheben sich leicht. Übrigens tragen auch nicht selten die weißen Herren die Schuld und — die Mission ist denn doch nicht bloß dazu da, um den weißen Kaufleuten und Kolonisten Knechte zu liefern. Jedenfalls ist es sehr engherzig und egoistisch, wenn die Weißen den Erfolg einer Mission nur daran messen, ob dieselbe gute Knechte liefert. Übrigens berichtet Dr. Fischer („Mehr Licht im dunkeln Weltteil“ 55), daß Bischof Steere dieses „unbrauchbarste Material“ in der Stadt bei den Europäern vermietet habe; die Weißen mußten also doch „die aus den englischen Missionen stammenden Neger“ begehren. Der Church M. S. aber kann

der gemachte Vorwurf überhaupt nicht gelten, da sie unsres Wissens keine Diensthboten abgiebt.

9. Die Behauptung, daß „die englische Mission sich hauptsächlich aus befreiten Sklaven rekrutiere“ u. s. w. ist in dieser Allgemeinheit abermals nicht richtig. In Freetown allerdings hat die Church M. S. eine Kolonie von befreiten Sklaven; desgleichen die Universitäten-Mission im Robumadistrikt. Warum ferner diese befreiten Sklaven keine brauchbaren Arbeitskräfte sein sollen, ist wiederum nicht abzusehen. Lassen wir die uns sehr unwahrscheinliche Abführung nach Mauritius, wo indische Arbeiter den Markt beherrschen, auf sich beruhen — so konstatieren wir ein dreifaches: a) daß in Freetown eine große Zahl von befreiten Sklaven sich befinden, die weder „noch nicht“ noch „nicht mehr arbeitsfähig“ sind, die kurz nach ihrer Ankunft heirateten; b) daß „noch nicht“ arbeitsfähige, also Kinder, auch arbeiten. Herr Dr. Kühke behauptet ja selbst später, daß sie sogar in sehr schlimmer Weise zur Arbeit herangezogen werden. Bei den katholischen Patres findet er es weise, daß sie sich nur mit losgekauften Kindern einlassen; c) daß die „nicht mehr arbeitsfähigen“, d. h. Greise etwas unwahrscheinlich sind. Sollten die Sklavenjäger diese mit nach der Küste geschleppt, sie die großen Reisestrapazen extragen, der Händler sie für Arabien oder Persien zu kaufen und sein Schiff mit ihnen zu belasten Lust haben? Herr Dr. Kühke legt also auch in diesen Dingen eine sehr mäßige Kenntnis an den Tag. Und noch eins. Der von ihm selbst später gegen die englische Mission citierte Dr. Fischer (a. a. O. 55) widerlegt ihn, indem er schreibt: „Sehr bezeichnend ist auch, daß die Erwachsenen unter den den Arabern abgenommenen Sklaven selbst von den Missionaren zurückgewiesen werden, weil mit diesen nichts mehr anzufangen sei. Die kath. Mission wenigstens acceptiert immer nur die Kinder . . . Die englische nimmt auch ältere Leute an; sie weiß noch etwas mit ihnen anzufangen, wenn sie auch nicht zur Bekehrung taugen: man läßt sie die schweren Arbeiten verrichten.“ Doch wir müssen weiter gehen.

10. Woher die wunderliche Behauptung über die „auffallende Jugend der meisten sog. englischen Missionare“ stammt, ist bei einem Manne, der doch selbst in einem Teile Ostafrikas und sicher in Sansibar gewesen, geradezu unerfindlich. Möglicherweise sind unter den Laienarbeitern (Handwerkern und Landwirten) manche noch ziemlich junge Leute; aber die ordinierten Missionare, die unsres Wissens von den englischen Universitäten kommen, können gar nicht „auffallend“ jung sein. Unter den 26 Ordinierten sind sogar nur 3 deacons. Es fällt doch keinem Menschen ein, spielende Sekundaner als Pastoren oder Ärzte oder Richter zu bezeichnen. Es ist

also geradezu lächerlich, was sich Herr Dr. Zühlke über die „jungen Missionare von 15—16 Jahren“ hat aufbinden lassen. In dem vor mir liegenden Report ist kein Wort zu finden, daß in der Knabenschule zu Kiungani (auf Sansibar) weiße Missionare herangebildet würden. Eine theologische Klasse für Eingeborne ist eben erst eingerichtet. Vermutlich redet Herr Dr. Zühlke auch hier nur von Hörensagen. Wenn er aber die englischen Missions-Arbeiter als „unreife Jungen“ zu bezeichnen sich erlaubt, so ist das abermals theils auf Rechnung seiner Unkenntnis theils seiner antienglischen Tendenz zu setzen. Wir haben seit Jahren Gelegenheit gehabt, die meisten Berichte jener Männer zu lesen und wenn Herr Dr. Zühlke das auch gethan, so würde er vermutlich solcher beleidigenden Ausdrücke sich zu enthalten gelernt haben. Auch alles Übrige, was der Artikel über die Untauglichkeit der englischen Missionare behauptet, sobald sie herangewachsen, hat sich der Herr Verfasser lediglich erdacht. Ich möchte wohl wissen, was er sagen würde, wenn andre Leute, die ihn so wenig kennen wie er die angegriffenen Missionare, sich herausnehmen wollten, ähnlich kränkende Dinge über ihn zu schreiben!

11. Auch was Herr Dr. Zühlke der englischen Erziehung vorwirft, zeugt von sehr wenig Sachkenntnis. Wir raten ihm, einmal die bekannten Briefe Wiese's zu lesen. Jedenfalls ist es neu, daß die englische Erziehung die Charakterbildung vernachlässige. Bisher hat man gerade in dieser Beziehung geglaubt, sie der deutschen zum Vorbild hinstellen zu sollen. Der blinde Eifer schießt aber immer übers Ziel.

12. Wir ersuchen Herrn Dr. Zühlke, uns durch Namen und Thatfachen den Beweis zu führen, daß die englischen Missionare „den weiten Blick“ und die „Liebe zu der schweren Sache verloren haben: die arme, durch die arab. Sklaverei elend verkommene Bevölkerung zu sich emporzuheben.“ Abgesehen davon, daß diese Beschuldigung eine Beleidigung ist und Herr Dr. Zühlke hier wieder die Rolle eines Herzenskündigers spielt — sie steht auch im Widerspruch zu den sonstigen Vorwürfen, welche er den englischen Missionaren macht. Denn der mitgeteilte Artikel will ja eben von den „Samenkörnern der englischen Humanitäts- und Civilisationsideen“ nichts wissen und verurteilt den „vertraulichen Verkehr“, durch welchen der Schwarze doch „emporgehoben“ werden soll. Und in der „Entgegnung“ wird das „Fraternisieren Weißer und Schwarzer“ als „der größte Mißgriff der englischen Mission“ bezeichnet. Dagegen vertritt die „Kol. Pol. Korresp.“ mit großem Nachdruck den Gedanken, daß die Schwarzen durch einen gewissen Zwang zur Arbeit genötigt werden müssen, so daß man fast auf den Gedanken kommt, dieser „gewisse Zwang“

sei der den englischen Missionaren fehlende „weite Blick“ und die „Liebe“ zu den Eingebornen, durch welche dieselben „emporgehoben“ werden sollen. Nun mag es ja sein, daß in den englischen Missionen nicht immer der rechte Weg zur Emporhebung der Schwarzen eingeschlagen worden ist; auch hier hat Unrecht auf Nachsicht, wer sich überhaupt redlich und selbstlos mit der Lösung einer großen Frage beschäftigt. Übrigens macht man nicht bloß in den Missionen Fehler; in den Kolonisationen sind größere gemacht worden und sogar die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat schon welche gemacht und wird vermutlich noch manche machen. Jedenfalls rechtfertigen die etwaigen Mißgriffe englischer Missionare in der Behandlung der Eingebornen das beleidigende Urteil nicht, das Herr Dr. Zühlke so allgemein über sie zu fällen sich für ermächtigt hält. Sie haben es redlich gemeint und ihre großen Opfer gebracht, die Eingebornen emporzuheben. Dagegen protestiert aber mit den englischen Missionaren die gesamte evangelische Mission, daß sie den Schwarzen nicht sagen soll, sie seien wie wir berufen Kinder Gottes zu werden und also unsre Brüder. In seiner „Entgegnung“ verlangt Herr Dr. Zühlke eine „nach richtigen Principien“ wirkende deutsche Mission für Ostafrika. Er hat uns allerdings diese „richtigen Principien“ nicht mitgeteilt; ich weiß daher nicht ob er vielleicht unter denselben ein solches Missionieren versteht, welches die Schwarzen nicht frei, nicht zu unsern Brüdern, sondern nur zu brauchbaren Arbeitskräften der weißen Kolonisten macht? Und in diesem Falle wäre zwischen ihm und der evangelischen — nicht bloß der englischen — Mission allerdings eine schwer überbrückbare Kluft.

13. Mit der Anklage auf Fraternisieren steht auch die Beschuldigung in seltsamem Widerspruch, daß die englischen Missionare sich gegen die Schwarzen die brutalsten Mißhandlungen erlauben sollen. Dabei überrascht, daß Herr Dr. Zühlke sich auf Dr. Fischer beruft, und denselben als „durchaus glaubwürdigen Zeugen“ bezeichnet. In den vielen Stücken, in welchen dieser Zeuge gegen die Behauptungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Thatfachen anführt, stellt ihn die „Kol. Polit. R.“ keineswegs als „durchaus glaubwürdigen Zeugen“ hin; aber jetzt, wo er gegen die englische Mission verwendet werden kann, ist auch dieser ihr sonst so unwillkommene Zeuge willkommener Bundesgenosse. Wir verweisen auf die Besprechung seines dem Hauptinhalte nach nüchternen und wertvollen Buchs auf S. 95 f. dieser Zeitschrift, in welcher wir den Nachweis geführt, daß gerade das Missionskapitel die schwächste Partie desselben ist und der Autor in Missionsfachen vielfach geirret hat. Der große Liebedienst, welchen ihm jetzt unter den schwierigsten Ver-

hältnissen der englische Uganda-Missionar Mackay erwiesen, wird ihn künftig vermutlich freundlichere Urtheile über die englischen Missionare fällen lassen. Was die angeführte Geschichte selbst betrifft, so ist sie 1. übertrieben; 2. zum ich weiß nicht wievielften male und mit wie viel Variationen aufgewärmt; 3. die nötige Remedur bereits lange eingetreten und 4. eine seltsame Ironie in dem Munde von Leuten, welche sonst nur ihren Spott über den „Humanitätsschwindel“ haben. Im übrigen hat Missionar Endemann kurz und treffend darauf geantwortet: Der „verbotene Umgang“ ist nicht bloß „nach unsern Begriffen“ ein verbotener, sondern nach der unverbrüchlichen Norm des göttlichen Gesetzes und es ist nur sehr recht, wenn christliche Negergemeinden für grobe Unzuchtssünden unter sich neben Geldbuße auch Prügelstrafe festsetzen. Die beiden Schuldigen waren Stationsangehörige, welche unter den christlichen Gesetzen des Plazes standen und sich bewußt waren, mit dem unerlaubten Umgange ein Verbrechen zu begehen.“ Selbst heidnische Neger bestrafen oft genug den auch nach ihren Begriffen „verbotenen Umgang.“

14. Auch das steht im wunderlichen Widerspruch zu der Fraternisierungsanlage, daß die englischen Missionare die Missionskinder in schlimmerer Weise zur Arbeit heranziehen sollen als „die arabischen Sklaven“ — wahrscheinlich geschieht das, um die vorhergegangene Verzärtelung wieder auszugleichen und in den Stunden, in welchen die schwarzen Kinder sich nicht mit dem „weißen Gesindel amüsieren“, „Arm in Arm spazieren gehen“ oder „Ball und andre Spiele treiben.“

15. In seiner „Entgegnung“ gegen Endemann schreibt Herr Dr. Zühlke: „Ich kann es mir nicht versagen, einen Fall der Humanität englischer Missionare, an weißen Brüdern ausgeübt, hier zu wiederholen. Im Sept. v. Js. befanden sich deutsche Herren in Usambara, dem Sitz mehrerer englischer Missionsstationen. Die Herren wurden fieberkrank und schwach und kehrten nach der Küste zurück. Auf der Hinreise nach Usambara waren sie noch von den Engländern aufgenommen worden; auf der Rückreise, nachdem diese ihre Instruktionen von John Kirk in Sansibar über die Lage der dortigen Verhältnisse erhalten hatten, wurde den Deutschen der Aufenthalt im englischen Missionshause in Pangani von Magila aus verboten.“ Nun, abgesehen davon, daß Pangani unsres Wissens gar keine englische Missionsstation ist, — dieses „Factum“ wird erst kontrollierbar, wenn Herr Dr. Zühlke genau die Namen der Missionare und der deutschen Herren sowie die Zeit des Ereignisses angiebt. Schon die alten heidnischen Römer beobachteten gegen die christlichen Missionare den

juristischen Grundsatz: es sei „ihre Weise nicht, daß ein Mensch ergeben werde umzubringen, ehe denn der Verklagte habe seine Kläger gegenwärtig und Raum empfangen, sich der Anklage zu verantworten“ (Act. 25, 16). Wir hoffen, daß auch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft den angegriffenen Missionaren zuvor das Wort zur Verantwortung giebt. Wir bitten also um die betreffenden Namen. Unterdes teilen wir folgendes mit. Im Sept. v. J. hat Archidiacon¹⁾ Farler (also der oberste Missionar nach dem Bischof in der Universitäten-Mission) in Magila die deutschen Herren aufgenommen und gepflegt; wir wissen nicht, ob einer derselben bei ihm gestorben ist.²⁾ Farler wußte schon damals genau, was die Herren wollten und hat darüber in den Times geschrieben; er hat auch erklärt, daß sie Land gekauft haben von Leuten, die kein Recht hatten, es zu verkaufen und überhaupt die ostafrikanischen Landerwerbungen kritisiert. Daß er dabei von Sir John Kirk sollte beeinflusst worden sein, ist uns wenig wahrscheinlich. Jedenfalls ist Farler den deutschen Herren zuerst freundlich entgegengekommen. Man muß nun erst von ihm hören, was nachher vorgefallen ist. Es ist ja wohl möglich, daß sich bei den englischen Missionaren eine gewisse Abneigung gegen die deutschen Herren eingestellt hat; aber es ist ebenso wahrscheinlich, daß die letzteren an derselben nicht ohne Schuld sind.³⁾ Und das führt uns noch zu einigen Bemerkungen über die Tendenz des besprochenen Artikels.

In seiner „Entgegnung“ versichert allerdings Herr Dr. Fühlke, er stehe der englischen Mission „als völlig unbefangener Beobachter gegenüber.“ Wir haben deshalb den betreffenden Artikel ganz und wörtlich mitgeteilt, damit die Leser imstande sind, sich über diese „Unbefangen-

¹⁾ „Kol. Pol. Korresp.“ 1885 Nr. 19 wird er „Erdechant von Usaramo“ genannt!!

²⁾ „Kol. Pol. Korresp.“ 1885 Nr. 20 wird berichtet, daß ein Forsttandidat Kreuzberg, nachdem er „die sorgsamste Pflege im Hause eines (natürlich englischen) Missionars“ genossen, „seine letzte Ruhestätte auf dem Kirchhofe der Mission von Usambara gefunden.“ Die Universitäten-Mission hat in Usambara (Magila-Distrikt) 4 Stationen.

³⁾ In der nach den amtlichen Quellen“ verfaßten „Geschichte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ habe ich vergeblich nach dieser „Thatfache“ gesucht. Statt ihrer fand ich S. 105 die Mitteilung, daß 2 englische Missionare dem schwerverwundeten L. Schmidt nicht nur „seine Wunden ausgewaschen und verbunden“, sondern „ihn auch haben nach der Küste tragen lassen.“ Vermutlich sind das Missionare der Church M. S. gewesen, da die Verwundung auf dem Rückmarsche aus Usagara stattgefunden. Die Gerechtigkeit hätte erfordert, daß Herr Dr. Fühlke sowohl dieser als der oben erwähnten Pflege durch englische Missionare gleichfalls dankend gedacht hätte. —

heit" selbst ein Urteil zu bilden. Ausdrücklich bezeichnet Herr Dr. Zühlke denjenigen als einen „Schwächling“, „der sich scheue den Gedanken einer Mission im national-deutschen Sinne offen auszusprechen“ und er verlangt von dem Missionar, daß er nicht bloß „den allgemeinen Zwecken der Mission sondern seinem Vaterlande diene.“ Als ein Herzenskundiger hat er ferner der englischen Mission in Ostafrika den „unausgesprochenen“ Zweck untergelegt, „zu sondieren, ob dort brauchbare Gebiete vorhanden, die eventuell einmal zu annektieren der Mühe wert sei.“ Wie ist es möglich, daß bei solchen Grundanschauungen und Vorurteilen Herr Dr. Zühlke der englischen Mission „unbefangen“ gegenüber stehen kann, und zwar gerade in Ostafrika, wo die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, der er selbst in einer hervorragenden offiziellen Stellung angehört, in den Engländern ihre größten Feinde erblickt? Diese „Unbefangenheit“ ist Täuschung. In Wirklichkeit liegt die Sache so: Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erblickt in den Engländern ihre kolonialpolitischen Gegner und da sie nun einmal das Vorurteil hat, die englische Mission diene gerade in Ostafrika den Zwecken der englischen Kolonialpolitik, so will sie a priori von ihr nichts wissen. Unter diesen Umständen ist es ganz unmöglich, daß Herr Dr. Zühlke sine ira et studio über die englische Mission in Ostafrika schreiben kann, auch wenn er mit derselben besser bekannt wäre, als es thatsächlich der Fall ist.

Und nun kommen wir erst auf den eigentlichen wunden Punkt in der ganzen Missionsauffassung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und ihres Organs, der Kolonial-Polit. Korrespondenz: das innerste Grundwesen der Mission ist beiden ein völlig verschleierte Geheimnis. Herr Dr. Zühlke und mit ihm die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft betrachten die Mission nicht als das, was sie nach dem Willen ihres Stifters sein soll: als eine selbstlose Thätigkeit des christl. Glaubensgehorsams und des christl. Liebesdranges zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, als ein religiöses Rettungswerk an den Seelen, als eine Befeh-rungsarbeit; sondern als eine der Kolonialpolitik diensthuernde Magd, dem Vaterlande milchgebende Kuh. In einem trotz unsrer Aufforderung, sich zu nennen, bis heut anonym gebliebenen Artikel des „Deutschen Tagesblatts“, dessen Verfasser jedenfalls der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sehr nahe steht, — Herr Dr. Peters selbst hat die Autorschaft öffentlich abgelehnt — wird erklärt, daß „nichts identischer sein könne“ als Mission und vaterländische Interessen, d. h. „bestrebt zu sein: in den neu erworbenen Gebieten auch geistig Herr zu werden.“ Derselbe Artikel kann sich die Thätigkeit einer englischen Missions-Gesellschaft

in Deutsch-Ostafrika gar nicht anders denken, als daß durch dieselbe „mit der christlichen Lehre den friedlichen (!!) Negerstämmen antideutsche Gefinnungen beigebracht werden“ und proklamiert deshalb als „jedem Vaterlandsfreunde klar“ den Grundsatz, daß nichtdeutsche Missionen auf deutschen Kolonien in Zukunft nicht geduldet werden dürfen.¹⁾ Herrn Dr. Peters fehlt so sehr jedes Missionsverständnis, daß er die Befolgung der ihm vorgehaltenen Paulinischen Missionsgrundregel (Röm. 15, 20): „nicht auf einen fremden Grund zu bauen“, für identisch mit der Begünstigung „englischer Interessensphären“ erklärt.²⁾ Da dieser Herr geht soweit, daß er meine energische Betonung jenes Pau-

¹⁾ So beschämend solche Äußerungen auch für denjenigen Patrioten sind, der den deutschen Schild von jenem kleinlichen und engherzigen Chauvinismus unbesiegt erhalten sehen möchte, durch welchen Frankreich sich gerade in seiner Kolonialpolitik auszeichnet, so ist es doch tröstlich, daß glücklicherweise eine wirkliche Gefahr für Ostafrika nicht vorhanden ist, denn ganz Deutsch-Ostafrika gehört unsres Wissens dem Gebiete an, für welches Deutschland sich der ganzen civilisierten Welt gegenüber verpflichtet hat: jeder Mission, welcher Nation sie auch angehöre, den Zutritt zu gewähren. Die deutsche Regierung wird es also nicht zugeben, daß die Machthaber in Deutsch-Ostafrika diese Verpflichtung durch ihr Betragen zu einem toten Buchstaben machen.

²⁾ Auf meine Bemerkung in der Neuen Pr. Z. daß ich „nie und nirgends von englischen Interessensphären geredet und die mich der Begünstigung der englischen Interessen beschuldigende Anklage so lange für eine Verdächtigung erklären müsse als Herr Dr. Peters den Beweis nicht erbracht“ gab er ebendasselbst die seltsame Antwort: „Ich muß auch hierauf antworten, daß Herr Pastor Warned mir eine andere Behauptung unterschiebt, als ich gethan habe. Ich habe nämlich nicht gesagt, derselbe habe den Ausdruck englische Interessensphäre gebraucht. Herr Warned erwartet von mir den Beweis, weswegen ich ihn „der Begünstigung englischer Interessen anklage.“ Dieser Beweis liegt in dem von ihm gegen uns erhobenen Vorwurfe, „wir wollten uns in die Gebiete der englischen Missionsgesellschaft eindringen.“ Aus diesem Vorwurfe, da es sich um Gebiete handelt, welche in unserem eigenen Besitze sind, und da anerkanntermaßen die Frage der Mission bei den Engländern wenigstens in Ostafrika auch eine politisch-nationale ist, da es sich hier demnach thatsächlich um allgemeine englische oder deutsche Interessen handelt, leite ich das Recht ab, Herrn Pastor Warned der Begünstigung englischer Interessen zu zeihen.“ — Nach dem in Nr. 18 der „R. P. R.“ enthaltenen unqualifizierbar persönlichen Angriffe des Herrn Peters gegen mich hatte ich erklärt, daß ich es nicht für würdig halte auf eine in solchem Stile geführte Polemik zu antworten. Herr Peters, der sonst so oft von „Bornehmheit“ der Presse spricht, hat das in einer für ihn sehr charakteristischen Weise falsch verstanden; denn er schreibt in einem abermals unqualifizierbar persönlichen Artikel (Nr. 20): „Ich freue mich, daß diese Methode sich auch bei Herrn P. Dr. Warned bewährt hat.“ — Schwerlich wird „diese Methode“ Herrn Peters selbst irgendwo zur Empfehlung dienen.

linischen Grundsatzes in die „Kumpellammer historischer Antiquitäten“ wies. Doch das müssen wir wörtlich hören:

„Das Bedauerliche an diesem Standpunkte ist nur die Thatsache, daß in ihm thatsächlich eine Richtung zum Ausdruck gelangt, welche in unserer gesamten Missionsbewegung merkwürdigerweise noch immer Rückhalt zu haben scheint. Es wäre an sich wesentlich gleichgültig und nichts bedeutend, welches die Anschauungen des Herrn D. Warned als solchen sind; aber daß derselbe sich ungeschert unterstehen darf¹⁾ sie ohne entschiedene Zurückweisung aus seinen eigenen Kreisen öffentlich auszusprechen und zwar im augenscheinlichsten Gefühl, damit etwas Unbestreitbares, allseitig Anzuerkennendes mitzuteilen, darin liegt das Beklagenswerte und für die Nation als solche geradezu Beschämende. Denn das beweist, wie außerordentlich schwach das Nationalbewußtsein bei uns auch in weiten Kreisen noch entwickelt ist.

Freilich braucht diese Thatsache auf der andern Seite die Vertreter des nationalen Gedankens nicht allzusehr zu heirren. Herr D. Warned ist eben auf kirchlichem Gebiet ein Vertreter jener antiquierten schlaffen nationalen Auffassung, welche in ihren Rudimenten ja noch in fast allen Richtungen unseres Volkslebens vertreten ist, jedoch von Tage zu Tage offenkundiger durch die emporstrebende deutsche nationale Strömung beiseite gedrängt wird. Es ist derselbe Geist, welcher vormals das deutsche Volk zum Schleppenträger der umliegenden stolzeren Nationen machte, der in den wissenschaftlichen Kreisen unserer Nation hier und da noch in jenem faden Kosmopolitismus vergangener Tage auftaucht; es ist derselbe Geist, der sich auch in den Äußerungen von Herrn D. Warned und zwar in einer geradezu dummdreisten Naivetät breit macht. Diese Richtung kann die Ansätze zu einem energischeren Nationalismus, wie sie in Deutschland allerorten kräftig emporsprießen, wohl hin und wieder einmal hemmen und zurückstauen; im allgemeinen aber ist sie ihrer ganzen Natur nach viel zu schwächlich, als daß sie sich auf die Dauer vor dem Schicksal bewahren könnte, vom Strom der lebendigen Geschichte in die Kumpellammer historischer Antiquitäten beiseite geworfen zu werden.“

Und wie Herr Dr. Bühlke die Sache auffaßt, das zeigt ganz unmißverständlich der schwungvolle Eingang seines oben angeführten Artikels.

Gerade von dieser Nationalisierung der Mission verspricht sich Herr Dr. Bühlke eine neue große Missionsära. Daß er sich in dieser sanguinischen Erwartung völlig getäuscht sehen wird, ist jedem klar, dem Jesus Christus und sein großer Heidenapostel zuverlässigere Missionsautoritäten sind als die jetzt so plötzlich auftauchenden Missionsreformer der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Und trügen dieselben ihre originalen Missionsideen mit etwas mehr Bescheidenheit und ohne so viele beleidigende Ausfälle vor, so wäre man gern geneigt, den Mangel an Sachkenntnis und Sachverständnis als Entschuldigungsgrund

²⁾ Der Sperrdruck ist von mir. Wd.

geltend zu machen. Zunächst möchten wir die Herren bitten, einmal ein wenig Mission zu studieren und etwa mit dem von dem brüdergemeindlichen Missionsdirektor Reichel auf der vorjährigen allgemeinen Missionskonferenz in Bremen gehaltenen und S. 39 ff. dfr. 3. abgedruckten Vortrag zu beginnen. Hier redet der Vertreter einer ehrwürdigen Missionsarbeit, die über eine 150jährige Erfahrung verfügt. Besonders die S. 46 ff. mitgeteilten Fragen und Antworten möchte ich mir erlauben, der jungen deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft dringend zur Beherzigung zu empfehlen.

Diese Gesellschaft wirft durch ihren ebenso großen Mangel an Missionsverständnis wie Überfluß an nationaler Leidenschaftlichkeit und tendenziöser Rücksichtslosigkeit¹⁾ geradezu einen Feuerbrand in das friedliche Gebiet der evangelischen Mission. Bisher bestand, von einigen denominationellen Reibereien abgesehen, nicht nur ein sehr brüderliches Verhältnis unter den evangelischen Missionsarbeitern der verschiedensten Nationen, sondern auch eine Solidarität der evangelischen Missionsarbeit selbst und man hat nicht viel danach gefragt, ob die Arbeiter Deutsche oder Engländer, Amerikaner oder Franzosen, Holländer oder Norweger waren. Es war ihnen allen das erste und oberste Ziel zu helfen, daß der König Jesus Christus seine milde Herrschaft über die Heiden ausübe. Da kommt jetzt die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und erklärt: das muß anders werden; der Missionar muß vornehmlich seinem Vaterlande dienen und weil die christliche Lehre der Missionare einer andern Nationalität antideutsche Gefinnungen verbreitet, so müssen sie von den deutschen Kolonien fern gehalten werden. Was wohl unser Herr Jesus Christus zu solchen Missionsgrundsätzen sagen möchte!!! Wir hoffen zu Gott: es sind nur trübe Wolken, die vorübergehen; trübe Wolken, wie sie eben in der Erstlingszeit einer noch nicht geklärten und etwas forcierten Kolonialepoche vor der Sonne stehen. Aber wenn nun der Wind diese Wolken hinüberträgt in andre europäische Kolonialländer und von dort es aus dem Walde herausschallt wie der nationale Chauvinismus hier hineingerufen und das erbitterte England und Holland Repressalien übt gegen die deutschen Missionare auf ihren Kolonien — was dann?

Wir hoffen wieder zu Gott, daß diese Nationen groß und weise ge-

¹⁾ In der wiederholt angeführten „Geschichte“ wird besonders die Rücksichtslosigkeit mehr denn einmal als Eigenschaft der Gesellschaft hervorgehoben.

nug sein werden, das nicht zu thun; aber macht Deutschland sich nicht einen übeln Ruf durch die ganze evangelische Christenheit, wenn die Grundsätze der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auch nur bekannt werden? Schon der „Kulturkampf“ hat uns im Auslande nicht sehr empfohlen; welcher Intoleranz und Engherzigkeit würde man das protestantische Deutschland erst beschuldigen, wenn es auf seinen Kolonien keine außerdeutschen evangelischen Missionare dulden wollte? Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft spricht demjenigen den Patriotismus ab, der gegen diese Unduldsamkeit protestiert. Wir fragen ob etwa das patriotisch ist, unser teures Vaterland, die Wiege des evangelischen Christentums, aus kolonialpolitischer Eifersucht in der ganzen evangelischen Welt mit dem Makel religiöser Intoleranz zu behaften?

Und welche seltsame Ironie! Während auf die englischen evangelischen Missionare als auf Feinde des evangelischen Deutschlands eine förmliche Treibjagd gemacht wird, überschüttet der besprochene Artikel in seinem zweiten Teile (R. P. R. N. 20) die katholischen Missionare Frankreichs mit fast überschwenglichem Lob! Es ist augenblicklich nicht unsere Absicht, auch auf diesen zweiten Teil einzugehen, so vieles schätzenswerte Material er uns auch zur Beleuchtung bietet;¹⁾ nur auf die **Ironie**,

¹⁾ Nur ein Citat aus dem Elogium auf die französische Mission sei angeführt, welches die Missionsmethode der Patres, die sich der Billigung des Herrn Dr. Zühlke erfreut, beschreibt. Ob die Patres selbst mit dieser Darstellung und Approbation einverstanden sind, weiß ich nicht.

„Die französischen Missionare haben nun einen originellen Weg eingeschlagen, um bei ihrem Befehrungswerk Erfolge zu erringen. Bei einigen Negerstämmen der Ostküste war es Brauch und ist es auch wohl noch heute, daß die Eltern, die häufig nicht in der Lage sind, ihre Kinder ernähren zu können, diese aussetzen und dem Hungertode resp. dem Zerrissenwerden durch wilde Tiere preisgeben. (? Red.) Gewöhnlich sind diese Kinder in einem so zarten Alter, daß sie noch bildungsfähig sind und Aussicht vorhanden ist, daß gute, an ihnen vollbrachte Werke irgend welchen Eindruck auf sie machen. Bei erwachsenen Negern versucht die Mission das Befehrungswerk nicht. Diese Kinder haben die Missionare gegen ein Billiges den Eltern . . . abgekauft, um sie auf die Stationen Sansibar oder Bagamoyo zu bringen und hier nun den überaus schweren Versuch unternommen, aus Negern Menschen zu machen. Denn das ist die zunächstliegende Aufgabe, weiter nichts; und der einzige Weg, auf dem es möglich, ist der Weg der Arbeit. Arbeiten muß der Neger lernen, das ist das einzige Mittel, ihn zu erziehen. Diese aufgekauften Neger hatten in dem neuen Heim der Franzosen selbstverständlich zunächst keinen Besitz. So wurde ihnen denn, wenn sie heranwuchsen, ein Stückchen Land zur Bearbeitung gegeben, das sie sich allmählich zum Eigentum erarbeiteten in der Weise, daß sie eine bestimmte Zahl

welche zwischen ihm und der mit so großem Pathos geforderten „Mission im national-deutschen Sinne“ liegt, wollen wir noch kurz hinweisen. Wir zweifeln nicht, daß die französischen Patres in Bagamoyo sehr liebenswürdig zu den deutschen Herren gewesen sind; aber daß sie zu einer „Mission im national-deutschen Sinne“ besonders qualifiziert sein sollten, das dürfte doch wohl auch Herr Dr. Zühlke nicht behaupten, selbst wenn ihm nicht bekannt sein sollte, daß die Missionare der central-afrikanischen Mission des Kardinal Lavigerie ausdrücklich erklärt haben: *C'est pour la France aussi que nous allons travailler*,¹⁾ und daß es in Frankreich als ausgesprochener Grundsatz aller Regierungen gilt: aus der katholischen Missionsthätigkeit Kapital für politische Eroberungen zu schlagen.²⁾ Wir sehen ganz davon ab, daß die gelobte französische Mission eine römisch-katholische ist; aber wir finden es sehr, nun — sehr seltsam, daß so rücksichtslose Vertreter einer national-deutschen Mission, wie die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, daß derselbe Mann, der jeden einen „Schwächling“ nennt, welcher keine nationale

von Wochentagen für die Mission, die übrige Zeit für sich arbeiten konnten. Und während dieser Arbeitszeit bemühten sich nun die Missionare, ein Band zwischen sich und ihren Zöglingen herzustellen und in den Herzen der Schwarzen Anhänglichkeit und Liebe zu dem weißen Wohltäter zu erwecken. Bei vielen ist ihnen der Versuch wohl mißlungen, allein sie haben auch Erfolge zu verzeichnen und man kann sagen, jede der von Bagamoyo aus gegründeten Stationen ist ein solcher Erfolg. Wenn die Neger in Bagamoyo heranwachsen, so werden sie etwa im achtzehnten Jahre verheiratet, wenigstens diejenigen, die eine Lebensgefährtin aus der Mission haben wollen, und ist der Stamm der so Herangebildeten groß genug, so wandert der entbehrliche Teil, in der Regel etwa zwanzig Familien unter der Leitung zweier Brüder in das Innere hinein mit einer kleinen Carawane, um an einem geeigneten Platz eine neue Station zu gründen. So sind die Stationen Monda, Mrogro und die in Ukami, deren Name mir entfallen, gegründet.“

¹⁾ et l'assant des pays nègres, 71. — Dieser Kardinal Lavigerie erhält für seine Missionen Unterstützungen seitens der französischen Regierung. Allein für die Missionsstationen in Tunis jährlich 100 000 Frks. Bekanntermaßen unterstützt die franz. Regierung überhaupt die römisch-katholische Mission aus politischen Gründen. So zahlt sie ihr z. B. jährlich $\frac{1}{2}$ Million Frks. für ihre Stationen im Orient.

²⁾ Vergl. Warned, Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission, 452. — Wie es scheint, haben die traurigen Erfahrungen in Tonkin den Leitern der katholischen Mission selbst die Augen ein wenig geöffnet über die Gefährlichkeit der intimen Verbindung zwischen französischer Kolonialpolitik und römischer Mission. Ich möchte wenigstens die Begründung einer päpstlichen Gesandtschaft am chinesischen Hofe damit in Zusammenhang bringen.

Mission will, so schwärmerisch einer französischen Mission den Hof macht. Und noch eins. Ist es etwa „national=deutsch“ gerade Frankreich nachzuahmen in der Unduldsamkeit? England läßt die Missionare aller Nationalitäten auf seinen Kolonien unter seinem vollen Schutze ihr Werk treiben. Frankreich duldet nur französische!¹⁾ Es hängt das übrigens zusammen mit seiner ganzen verkehrten Kolonisierungsweise, nämlich: alles zu französisieren. Es ist von Kennern dieser Verhältnisse²⁾ oft nachgewiesen worden, daß Frankreich ein ebenso teurer wie unfähiger Kolonisationsator ist. Wir fragen darum auch, ob es weise ist, in der Kolonialpolitik gerade in französische Fußstapfen zu treten?

Und nun genug. Es ist schlimm, wenn man bei Verteidigung biblischer Missionsgrundsätze erst noch expreß versichern muß, daß man auch sein Vaterland lieb habe und es gern groß und mächtig sähe; daß man kein Feind der deutschen Kolonialpolitik sei und nichts lieber wolle, als daß auch die christliche Mission in ihrer Weise ihr diene. Die bittere Ära der Reichsfeindschaftsbeschuldigungen sollte doch endlich zu Grabe getragen sein. Wo eine Sache nicht hingehört, da soll man sie auch nicht hinthun und in die christliche Mission gehört die nationale Eifersucht und kolonialpolitische Leidenschaft nicht. Oder wollen wir etwa zu der altheidnischen Auffassung von der Religion als einer nationalen (nicht einer universalen) Angelegenheit zurückkehren?

Mit ihrem furor Teutonicus wird die deutsch=ostafrikanische Gesellschaft keine Mission treiben. Dazu gehört christliche Glaubensbegeisterung, christlicher Gebetsernst, christlicher Liebesdrang, christlicher Opfersinn, christliche Selbstlosigkeit, christliche Geduld. Das sind die Missionstriebkräfte. Beten und arbeiten wir, daß sie sich recht reichlich in Deutschland finden; nur hüten wir uns vor dem Wahne: wir hätten sie, wenn wir sie andern Nationen absprechen. Hier, in diesen christlichen Tugenden, ist ein Wettstreit der Nationen Gott wohlgefällig. Warneck.

¹⁾ In Gabun sind z. B. allerdings noch amerikanische; aber sie werden so bedrängt, daß sie bald gehen müssen.

²⁾ z. B. Hübbe=Schleiden, Ethiopien, 7 ff.

Die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft.

Von A. Fienisch, Missionsinspektor in Breklum.

A. Die Entstehung der Gesellschaft.

I. Vorgeschichte.

1. Die Beteiligung Schleswig-Holsteins an dem Werke der Heidenmission bis zum Anfange dieses Jahrhunderts.

Über die Beteiligung der Elbherzogtümer an der Heidenmission in früheren Zeiten ist wenig bekannt, und was bekannt ist, sind nur dürftige, abgerissene Einzelheiten, die nur zeigen, daß die Sache der Heidenmission im Lande nicht unbekannt und nicht ungeliebt war. Daß die Nachrichten so spärliche sind, mag ja damit zusammenhängen, daß durch die frühere politische Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark die ersteren an letzteres gewiesen, ja befohlen waren und daß deshalb in Deutschland wenigen bekannt wurde, was im Norden der Elbe für die Sache des Herrn unter den Heiden geschah, um so weniger, je mehr die dänische Heidenmissionsarbeit, in welche die der Herzogtümer Schleswig-Holstein verflochten war, in Kopenhagen sich konzentrierte. Aus den dortigen alten Missionsakten mag wohl mehr zu ermitteln sein.

In Dänemark begann am Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Belebung des Missionssinns, von welcher die Anregung auch nach Deutschland ging, ja welche der Ausgangspunkt einer immer intensiver und extensiver werdenden Heidenmissionsarbeit geworden ist.

König Friedrich IV., der in jener Zeit auf dem dänischen Throne saß, vergaß unter seinen Regentenpflichten auch die nicht, den heidnischen Bewohnern der dänischen Kolonien das Evangelium bringen zu lassen, ein Vorbild für alle christlichen Herrscher von Kolonialgebieten mit heidnischer Bevölkerung. Ob Friedrich die Sache mehr vom politischen Standpunkte, als von dem eines glaubenseifrigen Christen auffaßte, wollen wir hier nicht untersuchen. Es ist hier auch nicht der Ort, des weiteren auszuführen, wie er der Vater einer finnisch-lappischen Mission geworden ist, deren Missionare Thomas von Westen, Erich Bredahl, Paul Rejen, später Stockfleth und Tellström nicht vergessen werden sollen. Gleichfalls ist bekannt, wie durch denselben königlichen Missionsfreund die Eskimos des eiligen Grönlands ihren Hans Egede und dessen Nachfolger als Boten des

Friedens bekommen haben; es zeugen von dem Missionseifer König Friedrich des Vierten die dort jetzt noch vorhandenen Stationen der dänischen Mission.

Aber unter all diesen Männern war, soviel bekannt, keiner aus dem südlichen Teile des dänischen Reichs, aus Schleswig-Holstein; sie waren Dänen oder Norweger von Geburt.

Das dritte und wichtigste dänische, von Friedrich IV. in Angriff genommene Missionsgebiet, Trankebar in Ostindien, erhielt seine ersten Missionare überhaupt nicht aus dem Norden, sondern aus dem Herzen von Deutschland. War es bei Errichtung der finnisch-lappischen Mission der Beichtvater des Königs Dr. Jespersen gewesen, mit dem der König überlegte, der die Männer für den Missionsberuf suchte, so bei den Einleitungen zur Inangriffnahme der tamilischen Arbeit der Hofprediger Dr. Lützens. „Könnt ihr aber in meinem Reiche keine finden, so sollt ihr nach Deutschland schreiben“, sprach der königliche Missionsfreund zu ihm, als es sich um die Frage handelte, woher Missionare zu nehmen seien. Es fand sich im dänischen Reiche, auch in Schleswig-Holstein, niemand. „Das thut mir weh“, war die traurige Antwort des Königs, „daß mein Reich keine solchen Rüstzeuge Gottes hat.“ Lützens mußte nach Deutschland schreiben, und welchen Erfolg das hatte, ist bekannt. Deutsche Missionare begannen und trugen auch später die Trankebarmission.

Das Eis war gebrochen, und eine Anregung des Missionsfinnes war gegeben. Es fanden sich auch im dänischen Reiche und den deutschen Landen des Königs von Dänemark solche, die sich senden lassen wollten und hätten sich noch mehr gefunden, wenn man nicht in Halle darauf bestanden hätte, daß keine dänischen Unterthanen nach Trankebar gesandt würden, wie ja auch in Wahrheit die eigentliche Leitung der Mission in Halle und die Trankebarmission ganz deutschen Charakters war. Mehrmals wurden zum Missionsdienst empfohlene dänische Unterthanen, wie der Holsteiner Peterßen (später Propst zu Rendsburg) und Peter Clausen von Tondern, desgleichen später die Dänen Røck und Spleth zurückgewiesen; die Aussendung zweier gleich zu erwähnender Nordschleswiger aber hatte darin ihren Grund, daß dieselben in Halle studiert hatten und zur Halleschen Schule gehörten. Die später erfolgte Aussendung des Dänen Ole Maderup erregte sehr den Unwillen des Professors Fraeße, daß der Missionssekretär Finkenhausen in Kopenhagen alles aufbieten mußte ihn zu beschwichtigen.¹⁾

1) Vgl. Fenger, Geschichte der Trankebarschen Mission 1845. S. 161 ff.

Schon unter den nach Gründlers Tode 1720 in Trankebar anlangenden Missionaren B. Schulze, Nikolaus Dal und H. Riſtenmacher war der zweite ein Nordſchleſwiger, geb. im April 1690 zu Anſlet im Kirchſpiel Aller bei Hadersleben, der ſich beſonders um die Predigt und Überſetzungen in die portugieſiſche Sprache große Verdienſte erworben hat und am 5. Mai 1747 als der Senior der Miſſionare plötzlich heimging. Im Jahre 1755 folgte Petrus Dame aus Flensburg, auch ein Schüler der Halleſchen Univerſität, welcher 11 Jahre als des Vaters der Tamulen, Chriſtian F. Schwarz's, liebſter Gehülfe in Trankebar treu gearbeitet und in Tanshaur am 6. Mai 1766 geſtorben iſt. Im Jahre 1780 endlich zog Lorenz Friedrich Kulſſen aus dem Schleſwigiſchen dieſelbe Miſſionsſtraße, landete am 16. Juni in Trankebar, war aber ſchon am 15. Juli deſſelben Jahres eine Leiche, da ein Entzündungsſieber ihn plötzlich dahinraſſte. Der Genoffe Ziegenbalg aber, Plüſchow, iſt nach ſeiner Rückkehr aus Indien Paſtor in Beidenfleth im Holſteiniſchen geweſen und daſelbſt geſtorben.

Bald kam aber die Zeit der Dürre und des Verfalls der Däniſch-Halleſchen Miſſion in der Periode der Aufklärung, deren Meltau alles kirchliche Leben und Arbeiten zuſammenschrumpfen ließ. Da wurde es auch in Schleſwig-Holſtein ſtille, friedhofſtille, und Jahrzehnte hört man gar nichts von der Beteiligung der Herzogtümer an der Heidenmiſſion. Nur die kleinen Kreiſe der Stillen im Lande, welche durch die Brüdergemeinde durchgewintert wurden, mögen von Chriſtiansfeld aus Anregung für Miſſionsarbeit empfangen und der Brüdergemeinde Miſſionsliebe und Unterſtützung bewieſen haben. Andere ſchloſſen ſich heimlich an die Chriſtentumsgeſellſchaft in Dänemark oder an Baſel an, beſonders ſeitdem ſeit 1783 die Baſeler Blätter eine ſtetige Verbindung des Nordens mit Süddeutſchland anbahnten und weſentlich auch zur Stärkung des Miſſionsſinns beitrugen.

2. Die Wiedererweckung des Miſſionsſinnes ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts.¹⁾

Winter war es in der evangeliſchen Chriſtenheit geworden, der aber auch wieder vorübergehen ſollte und zwar nach Winterart mit brauſenden Stürmen, den Stürmen der Freiheitskriege. Die Züchtigungen der Gottes-

¹⁾ Weſentlich nach dem Artikel des † Paſtors Decker-Thumbye: „Kurze Geſchichte der Miſſion in der lutheriſchen Kirche Schleſwig-Holſteins“, im Schleſwig-Holſteiniſchen Miſſionsblatt Jahrg. 1878 Nr. 17.

hand und die nationale Erhebung waren Mittel, auch eine Neu belebung des christlichen Glaubens- und Liebeslebens herbeizuführen. Nun war ja freilich Schleswig-Holstein, weil mit Dänemark verbunden, nicht in gleichem Maße wie das übrige Deutschland in den Strom nationaler Erhebung und Begeisterung hineingezogen worden, aber die Erweckung neuen christlichen Lebens und damit der Missionsliebe und -arbeit sollte auch hier nicht ausbleiben.

Das Werkzeug dazu in Gottes Hand war Claus Harms, gegen dessen „neuen Glauben“ sich ein allgemeiner Aufruhr im Lande erhob. Es half aber kein Widerstreben. Die Wellen der positiv-christlichen Bewegung gingen immer weiter, immer mehr Kanzeln wurden für die Predigt des reinen Wortes zurückerobert, und solche Erweckungen sind stets der Mutter schoß neuen Lebens in der Heidenmissionsarbeit. Doch waren der öffentlichen Bethätigung der letzteren, der öffentlichen Sammlung von Gaben für dieselbe zunächst Schranken gezogen; nur heimlich konnte darüber geredet, nur privatim dafür gesammelt werden, denn (was den letzten Punkt betrifft) die dänische Regierung wollte nicht, daß das Geld aus dem Lande ginge, eine löbliche, national-ökonomische Sorge. Die Sammlungen für die Heidenmission wurden durch ein Reskript vom 31. Oktober 1822 verboten. Nur für die staatskirchliche Mission in Grönland konnten Gelder ohne Anstoß zusammengebracht werden, da diese ja im Lande blieben. Heimlich sandte man doch nach Basel oder brachte es nach Christiansfeld, mit dem viele fromme Kreise, besonders im Norden Schleswigs, in herzlicher Gemeinschaft verbunden waren. Auch Heidenboten fanden sich, die sich theils von der Brüdergemeinde theils von der dänischen Mission ausenden ließen.

Von den ersteren ist nur bekannt geworden: Rasmus Schmidt¹⁾, zu Wilstrup bei Hadersleben am 23. Juni 1792 geboren, der nach seiner Bekehrung in die Brüdergemeinde Christiansfeld eintrat und 1830 als Missionar nach Paramaribo in Suriname ausgesandt wurde, woselbst die Brüdergemeinde schon ca. 100 Jahre gearbeitet hatte. Seine Hauptarbeit in seinen gesegnetsten Arbeitsjahren hat er im Busch, in Gaujee gethan, wo das Werk des Herrn unter seiner Leitung wuchs. Er war ein Held mit seltener Demut und Aufopferungsfähigkeit, der am 12. April 1845 zu seines Herren Freude einging. Ein weißer Stein, mitten zwischen üppigen Kräutern und blühenden Büschen bezeichnet in Gaujee den Ort,

¹⁾ Vgl. über ihn: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt Jahrg. 1879 Nr. 6.

wo er neben vielen andern, im dortigen Miſſionsdienſte abgeſchiedenen Brüdern und Schweſtern im Frieden ſchläft.

Nach ihm ging auch ein Miſſionar Schwenneſen aus Bönſtrup nach Suriname, der aber 1857 aus der Brüdermiſſion austrat, ſich an Hermannsburg anſchloß und als Paſtor in Amerika geſtorben iſt.

In den Dienſt der dänischen Miſſion auf der damals noch dänischen Goldküſte, zu deren Beginn 1826 die königliche Erlaubnis gegeben wurde, trat A. Riis¹⁾ aus Suderlügum in Nordſchleſwig, ein Glaſer ein, der zu den Kreiſen gehörte, welche die Verbindung mit Baſel pflegten. Die erſten dorthin geſandten Miſſionare waren Baſeler Jöglinge, die nach Kopenhagen geſchickt, dort ordiniert und abgeordnet worden waren. Als von ihnen bald 3 dem mörderiſchen Klima erlagen, ſandte man Erſatz in 3 anderen Boten, dem Mediciner Heinke, einem gewiſſen Jäger aus Voit bei Apenrade und A. Riis, die letzteren beiden alſo Schleſwiger, die zu ihrer Ausbildung nach Baſel gegangen waren. Als ſie 1832 in Afrika landeten, war auch der vierte von der erſten Ausſendung ins Grab geſunken. Heinke folgte nach wenigen Wochen, bald darauf Jäger, und A. Riis blieb ganz allein. Von Kopenhagen wurde ihm freigeſtellt, ob er zurückkehren oder bleiben wolle, da man nach ſolchen, in ſo kurzer Zeit gefallenem Opfern die Arbeit dort aufzugeben gedachte. Aber Riis entſchloß ſich zu bleiben, und iſt durch dieſe Treue und Ausdauer der Grundleger der jezt ſo geſegneten Miſſion der Baſeler Geſellſchaft auf der Goldküſte geworden. Er ging nach Akropong (der jeztigen Baſeler Station), konnte aber bei den vielen Kämpfen der Negerſtämme zu friedlicher Arbeit und zu irgend welchem Erfolge nicht kommen. Von zwei zur Verſtärkung geſandten Miſſionaren Mürdter und Stange mußte der letztere bald nach Europa zurückkehren, der andere wurde in die ewige Heimat abgerufen, und ſo ſtand Riis zum zweiten Male vereinsamt im gefährlichen Lande, unter wilden Sätmmen, ohne nur an ſie herankommen zu können, nur unterſtützt von ſeiner aus Chriſtiansfeld ſtammenden treuen Gattin Anna Margareta geb. Wolter. Die Verſuchung zur engliſch-kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft überzugehen trat an ihn heran, aber er hielt treu bei Baſel aus. Er zog im Lande umher bis tief ins Innere hinein, kam auch nach Kumafe, der Hauptſtadt des Aſantereiches, ſah aber nur die dort noch in ungeſtörter Herrſchaft ſtehenden entſetzlichen heidniſchen Greuel, ohne irgend eine Gelegenheit mit der Miſſionsarbeit einſetzen zu können zu finden. 1840 kam er zur Erholung

¹⁾ Über ihn vergleiche: Schleſwig-Holſteinisches Miſſionsblatt Jahrg. 1879 Nr. 1.

nach Deutschland und berichtete über seine meist traurigen Erlebnisse. Daß er aber nicht zum Aufgeben der Arbeit riet, ersieht man daraus, daß der Vorstand in Basel den Beschluß faßte, ihn mit einem anderen Zögling wieder auszuenden, vorher aber ihn nach Westindien zu schicken, um von dort christliche Neger als Ansiedler für die Goldküste zu holen. Das wurde ausgeführt; er kam mit den schwarzen Helfern auf seinem harten Arbeitsfelde wieder an, doch sollte sein Wirken bald am Ende sein. 1845 mußte der treue Mann Westafrika verlassen, ohne daß er einen einzigen Heiden getauft hätte. Zwei Erstlinge empfangen erst 1847, 2 Jahre nach Riis Abgange das heilige Sakrament. Seine treue Frau starb auf der Rückreise und fand im Meer ihr Grab. Nach seiner Ankunft in Europa trat Riis aus dem Dienst der Baseler Missionsgesellschaft aus, in dem er 11 Jahr gestanden hatte und wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen, woselbst er 1854 gestorben ist. Hat er auch nicht ernten dürfen, so ist er doch der Bahnbrecher auf der Goldküste gewesen und hat Samen ausgestreut, dessen Frucht andere nach ihm haben ernten dürfen.

Seitdem hat es in Schleswig-Holstein nicht an solchen gefehlt, die sich der Heidenmission zur Verfügung stellten. Es seien gleich vorausgreifend die 3 Missionare Rommensen, Johannsen und Christiansen genannt, welche in Barmen ausgebildet wurden und auf Sumatra in der gesegneten Battamission ihre Arbeit fanden. Andere wandten sich nach Basel, zur Goßnerschen Mission oder nach Hermannsburg, das ja so nahe lag und dessen Arbeit in der Heidenmission die Augen auf sich zog. In den Dienst der Hermannsburger Mission traten, soviel dem Schreiber dieses bekannt geworden ist¹⁾, 26 aus Schleswig-Holstein gebürtige Missionare und Missionarsfrauen. Unter den Missionaren werden genannt der jüngere Hansen aus Ausacker, Jensen, Jordt, Johann, die nach Transvaal gesandt wurden. Der ältere Hansen und Bürgensen (gestorben) gingen nach Natal, während des älteren Hansens Bruder schon als Zögling im Missionshause starb. In Indien arbeiten im Dienste der Hermannsburger Thomas und Paul Petersen²⁾, in Neuzeeland Clausen, in Australien Joachim Köhnke, während sein Bruder Johann dort vor zwei Jahren gestorben ist. Im Dienst der amerikanisch-lutherischen Mission des Generalkonzils standen resp. stehen noch der Missionar Grønning, jetzt Pastor in Ballum (Nordschleswig) und Missionar Schmidt, ein Nordschleswiger.

¹⁾ Nach einer Mitteilung des Herrn Missionsdirektors E. Harms in Hermannsburg.

²⁾ Bgl. unten.

Schon geraume Zeit vorher, ehe ein Hermannsburger Missionsleben entstand, war die Mission den Herzogtümern viel näher, als früher gerückt, indem 1836 die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg gegründet wurde. Aus dieser Nachbarschafter wuchs auch das Interesse und die Thätigkeit für das Werk der Heidenbekehrung bei vielen Geistlichen, besonders aber in den Kreisen frommer Laien. Auch wurde bald von seiten der dänischen Regierung der Sache mehr Freiheit im Lande gewährt. Christian VIII. gestattete in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre durch ein Reskript, Sammlungen für die Heidenmission abzuhalten, freilich nicht ohne auf die Unterstützung der grönländischen Mission ausdrücklich hinzuweisen. Weiteres Wehren hätte auch nichts geholfen, denn es war die Beteiligung an der Mission und der Sinn für dieselbe so erstarkt, daß das alte Verbot schon längst nicht mehr beachtet wurde. —

Eine andere Anregung ging von Lübeck aus, woselbst sich ein Missionsverein, ursprünglich aus Reformierten und Lutherischen bestehend, nachher in 2 Vereine auseinandergehend, bildete, an den sich viele der holsteinischen Gemeinden angeschlossen, während der Südwesten sich mehr zu Hamburg neigte, andere mit Basel und Barmen Verbindungen hatten und das nördliche, Dänisch redende Schleswig sich zur Brüdergemeinde, oder zur dänischen Mission oder seit Entstehung der Hermannsburger Anstalt zu letzterer hielt.

Eine auf Konzentrierung gerichtete Wendung nahm die Missionsache seit 1854, in welchem Jahre Bischof Koopmann sein Amt in Holstein antrat. Aus dem Zustande der Zersplitterung der Kräfte heraus zu einer Landesmissionsthätigkeit zu kommen, das war eine der Aufgaben, die er sofort ins Auge faßte. An eine eigene Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft dachte damals dieser oder jener, ohne daß irgend etwas nach dieser Richtung hin geschah oder geschehen konnte. Es galt zunächst, die Mission als allgemeine Christenpflicht und Aufgabe der Kirche zum Bewußtsein zu bringen und die Opferwilligkeit anzuregen. Das geschah zunächst dadurch, daß für ganz Holstein, von dem damals Schleswig politisch und kirchlich noch getrennt war, ein Sonntag, der fünfte nach Trinitatis zum jährlichen Missionssonntage bestimmt und an demselben eine Kollekte für die Heidenmission angeordnet wurde. Soviel dem Schreiber bekannt, ist Holstein die erste evangelische Kirchenprovinz gewesen, in der diese Einrichtung getroffen wurde, während andere Landeskirchen später, teilweise viel später nachfolgten. Auch auf Veranstaltung eines Landesmissionsfestes und auf Verbreitung von Missionschriften wurde das Augenmerk gerichtet. Die Zahl der Missionsfeste, Propstei- wie Gemeindefeste, wuchs. Auf denselben wirkten

die Vertreter der Leipziger, Berliner, Hermannsburger, Gofnerschen Missionsgesellschaft mit; auch Missionare, besonders rheinische, wie Krone und Krönlein krönten diese Feste durch ihre aus eigenster Erfahrung geschöpften Mittheilungen.

Nach der Vereinigung von Schleswig und Holstein im Jahre 1864 wurde der Missionssonntag auch für erstgenannten Landesteil festgesetzt, und besteht diese Einrichtung seitdem in der ganzen Provinz. Die Verbindungen mit Basel und Barmen wurden weiter gepflegt, auch die Berliner Südafrikanische und die Gofnersche Mission nicht vergessen. Dagegen wandte sich mit dem Erstarken des konfessionellen lutherischen Bewußtseins das Interesse mehr und mehr der Leipziger und Hermannsburger Mission zu. Mit letzterem Orte trat besonders das sich von der allgemeineren Bewegung mehr zurückhaltende Nordschleswig in Beziehungen und noch jetzt wird der Hermannsburger Missionar Petersen in Tripaty (Vorderindien) vom Nordschleswigschen Missionsverein unterhalten.

Vermitteltst der Presse, durch den von ihm herausgegebenen „Sonntagsboten“ trug Propst Versmann in Ikehoe den Missionsgedanken weiter in die Gemeinden hinein, wodurch der Missionseifer belebt und die Summe der Missionsbeiträge bedeutend erhöht wurde. Es ist aber leider nicht möglich, auch nur eine annähernde Schätzung dieser Höhe anzustellen, da die Gaben nach zu viel Seiten hin gegeben wurden. Auch Versmann wagte noch nicht, die Gründung einer eigenen Missionsanstalt ins Auge zu fassen, trat aber mit schleswig-holsteinischen Missionaren, welche im Dienst andrer Gesellschaften standen, in nähere Beziehungen, so mit Missionar Louis in China und besonders mit den obengenannten Sumatranern Kommenzen und Johannsen, für welche als für „Unsere Missionare“ die Fürsorge übernommen wurde und noch bis auf den heutigen Tag im Lande gegeben wird.

So fing das Missionsinteresse an sich zu konzentrieren und das Ziel, auf das man immer mehr lossteuerte, ohne noch zu wagen es fest ins Auge zu fassen, war die Gründung einer eignen Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft, welcher Plan immer mehr seiner Verwirklichung entgegen ging.

(Schluß folgt.)

Missionsbrundschau.

II.

Afrika.

Wir wollen diesmal vom Nordosten des schwarzen Erdteils aus unsern Ausgang nehmen.

Schon gelegentlich der neulich kurz erwähnten Ermordung des anglikanischen Bischofs Hannington machten wir auf die Bewegung aufmerksam, welche der koloniale Vanderwerbungsseifer der europäischen Mächte speciell unter den ostafrikanischen Völkern hervorgerufen zu haben scheint. Wie die folgenden Thatfachen beweisen, ist leider diese Bewegung im Wachsen.

Zunächst wird aus Abessinien gemeldet, daß der Negus Johannes die Ausweisung der (kathol. wie evang.) Missionare verfügt hat (Glaubensbote 1886, 68). Die beiden deutschen Christona-, sowie zwei schwedische Missionare sind schon an der Küste angekommen (N. Ev. K.=Z. Nr. 19) und irren wir nicht, so haben auch die katholischen das Land bereits verlassen. Wie aus den Zeitungen bekannt, hat auch die russische (griech.-kathol.) Gesandtschaft unverrichteter Sache wieder abziehen müssen.

Weiter hat die Besetzung der Hafenstadt Sela (Zeila) und der Stadt Harrar an der Küste des Meerbusens von Aden durch italienische Truppen eine sehr feindselige Stimmung unter den dortigen Eingebornen hervorgerufen, welche binnen wenigen Wochen zu grausamen Missethaten geführt hat, deren eine die französische Karamane eines Herrn Parral, die andre die italienische Expedition des Grafen Porro betroffen hat (Ausland 399 f.). Die Details dürfen wir als aus den Zeitungen bekannt hierorts übergehen.

Ferner wird ganz kürzlich aus Sansibar gemeldet, daß der methodistische Missionar Houghton mit seiner Gattin von den Masai ermordet worden sei. Es ist von dieser ostafrikanischen Mission der (vereinigten freikirchlichen) englischen Methodisten, die etwa fünf Stunden nördlich von Kabai in Ribe ihren Hauptsitz hat, in Deutschland sehr wenig bekannt, obgleich einer ihrer früheren Arbeiter, Ch. New, durch seine bedeutenden Entdeckungsreisen in den geographischen Kreisen eine wohlbekannte Größe ist. Nun, diese methodistische, kleine aber bereits über ein Vierteljahrhundert alte, jetzt etwa 100 volle Kirchenglieder zählende Mission, welche außer Ribe noch drei Außenstationen besitzt, war eben im Begriff, nach dem Masailande zu sich auszudehnen — da haben Mörderhände dem Leben des Missionspioniers und seiner Gattin ein Ende gemacht. Das betreffende Telegramm läßt uns über die Gründe dieses Mordes allerdings noch im ungewissen; aber die Vermutung liegt nahe, daß dieselben in einem ähnlichen Zusammenhange stehen mit der Furcht vor den deutschen Land-erwerbungen wie der Mord Hanningtons. Die Kol. Pol. Korresp. (Nr. 22), das offizielle Organ der deutsch-ostafrikanischen Ges., findet die ganze Nachricht „wenig glaubwürdig“; fügt aber die gerade in solchem Zusammenhange wenig edle (übrigens auch unzutreffende) Bemerkung hinzu: „daß die Farbigen auf die englischen Missionare schlecht genug zu sprechen sind, ist allerdings bekannt.“

Was die Ermordung Hanningtons betrifft, so liegt jetzt eine ganze Fülle specieller Nachrichten vor. Hannington hatte am 8. Okt. auf dem Wege durch das Masailand Kamirondo erreicht an der Nordostecke des Viktoria Nyanza, wo er glücklicherweise den schwarzen Missionar Jones, den ersten Ordinierten der Nombas-Mission, zurückließ. Gerade einen Monat darauf trafen von den 50 Leuten, die den Bischof auf seinem weiteren Wege nach Uganda begleitet, vier als Flüchtlinge wieder in Kamirondo ein, welche meldeten, daß Hannington am 31. Okt. nach achttägiger Gefangenschaft samt den meisten seiner Begleiter ermordet (er erschossen, die Schwarzen gespießt) worden sei. Wieder einen Monat später brachte Jones mit dem Reste der Karawane die Trauerkunde nach Freretown. Viel aufklärender aber sind die Briefe der Ugandamissionare, besonders Macays. Der junge König Mwanga, dem Laster des Hofrauchs ergeben, rachsüchtig, unbeständig, launenhaft und unter dem Einflusse der araberfreundlichen Häuptlinge stehend, war über die deutschen Landwerbungen und die Flottendemonstration vor Sansibar in eine höchst erregte Stimmung versetzt. Schon den Mtesa hatten die Häuptlinge immer gegen die englischen Missionare einzunehmen gesucht, indem sie ihm sagten, sie würden das Land aufessen. Aber Mtesa hatte stets darauf erwidert: Wenn die Weißen ihm das Land nehmen wollten, so müßten sie doch erst an der Küste anfangen! Und nun kam die Nachricht: die Küstenländer sind aufgefressen! Natürlich bemühten sich die englischen Missionare dem König auseinander zu setzen, daß sie keine Deutschen seien; aber als dieser sich nun über die Deutschen erkundigte und vernahm, daß der in seinen Augen große Sultan von Sansibar ihnen entfernt nicht gewachsen sei, ja daß auch England zu Lande keine solche Macht habe wie sie, da wuchs nur sein und seiner Häuptlinge Mißtrauen. Alle Weißen, hieß es, sind eins. Die Missionare sind nur die Vorläufer eines Kriegs zum Zweck der Eroberung des Landes. Sie warteten nur auf ihren Anführer, den Bischof, das Land aufzufressen. Ganz heimlich wurde also Befehl gegeben, den nahenden Bischof zunächst gefangen zu halten und dann ihn hinzurichten. Auch als die blutige That geschehen, suchte man sie vor den Missionaren, die bei Hofe nicht zugelassen wurden, lange zu verbergen. Es folgte auch für diese nun eine äußerst gefährliche Zeit, in der sie sich gleichfalls stets auf den Tod gefaßt halten mußten. Ein christlicher Page des Königs, der es gewagt hatte, gegen die Hinrichtung des Bischofs aufzutreten, wurde lebendig verbrannt. Trotzdem haben neue Taufen stattgefunden und der Glaubensmut der jungen Christen wird als vortrefflich geschildert (Int. 86, S. 98. 177. 202. 371). Ubrigens denkt die Ch. M. S. nicht daran, etwa bei der englischen Regierung irgend einen Racheakt wegen der Ermordung H.s zu beantragen. Sie ist sich gerade jetzt des klar bewußt, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich, sondern geistlich sind und daß ihre Missionare immer dazu bereit sein müssen, um des Evangelii willen, ihr Leben zu lassen (L'Afrique 1886, 128).

Unterdes ist — nach Petermanns geogr. Mittheilungen 1886, 150 — folgendes vom 8. Januar datirtes Telegramm von dem Reisenden Dr. Fischer eingetroffen:

„Uganda nicht passierbar; Kabaka ein roher, gewaltthätiger Mann, der dem Bangi-Kauchen ergeben. Europäer werden verfolgt; Araber haben intriguiert, auf Vorgänge in Sansibar fußend, besonders gegen Deutsche. Englischer Bischof Hannington ermordet, alle Missionskinder verbrannt, hunderte von Waganda (auch Wafunga) getötet, weil sie zu den Engländern in die Schule gegangen. Gestern nacht durch zwei meiner Leute, welche nach Uganda geschickt, um mich anzumelden, einen Brief von Mr. MacKay erhalten, der sagt, daß der Kabaka vor hat, mich mit allen Trägern zu töten. Ich solle sobald wie möglich Kagei verlassen. Ein Glück, daß ich nicht zwei Monate früher hier eintraf, bevor Bischof Hannington Uganda erreichte, welcher mit 400 Mann durchs Massailand über Kawirondo und Uffoga gezogen; in der Nähe des Nil-Ausflusses ist er mit 50 Sansibarleuten getötet, seine zwei Begleiter sollen entkommen sein. Emin=Bei hat an MacKay geschrieben, daß er keine Erlaubnis erhält, Unjoro zu passieren, Kabarega will weder Europäer noch Ägypter oder Araber sehen. Emin=Bei soll mit Junker unweit Unjoro lagern, im Grenzgebiet von Kedi. Die Bakedi hat er zurückgeschlagen. — Will übermorgen fort und versuchen, östlich um den See zu gehen, über Kawirondo, von dort die Grenzgebiete von Uganda-Unjoro weit links lassend, die ägyptischen Provinzen zu gewinnen suchen. — Habe keinen Augenblick Ruhe, alle Waren müssen wieder umgepackt werden; dabei noch schwach von Fieber. Sehr ungesunder Ort hier: bössartige Fieber, Dysenterie, Augenentzündungen (4000 Fuß über dem Meerespiegel). Die Route ist sehr schwierig, da keine mohamedanischen Handelswege hier bestehen. Auch sind meine Waren für Uganda-Unjoro eingerichtet (viel teure Zeugstoffe), während in jenen Gebieten hauptsächlich Messingdraht und Perlen gehen. Habe an MacKay geschrieben, womöglich Emin=Bei wissen zu lassen, daß ich versuche, auf besagtem Wege mich mit ihm zu vereinigen.“

Wir hoffen, daß dieses Telegramm nicht in allen seinen Teilen richtig ist. So ist uns unklar, wer mit den Missionskindern gemeint ist. Vermutlich die drei jungen Christen, von deren Feuertode schon Beiblatt S. 14 erzählt worden ist, und der neuerdings lebendig verbrannte Page. Oder sollten die Schulkinder gemeint sein? Kinder der Missionare selbst sind nicht da, da diese sämtlich unverheiratet. In einem vom 20. Dezember datierten und am 12. April in London eingetroffenen Briefe MacKays¹⁾ ist von den durch Fischer gemeldeten Morden noch keine Rede. Da das Telegramm aber erst 18 Tage nach diesem MacKayschen Briefe abgegangen, so wäre das Schreckliche allerdings immerhin möglich. —

Die letzten Nachrichten der französischen katholischen Missionare, die bekanntlich durch den jungen König nach Uganda zurückgerufen worden sind, sind noch viel älteren Datums (Anfang August 1885) und lauteten — allerdings in einigen französischer Bulletinstil — sehr siegesgewiß (Kath. Missionen 1886,

¹⁾ Im Int. 483 ff. wird dieser im Manuskript 112 Seiten lange Brief soeben veröffentlicht. Er ist voll interessanten Details, bringt aber nichts wesentl. Neues. Dr. Fischer ist durch MacKay benachrichtigt worden, seinen Weg ja nicht durch Uganda zu nehmen.

107). Nach Andeutungen in den Briefen der englischen Missionare befanden sich indes die Franzosen in einer nicht viel geringeren Gefahr als sie selbst.

Es ist ein sehr dornenvoller und opferreicher Passionsweg, welchen bis jetzt die Ugandamission geführt worden ist. Aber so dunkel die Wolken auch sind, welche augenblicklich über ihr hängen, wir sind des guter Zuversicht, daß er durch Sterben zum Leben, durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Unterliegen zum Siegen führen wird. Daß sich, seit die Kunde von Hanningtons Ermordung in England eingetroffen, bereits 53 Männer bei der Church M. S. gemeldet haben, dürfen wir als ein gewisses Unterpfand dafür ansehen, daß der christliche Glaubensmut dieses blutgetränkte Missionsfeld nicht aufgeben wird. —

Über die Mombas-Mission der Church M. S. bringen wir in dem Beiblatt zu dieser Nummer genauere Mitteilungen, so daß an dieser Stelle die Nachricht genügt: im Dschaggalande haben zwei Boten derselben festen Fuß gefaßt und sich zu dem mächtigen Häuptling Mandara freundlich gestellt.

Auch über die central-afrikanische Universitäten-Mission genügen dieses Orts einige kurze Notizen, da wir demnächst eine ausführliche Darstellung ihrer gesamten Arbeit bringen werden. Der eben erschienene Report for 1885—1886 meldet: Die Arbeiterzahl beträgt 26 Geistliche, 23 Laien, 14 unverheiratete Lehrerinnen, 3 eingeborne ordinierte Gehilfen. In Kiungani (der Schule auf Sansibar) ist eine theologische Klasse eröffnet. Getauft wurden im Laufe von 1885 77 Personen. Zu Magila ist die schöne Kirche jetzt vollendet und jüngst vom Bischof eingeweiht worden. Im Rovumadistrikt hat die Meldung des Häuptlings Matola von Kewala zum Taufunterricht bedeutendes Aufsehen erregt. Die Hauptausdehnung des Arbeitsfelds hat nach dem Nyassa zu stattgefunden, auf dem die Gesellschaft jetzt einen eigenen kleinen Dampfer hat. Auf der Insel Dikomo wird soeben die Centralstation für die Seearbeit angelegt. Auch die literarische Arbeit hat verschiedene neue, vornehmlich sprachliche Werke produziert. Die Gesamteinnahme hat 310 000 Mk. betragen.

In einer sehr kritischen Lage befand sich und befindet sich zum Teil noch die Tanganyika-Mission der London M. S. Während zwei ihrer Arbeiter nach nur kurzem Aufenthalte schnell hintereinander gestorben waren, kehrten zwei andre eben erst ausgesandte krank und entmutigt heim. Seit dem Beginn der Mission (1876) sind 23 Personen ausgesandt worden, von denen zehn gestorben und neun mehr oder weniger schwer krank haben nach England zurückkehren müssen. Dennoch ist die Gesellschaft entschlossen, dieses opferreiche Missionsgebiet nicht aufzugeben, gedenkt vielmehr durch zehn frische Arbeiter mit neuer Energie das angefangene Werk fortzuführen (Chron. 1885, 331. 339). Neben Mr. Shaw in Urambo thut augenblicklich Kapitän Hore mit seiner mutigen Gattin am See selbst den Hauptdienst. Auf der Insel Kavala (nahe bei Mtowa in Uguha am Westufer) hat er theils aus Gesundheitsrücksichten theils weil sie als Schiffstation besonders gut gelegen ist, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Neben der Schulthätigkeit, welche beide Gatten üben, widmet sich der Kapitän besonders Pflanzungen, Wegeanlagen und Bauarbeiten (Ebd. 1886,

142). Daß unter diesen Umständen von Resultaten der Tanganyika-Mission noch keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. — Die Nachrichten über die katholische Mission ebendasselbst lauten auch nicht erfreulich. Zwei Stationen haben um der Feindschaft der Araber willen müssen aufgelöst werden, "dagegen sind auf der dritten während einer Blatternepidemie viel — Sterbende getauft worden (Kath. M. 1886, 110).

Relativ besser lauten die Nachrichten vom Nyassa, obgleich auch da der ausgestreute Same nur langsam Wurzel schlägt und leider schon wieder zwei frische Gräber für zwei junge Missionsarbeiter haben gegraben werden müssen (in Summa bis jetzt zehn Todesfälle). The Free Ch. of Scotland Monthly (1886, S. 109) bringt eine kurze und gute Übersicht über die elf Jahre der bekanntlich von der Freikirche, der Ref. K. und den Vereinigten Presbyterianern Schottlands 1875 gemeinschaftlich gegründeten — Livingstonia-Mission und zwar nach seiten ihrer kulturellen, medizinischen, unterrichtlichen, literarischen und evangelistischen Thätigkeit. Bezüglich der ersteren heißt es u. a.: „es wird die Freunde des Handels interessieren zu erfahren, daß die Livingstonia-Mission Pionierdienste geleistet hat für einen neuen Markt, welcher bis jetzt von zu Hause über 500 000 Ellen Baumwollenzeuge, 25 Tonnen Perlen, 7 Tonnen Seife, Eisenwaren, und eine solche Menge anderer Artikel bezogen hat, daß man sie im einzelnen gar nicht aufzählen kann.“ — Der Sklavenhandel, der eine Zeit lang sich wenigstens zu verbergen suchte, treibt sein schändliches Gewerbe leider wieder ganz offen, da er sich vor der bloß geistigen Macht der Mission nicht mehr fürchtet. — Gegen 300 Schüler besuchten im letzten Jahre die verschiedenen Missionsschulen. — Die literarischen (sprachlichen, unterrichtlichen, erbaulichen und Übersetzungs-) Arbeiten mehrten sich mit jedem Jahre. Volle Kirchenmitglieder giebt es allerdings erst neun und auch die Zahl der Katechumenen ist nicht sehr groß; aber man hofft, einen guten Grund ans künftige gelegt zu haben. — Die Mission kostet im Durchschnitt pro Jahr 80 000 Mk. Von fünf zu fünf Jahren wird für sie in den genannten Kreisen Schottlands gesammelt, jetzt zum dritten mal, und es ist kein Zweifel, daß die nötigen 400 000 Mk. bald zusammen sein werden (Ebd. 47).

Die Mission der schottischen Staatskirche am oberen Schire mit der Centralstation Blantyre hat jetzt neun Jahre hinter sich; die Zahl der Getauften ist selbstverständlich auch hier noch klein, aber das Evangelium hat doch schon weithin sittigend gewirkt, wie sich z. B. beim Tode des alten Häuptlings Kapene zeigte, bei welchem weder die üblichen Menschenopfer, noch sonstige heidnische Greuel stattfanden. Mit einem regelmäßigen Schulbesuch scheint es noch recht schwach zu stehen (Church of Sc. Miss. Rec. 1886, 344. 375). —

Die früher (A. M. J. 1883, 514. 1884, 228. 281. 1885, 153) nur kurz erwähnte für die Barotsche bestimmte Sambesi-Expedition des zur Pariser M.-G. gehörenden Missionar Coillard ist nach vielen Mühsalen endlich am Orte ihrer Bestimmung, d. h. zunächst in Sesheké am Ober-Sambesi angekommen. Freilich ob — abgesehen von allen andern Schwierigkeiten — die politischen Wirren mit dem vielen Blutvergießen und Zerstören in ihrem Gefolge, eine sichere Existenz der beiden Missionsfamilien und gar eine ge-

deihliche Wirksamkeit zulassen werden, das ist eine andere Frage. Auch der wiederholt erwähnte englische Freimissionar Arnot hatte der kriegerischen Verwicklungen wegen sich im Lande nicht halten können. Desgleichen scheint die so glänzend ausgestattet gewesene jesuitische Sambesi-Expedition fast völlig gescheitert zu sein. Die neusten Nachrichten sowohl über die Landeszustände wie über die Lebensweise der Missionare lassen erkennen, daß ebenso großer christlicher Heldenmut wie Entbehrungsfreudigkeit dazu gehört, unter solchen Umständen auszuhalten (Journal des Miss. évang. 1886, 27. 61. 132. 165. L'Afrique 1886, 153). Wir hoffen demnächst in einem selbständigen Artikel Ausführlicheres mitteilen zu können.

In Umsilas Reich (die Residenz liegt von Sofala aus direkt westlich) scheint sich die junge Mission des Am. Board nun befestigt zu haben. Eine neue Station ist angelegt, die Predigt findet aufmerksame Zuhörer, die Zahl der Katechumenen wächst, die Schule wird besucht (auf der Hauptstation Mongwe von 111), die literarische Arbeit macht Fortschritte; ja von der Nebenstation Makodweni wird sogar der Anfang einer Erweckung berichtet. 48 Personen haben sich freiwillig zur Ablegung aller heidnischen Gebräuche erklärt (Miss. Her. 1886, 20. 107. 144. 181). — Merkwürdigerweise erfährt man selten etwas über die westlich von Umsilas Reich gelegenen Londoner Matebelen- und die südlicheren Bamingwato-Stationen. Daß bis zu den letzteren die englischen Annektionen sich ausgedehnt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. —

Südwestlich von Umsilas Reich jenseit des Limpopo treffen wir auf die nördlichsten Vorposten der Berliner M.-G.; die gerade in Nordtransvaal ein zwar beschwerdereiches, aber auch besonders hoffnungsvolles Arbeitsfeld besetzt hat, auf welchem es unter gesunder Oberleitung munter vorwärts geht. Für die Details verweisen wir auf Wangemanns zweites Reisejahr und Berl. B. 1886, 181.

Am Ende des vergangenen Jahres (vom 20. Dez. an) feierte der Am. Board das 50jährige Jubiläum seiner Sulu-Mission, bei welcher Gelegenheit eine neue Erziehungsanstalt eingeweiht wurde, deren Baukosten gegen 58 000 Mk. betragen haben. Dieser Feier wohnte Se. Excellenz, der engl. Reg.-Administrator, Sir Ch. Mitchell, bei, der in seiner Rede u. a. sagte: „Wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten erwägt, so kann man die in 50 Jahren erzielten Resultate keineswegs als entmutigend betrachten. Im Gegenteil: die Arbeit ist keine geringere als die Umwandlung eines wilden Volkes zur Civilisation, vom nomadischen Leben zum Ackerbau und zur Handwerkerthätigkeit. Wenn eine solche radikale Umwandlung auf einer soliden Grundlage ruhen soll, so muß sie langsam und stufenweis vor sich gehen. Wenn sie aber in einer gesunden Weise geschieht, so wächst dann der Oberbau schnell wie die Mauern dieses Gebäudes wuchsen, nachdem der Grundstein gelegt war. Ich halte eine Mission nicht für gesund, wo tausende durch einen Federzug bekehrt werden, wie man von den Jesuiten berichtet (M. Her. 1886, 131). Jetzt zählt diese Mission auf 9 Haupt- und 13 Nebenstationen 782 volle Kirchenglieder und 1716 Schüler.

Über die französische Bassuto-Mission giebt das Journal des Miss. évang. (1885, 511) von Ende 1884 folgende Statistik: Volle Kirchenglieder 4988, Katechumenen 1548, Schüler 2947, Beiträge von den eingeb. Christen 30214 Frs. — ein erfreulicher Fortschritt, wie der Vergleich mit der Statistik pro 1883 cf. S. 185 zeigt. — Eine höchst erfreuliche Erscheinung in dieser Mission ist ferner die von den Häuptlingen selbst ausgegangene großartige „Enthalttsamkeitsbewegung“, über die wir etwas ausführlicher berichten müssen.

„In Süd-Afrika herrscht über den schädlichen Einfluß, welchen der Branntwein auf die Schwarzen ausübt, heutzutage nur eine Stimme, und es ist deshalb der Branntwein vor den gesetzgebenden Körperschaften der südafrikanischen Kolonien an der ganzen südafrikanischen Küste einer ungewöhnlich hohen Besteuerung unterworfen worden. Für einen Gallon (etwa fünf Flaschen) gewöhnlichen Branntweins zahlt man an der Zollgrenze der Kapkolonie 10 Mk. 50 Pf. und der Natalkolonie 9 Mk. Steuer. Diese Steuer schließt die Einführung von Negerrum durch ihre Höhe aus. Weil aber in den dortigen Ländern selbst viel Branntwein gebrannt wird, im Kaplande aus Früchten und Kelterrückständen, in Natal, im Gebiet der Zuckerplantagen, Rum, und in den Bauerrepubliken ein Branntwein aus Mais oder Pflirsichen, so gewähren diese Zölle der schwarzen Bevölkerung doch keinen ausreichenden Schutz, und man hat zu diesem Zwecke besondere Gesetze machen müssen. In der Kap-Kolonie hat man leider versäumt, zur rechten Zeit dahinzielende Ausnahme Gesetze aufzustellen;¹⁾ in Natal aber ist seit Gründung der Kolonie es streng verboten gewesen, Branntwein an Eingeborne zu verkaufen, und da manche Leute versucht sein könnten, diese Maßregel als einen Ausfluß schwächlicher, englischer Philanthropie anzusehen, ist es für die „Branntweinfrage“ von großer Wichtigkeit, daß auch die Republiken der Bauern, welche doch niemals als schwächliche Philanthropen galten, den Branntweinverkauf an Eingeborene mit Strafen belegt haben. (In Natal wird der Übertreter des Gesetzes mit Geldstrafe bis zu 200 Mark, im Wiederholungsfalle aber mit Entziehung der Konzeßion bestraft.) Während nun im Gebiete der Kap-Kolonie bei Hottentotten und Kosa-Kaffern wie unter den Arbeitern auf den Diamantfeldern der Branntwein seine schädlichen Wirkungen ungehindert übt, während die benachbarte portugiesische Kolonie an der Delagoa-Bai sogar Zustände aufzuweisen hat, die an die Zustände der Westküste Afrikas erinnern, ist es durch die erwähnte weise Gesetzgebung bisher gelungen, den Fluß des Branntweins von der Masse der farbigen Bevölkerung des Freistaates, Transvaals und Natals fern zu halten.

Noch erfreulicher als dieses Vorgehen der Weißen gegen das Umsichgreifen des Branntweinverbrauchs und hoffnungserweckend für die Zukunft der afrikanischen Stämme ist die Reaktion, welche unter den Schwarzen selbst gegen diesen ihren schlimmsten Feind sich geltend macht. Schon seit Jahren hat das große Volk der Bamaangwato (nördlich von den Diamantfeldern sesshaft) den

¹⁾ In Transkey hat die englische Regierung erst jüngst den Branntweinhandel legalisiert — eine Verfügung, gegen welche weithin in Südafrika der energischste Protest erhoben worden ist (Cape Mercury vom 3. Dez. 1885).

Branntwein von seinem Gebiet ausgeschlossen, und als im Sommer des vorigen Jahres die Engländer ihr Protektorat auch über dieses Gebiet ausdehnen wollten, erklärte das in der Hauptstadt des Königs Rhame (Shoshong) versammelte Volk, es sei mit dem Protektorat einverstanden, nur könne es kein Land an Kolonisten abgeben, weil es als Ackerbau treibendes Volk das Land selbst nötig habe, und weiter dürfe an dem Gesetz nicht gerüttelt werden, welches bei ihnen die Einfuhr des Branntweins verbiete" (Neue Pr. Z. 22. 4. 1886).

Da bringt der Chr. Express (Febr. 1886) einen Artikel unter der überraschenden Überschrift: „Nüchternes Bassutoland“ und die Mitteilungen der franz. Missionare im Journal des M. évang. (1885, 401. 444. 507. 1886, 4. 46) bestätigen die erstaunliche Thatsache, daß sich auch der Bassutostamm gegen das furchtbare Verderben zu wehren beginnt, welches das Feuerwasser des weißen Mannes ihm bringt. Südafrikanische Zeitungen nennen die Bewegung, welche seit etwa neun Monaten die Sachlage dort gänzlich verändert hat, ein „Wunder“ und beglückwünschen das Volk zu dieser tiefgehenden Sittenreform aufs wärmste.

Um die Bewegung verständlich zu machen, muß hervorgehoben werden, daß die ackerbauenden, betriebsamen schwarzen Bassuto- und Betschuanenstämme niemals das Branntweintrinken so weit liebten, daß sie seine schlimmen Folgen übersehen hätten. Sie sahen das Unheil ein, welches es anrichtete. Diejenigen, welche sich vom Branntweingenuß frei hielten, warnten im Verein mit den Missionaren Volk und Häuptlinge unaufhörlich und wiesen auf den Ruin des Volkes als Ende hin, welches in der Zukunft drohe. Der englische Kommissarius, Colonel Clarke, ein sittlich ernster Mann, unterstützte diese Warnungen mit seinem Einfluß und that, was er konnte, gegen das Einschmuggeln des schädlichen Getränks. Indessen gewannen die Warner bei der Masse des Volkes kein rechtes Gehör, bis endlich ein Häuptling an den Folgen des Branntweintrinkens starb. Diese Tatsache brachte andere Häuptlinge zur Befinnung. Die Missionare richteten eine dringende Bitte, dem Unwesen endlich zu wehren, an den Oberhäuptling Letsee; dieser wieder erließ (unter dem 15. Aug. 1885) eine ermahnende Proklamation an das Volk (cf. Journal 1885, 507). Paulus Mompeli, Bruder des verstorbenen Königs Moschesch, begab sich von Ort zu Ort, überall Reden gegen den Branntwein haltend, ein schwarzer „Mäßigkeits-Apostel“, dessen Stellung seinem Eifer einen besonderen Nachdruck gab. Die Bewegung ergriff die Häuptlinge und das Volk, die Häuptlinge entsagten dem Branntwein gänzlich, die Masse des Volkes that dasselbe. An den Grenzen hält man strenge Wacht, damit kein Branntwein eingeschmuggelt werde, die Schenken, welche besonders im Distrikt des Häuptlings Masupha sehr zahlreich waren, sind verschwunden und schwere Strafen am Eigentum werden denen aufgelegt, welche die neuen Gesetze gegen den Branntwein-Kauf und Verkauf übertreten.

„Zum Schluß sei es uns gestattet, einige Auslassungen über den Branntwein-Verkauf anzuführen, welche wir in der angesehensten Zeitung des östlichen Südafrika, dem Natal Mercury (Weekly Edition 2. März 1886), finden. Mögen sie dem deutschen Publikum zeigen, daß man in Südafrika

die Frage mit ernsteren Augen ansieht, und weit davon entfernt ist, sie in der geringschätzig leichtfertigen Weise zu behandeln, mit welcher man von seiten deutscher Branntwein-Exporteure Bedenken gegen die Branntweineinfuhr in die deutsch-afrikanischen Kolonien zurückzuweisen sucht. Es heißt in dem genannten Blatte wie folgt: „Wir haben in dieser Zeitung niemals auch nur den geringsten Zweifel geäußert, daß die Gesetze nötig, weise und wohlgethan seien, welche den Verkauf von Feuerwaffen und Feuerwasser an unsere Eingeborenen verbieten. Wir glauben, daß diese Gesetze unser Notanker in Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung und unsere Sicherheit als Volk gewesen sind. Ohne ihre Hilfe würde Natal ein Land sein, in welchem man nicht leben könnte. Gewiß können und mögen diese Gesetze umgangen werden, wie es überall bei derartigen Gesetzen geschieht; aber unwidersprechlich ist ihre allgemeine Wirkung es gewesen, welche unsere Eingebornen (etwa 400 000 Sulu-Kaffern) friedfertig und nüchtern erhalten haben. Wir wollen nicht ausmalen, was geschehen würde, wenn den Eingeborenen gestattet wäre, Branntwein nach ihren Gelüsten zu kaufen, nur soviel kann man sagen, daß es dann unerträglich sein würde, auf dem Lande zu leben. Jede Schenke würde ein Mittelpunkt für Trunkenheit, Laster und Unordnung sein. Jede Farm, auf welcher Eingeborene wohnen, wäre die Scene von Orgien und Revolten. Leben und Eigentum würde stündlich mit Gefahr bedroht werden. Fünffach wären die Kosten für Rechtspflege und Unterdrückung von Verbrechen, und Natal würde aufhören, ein Heim für ruhige Leute zu sein. Die Vorgänge im Bassutolande mögen unsern Gesetzgebern es einschärfen, daß sie die bestehenden Gesetze nicht um eines Haares Breite mildern dürfen.“

Auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Südafrikas wollen wir uns für jetzt nicht einlassen. Die letzteren liegen wie in der ganzen Welt so auch hier augenblicklich sehr ungünstig und unter dieser Ungunst leiden auch die industriellen Missionschulen Lovedale und Blythswood (Free Ch. M. 1886, 18. Expr. 1886, 2. 21. cf. auch Berliner M.-B. 1886, 55). Die ersteren sind gerade keine Beweise glänzender kolonialpolitischer Weisheit der Engländer. Soweit ihre sich immer mehr ausdehnende Herrschaft in Südafrika geht, herrscht keineswegs überall weisheitsvolle und mit fester Hand gestützte Ordnung. Im Gegenteil: das englische Südafrika ist voller Wirren, teils ungelöster oder verkehrt gelöster Fragen, teils übereilter Experimente bezüglich der Eingebornen. „Was Südafrika braucht — heißt es im Chr. Express 1886, 49 — das ist eine lange Ruhe, selbstverständlich nicht von der Arbeit, sondern von den unaufhörlichen Agitationen, welche die Arbeit unsicher und unproduktiv machen.“ Über die Wirren im Sulu lande vergl. Ev. Miss.-Mag. 1886, 114.

Weithin wurde die schwarze wie die weiße Bevölkerung Südafrikas jüngst durch einen Prozeß in Aufregung versetzt, dem folgender Vorgang zu Grunde lag. Im Januar des vergangenen Jahres hatte ein holländischer Farmer, Namens Pelser, im Distrikt von Burghersdorp einen Kaffer erschossen. Der Mörder zeigte den Fall sofort selbst an, indem er erklärte, er habe sich im Zustande der Notwehr befunden, da der Schwarze ihn mit einem Beile

angegriffen. Die Sache wurde obrigkeitlicherseits untersucht und obgleich festgestellt wurde, daß Pelfer zu Pferde dem Kaffer nachgesetzt, daß derselbe in den Rücken geschossen worden, daß die Fußspuren des Pferdes 15 Fuß von der Stelle entfernt waren, wo der sofort Getötete lag, und auch aus sonstigen Beweisgründen mit Sicherheit hervorging, daß weder von einem Angriff noch von einer Notwehr gegen einen solchen eine Rede sein konnte, wurde aus Furcht vor dem Terrorismus, welchen eine den Eingebornen feindliche Partei ausübte, gegen Pelfer doch keinerlei Untersuchung eingeleitet, da der Erschossene ja „nur ein Nigger“ gewesen. Es vergingen mehrere Monate; aber die Regierung that nichts, den Mörder gerichtlich zu verfolgen. Der Cape Mercury veröffentlichte die sehr gravierenden amtlichen Dokumente — die Regierung rührte sich nicht. Da schrieb ein schottischer Geistlicher von King Williams Town, Rev. Don einen scharfen Artikel, in welchem er die Unthätigkeit der Regierung aufs energischste angriff. Dieselbe, setzte er auseinander, habe jedenfalls die Pflicht gehabt, die neulich veröffentlichten Dokumente, wenn sie falsch gewesen, zu widerlegen; da sie geschwiegen, gestehe sie die Richtigkeit zu. Jedenfalls habe sie ihre Schuldigkeit nicht gethan; aus politischen Gründen habe sie keine gerichtliche Untersuchung gegen einen Mörder eingeleitet. „Ich gehöre, führte er weiter aus, keiner Partei an, ich bin kein politischer Mann; ich war niemals in Burghersdorp, ich habe niemals zuvor von diesem Pelfer gehört. Aber ich bin ein Glied der Gemeinschaft, welche in letzter Instanz die Verantwortlichkeit trägt für unverantwortliche Handlungen ihrer Regierung und ich bin ein Diener der Religion, welche keinen Unterschied der Rasse, Kaste, Klasse oder Farbe kennt und mein Gewissen verbietet mir zu schweigen bei einer solchen Ungerechtigkeit. . . Des armen Mannes Blut schreiet zum Himmel und zwar nicht nur gegen den rohen Mörder, sondern gegen die Regierung, welche sich weigert, ihn zu bestrafen und gegen das Land, welches eine solche Vernachlässigung der Rechtspflege duldet.“ Dieser offene Brief erregte ungeheure Sensation und jetzt schritt allerdings die Regierung ein; aber nicht etwa gegen den Mann, der den Mord begangen, sondern gegen den Rev. Don, welcher das öffentliche Gewissen darüber wachgerufen, daß der Mord ungestraft geblieben. Der mutige schottische Geistliche wurde der Beleidigung der Obrigkeit und des Farmers Pelfer angeklagt und sofort der Prozeß gegen ihn angestrengt. In einer uns vorliegenden ziemlich umfangreichen Broschüre (Regina versus Don. Report of the trial with opinions of the press. King Williams Town. 1886) sind die stenographischen Berichte über die Verhandlungen veröffentlicht worden. Uns interessieren nun allerdings die Details nicht weiter, welche die volle Schuld Pelfers ans Licht gestellt haben, wohl aber freuen wir uns mit allen südafrikanischen Verteidigern der Rechte der Eingebornen, daß die Freisprechung Dons erfolgte, zu der ihm selbst der Richter gratulierte und nicht bloß die schwarze, sondern auch ein großer Teil der weißen Bevölkerung von King Williams Town ihm einen Triumph bereitere. „Der Mörder ist noch immer unverurteilt, aber die Regierung ist verurteilt“ schließt unsre englische Quelle ihren Bericht (Chr.

Express 1886, 29. cf. Fr. Ch. M. 1886, 18. 37). Dieser Prozeß, der lange Zeit hindurch die Gemüther in großer Aufregung gehalten, ist von außerordentlicher principieller Tragweite zunächst für Südafrika und zugleich zeigt er wieder einmal recht deutlich, wie die Vertretung der Rechte der Eingebornen so oft der Grund der bitteren Feindschaft zwischen Kolonisten und Missionaren ist. —

Und nun noch eine Statistik aus der Kapkolonie, die wirklich durch ihre Zahlen redet. Sie ist dem Ephoralbericht der Kapländischen Synode der Berliner M.-G. (Berichte 1886, 34) entnommen, umfaßt das Jahr von Michaelis 1884 bis dahin 1885 und lautet:

	Berechtigte:	Teilnehmer:	gleich:
1) Mosselbay	68	240	352,94 Prozent
2) Herbertsdale	182	582	319,78 "
3) Ladysmith	213	589	276,52 "
4) Amalienstein	583	1495	258,15 "
5) Anhalt-Schmidt	284	688	242,25 "
6) Riversdale	444	961	238,92 "
Zusammen	1774	4555	256,90 "

Die kleineren Gemeinden, welche leichter zu übersehen und zusammenzuhalten sind, haben auch naturgemäß einen höheren Prozentsatz der Teilnahme als die größeren, welche weithin zerstreut leben.

Im Durchschnitt ist jedes berechtigte Glied in der ganzen Synode 2½mal zum Tische des Herrn gegangen, was als rege Beteiligung bezeichnet werden darf.

Getauft sind:

Auf Amalienstein	4 Erwachsene,	49 Kinder,	Summa 53 Personen
" Ladysmith	6 "	34 "	" 40 "
" Riversdale	51 "	50 "	" 101 "
" Herbertsdale	20 "	25 "	" 45 "
" Mosselbay	7 "	15 "	" 22 "
" Anhalt-Schmidt	— "	34 "	" 34 "
Zusammen	88 "	207 "	" 295 "

Diemeil die Gemeinden aus Sündern zusammengebracht sind, so ist es menschlich, daß auch grobe Sünden begangen werden, als Diebstahl, Fleischeslust und Trunksucht.

Es sind wegen solcher Sünden vom Abendmahl zurückgestellt in der Parochie Amalienstein 13 Glieder, gleich 2,22 Prozent

" " Ladysmith	3	" "	1,48 "
" " Riversdale	8	" "	1,80 "
" " Herbertsdale	—	" "	— "
" " Mosselbay	—	" "	— "
" " Anhalt-Schmidt	7	" "	2,46 "

Zusammen 31 "

Die Gemeinden haben auch Bußfertige, welche wieder zugelassen werden konnten:

Parochie Amalienstein	7	Personen
" Ladysmith	9	"
" Riversdale	6	"
" Herbertsdale	4	"
" Moffelbay	—	"
" Anhalt-Schmidt	3	"
Zusammen	29	"

Die Seelenzahl der Gemeinden beträgt:

Parochie Amalienstein	994	Seelen
" Ladysmith	440	"
" Riversdale	1300	"
" Herbertsdale	446	"
" Moffelbay	225	"
" Anhalt-Schmidt	668	"
Zusammen	4073	"

Ein Kommentar ist nicht nötig. —

Ziehen wir nun die Westküste nordwärts. Das große Neugierinteresse, welches sich vor etwa einem Jahre auf die erste deutsche Kolonie (Rüderitzland) geworfen, ist heute schon mächtig abgekühlt. Obgleich unterdes so gut wie ganz Nama- und Hereroland deutsche Schutzgebiete geworden sind und möglicherweise auch das neugegründete Upingtonia und Ovamboland mit denselben bald verbunden werden, so ist doch über diese Erwerbungen keine Spur von dem Enthusiasmus mehr vorhanden, den s. Z. Angra Pequena hervorbrachte. Man ist eben nüchterner geworden und die idyllischen Tropenlandschaften, welche die tollgewordne Phantasie an jene Küsten zauberte, haben sich in — Sand aufgelöst. Und vermutlich wird auch noch mancher andre Traum in nichts zerfließen, welcher heute noch geträumt wird. Leider hat, wie Miss. Brinder im Globus (S. 266) berichtet,¹⁾ der Branntwein via Walfischbai schon massenhaft seinen Weg in das mit diesem Gifte bisher verhältnismäßig noch wenig erfüllte Hereroland gefunden; hoffentlich läßt aber die deutsche Regierung bald gründliche Remedur eintreten.

Im ganzen dürfen die mit der Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft zusammenhängenden Ereignisse als aus den Zeitungen bekannt vorausgesetzt werden (man vergl. auch Berichte der Rh. M.-G. 1885, 36. 196. 228. 1886, 14. 46. 167). Nur eines charakteristischen Vorfalles muß auch hier speciell gedacht werden. Gerade als der deutsche Reichskommissar mit seiner Begleitung auf Otahandya anwesend war, um mit Ramaharero die Schutzvertragsverhandlungen zu Ende zu führen, wurde der Ort von ca. 600 Namahottentotten unter der Führung eines religiösen Fanatikers des Gibeoner Haupt-

¹⁾ Wir möchten bei dieser Gelegenheit überhaupt aufmerksam machen auf die gründlichen und nüchternen Artikel dieses erfahrenen Missionars im Globus (15—18): „Die Bewohner des Nama- und Damralandes.“

lingssohnes Hendrik Witbooi überfallen und fand (am 15. Okt.) ein Gefecht statt, in welchem die Nama geschlagen wurden. Dieser Hendrik hat den Missionaren schon viel Kummer und Sorge gemacht. Seit etwa zwei Jahren hat er sich nämlich zu einem religiös-politischen Messias berufen gefühlt und alle Kennzeichen des Inspirierten angenommen. Die überaus leicht beweglichen Nama scharten sich in großen Haufen um den neuen Propheten. „Wir brauchen keine Bibel mehr, Hendrik ist unsere Bibel“, hieß es in den Kreisen der um ihn sich sammelnden fanatisierten Anhänger. Schon vor etwa Jahresfrist war er einmal gegen Maharero gezogen, hatte jedoch ein schon begonnenes Treffen infolge einer plötzlichen Inspiration wieder abgebrochen und den Herero, welchen die Gestalt und Art des Propheten unheimlich war, Freundschaft zugesagt. Aber seit Monaten hieß es wieder, daß der gegen seinen Vater Joseph, den Häuptling von Gibeon, meuternde Hendrik auf einem Zuge nach dem Norden sei. Während der Kongreß von Weißen und Schwarzen in Okahandya ruhig tagte, hieß es am 15. Okt. plötzlich, Hendrik mit seinen Leuten sei im Anmarsch. Ganz nahe bei Okahandya kam es zu einem Treffen, das von morgens $\frac{1}{2}$ 12 bis abends 9 Uhr währte. Den Herero war es gelungen, mit ihrer Überzahl die Nama einzuschließen; doch glückte es diesen, mit Hilfe der Dunkelheit sich nach Süden durchzuschlagen. Sie ließen 35 Tote auf dem Platze, die Zahl der Verwundeten, die sie sämtlich mit sich nahmen, blieb unbekannt. Die Herero hatten einen Verlust von 30 Toten und über 70 meist schwer Verwundeten. 100 Pferde und eine Anzahl Ochsenwagen und Karren wurden den Herero zur Beute. So verwandelte sich der Kongreß plötzlich in ein Feldlager mit großem Hospital. Die Herren Dr. Göring, Nels, v. Goldammer, Kleinschmidt, Büttner, Scheidweiler, Wiesel waren mit dem Missionar des Platzes, Diehl, ununterbrochen beschäftigt, sich der Verwundeten anzunehmen und deren Leiden zu mildern. Einen Arzt giebt es im Lande noch nicht, und die Missionare, ärztlich ein wenig geschult, sind auch in solchen Fällen die einzigen Helfer. Im Blick auf diese Vorkommnisse schreibt ein Missionar: „Das deutsche Regiment hat gut begonnen: die Herren Kommissare haben ihre Thätigkeit damit angefangen, Wunden zu verbinden; wir wollen das als gutes Vorzeichen betrachten, daß die deutsche Herrschaft auch wirklich berufen sei, die Wunden und Nöten des Landes allmählich zu heilen.“¹⁾

Aus Ovamboland können nach langer Geduldsarbeit der finnischen Missionare endlich fortgehend kleine Fortschritte gemeldet werden (Indep. 21. 1.), während zwei katholische Sendboten der Kongregation des heil. Geistes auf der Station Drakuenama gelegentlich des angeblich infolge einer Vergiftung erfolgten Todes des Häuptlings — allerdings „nur durch einen unglücklichen Zufall“ — ermordet worden sind (Kath. M. 1885, 243. 1886, 67).

¹⁾ Wie die deutsche Kol. Z. S. 392 meldet hat Hendrik Witbooi am 17. April in Verbindung mit verschiedenen andern Hottentotten abermals versucht, Okahandya anzugreifen, um sich einen Weg durchs Hereroland nach einem von ihm erhofften gelobten Lande im Norden zu bahnen. Einen ganzen Tag währte der Kampf, in welchem die Hottentotten abermals geschlagen wurden. Hoffentlich trifft das deutsche Reich bald Fürsorge, daß die blutigen Zusammenstöße der beiden feindlichen Waffen ein Ende nehmen.

Wie schon früher (1885, 533) mitgeteilt worden, sind römische Missionare in Bihé eingetroffen und auch mit dem Rum, den sie mitgebracht haben sollten, hat es seine Richtigkeit. Der Freimissionar Arnot traf die beiden Herren, welche im Auftrag und auf Kosten der portug. Regierung sich dort festgesetzt haben. Er sah auch in ihrer Hütte sechs Fässer voll Rum stehen, den ihnen gleichfalls die Regierung geliefert hat theils als Tauschartikel, theils zum eigenen Gebrauch. „Sie führen solches Zeug nicht mit sich?“ fragte der eine Pater den Missionar. „Nein,“ lautete die Antwort. „Es ist auch nichtswürdiger Stoff, aber wir müssen ihn haben“ replizierte der Pater. Auch haben sie dem Könige sehr bedeutende Geschenke gemacht, um die Amerikaner auszustechen. Nach Bihé selbst haben die letzteren noch immer nicht zurückkehren können, aber in Bailundu scheint ihre Arbeit, besonders die in der Schule Fortschritte zu machen (M. Her. 1886, 19. 136. 189).

Unter den baptistischen Missionaren am Kongo zieht besonders Rev. Grenfell die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und zwar durch seine weit ausgedehnten Untersuchungsfahrten, die er mit dem Missionsdampfer Peace auch auf den noch unbekannten Nebenflüssen des Kongo macht (Pet.s Mitt. 1886, 59. 150). Ehrlich gestanden — wir begreifen die Notwendigkeit dieser fortgehenden Entdeckungsfahrten nicht recht. Vorläufig liegt vor den Händen der Missionare genug und übergenug bekanntes Land und in demselben Arbeit die Fülle. Warum in so weite Fernen schweifen und in so ungeheuren Abständen voneinander immer neue, wenig gesicherte Stationen gründen? Das Entdeckungsgeschäft kann die Mission doch gerade am Kongo andern überlassen und ihre Mittel und Arbeiter auf das ihr befohlene Werk konzentrieren. Gewiß sind ja diese Entdeckungsfahrten höchst interessant und lehrreich; aber die Missionsromantik ist nicht immer auch gesunde Missionsmethode. Im B. Herald (1886, 274) werden diese ausgedehnten Untersuchungsreisen allerdings energig verteidigt, da die Gesellschaft den oberen Kongo als ihr eigentl. Hauptmissionsfeld betrachte und dasselbe noch zu wenig bekannt sei. Wir sind dadurch aber nicht überzeugt worden; man sollte eben im langsameren Tempo vorrücken und zunächst bis an den Stanley-Pool oder höchstens bis Lukolola die angelegten Stationen äußerlich und innerlich ausbauen. — Nachdem Missionar Grenfell im Jahre 1884 schon eine höchst interessante Fahrt den Kongo aufwärts bis halbwegs zu den Stanleyfällen gemacht, hat er im Sommer 1885 ausgedehnte Forschungsreisen auf drei resp. vier Nebenflüssen des Hauptstromes übernommen, ist dann später bis zu den Stanleyfällen vorwärts gedrungen und jetzt vermutlich in Gemeinschaft mit Leutnant Wismann dabei, den Kasai hinaufzufahren (Bapt. Her. 1886, 102. 110, wo auch eine sehr übersichtliche Karte S. 274). Die Eingebornen kamen den Reisenden sehr verschieden entgegen, theils freundlich, theils feindlich; hier wurden bereitwillig Nahrungsmittel dargeboten, dort die Landung verwehrt, dort sogar mit vergifteten Pfeilen geschossen. Fast überall war viel Vorsicht und Geduld nötig, um die misstrauischen Eingebornen nicht zu reizen. Grenfell hatte Weib und Kind mit sich, durch deren Gegenwart es ihm wiederholt gelang, die Vorurteile und die Furcht der Schwarzen zu beseitigen. Leider fanden sich zahlreiche Spuren

nicht nur von Menschenopfern sondern auch von Menschenfresserei und sonstiger Grausamkeit. — Diese Reiseberichte nehmen zur Zeit noch den meisten Raum in den Berichten ein; von dem Fortgange der eigentlichen Missionsarbeit erfährt man dagegen wenig; etwa daß es mit der Sonntagschule vorangehe, daß einer wegen angeblicher Hexerei zum Tode verurteilten Frau das Leben gerettet worden sei (ebd. 156) und dergl., und dazwischen immer, daß wieder der und der Bruder gestorben (ebd. 152). In Summa haben die englischen Baptisten jetzt sieben Hauptstationen (inkl. San Salvador) in ihrer Kongomission und 18 Missionare, von denen augenblicklich fünf in England und einen Arzt. Die Arbeit trägt noch ganz den Charakter der Vorbereitung und Grundlegung und beschränkt sich wesentlich auf Schulthätigkeit, die aber auch schon insofern noch sehr mangelhaft sein muß, als die meisten europäischen Missionare die Sprache der Eingebornen nur erst sehr unvollkommen zu sprechen vermögen. — Dagegen berichten die amerikanischen Baptisten von verschiedenen Bekehrungen und der mannigfaltigen Hilfe, welche dieselben ihnen im Verkehr mit den Eingebornen bereits gewähren; daß sie jetzt der Landessprache sich bemächtigt und rings um die einzelnen Stationen herum zu je 20—30 Dörfern sich Zugang verschafft haben, daß sie ihre Hauptarbeit nicht auf die Schule, sondern zunächst auf den Verkehr mit den Erwachsenen legen und dergl. (Bapt. M. Mag. 1886, 100).

Auf Fernando Po hat die spanische Regierung den Protestanten wieder einmal ihre gewohnte Unduldsamkeit bewiesen. Zuerst mußten sie die Glocken aus der Missionsstation entfernen, dann wurde ihnen die öffentliche Bekanntmachung der Gottesdienste, dann das Singen während derselben verboten. Dem Missionar wurde sowohl eine Audienz bei dem Gouverneur, wie überhaupt jede Aufklärung verweigert und zuletzt ihm gar die Freiheit entzogen. Von einem englischen Kriegsschiff aus der Gefangenschaft befreit, hat ihn der Gouverneur auf vier Jahre von der Insel verbannt (Ev. Miss.-Mag. 1886, 30. 207).

In Kamerun haben die englischen Baptisten zur Zeit nur noch einen europäischen Missionar; ihr Jahresbericht lautet wenig erfreulich (B. Her. 1886, 277). Wenn mit ihnen und mit dem deutschen Auswärtigen Amte die jetzt schwebenden Verhandlungen ein befriedigendes Ergebnis liefern, so ist Basel bereit, vielleicht noch im Herbst dieses Jahres unter Führung erfahrener Missionare von der Goldküste eine deutsche Mission daselbst zu beginnen.

Vor einiger Zeit wurde dem Bischof S. Crowther durch den eingebornen Pastor Paul von dem mohammedanischen Fürsten Maliki, dem Emir von Nuge, einer am Niger gelegenen Landschaft, folgender in der Haussasprache geschriebener Brief zugestellt, welcher nach der im Ch. M. Gleaner (1886, 15) mitgetheilten englischen Übersetzung also lautet:

„Gruß an Crowther, den großen christlichen Geistlichen. Nach dem Gruß bitte sage ihm, er sei ein Vater für uns in diesem Lande. Den Gegenstand, von welchem ich mit meinem Munde rede, schreibe ihm: es ist kein langer Gegenstand, es ist wegen Barasá (Rum oder Brauntwein). Barasá, Barasá, Barasá, bei Gott! es hat unser Land ruiniert,

es hat unser Volk sehr, sehr ruiniert, es hat gemacht, daß unser Volk toll geworden ist. Ich habe ein Gesetz gegeben, daß niemand es kaufen oder verkaufen darf, und jeder, der beim Verkaufen ertappt wird, dessen Haus soll aufgeessen (geplündert) werden; jeder, der betrunken gefunden wird, soll getötet werden. Ich habe allen christlichen Kaufleuten gesagt, daß sie Handel treiben dürfen mit allem, außer Barasá. Ich habe Herrn Mc. Intoschs Leuten gesagt, das Barasá, das sie bei sich haben, muß wieder den Fluß hinuntergeschafft werden. Sage Crowther, dem großen christlichen Geistlichen, daß er unser Vater ist. Ich bitte Dich, Malam Rigo (Missionar C. Paulus) vergiß nicht dies Schreiben, weil wir alle bitten, daß er (der Bischof) die großen Priester (die Komitee der englischen kirchlichen Gesellschaft) bitten möchte, daß sie die englische Königin bitten möchten, zu verhindern, daß Barasá in dies Land gebracht wird. Um Gottes und des Propheten, seines Gesandten, willen, er (Crowther) muß uns in dieser Sache helfen, in dieser Barasá-Angelegenheit. Wir haben alle Zutrauen zu ihm; er darf unser Land nicht eine Beute des Barasá werden lassen. Sage ihm, Gott möge ihn in seinem Werke segnen. Dies ist das Mundwort von Maliki, Emir von Nuge." — Wie beschämend für die europäische Christenheit, daß ein afrikanischer Mohammedaner eine solche Petition an sie senden muß! Jedenfalls sollte man ihr die weiteste Verbreitung verschaffen, um durch sie die Verteidigung des Branntweins als eines „Reizmittels der Civilisation“ zu beleuchten!

In der östlichen Yorubamission hält die fortgehende kriegerische Unruhe ein gesundes Wachstum sehr auf. Einige der verlassenen Stationen (Itebu, Ayesan, Ode Dudo, Alescha) hat man wieder mit eingebornen Agenten besetzt, doch scheint es, als ginge es in großer Schwachheit (Int. 1885, 847). Auch in dem westlichen Yoruba und in Lagos sind mehr und tüchtige Arbeiter ein dringendes Bedürfnis (ebd. 1886, 182). — Am 26. Febr. dieses J.s starb der seiner Zeit vielgenannte Pionier der Yorubamission: Henry Townsend, der es zu einer 40jährigen westafrikanischen Dienstzeit gebracht hatte. Im Alter von 21 Jahren traf er 1836 in Sierra Leone ein, um zunächst als Lehrer thätig zu sein. 1842 machte er eine Untersuchungsreise in das damals kaum gekannte Yorubaland und besuchte als der erste Europäer Abeokuta. Zwei Jahre später begann er dort in Gemeinschaft mit Miss. Gollmer und Samuel Crowther, die heute beide noch leben, die dortige Missionsarbeit. Länger als 20 Jahre war nun Townsend der Leiter der so bekannt gewordenen Abeokutamission. Auch nach 1867, wo er infolge eines Aufstands gegen die Weißen die Stadt hatte verlassen müssen, hat er sie von Lagos aus wiederholt besucht, bis er 1876 invalid nach England zurückkehren mußte (Int. 1886, 242).

Auf der Sklaven- und der Goldküste giebt es bei den Bremer und Baseler Missionaren fortgehend viel Krankheits- und Sterbensnot; aber gelobt sei Gott! auch viel Leidens- und Sterbensfreudigkeit und mancherlei Frucht aus den in die Erde gelegten Weizenkörnern, was besonders der so opferreichen Norddeutschen M.-G. in ihrem Jubeljahr als ein freundliches göttliches Unter-

pfand dafür gelten möge, daß auf die lange Thränenfaat nun die Zeit einer größeren Freudenernte beginnen soll.

Über Sierra Leone — wohin, wie schon früher berichtet, von England aus verschiedene Erweckungsprediger und zwar mit gutem Erfolg gesandt worden sind (Int. 1885, 368. 1886, 117. 218. 518) — giebt im Journal des Miss. évang. (1885, 524. 1886, 98. 230) Mr. Taylor, ein schwarzer Sierra-Leone-Christ, 1878 in Paris ordiniert, seit längerer Zeit schon franz. Missionar in Senegambien, einen nicht uninteressanten Reisebericht, dem wir nur folgende Statistik entnehmen: Von den 54 000 Einwohnern gehören ca. 18 000 zur anglif. Kirche; 17 000 zu den Wesleyanern; 3300 sind andere Methodisten; 1930 sogenannte Huntingdonianer (in drei Abteilungen); ca. 100 Baptisten; 300 Church of God-Anhänger; zusammen ca. 40 600 evangelische Christen, während die römische Kirche in Summa dort nur 600 „Anhänger“ zählt.

In Senegambien hat die Pariser M.-G. unter nicht ganz leichten Verhältnissen durch Mr. Jaques eine neue Station zu Kerkala errichtet. Der medizinische Missionar dieser Gesellschaft, Dr. Morin, ist von dem franz. Gouvernement für einige Zeit zum Arzt des Marinehospitals zu St. Louis ernannt worden, was für die evang. M.-G. als eine besondere Gunst betrachtet werden muß (Journal 1886, 28. 32).

Unter den Kabylen in Algier hatte 1880 ein englischer Freimissionar, Pearse, mit Hilfe von französischen Schweizern eine Mission eröffnet. Einige andre Missionare — wie es scheint lauter Engländer — folgten ihm, und nach und nach kam es zur Anlage von vier Stationen. Jetzt ist die Pariser M.-G. im Begriff, einen Teil dieser Kabylenmission (der Arbeit eines Mr. Mayor zu übernehmen (Journal 1886, 125). Vermutlich macht die franz. Regierung den englischen Missionaren auch unter den Kabylen den Aufenthalt in ähnlicher Weise unendlich, wie den Amerikanern am Gabun (For. Miss. 1886, 7), die ihre dortige Arbeit auch am liebsten in die Hände der Pariser M.-G. legten.

Der Friedensvertrag, welcher zwischen Frankreich und Madagaskar zustande gekommen, ist aus den Zeitungen hinlänglich bekannt. Es mußte aufs äußerste überraschen, daß die Bedingungen für Frankreich so günstig, fast einer Protektorats Herrschaft ähnlich, lauteten, obgleich dasselbe doch ganz und gar keine Vorbeeren in dem ungerechten Kriege gepflückt hatte. Wenn man mit dem Standard (11. 3. 1886) auch annimmt, daß diese Bedingungen französischerseits in einer sehr rhetorischen Weise ausgedeutet worden sind, um daheim die Zustimmung zu dem Vertrage zu erlangen; wenn man ferner auch die Bedeutung des französischen Residenten in Antananarivo wesentlich als eine ornamentale auffaßt und es als eine bloße Phrase betrachtet, daß er der Vermittler aller etwaigen Verhandlungen Madagaskars mit fremden Mächten sein werde; wenn man endlich auch in Rechnung setzt, daß Frankreich die Königin der Hovas als die Königin von ganz Madagaskar anerkannt und ihr volle Selbständigkeit in der Regierung der Insel zugestanden hat — immerhin bedeutet dieser Friedensschluß die erste Etappe auf dem Wege zum französischen Protektorate. Die Madagassen haben sich tapfer gehalten und weder

ihrem jungen Christentume noch ihrer jungen Civilisation in diesem Kriege Schande gemacht; um so mehr hätte man ihnen einen bessern Erfolg gewünscht. Wir fürchten, daß der Friedensvertrag nur ein Waffenstillstand ist und daß es an der Herbeiführung eines neuen Konflikts nicht fehlen wird, wenn für Frankreich gelegener Zeit zur Proklamierung seiner wirklichen Schutzherrschaft gekommen ist. Merkwürdigerweise beobachten die Londoner Missionare über diese ganze Sache viel Schweigen. Wie sich während des Krieges die katholische Mission gehalten hat muß sich bald zeigen. Die römischen Blätter behaupten natürlich: vortrefflich, eher gemehrt als gemindert. Dagegen schrieb eine in Antananarivo erscheinende englische Zeitung Anfang 1885: „Die kath. Missionare sind erst seit 18 Monaten ausgetrieben und mit Ausnahme ihrer Baudenkmäler giebt es kaum noch etwas, was daran erinnert, daß der römisch-katholische Glaube überhaupt je Schüler in Madagaskar hatte.“ Jedenfalls ist der eine wie der andre Bericht übertrieben. Nach römischer Statistik soll es vor dem Krieg 80 000 Katholiken (inkl. kath. „Anhänger“) in Madagaskar gegeben haben. Wir vermuten, daß diese Zahl sehr zusammengeschmolzen sein wird. Da die französischen Jesuiten, die man für die eigentlichen Aureger des Krieges hält, selbst fürchten, daß man ihnen bei ihrer Wiederkehr nicht gerade Triumphbogen bauen wird, so soll die kath. Mission auf Madagaskar jetzt wesentlich in die Hände von englischen resp. schottischen Ordensbrüdern gelegt werden (Chron. 1885, 340).

Was die dortige evangelische Mission betrifft, so geht sie eher gekräftigt als geschädigt aus der schweren Krise hervor. Nur an zwei von den Franzosen besetzten resp. beschossenen Orten — in Tamatave und Mahanoro — wurde sie empfindlich gestört. Unter besonderem Segen arbeitet die Norwegische M.-G., die nicht nur in Süd- und Nordbetileo in 217 Gemeinden 6446 Getaufte und sechsmal so viel Kirchenbesucher zählte, sondern auch an die gefährliche Westküste zu den Sakalaven vorgeedrungen ist und auf einer Station bereits eine Gemeinde von 70 Gliedern gesammelt hat (Monatsbl. 1886, Nr. 6). Gerade 1885 haben die norwegischen Missionare eine große Ernte eingebracht: 2567 Getaufte. Die Gesamtzahl ihrer vollen Gemeindeglieder betrug Anfang 1886: 8873, die ihrer Schüler 30947. Möchte auch die Londoner M.-G. ihren Vorsatz: ihre Arbeiterschar verstärken und ihr äußerstes thun zu wollen zur christlichen Förderung des madagassischen Volks (Chron. 236) bald mit Energie ausführen.

Literatur-Bericht.

1. **Plath:** „Fünfzig Jahre Gognerscher Mission.“ Eine Festschrift. Berlin, 1886. Buchhandlung der Gognerschen Mission. 1 Mk. — Kurz nach dem 50jährigen Jubiläum der Norddeutschen M.-G. hat die Gognersche dieselbe Feier begehen dürfen und wie jene gleichfalls durch eine Festschrift sie vorbereitet. Dieselbe umfaßt sieben Kapitel: 1. Die Wurzeln der

Mission Gofners. 2. Der Anfang einer neuen Mission. 3. 21 Jahre unter des Stifters Hand. 4. Gofners Mission wird fortgesetzt. 5. Die Krisis in der Kolhsmission. 6. Die neuere Zeit. 7. Ein Ausblick. — Die Aufgabe des Verf. war namentlich aus drei Gründen keine leichte: 1. weil Gofner und seine Mission doch bereits recht bekannt sind; 2. weil bedeutende Abweichungen von den originalen Missionsgrundsätzen des Stifters stattgefunden haben und 3. weil es auch sonst durch manches kritische Gedränge gegangen ist und die meisten der beteiligten Personen noch leben. Man muß aber sagen, daß er sie mit viel Takt gelöst hat. Die Schrift ist beides: vorsichtig und richtig. Die mit der Geschichte der Gofnerschen Mission Vertrauten erfahren freilich nicht viel Neues, aber sie erhalten manchen neuen Gesichtspunkt und die Lektüre des Bekannten langweilt sie nicht, sondern heimet sie an. Auf die Gofner eigentümlichen Missionsgrundsätze und die allmähliche Notwendigkeit, sie ganz oder teilweise umzuwandeln hätte vielleicht ein wenig mehr eingegangen werden können. Auch hätten wir einige detailliertere Beleuchtungen derjenigen Schwierigkeiten gewünscht, welche in den letzten Jahren einen gewissen Stillstand in der Kolhsmission bewirkt haben. Aber wahrscheinlich hielt der Verfasser eine Festschrift nicht für den geeigneten Ort zu solchen Auseinandersetzungen. Auch bezüglich der heimatischen Verhältnisse hätte noch manches gesagt werden können. Doch verstehen wir es auch, wenn er wie grundsätzlich auch hier sich mit Andeutungen glaubte begnügen zu sollen. Jedenfalls empfehlen wir die Schrift den bisherigen Freunden der Gofnerschen Mission nicht bloß zur eignen Lektüre sondern auch zur Verbreitung, damit sie neue Freunde werbe. Sie ist zu solchem Werbedienst geschikt und das Werk selbst bedarf seiner.

2. **Ischadert:** „Vorteile und Gefahren, welche der Mission aus der Kolonialpolitik erwachsen.“ Leipzig, Joh. Lehmann. 1886. 30 Pf. Ein im akademischen Missionsverein zu Königsberg gehaltener Vortrag, der — wie der Verf. (S. 3 Anm.) ausdrücklich bezeugt — unter dem Eindruck gehalten ist, welchen meine Schrift: Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf? auf ihn gemacht. Wesentlich neues fügt er dem Inhalte dieser Schrift nicht hinzu, nur betont er die Vorteile, welche die Mission von der deutschen Kolonialpolitik habe, weit stärker als dies in der genannten Schrift von mir geschehen ist. Gott gebe, daß er damit recht behalte.

Wd.

Der Ausgang der Dänisch-Hallischen Mission in Indien.

Von Kirchenrat Dr. Germann, Sup. in Wafungen.

Vor wenigen Monaten brachten kirchliche Blätter Nachrufe auf den dänischen Pastor Knudsen und gedachten der Verdienste, die er sich als Pastor und Titular-Missionar in Trankebar dadurch erworben hatte, daß er den Rest dieser einst so berühmten, dann (mit Ausnahme des Titels Missionar für den ersten Pastor der dänischen Gemeinde) völlig aufgegebenen Mission an die evangelisch-lutherische Dresden-Leipziger Missionsgesellschaft hatte überleiten helfen. Der klägliche Ausgang dieser mit dem Staate und der Kolonialverwaltung eng verknüpften Mission, welche unter dem Druck des Zeitgeistes die Befehrungsaufgabe gegen andre Ziele hatte zurücktreten lassen, ist zu lehrreich und berührt uns Deutsche zu nahe, als daß wir nicht in einer nach allem Anschein ähnlichen Gefahren entgegengehenden Zeit die warnende Stimme dieser Geschichte hören sollten.

Als des Jahrhunderts letztes Viertel anbrach, 1775, stand die Mission in voller Blüte. Im Centrum, zu Trankebar, standen 5 Missionare, darunter zwar keiner hervorragend, aber doch alle treu und eifrig, unterstützt von 3 ordinierten eingebornen Geistlichen, von denen wenigstens einer recht brauchbar war, und von einer ganzen Anzahl tüchtig ausgebildeter Katecheten und Lehrer; die Gemeinden waren um 468 in einem Jahre gewachsen. In Madras arbeitete mit einem treuen Genossen der innige, sprachgewandte Fabricius und beschenkte auf eigener Presse die Mission mit einer vorzüglichen Bibelübersetzung, einem wahren Schatz von Gesangbuch und trefflichen Lehrbüchern, und dabei war 1774 die Gemeinde um 156 gewachsen. Kudelur konnte sich der treuen und erfolgreichen Arbeit eines Gericks erfreuen, der trotz der, damals freilich noch latenten, Missionsfeindschaft seines neben ihm stehenden Schwiegervaters 108 Seelen gewonnen hatte. Im Binnenlande endlich, in Tritschinopoli und Tanjore nebst zugehörigen Distrikten, wirkte mit treuen eingebornen Gehilfen ein Stern erster Größe, Christian Friedrich Schwarz, er durfte über 500 taufen. Zwei neue Missionare waren unterwegs. Das den gedruckten Missionsnachrichten für jenes Jahr beigegebene Verzeichnis „milder Wohlthaten“ ist ganz besonders umfangreich, und es ist herzerfreuend zu bemerken, welche weite Kreise die Missionsliebe gezogen hat und wie vornehm und gering sich opferwillig bezeigt. In Halle stand an der Spitze der fromme Freylinghausen, in Kopenhagen war das Missionskollegium gut besetzt und bei der indifferenten Londoner Societät zur Verbreitung Christ-

licher Erkenntnis hatte die Mission zwei treue deutsche Vertreter an den Hofgeistlichen Ziegenhagen und Pasche. An Darbietung persönlicher Kräfte fehlte es nicht, auf die guten Botschaften aus Indien wurden alsbald 2 Missionare — sämtliche Missionare waren studierte Theologen — ein Arzt und ein Faktor für die Druckerei ausgesandt. Kurz, die Missionsfreunde durften für die Zukunft die besten Hoffnungen hegen, daß, wenn auch alles um sie her der Dürre des Unglaubens verfallen sollte, der Missionsgarten als eine Oase in der Wüste herzerquickend weiter grünen und blühen werde.

In den Verzeichnissen „milder Wohlthaten“ pflegten die Namen der Geber nur dann angegeben zu werden, wenn es sich wie bei Legaten um Verstorbene handelte, sonst wurden sie in irgend einer Weise angedeutet, am liebsten mit charakteristischen Stellen aus ihren Begleitschreiben. So dankt ein General-Superintendent im Jahre 1775 für die geschickten Missionsnachrichten: „Der Herr wird dies sein Werk zur Verherrlichung seines Evangelii noch weiter fördern. Ich habe abermal mehr Nahrung des Glaubens darinnen gefunden und die Kraft des Evangelii Jesu Christi als in den meisten Produkten und vermeintlichen Aufklärungen für die christliche Religion in unsern Tagen. In diesen Nachrichten trifft man das rechte Modernisieren in Beweisung des Geistes und der Kraft an.“ Ein anderer erbittet den Missionaren Mut und Freude bei ihrer bisherigen Methode standhaft zu verbleiben, „nach welcher sie nicht nur die Sittenlehre, sondern hauptsächlich das Evangelium von der Versöhnung, die durch Christum geschehen ist, vortragen, wobei sie ihre Zuhörer auch immer mit auf das natürliche Verderben führen und ihnen also sowohl ihre Krankheit, als auch die Arznei dagegen zeigen. O möchten doch die Lehrer in Europa dieser recht apostolischen Lehrart nachfolgen.“ Ein dritter ruft aus: „O wie erquickt es einen, wenn man zu diesen verkehrten Zeiten, da fast alle Menschen den hochgelobten Sohn Gottes, den Schönsten unter den Menschenkindern, verachten und eine lächerliche Fabel aus der Religion Jesu machen, dennoch aus den Missionsanstalten siehet, daß noch allenthalben ein Same des Herrn übrig bleibet, besonders wie das Werk Gottes bei den Malabaren noch fortgehet.“ Nur ein Freund aus Altona zeigt sich besorgt, wie der Direktor für den verstorbenen Missionar Leidemann und die alt und schwach werdenden Missionare als Ersatz redliche und geschickte Männer finden solle, die im Weinberg unter den Heiden in Segen arbeiten möchten: „Ich weiß, daß dieses viele Sorge und Bekümmernis machen wird, bei dem auch immer mehr in unserer Kirche einreißenden Verderben und der großen Abnahme der rechtschaffenen und redlich gesinnten Lehrer auch auf den Akademien. Wo sollen denn rechtschaffene und geschickte

Männer in der Kirche und auf den Kanzeln hergenommen werden? Moralisten findet man wohl noch, aber das Evangelium von Christo wird fast vergessen. Jetzt ist die Periode, da man die Welt durch Komödien und Schauspiele verbessern will. Es gehet darinnen bis zum Ekel, auch zum Teil in den Journalen und Recensionen, die nehmen darinnen fast den größten Platz ein."

Nun die Journale behielten doch Platz genug übrig auch die Missionsnachrichten als nicht interessant genug zu recensieren und die Missionare als Betrüger und die Mission selbst als unberechtigtes und unsinniges Unterfangen zu kritisieren, da z. B. die Vedas viel reinere und würdigere Begriffe von der Gottheit enthielten, als die von den Christen eingefogenen kindischen und niedrigen Vorstellungen. Zu guten Menschen sollte man die Heiden zu machen suchen, die Missionare sollten mehr die Wissenschaften pflegen und das Schulwesen heben. Und diese Kritik des Zeitgeistes blieb nicht ohne Einfluß. Es war löblich und heilsam, daß man anfang die Berichte zu kürzen und Einheitliches zusammenzufassen, aber wenn selbst der alte Fabricius einen Anlauf nahm, allerlei Sonderbarkeiten von einer seltenen Schlangengattung zu berichten, so läßt sich ermessen, wie stark von Halle gedrängt war, mehr auf die Naturumgebung Rücksicht zu nehmen. Als dies noch am grünen Holz unter Freylinghausen geschah, war es harmlos, doch unter der Direktion von Johann Ludwig Schulze, auf den die Neologie ziemlich stark eingewirkt, seit 1785 nimmt das Missionsblatt einen immer buntscheckigeren Charakter an; es wimmelt von Kuriositäten und lateinischen botanischen Namen. Schulze schreibt 1785 in der Vorrede zum dreißigsten Stück:

„Zum Ruhm der Herren Missionarien, die an der Naturgeschichte Geschmack finden und darin, sowie auch in den mathematischen Wissenschaften, ingeleichen in der Botanik, etwas gethan haben, kann ich hier nicht unangezeigt lassen, daß sie nächst dem Hauptgeschäft ihres wichtigen Amtes, auch in den eben genannten Theilen der Gelehrsamkeit andern nützlich zu werden suchen und nichts mehr wünschen, als daß sie auch durch jüngere Mitarbeiter künftig darin unterstützt werden möchten: wozu man von hier aus gern alles mögliche beizutragen sorgen wird. Sie sind bereit, so viel als nur immer ihre Geschäfte und die in Händen habende Hilfsmittel gestatten, zur Erweiterung der Kenntnisse in der Naturlehre und zum Vergnügen europäischer Gelehrten das ihrige beizutragen. Einen ihrer angelegentlichsten Wünsche muß ich allen edelmütigen Beförderern der Gelehrsamkeit hierdurch bestens empfehlen. Im mathematischen und physikalischen Fache läßt sich ohne gute und genaue Instrumente nicht viel ausrichten. Aus der Missionskasse dergleichen anzuschaffen, hält wegen der übrigen aufzuwendenden Kosten schwer. Mit Teleskop, Hand-Mikroskop, Thermometer, kompendiöser Luftpumpe, Elektrisir-Maschine haben sie sich schon versorgt. Es fehlt ihnen aber noch an einem großen Globo

terrestri sowie auch an einem guten Globo coelesti. Es würden ihnen auch nebst neueren in die Naturkunde einschlagenden Schriften gute, sonderlich neuerfundene Instrumente, ingleichen vollständige mathematische Bestecke sehr willkommen sein. Mit Letztern, sowie auch mit guten Instrumenten sich zu versehen, haben sie allen künftig hinausgehenden Missionarien, die an Mathematik und Naturlehre Geschmack haben, besonders angeraten. Möchten doch großmütige Beförderer guter Absichten zur Erfüllung dieser Wünsche etwas beizutragen sich bereit finden lassen! Es würde solches zur Ehre Gottes und zur Beförderung des gemeinen Besten gewiß gut angewendet sein."

Rottlers Pflanzensammlung, Johns Muschelsammlung waren unter den Sachkundigen berühmt. Acht verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie aus eignem Antrieb als Mitglieder auf. An den mit allen mathematischen Instrumenten ausgerüsteten jungen Missionaren ward aber selbst einem John und Rottler eine Zuchtrute aufgebunden: Mentel und Stegmann waren völlig untauglich, Holzberg tief unsittlich, Früchtenicht nomen et omen ein wahres Ungeheuer.

"Nächst dem Hauptgeschäft," hieß es, erboten die Missionare sich zur Förderung der Wissenschaften. Als Hauptgeschäft aber erschien den in Trankebar zur Leitung gekommenen John und Rottler die Schule. Schulze rühmt diese Richtung in jener naturgeschichtlichen Vorrede: „Überhaupt läßt der löbliche Eifer der Herren Missionarien in Trankebar, das Schulwesen auf der dortigen Küste immer mehr in Aufnahme zu bringen, viel Gutes hoffen. Wie sehr die beiden Missionarien, Herr John und Herr Rottler, sich solches angelegen sein lassen und wie sie zugleich darauf bedacht sind, daß die malabarische Jugend in allerhand nützlichen und nach dasiger Landesart nötigen Handarbeiten und Künsten mit unterwiesen werden möge, ist aus diesem Stück zu ersehen." Nun war das Schulwesen immer in der Mission hochgehalten worden und auch von Schwarz ganz besonders gepflegt, aber jetzt handelte es sich um Ersatz der Missionspredigt durch das Schulwesen, und Johns Methode übte auf die jüngern Missionare große Anziehungskraft, so daß sie über der einträglichen Arbeit an Johns Privatschulanstalten das Sprachenlernen versäumten. Welche Mühe hatte Schwarz, sich seinen Pohle, der immer nach diesen Trankebarer Fleischtopfen zurückschaute, in Tritschinopoli zu erhalten. Selbst Direktor Schulze mußte von Johns Schularbeit urteilen, die Arbeit an den Heiden und auch an den erwachsenen Christen habe darunter gelitten, weil die Landgemeinden nun bloß von Landpriestern und Katecheten besorgt würden und die Umwanderungen unter den Heiden, welche die alten Missionare so zweckmäßig gefunden, fast ganz aufgehört hätten.

Zu einiger Entschuldigung für John und seine Gefinnungsgeoffen

unter den Missionaren mag dienen, daß schon 1776 das Kopenhagener Missionskollegium einen Missionsgegner zum Sekretär bekommen hatte, und durch die Hand dieses Hee-Wadum, der die wichtigsten Punkte kalt und kurz abfertigte, ging die ganze Korrespondenz mit der vorgesetzten Behörde. Es muß für den Missionar John sehr erbaulich gewesen sein, wenn sein Privatsfreund Hee-Wadum ihm schrieb: „Katholiken und Juden, die zu unserer Kirche übertreten, thun diesen Schritt gewiß nur, um zeitliche Vorteile zu erhalten, und meine Meinung ist überall die, daß demjenigen, wer er auch sei, welcher seiner Religion untreu ist, niemals getraut werden kann und darf, da ich dafür halte, daß ein solcher, wenn es die Umstände fordern, ohne Scham fertig werden, die Religion zu verändern, so oft es ihn gelüstet, und frech hin die niedrigsten Bubenstreiche begehen kann.“ Übrigens glitt John so schnell abwärts, daß ihn selbst Direktor Schulze rektifizieren mußte: „Sie schreiben am 15. Oktober 1792, Sie hätten im Anfang Ihrer Amtsführung eingeschränkter gedacht, es hätten sich aber Ihre Begriffe durch eigenes Nachdenken und Lesen mehr erweitert. Sie finden es jetzt nicht mehr gut, daß gewisse Stellen der heil. Schrift als: „Also hat Gott die Welt u. s. w., es sei denn, daß jemand geboren werde aus u. s. w. in dem Büchlein an die Heiden so nacheinander abgedruckt sind. Sie schreiben, daß nun über 70 Jahre wenig mehr als Ihr dortiger Katechismus in der Mission sei gelehrt und ausgebreitet worden, dafür möchten Sie lieber einen Katechismus, der bloß aus der Natur hergenommen sei, eingeführt wissen. Anstatt daß die Bibel bisher vollständig abgedruckt worden, möchten Sie lieber einen Auszug aus derselben gedruckt und die Pressen mit andern Schriften beschäftigt sehen. Nach Ihrem jetzigen Urteil sollen gemeinnützige und besonders pädagogische Kenntnisse die Haupteigenschaft eines Missionars sein und den Katechismus mit aller Dogmatik überwiegen. Diese Stellen haben mich sehr bekümmert.“

Solange Schwarz lebte, bis 1798, und Gericke wirkte und durch beider treue Arbeit das Evangelium in der elenden Zeit große Fortschritte machte bis in den fernen Süden nach Tinnevely, hielt John mit seinem Rationalismus noch zurück, aber wenn der 1804 in Trankebar angelangte Katechet Schreyvogel nach Kopenhagen meldet, in Trankebar sei die öffentliche Meinung gegen das Christentum und namentlich gegen den Bischof Valle, so daß der Bischof sich notierte: „Schreyvogel. In Trankebar ist die Bibel ein Fabelbuch; die Glaubenslehren werden verworfen. Der Bischof von Kopenhagen ist ein abergläubischer Mann! Siehe! Die Aufklärung! Das habe ich schon lange gewußt,“ — so spricht der Bischof damit zugleich sein Urteil über John und seiner Genossen Gefinnung und Arbeit.

Die Mission war ein wurmstichiger Apfel, von allen Seiten ange-fressen, und daher zum Wegwerfen reif. Nachdem sie ihr erstes Ziel: Verkündigerin der frohen Botschaft des Evangeliums von Christo zu sein um des herrschenden Zeitgeistes willen vergessen und dafür erst nebenbei, dann anstatt desselben Förderung der Wissenschaft und Aufklärung durch Schulen auf ihre Fahnen geschrieben, waren die alten Freunde stutzig geworden und die Gegner nicht gewonnen, für die ihren Anschauungen sich anbequemende Mission ein Opfer zu bringen oder sie auch nur duldsamer zu beurteilen. Die Missionsgegner waren trotz alledem oder richtiger wohl gerade deswegen in Trankebar zur Herrschaft gekommen.

Infolge des Umstandes, daß die römisch-katholische Partei wie die Anhänger der Reformation ihren Besitzstand durch äußere Macht sich sicherten, war der Grundsatz „wes das Land, des die Religion“ so in Fleisch und Blut übergegangen, daß auch in überseeischen Kolonial-Gebieten nur eine mit der Konfession, ja Nationalität des Regenten konforme Mission für möglich gehalten wurde. Es war schon ein großer Fortschritt, als der werktätige deutsche Pietismus sich an der dogmatisch-theoretischen Missionsliebe ferner nicht beruhigte, sondern sein Auge auf die Kolonial-gebiete eines lutherischen Fürsten, zwar von deutscher Abstammung und Neigung, aber doch eines Fürsten auch über anderssprachige Länder warf. Es ist bekannt, welche große Schwierigkeiten dem Pionier Bartholomäus Ziegenbalg von der Kolonial-Obrigkeit in Trankebar bereitet wurden und daß die Mission siegreich als königlich privilegierte aus dem Kampfe hervorging. Es ging dann im ganzen gut, wenn es auch hin und wieder Reibereien gab und wenn auch ab und zu in Kopenhagen die Tendenz hervor-trat statt der Deutschen Nationaldänen hinauszusenden. In unserer Periode wechselte nun in Trankebar das Regiment, bisher einer Kompanie von Kaufleuten gehörig, wurde es unmittelbares Kronland und bekam einen königlichen Gouverneur. Im letzten Jahr der Kompanie-Herrschaft hatten die Beamten die Christen des Dorfes Sandirapadi gezwungen, bei einem Götzefeste Frondienste zu leisten. So mochte die Verfassungsänderung günstig erscheinen, aber man kam vom Regen unter die Traufe: die Missionare verloren das Privilegium, dem Könige direkt unterstellt zu sein, und auch die niedere Gerichtsbarkeit ward ihnen genommen. Große Unruhe und Verwirrung war die Folge.

Die Regierung berichtete 1792, die Missionschriften zeichneten sich durch Auklosigkeit und Niederlichkeit aus, und nur aus der niedrigsten Klasse um äußerer Vorteile willen kämen Taufkandidaten. John klagt 1801, der Regierungsrat Schmidt sei ein wahrer Grobschmidt. „Die englischen Missionare ohne Privilegium sind im Vergleich mit uns, die

wir die schönsten Privilegien haben, beneidenswert. Lieber breche eine Verfolgung gegen uns aus, die doch ein Ende hat, als daß wir so durch das Feuer der Chicanen gebraten werden.“ Vergebens hoffte er bei Schmidts Tod 1804 auf Besserung der Verhältnisse; an des einen Stelle traten zwei, die sich vereinigten die Missionare zu Chicanieren und die Eingebornen zu Klagen anreizten. Am schlimmsten stand es bei der hundertjährigen Jubiläumsfeier 1806. John war nach Madras gereist, fand aber nicht die ersehnte Gelegenheit nach Kopenhagen. 1807 schrieben die Missionare: „Wir sind fast mutlos, daß wir die Kirchen leer, Taufe und Abendmahl verachtet sehen.“ So war es eine Erlösung, als Trankebar von den Engländern im Februar 1808 besetzt wurde und die ganzen Kriegsjahre hindurch besetzt blieb, zumal auch, da alle europäischen Zuflüsse abgeschnitten waren, die englische Regierung der Mission einige Unterstützung gewährte. Während dieser Besetzung starb John 1813. Kämmerer, seit 1791 in Indien, übernahm nun die Leitung der Schulen und der Mission, neben ihm stand noch der inzwischen ordinierte Schreyvogel. Als die Kolonie wieder an Dänemark kam, fehlte es so sehr an Mitteln für die Mission, daß nachdem der heidnische König von Tanjore vier Jahre hindurch in dankbarer Erinnerung an seinen Lehrer Schwarz die Gehälter für die Missionsdiener an die Landgemeinden außerhalb des dänischen Gebietes gezahlt hatte, Kämmerer im Mai 1820 diese Landgemeinden (1300 Christen mit 11 Katecheten und 11 Kapellen) an eine englische Gesellschaft übergab klagend: „Die Mission in Trankebar, die Mutter aller andern Missionen, sinkt nun hernieder, um eine kleine Anstalt für einen einzelnen Ort zu werden.“ 1825 wurden sie weiter an die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft (G. P. S.) abgetreten und so aus Lutheranern zu Anglikanern gemacht, unbefragt, wie eine willenlose Herde Schafe. Es war ein schweres Opfer an den Territorialismus, doch es kam noch schlimmer. Von der Kanzlei in Kopenhagen erging ein Schreiben an die Regierung in Trankebar, und den Missionaren wurden 37 die Mission betreffende Fragen vorgelegt. Aus den Fragen muß deutlich die Absicht zu erkennen gewesen sein, denn Kämmerer forderte seinen Abschied — Schreyvogel kam überhaupt nicht in Betracht —, worauf er 1821 durch königliche Resolution Erlaubnis erhielt als Missionar für seinen Gehalt zu arbeiten. Drei Jahre später schlug die Regierung in Trankebar vor, daß „die Mission als Befehrungsanstalt aufhören sollte und daß dagegen Schulen eingerichtet würden, in denen die für jeden Menschen gemeinnützigen Kenntnisse gelehrt werden sollten, um so den Weg zur wahren Ausbreitung des Christentums in Zukunft zu bahnen.“

Kämmerer war dieser Erklärung der Regierung beigetreten, wohl

weil unter solchem Regiment kein Wirken möglich war, wie denn Schreyvogel, der 1826 in englische Dienste übertrat und Trankebar verließ, nach Kopenhagen schrieb, es arbeiteten in Trankebar gewisse Leute darauf hin die Missionsanstalten zu zerstören. Das Missionskollegium wollte zwar die Schulen als Hauptsache erklären, aber doch den Namen Mission retten und die Befehrungsanstalt niemals aufhören lassen. Vergeblich. Eine königliche Resolution vom 18. Mai 1825 über eine neue Einrichtung der Mission in Trankebar verfügte, daß das Pastorat an der dänischen Zionsgemeinde mit dem Amt des ersten Missionars vereinigt werde. „Die geistlichen Beamten, welche in Trankebar den Titel Missionar fortführen, sollten sich nur da, wo sie etwas auszurichten hoffen könnten, und wo der moralische Charakter der Personen dazu auffordere, bestreben die Heiden zum Christentum zu bekehren, „zu dessen Ausbreitung übrigens keine Geldmittel verwendet werden.“ Und das geschah, als von England aus immer zahlreichere Missionare kamen, darunter nicht wenige Deutsche, und obwohl viele vorübergehend Aufenthalt in Trankebar nahmen. Es wurde ihnen keinerlei Missionsarbeit verstattet. Der als erster Pastor mit dem Titel Missionar herausgesandte junge Däne Möhl lebte in Zwiespalt mit dem alten Rämmerer, dem doch nach Möhls Rückkehr 1835 wieder alles zufiel. Als Rämmerer 1837 starb, wurde sein Haus, das beste Gartenhaus der Kolonie, niedergerissen, weil es einer kleinen Reparatur bedurft hätte. Es sei ja kein Missionar mehr da, der es bewohnen könne. Über ein Jahr hatte Trankebar und die ganze Kolonie keinen ordinierten Geistlichen, als dann der treue, aber kränkliche Knudsen kam, fand er Kirchen und Schulen dem Schließen nahe, einige Schulen waren eingegangen, einigemal konnte er im Anfang keinen Gottesdienst halten, weil niemand kam. Einst waren 30 Familien auf einmal aus der Gemeinde zur katholischen Kirche übergetreten, und der Rückfälle zum Heidentum waren nicht wenige.

Das war aus Trankebar geworden! Cordes, der erste Sendbote der Dresdener lutherischen Gesellschaft trat Knudsen zur Seite. Seiner unermüdblichen Geduld und zähen Ausdauer, mit der er zufrieden unter irgend einer Form arbeiten zu können aushielt, während zwei nachgesandte Genossen sich lieber einen Wirkungskreis im Telugulande suchten, war es unter göttlicher Gnade zu danken, daß der alte Baum wieder ausschlug und neu trieb. Erst der Verkauf der dänischen Kolonie an England 1845 zerriß die staatlichen und staatskirchlichen Fesseln. Jubelnd begrüßt das Organ der lutherischen Missionsgesellschaft den Abzug der Vertreter der lutherischen Regierung und die Übergabe an die reformierten Engländer: „Als die Missionare Dohs und Schwarz im Sommer 1844 Trankebar

verließen, um in dem benachbarten Telugulande neue Brunnen zu graben, so mußte der allein zurückbleibende Missionar Cordes unter andern auch die Schule in Mottupaleiam aufgeben. Nicht lange darauf aber nahmen die Verhältnisse unserer Trankebar'schen Mission durch Übergabe der dänischen Besizung an die Engländer einen günstigen Umschwung. Ochs ging fröhlichen Herzens nach Mayaveram, Schwarz eilte zurück nach Trankebar zu Cordes."

Die Geschichte wird eine Lehrmeisterin genannt. Werden die ernsten Lehren, welche die Geschichte der Trankebar'schen Mission giebt, von den Missionsfreunden der Gegenwart beherzigt werden? Man will die Mission kopulieren zur rechten und zur linken Hand mit Wissenschaft und Kultur, man will sie in den Dienst nehmen für Kolonialunternehmungen, für welche die kapitalistischen Kreise mit Mitteln zurückhalten. Selbstverständlich erwächst für die deutsche Missionsgemeinde die Pflicht, in deutschen Schutzgebieten zu missionieren, soweit nicht von evangelischen Gesellschaften andrer Nationen dort bereits Mission getrieben wird. Aber man hoffe nicht, daß aus bloß kolonialpolitisch begeisterten Kreisen nachhaltig auch nur Gaben fließen, sei vielmehr gesagt, daß die Gaben der bisherigen opferwilligen Missionsgemeinde zurückgehen, sobald und soweit die Mission auf Kosten ihrer religiösen Aufgabe ihr fremdartige Ziele fördert. In kolonialpolitischen Kreisen sind so seltsame Anschauungen über die Aufgaben der Mission, so wunderbare Urtheile über die Behandlung der Eingebornen laut geworden, daß es lange dauern und viele Kämpfe kosten wird, bis die langbewährte Stellung der englischen Behörden und meisten englischen Privaten deutscherseits konstant adoptiert wird. Solchen Gefahren ist nur die feste Organisation einer alten bewährten Missionsgesellschaft einigermaßen gewachsen. Wenn gerade in dem am wenigsten konsolidierten deutschen Kolonialgebiet, in Ostafrika, neu sich bildende Missionsgesellschaften eintreten wollen, wird die Gefahr eine doppelte sein. Ehe die rechte Organisation gefunden wird, und das ist nicht so leicht, — die alte Dänisch-Hallische Mission hat sie nie gefunden und war darum so machtlos gegen fremdartiges Ansinnen und gegen die Regierungsfeindschaft, — werden die schmerzlichsten Erfahrungen gemacht werden müssen. Eine neue Mission, von neuen Vereinen betrieben, erfordert auch ein großes Quellgebiet zur Beschaffung von Mitteln. Man täuscht sich und andre, wenn man sagt, die bestehenden Missionen sollten nicht geschädigt werden. Möchten die jetzt hingerissenen Missionsfreunde sich zu rechter Zeit ernüchtern und aus der Geschichte lernen, daß in der Luft liegende Zeitideen, die gar schnell sich ausbreiten, dauernde und das Reich Gottes bauende Missionskräfte nicht enthalten.

Die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft.

Von A. Zienssch, Missionsinspektor in Breklum.

(Schluß.)

II. Die Gründung der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft und die Errichtung der Missionsanstalt in Breklum.

Als Versmann gestorben und „Der Sonntagsbote“ eingegangen war, wurde das schon einige Zeit erscheinende „Sonntagsblatt fürs Haus“, herausgegeben vom Pastor Jensen in Ulvesbüll im Eiderstedtschen, Mahner an die Pflicht zur Heidenmission und Sammelstelle für die Missionsgaben aus Schleswig-Holstein. In Ulvesbüll tauchte in der Seele des P. Jensen der Gedanke an die Gründung einer eignen Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft und -anstalt auf, deren Unterhaltung durch die Provinz gut möglich wäre, wenn die Erweckung und Belebung des christlichen Sinnes und damit des Heidenmissionsinteresses wüchse und die bisher verhältnismäßig so geringen Gaben für diesen Zweck erhöht würden. Dieser Gedanke wurde 1869 Anderen, darunter hochgestellten Geistlichen der Provinz vorgelegt, fand aber durchaus keinen Beifall, da man hingegen die Schwierigkeiten der Ausführung und die schon von Koopmann und Versmann gehegten Bedenken hervorhob, und die Sache unterblieb. Wieder vergingen 6 Jahre. Der Redakteur des „Sonntagsblattes“ wurde 1873 nach Breklum, 2 Meilen nördlich von Husum in der Nähe der Nordsee belegen, versetzt. Der Gedanke an eine Missionsgesellschaft war zurückgelegt, aber nicht aufgegeben. Er wurde vielmehr in Nr. 4 des Sonntagsblattes fürs Haus von 1875 in das Land geworfen, indem auf die Notwendigkeit der Gründung einer eigenen Missionsanstalt mit folgenden Worten hingewiesen wurde: „Im übrigen fehlt dem Sonntagsblatt eins, nämlich ein eigenes Haus, ein Mangel, der oft sehr fühlbar ist. Bei den vielen Arbeiten und dem dabei beschäftigten zahlreichen Personal dürfte ein solches Haus nicht klein sein, zumal da bei dem Ankauf eines solchen Hauses auf dieses und jenes Bedacht zu nehmen sein würde, sonderlich auch auf Ausbildung von Missionaren für die Heidenwelt.“

Doch wiederum nur Abneigung, Abraten, Bedenken! P. Jensen beschloß allein vorzugehen, ob dann nicht andere folgen würden. Der Plan war klarer geworden. Die Räume für innere und äußere Mission sollten getrennt werden, was auch allein richtig war, wenn etwas werden sollte. Der Bau des Hauses für Heidenmission konnte in Angriff genommen werden. War zunächst der Flecken Bredstedt als Ort der Anstalt ins Auge gefaßt worden, so gab sich doch bald die Gelegenheit, Ende Februar 1876, ein großes Bauernhaus mit einigen Ländereien für 13 200 Mark in Breklum anzukaufen, wozu noch für 1800 Mark Ländereien kamen.

Mit dem Umbau wurde sofort begonnen. Verhältnismäßig viel Geld war noch nicht eingegangen, alles in allem etwa 36 000 Mark, aber wunderbare Erfahrungen in der Durchhilfe des Herrn und in Gebetserhörungen waren vor und während des Baues gemacht worden.

Was sagt aber nun Schleswig-Holstein zu diesem Vorgehen? Die Zurückhaltung war noch nicht gewichen; ein Vorstand für die Sache als Landes Sache wollte sich nicht finden, obgleich schon vor Jahresfrist eine Zuschrift¹⁾ von Altona aus zum Vorwärtsgen und zur Bildung eines solchen Vorstandes aufgefordert hatte. Hier und da wurde angefragt, aber nirgends fand sich Neigung auf die Sache einzugehen. Die stille Privatarbeit sollte noch einige Zeit fortgehen.

Da kam ein Umschwung der Stimmung. Im September 1876 sollte ein Missionsfest in Breklum gefeiert werden, und gelegentlich dieses wurde an verschiedene hervorragende Freunde des Reiches Gottes nochmals eine Aufforderung gerichtet, zur Bildung eines Vorstandes helfen zu wollen. Da fanden sich am 19. September genannten Jahres 50—60 angesehene Männer aus allen Theilen des Landes im Breklumer Pastorat zusammen, deren Beratungen das Ergebnis hatten, daß ein Ausschuß von 4 Personen, bestehend aus Konsistorialrat Clausen-Brügge, Landrat Baron von Heinke-Bordesholm, Pastor Decker-Thumbye und Pastor Jensen gewählt wurde, der das Nähere in betreff des Vorstandes ordnen sollte. Derselbe bildete sich dann auch bald aus 12 Personen, 6 Geistlichen und 6 Laien; darunter befanden sich auch 2 frühere indische Missionare, einer früher der Gossner'schen, der andere der Amerikanisch-lutherischen Mission angehörig. Daneben wurde ein engerer Vorstand von 4 Mitgliedern gebildet, der nach Maßgabe des aufgestellten Statuts die Verwaltung führen sollte. Er bestand aus Pastor Jensen, 2 Landleuten der Gemeinde Breklum und dem auch bald darauf gefundenen Missionsinspektor Höber, früherem Hauptpastor in Eckernförde. Ein zweiter Lehrer wurde angestellt, 12 Zöglinge traten ein, von denen aber im Laufe der Zeit nur 3 im Missionsdienste ausgesandt und darin verblieben sind, nämlich die Breklumer Missionare Bothmann, Reimers und der im Dienst der holländisch-lutherischen Missionsgesellschaft am 1. Februar 1886 zu Benkulen auf Sumatra gestorbene Missionar A. Jesterfen. Der Kursus im Missionsseminar wurde anfänglich auf 4, später auf sechs Jahre festgesetzt.

So kam der 10. April 1877 heran, der Tag, an welchem das Missionshaus geweiht und eröffnet werden sollte. Die Weihe vollzog der Generalsuperintendent von Schleswig D. Godt.

Wie bei allen solchen jungen Anstalten fehlten die Nöte, Schwach-

¹⁾ Sonntagsblatt für's Haus 1875. S. 171.

heiten und Heimsuchungen auch in Breklum nicht. Einer der schwersten Schläge, welche die Anstalt in den 2 ersten Jahren trafen, war der Tod des tief innigen, wissenschaftlich tüchtigen, für seinen Beruf so begabten Missionsinspektors Pastor Höber, der am 22. März 1879 erfolgte. Sein Nachfolger wurde sein Gehilfe, Rand. Grønning, Sohn des schon genannten Pastors Grønning in Ballum, früheren ostindischen Missionars im Dienste der Amerikanisch-lutherischen Mission des Generalkonzils. Inspektor W. Grønning hat das Amt bis zum 1. April 1885 innegehabt, mit welchem Zeitpunkte er austrat, um als Missionar der eben genannten Mission nach Rajahmundry am Godavary in Indien, seinem Geburtslande, zu gehen. Seit dem 1. April 1885 ist Schreiber dieses in das Amt des Missionsinspektors eingetreten und wird derselbe beim Unterricht von einem Kandidaten und einem Elementarlehrer unterstützt; doch ist bei der zunehmenden Ausdehnung des Werkes und damit der Arbeit des Inspektors die Anstellung eines zweiten Inspektors in Aussicht genommen.

Die Organisation der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft anlangend, so ist darin noch alles in den ersten Anfängen und noch vieles zu thun. Die alten Beziehungen zu Barmen, Hermannsburg, Leipzig u. sind noch da und sollen auf keinen Fall gestört werden. Verbindungen mit Basel sind, so viel bekannt, kaum noch vorhanden. Der Norden von Schleswig ist aus nationalen Motiven sehr zurückhaltend. Eine Organisation von Hilfsvereinen ist bis auf einige wenige Ausnahmen nicht vorhanden. Agenten für die Propsteien und Propsteisynoden sind noch nicht zu finden. Eine Missionskonferenz, ähnlich der Halleschen und Berliner wäre sehr erwünscht, um Freunde und Arbeiter zu sammeln und zu gewinnen und das Feuer zu schüren. Es ist mit lebhaftem Danke anzuerkennen, daß das Königliche Konsistorium in Kiel der Sache der Missionsgesellschaft so reges Interesse entgegenbringt. Nicht nur ist ein Mitglied der hohen Behörde, Konsistorialrat Clausen-Brügge seit Pastor Deckers, des ersten Vorsitzenden Tode, Leiter der Gesellschaft, sondern auch die beiden Generalsuperintendenten von Schleswig und Holstein sind Mitglieder des weiteren Vorstandes. Prüfung und Ordination der zum Aussenden bestimmten Zöglinge sind stets auf die entgegenkommendste Weise gewährt worden. Die aufzunehmenden Zöglinge dürfen in der Regel nicht unter 18 und nicht über 25 Jahre alt, müssen gesund, mit den Kenntnissen einer guten Volksschule ausgestattet sein und sich mindestens $\frac{1}{2}$ Jahr vorher für die Aufnahme beim Inspektor persönlich melden, von den inneren Erfordernissen zu geschweigen. Sehr empfindlich ist der Mangel an Zufluß von tüchtigen Zöglingen aus der Provinz und die Erscheinung, daß sich manche anderen Gesellschaften zur Verfügung stellen, recht be-

klagenswert um so mehr, da die Anstalt im Binnenlande verhältnismäßig so wenig bekannt ist.

Im Lande selbst herrscht ja noch vielfach geistlicher Tod und Gleichgiltigkeit, da der Rationalismus hier besonders lange am Niederreißen gearbeitet hat. Doch regt sich allmählich, und die Zahl der mit Wärme und Hingebung für die Sache arbeitenden Geistlichen, die Zahl der Missionsstunden und -Feste ist im Wachsen, und auch der Anschluß an die Landesmissionsanstalt vollzieht sich allmählich immer mehr. Auch die Gaben müssen noch wachsen, um den steigenden Anforderungen, welche die größere Ausdehnung des Werkes verlangt, genügen zu können. Wenn auch mit Dank gegen den Herrn anerkannt werden soll, daß viele treue Geber im Lande vorhanden und die Gaben gestiegen sind, — was ist die jetzt jährlich eingehende Summe von 38—40 000 Mark für eine doch so wohlhabende Provinz, wie Schleswig-Holstein ist! Das gesammelte kleine Reservekapital wird bald aufgezehrt sein.

Die Jahreseinnahmen betrugen 1877: 31 466, 1878: 23 103, 1879: 22 236, 1880: 29 876, 1881: 36 711, 1882: 34 772, 1883: 38 782, 1884: 35 380, 1885: 38 807, und mit Hinzurechnung der Kapitalzinsen etwas über 40 000 Mark.

Das Organ der Missionsgesellschaft: „Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt“ erscheint von Michaelis 1876 an, zuerst redigiert von Hauptpastor Höber in Eckernförde, sodann von Breklum aus. Es erscheint alle 14 Tage in Stärke eines Bogens als Beiblatt zum „Sonntagsblatt fürs Haus“. Doch ist dasselbe auch einzeln zum Preise von 80 Pfg. (exkl. Porto) pro anno zu beziehen. Vom Gesamtvorstande ist die Trennung beider Blätter beschloffen worden.

B. Das Arbeitsfeld und die bisherige Arbeit der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft.

I. Das Arbeitsfeld.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1881 waren die ältesten Zöglinge so weit vorgebildet, daß an ihre Ausendung in die Heidenwelt gedacht werden konnte. Aber wohin sollten sie gehen? Nach vielen Erkundigungen und Beratungen wurde der Vorstand durch den schon genannten, im Dienste der Mission des amerikanischen Generalkonzils stehenden, nordschleswigschen Missionar Schmidt auf das zu den Centralprovinzen Indiens gehörige Königreich Baster hingewiesen, welches bisher nur im Süden von Missionsarbeit berührt worden war. Der Vorstand ging auf diesen Vorschlag ein.

Das Königreich Baster, zu den Centralprovinzen Vorderindiens gehörig, 13 062 (engl.) Quadratmeilen groß, landeinwärts nördlich des

auf der Oſtküſte ungefähr in der Mitte zwiſchen Madras und Calcutta mündenden Godavary gelegen, war bis Ende 1885 ein unabhängiges, den Engländern nur tributpflichtiges Reich, in dem ein engliſcher Commiſſioner das engliſche Intereſſe vertrat. Seit 1885 iſt es ein Theil des engliſch-indiſchen Beſizes geworden und ſteht mit zwei anderen Staaten der Centralprovinzen, Patna und Kalahandi unter einem höheren engliſchen Beamten, der in Kalahandi ſeinen Wohnſitz hat. — Im Lande, welches ein Reiſender einen der ſchönſten Theile Indiens nennt, fehlt noch jegliche Kultur, es fehlen Straßen; Verbindung mit der Oſtküſte iſt nicht vorhanden. Es iſt ein Hochland, nach Oſten hin von mehr als 2000, nach Weſten von etwa 1000 Fuß Höhe. Hie und da ragen aus dem Plateau einige Berge und Hügel hervor. Im Nordweſten erheben ſich die Mar-dianberge, weiterhin nach Oſten zu lagert ſich das bis 5400 Fuß hohe Zeypurgebirge zwiſchen Baſtar, Zeypur und die Ebene nach der Oſtküſte zu. Die Zahl der Orte iſt beſonders im Süden klein, größer im Norden, aber bei weitem nicht ſo groß, als in Zeypur und dem engliſchen Vizagripatamdiſtrikt. Das Klima iſt minder heiß, als in der Ebene. April und Mai ſind angenehme und geſunde Monate, während vom Juli bis Februar das Fieber mehr auftritt. Im Mai ſieht man ſchöne Thäler mit üppigem Gras und grünen Bäumen. Das Land iſt theilweiſe mit Dſchangel, beſonders aber mit Urwald bedeckt, in denen Tiger und Leoparden noch in großer Anzahl haufen. Das in den Wäldern gewonnene vorzügliche Teakholz wird auf dem auf der Weſt- und Südgrenze flieſſenden Godavary in großen Flößen verſchifft. Baſtar iſt ſehr fruchtbar; Weizen, der in der Ebene nicht wächst, Reis und andere indiſche Getreidearten gedeihen ſehr gut. Aber freilich iſt das Land noch wenig angebaut, wiewohl darin in den letzten Zeiten ein Fortſchritt zu bemerken iſt, da jetzt ſchon 2000 engl. Quadratmeilen in Bewirthſchaftung ſein ſollen. Die Nahrungsmittel ſind reichlich vorhanden und billig. 72 (engl.) Pfd. Reis z. B. koſten 1 Rupee (= 1,60 Mk.). Der Handel iſt noch nicht recht zur Entwicklung gekommen und beſchränkt ſich nur auf die Einfuhr von Zeugen, Metallen, Gewürzen und beſonders Salz von den nördlich gelegenen Raipur und Nagpur aus, und auf die Ausfuhr von Walddrüchten und Weizen.

Die Bewohner des Landes ſind meiſt Ureinwohner und Bergvölker von dunklerer Hautfarbe, hauptſächlich Gonds, deren einer Stamm, die Kois, beſonders den Süden einnehmen. Die Gonds in den Centralprovinzen überhaupt zählen etwa 2 Millionen, die von den Hindus und Mohammedanern verachtet, von den Engländern kaum gekannt werden. Der edelſte Stamm der Kois, die Odd Kois bewohnen die Ebene Baſtars;

am Godavary heißen sie Gommu= (d. h. Ufer) Kois. Das Volk ist ein kräftiger, nüchtern, gutmüthiger Menschenschlag, zum Umherstreifen neigend, der noch nicht von den Sünden der Hindus, der Lüge und dem Diebstahl, angesteckt ist, da der Hinduismus noch verhältnismäßig wenig Einfluß auf das Land gehabt hat. Ein Reisender beschreibt sie als „regellose Schläfer, die die meisten der 24 Stunden des Tages schlafend zubringen, apathisch und faul.“ Kein Europäer wohnt im Lande. — Das Kastensystem ist nie zur Geltung gekommen; nur wenige Brahmanen, aber auch wenig Bildung finden sich im Lande.

Der 1885 abgesetzte König (Maharajah) Bhairam Deo (geb. 1838 oder 1839) war ohne alle Bildung. Seine Hauptstadt Jagdalpur am Indrabatilafluß hatte früher 5—600 strohgedeckte Hütten, soll aber jetzt gegen 1000 zählen, daneben auch mit Ziegeln gedeckte Backsteinhäuser. Das Gefängnis daselbst ist eine Fäulnisschule und eine Zufluchtsstätte der Opiumraucher, die in Bastar im Überflusse vorhanden sind. Eine kleine Hinduschule ist die einzige Unterrichtsanstalt der Stadt. Der abgesetzte Maharajah genoß göttliche Ehre, bestieg alle Jahre den großen Götzenwagen, um angesehen und angebetet und von jedem der in großer Zahl herbeigeströmten Unterthanen mit einer Rupie beschenkt zu werden. Er war sehr verschuldet, da er einer ungemeßenen Verschwendungssucht frönte und eine Menge von Schmarozern an seinem Hofe hatte. Seine Passion waren Elefanten, deren er 22 besaß, und Pferde. Für zwei der ersteren zahlte er einmal 2500 Rs., ja für einen andern 5000 Rs., und der mit einem Baldachin bedeckte und mit Gold und Silberblech belegte Sattel kostete 28 000 Rs. Seiner Gläubiger entledigte er sich gern mit Gift, um sich der Pflicht zum Zahlen zu entziehen. — Die anderen großen Herren seines Landes waren nicht besser, wie z. B. der Zemindar von Bhopalpatnam (im Südwesten) Kinder fangen ließ, um mit ihrem Blute seine kranken Beine zu heilen.

Die Sprache des Landes ist im Norden Albi (neben anderen Dialekten ohne Schriftzeichen), ein korrumpirtes Hindustani. Letzere Sprache muß gelernt werden, da sie mehrfach gesprochen resp. verstanden wird. In einigen Theilen des Landes wird auch Telugu verstanden, wie der unten noch zu nennende General Haig im Süden des Landes das Evangelium in dieser Sprache verkündigt hat. Die Landessprache ist noch wenig oder gar nicht kultiviert, ohne Schriftzeichen und wenig bekannt.

Religion.¹⁾ In den verschiedenen Landesteilen werden verschiedene Gottheiten verehrt; auf Dämonenkultus scheint verschiedenes hinzuweisen. So beten sie die Berggeister, besonders den glücklichen Jäger Ardschuna,

¹⁾ Calwer Missionsblatt 1882. Nr. 12. S. 91.

den Korra Razu, der ſie vor Tigern ſchützt, und den ſtarke Bhima, ihren vermeintlichen Stammvater an; auch eine Poſſengöttin wird verehrt. Auf einige Kois hat auch der Hinduismus Einfluß gehabt. Große Ehrfurcht haben alle vor der Pandawa-Götterfamilie, deren Boten die wilden Hunde ſind, gegen welche man ſich deſhalb auch nicht wehrt, wenn ſie die Herden angreifen. Die Ahnen werden mit Milchopfern geehrt. Baſtar iſt das Land der Meriahs,¹⁾ der weiblichen Menſchenopfer, deren Fleiſch nach gräßlicher Schlachtung der Unglücklichen zur Fruchtbarmachung der Felder gebraucht wurde. Der Frühlingsgöttin Keli, auch dem Gotte Mammili wurden oder werden noch Menſchenopfer dargebracht. Der Himmel iſt ihnen eine große Burg, wo es viel Reis zu eſſen giebt, die Hölle ein ſchlimmer Platz, wo ein eiſerner Rabe am Fleiſch der Böſen frißt. Einige glauben an die Seelenwanderung der Hindus, vielen dagegen iſt der Tod das Ende von allem; nach der Meinung der meiſten aber wandeln die Toten als Piſachas, Geſpenſter, umher. Die Toten, mit Ausnahme junger Leute und Kinder, werden verbrannt, über der Aſche aber hohe Steine aufgerichtet. Das Leichenbegängnis eines Erwachsenen iſt ein großes Feſt, bei dem die Schlachtung mehrerer Ochſen die Hauptſache iſt. Der auf den Scheiterhaufen gelegten Leiche wird der Schwanz eines dieſer Tiere in die Hand gegeben. Nach der Verbrennung folgt dann das Feſtmahl.

II. Die Arbeit.

1. Verſchloſſene Thüren.

Das iſt das Land, auf das Miſſionar Schmidt den Vorſtand der Miſſionsgeſellſchaft ſeiner Heimat aufmerkſam machte, mit dem Anerbieten, in Gemeinſchaft mit dem Miſſionar Artmann die erſten Breklumer Miſſionare an den Ort ihrer Beſtimmung zu geleiten.

Wie ſchon oben erwähnt, ſind erſte Anfänge der Miſſionsarbeit im Süden des Landes ſchon gemacht worden. Ein bei den Waſſerbauten am Godavary, welche an 5000 Arbeiter nach Dummagudiam (im Süden) zogen, beſchäftigter engliſcher Ingenieur Cotton opferte ſeine ganze freie Zeit, um unter den Kois zu wirken, ja er legte ſeine Stelle nieder, um unter ihnen als Evangelist thätig zu ſein. Nicht minder lag die Miſſionsarbeit ſeinem Nachfolger in Leitung der Flußbauten am Godavary, dem Hauptmann, jetzigen General Haig am Herzen, der, wie erwähnt, den Heiden in Telugu predigte. Eine Anzahl ſind durch den Dienſt mehrerer nachfolgenden Miſſionare, inſbeſondere aber durch die treue Arbeit eines von jenem Ingenieur bekehrten Bauaufſehers Wenkata-rama Razu, eines Königsſohnes, der ſpäter Evangelist und ordiniert wurde, Chriſten ge-

¹⁾ Vgl. Schleſwig-Holſteinisches Miſſionsblatt Jahrgang 1885. Nr. 26; Jahrgang 1886. Nr. 1.

worden. Unter ihrer im ganzen etwa 400 betragenden Zahl befinden sich an 100 Kois.¹⁾ Der ganze Norden des Landes dagegen hatte vom Evangelio nichts gehört, und es war deshalb dem General Haig eine große Freude zu hören, daß die Breklumer Missionare nach Bastar gehen wollten. Er versprach ihnen eine Empfehlung des höchsten englischen Beamten der Centralprovinzen an den Maharajah von Jagdalpur zu besorgen.

Am 24. November 1881 wurden die Missionare Pohl, Bothmann, Festerfen und Stoldt vom Generalsuperintendent Dr. Godt in der Kirche von Breklum inmitten einer großen Versammlung ordiniert, die beiden letzteren für die holländisch-lutherische Mission auf Sumatra, die beiden ersten für den Dienst der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft für Bastar bestimmt. Am 4. Dezember erfolgte die Abordnung, am 2. Januar 1882 die Abreise von Brindisi und am 23. Januar landeten sie in Madras, woselbst sie von dem Leipziger Missionar Handtmann aufs freundlichste empfangen und beherbergt wurden. Nach einem Besuch bei Missionar Petersen in Tripaty gingen sie nach Rajahmundry ab, woselbst sie am 13. Februar anlangten, herzlich empfangen von den amerikanischen Missionaren. Diesen Boten der Amerikanischen und Leipziger Missionsgesellschaft soll für ihre unseren Missionaren erwiesene Liebe und Gastfreundschaft auch an diesem Orte herzlicher Dank gesagt werden.

Am 15. März 1882 traten die Brüder Pohl und Bothmann mit den Missionaren Schmidt und Artmann und Mr. Heelis von Narsapur, nachdem abends vorher noch ein feierlicher Abschiedsgottesdienst in der Missionskirche gehalten worden war, die Reise nach Bastar an. Die verheißene Empfehlung des englischen Beamten blieb leider aus. Man wollte von der Südgrenze des Landes auf dem Landwege Jagdalpur erreichen. Das Missionschiff „Die Friedenstaube“ brachte die Reisegesellschaft den Godavary aufwärts bis zu der Stelle, wo der aus Bastar kommende Savery einmündet. Die Fahrt auf diesem Flusse war sehr beschwerlich, da derselbe sehr seicht ist und die Missionare oft aussteigen mußten, um das Boot durch Schieben über die flachen Stellen hinwegzubringen. Bei Manikidevikonta wurde am 23. März das Bastarland betreten, und nun ging die Landreise an. Da waren aber keine Fahrwege, sondern nur Ochsenpfade zu finden, so daß alles Gepäck von gemieteten Trägern transportiert werden mußte. Die Ersteigung der drei Bergterrassen, welche zum Plateau führen, war eine mühsame, Schweiß kostende Arbeit. Doch endlich langten sie nach 18tägiger Fußreise am 10. April in der Hauptstadt an.

Von denen, welche in Bastar reisen, hat ein Kenner der dortigen Verhältnisse gesagt: „Sie werden gut aufgenommen beim Rajah und

¹⁾ Vgl. Calwer Missionsblatt 1882. Nr. 12. S. 92 ff.
Miss.-Ztg. 1886.

seinem Hof, erlangen auch vielleicht Geschenke, aber ehe sie wieder abreisen, werden sie noch beraubt.“ Das erstere war der Fall, das letztere wäre beinahe eingetreten, wie das folgende zeigen wird. Die Reisenden wurden vom Maharajah freundlich aufgenommen und machten sich alsbald daran, einen geeigneten Platz zur Anlegung einer Missionsstation zu suchen. Aber die Entscheidung des Fürsten und seiner Räte wurde von einem Tage zum andern verschoben; alle Vorstellungen halfen nichts; man vertröstete sie von einer Zeit zur andern. Wieder ging eine Woche hin; sie sollten erst an einer Treibjagd teilnehmen. Man wollte sie aber in Wirklichkeit viel lieber los sein, denn man fürchtete, sie würden mit den Engländern dem Fürsten das Land nehmen. Mr. Heelis hatte sich auf der erwähnten Jagd zu sehr angestrengt und der Sonne ausgesetzt und wurde ernstlich krank, so daß er nach 3—4 Wochen noch getragen werden mußte. Auf der Jagd selbst aber hatte man die Brüder irre geführt, getäuscht und betrogen. Endlich sollte das versprochene Land den Brüdern durch ein Dokument zugeschrieben werden, so daß dieselben schon Bauholz ankauften. Aber es kam nicht weiter, denn der Fürst hatte bei der Verzögerung der Angelegenheit seine bestimmten Absichten. Wie schon erwähnt, war der Rajah ein Verschwender und hatte einige Millionen Schulden und eben wieder Pferde und Möbel gekauft, ohne sie zu bezahlen. Er brauchte Geld und kam allmählich mit seinem Ansinnen heraus. Die Brüder sollten ihm 2000 Rs. leihen, natürlich gegen Schuldschein. Um sie nun dazu willig zu machen, darauf war das ganze Manöver mit dem Aufschieben der Angelegenheit angelegt. Die Brüder schlugen die Forderung ab, und seit der Zeit waren der Maharajah und sein Hof entschieden gegen sie. Vergebens wurden die Leute in der Nähe um Hilfe bei der Arbeit ersucht, es war ihnen verboten zu helfen oder an die Missionare irgend etwas zu verkaufen. Ein Brief an den König wurde unterschlagen. Nun kamen dazu noch über die im Freien unter einem Mangobaum kampierenden Brüder furchtbare Gewitterregen, so daß sie bei dem Mangel jeglichen Unterkommens ernstlich daran denken mußten, das Land unverrichteter Sache zu verlassen.

Man beschloß, ostwärts nach Jeypur zu gehen, einem von England unabhängigen Fürstentum, in dem aber die polizeiliche Gewalt in den Händen der englischen Behörden ist. Es ist ebenso wie Bastar zum Teil ein Hochplateau, im Osten Gebirgsland, da das Jeypurgebirge sich an einzelnen Stellen bis über 5000 engl. Fuß erhebt. Über letzteres führt der Weg zur indischen Ostküste. Das Land ist 9000 engl. Quadratmeilen groß und hat Raum für viele Missionsstationen, indem nur ganz im Norden etwas Missionsarbeit getrieben worden ist. Die herrschende

Sprache ist Urija oder Odiya, ein arischer Dialekt. Der General Haig hatte schon früher gesagt: „Der Weg nach Bastar führt durch Jeypur; warum wollt ihr nun so thöricht sein und in Bastar anfangen, wo ihr von allem abgeschnitten seid, während euch Jeypur offen steht?“ So hätte es gleich von Anfang an gemacht werden sollen; man hätte von der Ostküste durch den Vizayapatam-Distrikt und Jeypur allmählich nach Bastar vordringen sollen. Die jungen Brüder als mit den Verhältnissen noch nicht vertraut folgten aber den mit dem Lande bekannten Missionaren. Es war eine verunglückte Expedition, wie kaum anders zu erwarten stand. Auch die Begründung einer Missionsarbeit dort hätte Verbindung mit der Küste erfordert, und die war noch nicht da, sondern die Brüder hätten ganz abgeschlossen in unkultiviertem Lande gegessen. So schwer und niederschlagend auch der Ausgang dieser ersten Expedition war, so hat doch der Herr alles gut gemacht. Es ist doch das rechte Ziel gewesen, wenn auch der zuerst eingeschlagene Weg der falsche war. Das hat die ganze spätere Entwicklung der Breflumer Missionsarbeit gezeigt, welche künftighin von der Küste aus vordrang und Bastar offen fand, als sie auf umgekehrter Route Ende 1885 an dessen Ostgrenze wieder anlangte.

Die Brüder machten am 4. Mai noch einen letzten Versuch beim Rajah, aber wieder ohne allen Erfolg. Da alle Treiber vom Fürsten, wohl nicht ohne Absicht mit auf die Jagd genommen waren, so waren keine Leute zum Transport der Sachen zu bekommen. Endlich fand man einige Bandies (Ochsenwagen), welche Reis nach Jagdalpur gebracht hatten und nun wieder leer nach Kotpad zurückkehren wollten. So weit ging's, wenn auch mit viel Mühe, da der Indrabati mehrmals durchwatet werden mußte und der Transport des kranken Mr. Heelis unendliche Schwierigkeiten machte. Sie rückten langsam gegen das Jeypurgebirge vor, um nach Koraput, auf der Höhe des letzteren gelegen, zu gelangen. Auf den Ruheplätzen bot ihnen das durchlöcherzte Zelt kaum Schutz; wochenlang hatten sie kein Obdach gehabt, unter Bäumen gewohnt und geschlafen, und das im tropischen Klima. Sie waren trotzdem bis dahin gesund geblieben. Als sie aber am 15. Mai 1882 in Koraput anlangten, da stellten sich die Folgen der Strapazen ein. Während Schmidt, Artmann und Heelis bald weiter reisten und am 22. Juni wieder in Rajahmundry anlangten, wurden die zurückbleibenden Brüder von Fiebern und großer Schwachheit überfallen. Sie wurden im Regierungsgebäude freundlich aufgenommen und machten sich, nachdem sie sich einigermaßen erholt hatten, an das Studium der Urijasprache, was ihnen freilich ohne Wunsch (Sprachlehrer) ein saures Stück Arbeit war. Daneben fingen sie an, den Grund zum Missionshause auszusuchachen, denn hier wollten sie bleiben, da

Koraput ein Ort von Bedeutung und als an der großen Straße gelegen, welche über das Tenzpurgewirge und weiter führt, eine Zukunft hatte. — Doch es sollte anders kommen. Oft hatten die vom Fieber Heimgesuchten (Koraput ist trotz seiner hohen Lage von 3000 Fuß ein Fieberort) keine Lebensmittel. Br. Bothmann war vom 1. August 1882 an fast vier Monate lang ununterbrochen krank, so daß er fast dem Tode nahe war. Dazu kein ordentliches Lager und keine rechte Pflege! Auch benutzten die Diener die Notlage der Sahibs, um so viel zu betrügen und zu stehlen, als sie nur konnten. Das war eine schwere Zeit, die schwerste, die sie bis dahin durchzumachen gehabt hatten. Was thun? Koraput im Stich lassen? noch weiter zurückgehen? Das wollten sie nicht, hatten sie doch schon den Anfang einer Stationsgründung unter dem armen, blinden Volk gemacht. Aber der Arzt riet aufs dringendste, in die Ebene zu gehen, da Bothmann nur dort wieder hergestellt werden könnte. Aber wie den Schwerkranken transportieren? Die Stöße und das unbequeme Lager des Ochsenbandhs konnte er nicht ertragen, und ein anderes Beförderungsmittel war nicht da. Endlich nach vielem Suchen stellte ein reicher Eingeborner von Madiapatti seinen Palankin zur Verfügung, in dem Bothmann wenigstens im Anfang auf der weiten, fast 100 engl. Meilen betragenden Tour nach Vizianagram getragen wurde. Es ging vom Gebirge hinunter; furchtbare Regengüsse stellten sich ein, so daß sie oft auf dem aufgeweichten Boden im Wasser lagen. So gelangten sie mit unfäglicher Mühe nach Salur, von dort mit Ochsenkarren nach Vizianagram, wo die erschöpften und fast mutlos gewordenen Brüder im Hause der Londoner Missionare die freundlichste Aufnahme und Pflege fanden. Wie damals zum erstenmale, so haben die dortigen englischen Missionare auch später zu wiederholten Malen, besonders auch bei Gelegenheit der am 14. September 1885 stattfindenden Doppelhochzeit der Brüder Pohl und Bothmann, die sie in ihrem Hause ausrichteten, den Breklumer Missionaren so viel Liebe erwiesen, daß der Vorstand der Gesellschaft es nicht unterlassen konnte, an die Leiter der Londoner Mission ein Schreiben mit den innigsten Dankesbezeugungen für solche Erweisungen brüderlicher Liebe zu senden.

Das gastfreundliche Missionshaus wurde verlassen, um die Reise nach der Küste, nach Bimlipatam fortzusetzen. Von da ging es per Dampfer nach Madras, welches am 26. September erreicht wurde. Dasselbst suchten die Brüder das Hospital auf, in dem Bothmann oft bei Fieberhize bis zu 136 Pulschlägen 10 Wochen lang lag, während Pohl sich eher erholte, wiewohl auch er noch viel vom Fieber zu leiden hatte. Erquickung nach der schweren Zeit war die Teilnahme an der Weihnachtsfeier in der

evangelisch-lutherischen Missionskirche zu Persewanum (eine der vier Gemeinden, welche die Leipziger Mission in Madras in Pflege hat) und die Erholungsreise, welche die Teilnahme an den Sitzungen der Leipziger Missionsynode in Trankebar am 23. Februar 1883 bot.

2. Die Thüren thun sich auf.

Allmählich wurde auch Bothmann wieder kräftiger; die Rücksälle blieben aus, und so konnten die Brüder daran denken, einen neuen Anfang in der Arbeit unter den Heiden zu machen. Über Rajahmundry und Vizagapatam gieng nach Vizianagram, um Telugu zu lernen, denn Salur im Vizagapatamdistrikte, 65 engl. Meilen von der Küste gelegen, sollte als Station aufgenommen werden. Die Untersuchungsreise nach dem ihnen schon von dem Rückzug aus Bastar her bekannten Ort wurde am 31. Juli angetreten und hatte das Ergebnis, daß dort dauernde Niederlassung beschlossen und der Bau eines kleinen Missionshauses begonnen wurde. Salur, eine Stadt von 5—6000 Einwohnern, etwa 5 englische Meilen östlich des Jeypurgebirges gelegen, ist der Sitz eines kleinen Rajah oder Zemindar, der sehr verschuldet unaufhaltsam dem Bankrott entgegengeht.

Missionar Bothmann beaufsichtigte die Bauarbeit, Pohl richtete sein Augenmerk vor allem auf die Missionsarbeit und hauptsächlich auf die Errichtung einer Schule, die auch bald gegründet werden konnte, sich stetig entwickelt hat und Ende 1885 von 37 theils heidnischen, theils mohamedanischen Knaben im Alter von 5—18 Jahren besucht wurde. Das neue Missionshaus wurde auf dem dicht vor der Stadt liegenden Missionsgrundstück im Sommer 1885 fertig gestellt, gerade zeitig genug, um nach dem am 2. Juni erfolgten Brande des kleinen Hauses den Brüdern ein Obdach zu gewähren. Auch ein Bauplatz zur Kirche und Schule (letztere befindet sich bis jetzt in einem gemieteten Lokale) mitten in der Stadt, dem Gögentempel gegenüber und den Priester- und Brahminenwohnungen benachbart, wurde erworben und wartet der gottesdienstlichen Gebäude, wie denn zum Bau der Schule schon Anweisung gegeben und zum Bau der Kirche schon ein kleines Kapital, Geschenk eines Missionsfreundes an den früheren Inspektor Grönning, vorhanden ist.

Doch ging neben dem Häuserbau auch das innere Wachstum der Station vorwärts. Mehrere Familien aus den Sudras meldeten sich zum Unterricht und konnten nach empfangener Vorbereitung am 10. Dezember 1885 mit den Kindern getauft werden, im ganzen 4 Männer, 3 Frauen, 5 Kinder, dazu drei erwachsene Knaben, unter den letzteren ein von seiner verwitweten Mutter verlassener, von Missionar Pohl aufgenommener Knabe, Venkanaswami, jetzt Martin genannt. Mit den beiden Missionshepaaren und den schon vorhandenen Katecheten- und der christlichen

Dienerfamilie zählte die kleine Gemeinde Ende 1885 29 Seelen. Neben der Arbeit in der Schule wurde die Heidenpredigt in Salur und der Umgegend getrieben, so daß sich auch in den umliegenden Dörfern einige zum Worte wendeten, die Gottesdienste besuchten und Taufunterricht begehrt. Das Volk in und um Salur ist sonst sehr stumpf, gleichgiltig, arm. Von den höheren Kasten hat sich noch keiner dem Evangelio zugewendet, obgleich die Missionare eine Zeit lang von einem früher beim Hausbau, dann in der Schule beschäftigten Brahminen etwas glauben hoffen zu dürfen.

Bei der letzten Distriktsreise stieß Missionar Bothmann in einem Dorfe in der Nähe von Salur auf Spuren katholischer Missionsthätigkeit, die die ganze oberflächliche römische Praxis erkennen ließen. Die Leute, denen nichts gesagt war, als daß sie die Götzen verlassen und an das höchste Wesen glauben sollten, waren, ohne nur von Jesu etwas gehört zu haben oder nur seinen Namen zu wissen, von dem katholischen Missionar von Palkonda getauft worden.¹⁾ Sonst ist dort noch von keiner Gesellschaft missioniert worden; die schon genannten Londoner Missionare haben ihr Arbeitsfeld weiter nach der Küste zu.

Im Sommer 1885 konnten die beiden ersten Missionsbräute nach Salur gesandt werden, die nun als Missionarsfrauen nach ihren Kräften in der Arbeit mitzuhelfen suchen, um besonders den Frauen näher zu kommen. — Doch zurück!

In Koraput erinnerten die ausgeschachteten Fundamente an die an der Ausführung verhinderten, aber nicht aufgegebenen Missionspläne. Es sollte nicht vergessen werden, daß dieser Ort an der Straße nach Bastar liegt, die unsere Missionare in umgekehrter Richtung in trauriger Verfassung zurückgelegt hatten. Es ging den Weg zurück; die Stationen nach Bastar waren vorgezeichnet. In Koraput sollte wieder eingesetzt werden, und so erhielten die am 27. Juni 1884 ordinierten Missionare Reimers und Thomsen den Auftrag, Koraput zu besetzen. Im September landeten sie in Indien und wurden von den Brüdern in Salur mit Freuden empfangen, wo sie, ganz anders wie die ersten Sendlinge, ein schützendes Obdach fanden. Am 1. Oktober 1884 trafen sie in Koraput ein und begannen alsbald auf dem alten Missionsplatze zu bauen, erst ein kleineres Haus, dem später ein größeres folgte, welches im Sommer 1886 fertig gestellt werden wird. Leider aber mußte der Vorstand eine der bittersten Erfahrungen machen, die eine Missionsgesellschaft machen kann. Nicht waren es solche Erfahrungen, welche die ersten Missionare zu machen hatten, nicht Todesfall, sondern die Untreue, in der der eine der

¹⁾ Vgl. Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt 1886. Nr. 8.

beiden Vektabgeordneten, Thomsen, nach wenigen Wochen das Arbeitsfeld eigenmächtig verließ, da ihm die Strapazen, Fieber u. zu viel wurden, ein Missionar, der mit seinen schönen Gaben, denen leider das Beste, das demütige, feste Herz fehlte, Tüchtiges zu leisten versprach. Nun stand Reimers auf seiner Gebirgsstation allein und hatte gerade in der Zeit schwere Fieberanfälle durchzumachen und mancherlei Entbehrungen zu ertragen; dazu nun die Untreue seines Genossen.

Zur Gemeindebildung ist es in Koraput noch nicht gekommen, da der einsame Reimers neben dem Hausbau und der Sorge für die Wirtschaft noch das Studium der Sprache zu treiben hatte und die nötige Fertigkeit in letzterer noch nicht erlangt hat.

„Über Jempur führt der Weg nach Bastar“ hatte der alte General Haig gesagt, und die Straße, welche dahin führt, wurde fest im Auge behalten. Als es sich daher im Sommer 1885 um Aussendung von vier Zöglingen handelte, wurde zwar ernstlich erwogen, ob nicht von der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft eine der neuen deutschen Kolonien in Angriff zu nehmen sei, wobei besonders an Kaiser-Wilhelmsland gedacht wurde, doch neigte sich, so sehr das Herz sonst diesem Plane zustimmte, der Gesamtvorstand der Ansicht zu, das alte Ziel festzuhalten und Indien nicht fahren zu lassen, was hätte geschehen müssen, wenn jenen Erwägungen Folge gegeben wäre, da die Mittel die Arbeit auf zwei Gebieten nicht gestatteten. Den lieben Missionsfreunden auswärts, welche unsere jungen Missionare lieber nach den Kolonien gesandt gesehen hätten, sei gesagt, daß die Folgezeit bewiesen hat, wie recht der Vorstand gethan hat, an dem alten Missionsgebiet festzuhalten.

So wurden denn die vier Brüder W. Ahrens, J. Timme, E. Harleß und J. Timm, von denen die drei ersten Schleswig-Holsteiner, der letzte ein Hamburger ist, am 24. Juni 1885 im Auftrage des Königlichen ev.-luth. Konsistoriums in Kiel durch Konsistorialrat Clausen ordiniert, ein erfreuliches Zusammentreffen der verfaßten Kirche mit der freien Liebesthätigkeit einer Missionsgesellschaft. Am 24. Juli erfolgte sodann die Abordnung, und Anfang September landeten sie in Vizagapatam, um nach Teilnahme an der Hochzeit der Brüder Pohl und Bothmann die, wie oben erwähnt, in Waltaire bei Bizianagram im Hause der Londoner Missionare stattfand, mehrere Wochen im neuen Missionshause in Salur der brüderlichen Gemeinschaft zu genießen und dann nach den bestimmten Plätzen weiter zu ziehen, und zwar Harleß nach Koraput, Ahrens und Timm nach dem an der Grenze von Bastar, 4 Meilen von Jagdalpur gelegenen, aus dem Rückzuge der ersten Brüder bekannten Kotpad; Timme aber sollte Jempur besuchen, die Hauptstadt des schon mehrfach erwähnten Fürstentums,

deſſen Premierminiſter (Dewan), der der „Aufklärung“ ſehr zugethan iſt, in entgegenkommendſter Weiſe Stationsgrundſtücke anweiſen wollte.

Gegen Ende November 1885 trafen Ahrens und Timm in Rotpad ein, gerade in der Zeit, da eine engliſche Polizei- und Militärabtheilung nach Jagdalpur gezogen war, um den Rajah von Baſtar gefangen zu nehmen, weil er die Schlachtung von 100 Menſchen befohlen und theilweiſe auch ausgeführt hatte, was durch einige glücklich entronnene Opfer zur Kenntniß der engliſchen Behörde in Koraput gekommen war. Der Rajah wurde vollſtändig überführt, abgeſetzt und Anfang Dezember nach dem 150 (engl.) Meilen nördlich von Jagdalpur gelegenen Raipur in die Gefangenſchaft geführt, worauf das Land unter engliſche Verwaltung geſtellt wurde. Das war ein wunderbares Walten der Gotteshand, daß dieſe beiden Ereigniſſe, die Beſetzung Rotpads und die Wegführung des Rajah faſt in dieſelbe Woche fielen, und daß Baſtar, das die erſten Boten des Evangelii abgewieſen hatte, geöffnet wurde gerade, als Miſſionare angekommen waren, die in die geöffneten Thüren eintreten konnten. Der höchſte engliſche Beamte des Diſtrikts, der gerade zur Ordnung der politiſchen Angelegenheit anweſend war, lud die beiden Rotpader Miſſionare zum Weihnachtsfeſte nach Jagdalpur ein und ſprach ihnen gegenüber den dringenden Wunſch nach Miſſionaren für Baſtar aus, wie er auch ſchon nach dem nordweſtlich gelegenen Kalahandi ſchottiſche Miſſionare gerufen hatte. Auf die nach Deutſchland gelangenden Berichte über die dortige Sachlage wurde dem Vorſtande die Frage nahe gelegt, an die Beſetzung Baſtars zu denken und konnte bei ſolchen deutlichen Fingerzeigen nicht zweifelhaft ſein, was zu thun wäre. Es wurde beſchloſſen, Jagdalpur, und zwar durch Br. Ahrens, zu beſetzen und Timme, da er mit dem Bau in Jeypur noch nicht begonnen hatte, nach Rotpad zur Verſtärkung des Br. Timm zu ſenden, dagegen die Stadt Jeypur fürs erſte offen, aber nicht aus dem Auge zu laſſen, und kann daſſelbe auch am eheſten von dem nahen Koraput aus beſorgt werden. Ein Jögling ſoll noch in dieſem Sommer ausgeſandt werden, um Br. Ahrens in Jagdalpur zu helfen.

Welche Wendung der Dinge in drei Jahren! Damals ein habgieriger Tyrann, ihm gegenüber zwei ohnmächtige Miſſionare, jetzt der Rajahgott im Gefängnis und in ſeiner Hauptſtadt die Nachfolger derer, die er damals aus ſeinem Lande trieb.

Von Früchten der Arbeit in Koraput und Rotpad kann natürlich noch nicht die Rede ſein, da die jüngeren Brüder fürs erſte mit der Sprache zu thun haben. Und doch zeigt ſich auch in erſterem Orte unter den das Engliſche verſtehenden Heiden ein Fragen, dem durch Einrichtung engliſcher Gottesdienſte entgegengekommen werden ſoll und entgegengekommen iſt.

Eine große Schwierigkeit für die Arbeit der kleinen Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft wird immer die Sprachenfrage bleiben. Salur ist Telugustation; in Koraput, Teypur und Kotpad wird Urija gesprochen; in Bastar erwartet unsere Missionare eine neue, noch ganz auszubildende Sprache. Es ist dieser Übelstand der Vielsprachigkeit um so schwerer ins Gewicht fallend, als bei der geringen Zahl der Missionare die Verwendbarkeit der einzelnen für die Stationen an den verschiedenen Sprachen ihre Schranke findet. Doch wird auch hier Rat werden, wie er bisher in allen Schwierigkeiten geworden ist. Der Erfolg der Arbeit steht in des Herrn Hand, der allein die Herzen zum Worte neigen kann. Wenn man aber menschlich und thöricht und nach den an den Ureinwohnern Indiens gemachten Erfahrungen anderer Missionsgesellschaften reden soll, so ist zu hoffen, daß auch die Bewohner von Bastar mit ihrer äußerst primitiven Kultur und ihren höchst dürftigen religiösen Vorstellungen dem Evangelio und seinen Schätzen sich öffnen und reich machen lassen werden. Es wird aber auch hauptsächlich darauf ankommen, daß in Schleswig-Holstein selbst das christliche Leben und damit die Missionsliebe und Opferwilligkeit, sowie die Zahl der sich zum Dienste unter den Heiden meldenden Jünglinge wachsen, daß die Provinz ihre Landesmission trägt und sich um sie zusammenschließt. Dann wird unter des Herrn Segen das Werk hinausgeführt werden zu seiner Ehre und der Seelen Seligkeit.¹⁾

Missionsrundschau.

III.

Asien.

Japan. Anfang dieses Jahres erschien ein Kaiserliches Reskript, welches eine Art konstitutionelles, dem Mikado verantwortliches Ministerium ins Leben rief. Dasselbe besteht aus 11 Abteilungen und hat zum Präsidenten den bekannten Grafen Ito, einen dem besonnenen Fortschritt entschieden zugeneigten Mann; dasselbe gilt vom Grafen Inouye, dem Minister des Auswärtigen und von Herrn Mori, welcher Unterrichtsminister ist. Bezüglich der Religion gedenkt das Ministerium sich streng neutral zu verhalten. (M. Her. 211. For. M. 508.) Specielle Erwähnung verdient die Romaji-Bewegung, d. h. die ernstliche Gewinnung der öffentlichen Meinung für die Einführung der lateinischen Schriftsprache in Japan. Es hat sich zu diesem Zweck eine besondere Gesellschaft, Romaji Kwai, gebildet, welche bereits über 6000 Mitglieder zählt und den ganzen Einfluß der Kaiserlichen Universität hinter sich hat. Vom japanisch-nationalen Standpunkt aus ist gegen die Vertauschung der einheimischen Schrift mit einer fremden gewiß manches einzuwenden; allein bedenkt

¹⁾ Alle sich dafür Interessierende seien hiermit auf die im Missionshause zu Breklum erschienene: „Karte des Gebietes der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft“, 60 Bfg., aufmerksam gemacht.

man die Schwerfälligkeit dieser Zeichenschrift, deren Erlernung Jahre erfordert, so muß der Ersatz derselben durch lateinische Lettern im Bildungsinteresse ohne Zweifel als ein großer Gewinn bezeichnet werden (For. M. 508). Weniger gesund erscheint uns dagegen der Eifer, das Studium des Englischen allgemein in die japanischen Schulen, d. h. in die Volksschulen einführen zu wollen (M. Her. 85, 522).

Bezüglich des Fortschritts der Mission ist entschieden vor sanguinischen Übertreibungen zu warnen, wie sie vor einiger Zeit auch in deutschen Blättern zu finden waren. Ja: Japan gehört zu den hoffnungsreichsten Missionsgebieten der Gegenwart; aber das ist eine Träumerei, noch vor Ende dieses Jahrhunderts die Bekehrung des gesamten japanischen Volkes zum Christentum zu erwarten. Abgesehen davon, daß wir als evangelische Christen eine so schnelle und darum rein äußerliche und gefährliche Christianisierung nicht einmal wünschen dürfen, steht sie auch nicht in Aussicht. Noch ist das Heidentum in den weitesten Kreisen des Volks eine traditionelle Macht und wo man seitens der gebildeten Tonangeber etwa der Einführung des Christentums das Wort redet, da geschieht das nicht aus Überzeugung von der rettenden Gotteskraft und Gotteswahrheit des Evangeliums, sondern aus politischen Gründen und Kulturinteressen. Weit weniger gefährlich ist die eigentliche Opposition, welche kräftig genug sich immer von neuem regt. So haben sich an mehreren Orten Vereine gebildet zur Bekämpfung des Christentums, deren Mitglieder durch Wort und Gewalt der neuen Religion entgegentreten, während die Buddhisten die Mittel, welche die Mission zur Verbreitung des Evangelii anwendet, nachahmen, um den Lauf desselben zu hemmen (B. Her. 85, 496. M. Her. 110. For. M. 34).

Seitens des Vorstandes der Japanischen Evangel. Allianz liegt eine neueste Statistik vor, welche allerdings einen sehr erfreulichen Fortschritt dokumentiert. Nach derselben beträgt die Gesamtzahl aller eingeb. evangel. selbstständigen Kirchenglieder (Ende 1885) 11678, also die Gesamtzahl aller Getauften vermutlich wenigstens 20—25 000 und die Gesamtzahl der sog. Anhänger vielleicht 40—50 000! Das ist ja immer noch nicht viel auf eine Gesamtbevölkerung von c. 38 Millionen; aber wenn man bedenkt, daß am 10. März 1872 die erste evang. Gemeinde (zu Yokohama) organisiert wurde und diese aus 11 Personen bestand; daß nach 13 Jahren in einem einzigen Jahre (1885) nicht weniger als 3115 erwachsene Personen getauft wurden und daß die Wahrheiten des Evangelii sauerteigartig breite Schichten des Volkes bereits durchdrungen haben, so sind diese 11 600 das Angeld für eine jährlich wachsende Ernte. Doch geben wir die ganze Tabelle, da sämtliche Zahlen derselben höchst lehrreich sind:

Von den 168 organisierten Gemeinden erhalten sich 57 vollständig, 101 teilweise selbst. Die Beiträge der eingebornen Christen beliefen sich auf c. 80 000 Mk. (Indep. v. 1. 7. 1886 cf. M. Her. 262¹). Es steckt viel Qualität des jungen japanischen Christentums in diesen Zahlen, jedenfalls bezüglich der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit. Auch sind die gebildeteren Volksschichten in denselben relativ zahlreicher vertreten, als dies sonst in den Anfängen einer Mission der Fall zu sein pflegt (M. Her. 227). — Das

¹) Nach derselben Quelle sollen die römischen Katholiken c. 30 000, die griechischen 10 000 „Anhänger“ zählen.

Namen der Missions-Gesellschaften.	Be- ginn.	Missio- nare.	Organ. Gem.	1885 Betaufte.	Kir- chen- glieder.	Eingeb. Geistl.
Am. Presbyterians	1859	29				
Reform'd Ch. in America	1859	13	46	933	4463	25
U. P. Church, Scotland	1874	4				
Reformed Church of U. S.	1879	3	1	110	149	
Presbyterian	1885	2				
Women's Union M. S. of America .	1871	4				
Cumberland Presbyterians	1877	6	4	77	195	
Protestant Episcopal	1859	13	7	55	131	2
Church Missionary Society	1869	10	13	89	300	
Society Propagation of Gospel . . .	1873	6	2	?	223	
Society Promoting Female Ed'n . .	1877	1				
American Baptist	1860	11	8	116	400	3
English Baptist	1879	2	1	40	69	
Disciples of Christ	1883	3			17	
American Board	1869	33	31	27	3241	22
Independent Native Christ.			6		214	1
Methodist Episcopal	1873	26	38	577	1700	
Canada Methodist	1873	9	7	91	467	6
Evangelical Association	1876	4	4		109	1
Methodist Protestant	1880	3				
Allg. ev. protest. M. V.	1885	1				
Society Friends, America	1885	1				
Summa:	183	168	3115	11 678	60	

Neue Testament ist weit verbreitet, das alte etwa zur Hälfte übersetzt und gedruckt. Sieben religiöse Zeitungen und Zeitschriften werden ausgegeben und mehrere hundert Bücher und Flugschriften sind verfaßt.

Daß die 3 oben zuerst genannten presbyterianischen Missionen sich bereits seit 8 Jahren zu einer presbyterianischen Kirche von Japan vereinigt haben, ist unsern Lesern wohl bekannt. Jetzt haben sich auch die Presbyterianer der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union diesem Bunde angeschlossen und die (deutsche) reformierte Kirche in den Vereinigten Staaten ist im Begriff, dasselbe zu thun, so daß die Itchi kirisuto kyo kwai d. h. die „vereinigte Kirche Christi“ in Japan, wie man nun sagt, demnächst die sämtlichen 5 (in der obigen Tabelle zuerst genannten) presbyterianischen Missionen umfassen wird (For. M. 508). Diese „vereinigte Kirche Christi“ besteht aus 5 (Distrikts) „Presbyterien (Chu kwai = classis), von denen jedes eine ganze Anzahl von Gemeinden umfaßt,¹⁾ welche sich alle 2 Jahre einmal zu einer Synode (Dai kwai) versammeln. Anfang November 1885 fand die 3. Versammlung dieser Synode zu Tokio statt. Ein Japaner, Pastor Ogimi, „präsiidierte mit Würde, Höflichkeit und Geschick.“ An 2 Abenden fanden, wie dies überhaupt immer mehr allgemeine Sitte wird, große christliche Volksversammlungen statt, in denen u. a. folgende Themata behandelt wurden: Was ist der Glaube? Was ist Leben? Was heißt: Gott erkennen? Wer ist Christus? Christentum und Patriotismus. Wissenschaft und Religion. Das ewige Leben u. c. Die Synode beschloß, und zwar nach einer freien und öffentlichen, im brüderlichsten Geist geführten Diskussion die Organisation eines Board für Home Missions, d. h. für eine von den eingebornen Gemeinden selbst ausgehende geordnete

¹⁾ An der Spitze der Einzelgemeinde steht eine Sho kwai = sessio. Diese ist die little, das Presbyterium die middle und die Synode die great assembly.

Missionsthätigkeit in Japan und hofft, durch diese Organisation die Ausbreitung des Evangelii wesentlich zu fördern. Höchst interessante Mittheilungen konnten gemacht werden über 3 Orte, an denen es zu neuen Gemeindegründungen kam, welche hier zu reproducieren uns leider der Raum fehlt. — Die Zahl der Kirchenglieder, welche zu der „vereinigten Kirche“ gehört, hat sich in 2 Jahren um c. 1300 d. h. um 80% vermehrt. (For. M. 508—516. Unit. Presb. Rec. 96. 165).

Bekanntlich feierte der große Am. Board im Herbst des vergangenen Jahres sein 75jähriges Jubiläum. Zu demselben sendeten die mit ihm verbundenen (31) Missions-Gemeinden Japans ein kostbares Dankschreiben, in welchem sie am Schlusse die Hoffnung ausdrückten, daß, wenn ihre amerikanischen Väter und Wohlthäter nur noch einige Jahre ihre Unterstützungen fortsetzten, sie zur völligen Unabhängigkeit gelangt sein würden (M. Her. 85, 465).

Die im November 1875 durch Mr. Davis und den bekannten Japaner Nisima mit 6 Schülern eröffnete und seitdem wesentlich von dem letzteren geleitete höhere Schule zu Kioto beging im vergangenen Herbst die Feier ihres 10jährigen Bestehens. Ohne Zweifel ist dieselbe eins der bestbekannten, bestgeehrten und selbst nach dem Zeugnis der japanischen Presse bestgeleiteten Erziehungsinstitute Japans, das 10 Hauptlehrer beschäftigt und jetzt von 230 Schülern besucht wird. Viele derselben verlassen die Schule, die einen 5jährigen Kursus hat, als überzeugte Christen (M. Her. 87. Vergl. Ev. Miss.-Mag. 166).

Einen hervorragenden Zweig der Missionsarbeit bildet jetzt, wo den Missionaren das ganze Land offen steht (M. Her. 246), die Reisetthätigkeit. Leider können wir aus Raumangel keine speciellen Mittheilungen machen aus den vielen und meist interessanten Reiseberichten, welche uns vorliegen. Nur das sei bemerkt, daß viele dieser Reisen mit Visitationen verbunden sind (z. B. Int. 85, 790. 853. M. Her. 104). Denn die japanischen Christen wohnen weithin zerstreut über das ganze Inselreich, an einem Ort oft nur in geringer Zahl; entweder befinden sie sich dann unter der Pflege eines eingebornen Geistlichen oder nur eines Ältesten oder manchmal auch gar keines Leiters. So ist es notwendig, daß der europäische Missionar sie besucht. Oft wird er zu diesen Besuchen besonders eingeladen, weil neue Thüren offen stehen, Taufkandidaten gewonnen sind u. Gerade diese Einladungen, die nicht selten auch von Heiden ausgehen, welche für die Versammlungen ihre Häuser zur Verfügung stellen (z. B. Spirit of M. 21 vergl. Ev. Miss.-Mag. 116), sind ein besonders erfreuliches Zeichen. Gemeiniglich giebt es dann für den besuchenden Missionar viel zu thun, oft bis in die Nacht hinein, aber es ist erquickende Arbeit, so sehr sie auch Leib und Seele anstrengt.

Zu den Festzeiten in der Mission gehören die Kircheinweihungen. Eine solche fand in echt japanisch nationaler Weise seitens der Missionare des amerikanischen Board am 26. December des vorigen Jahres zu Okayama statt. Die Baukosten sind selbstverständlich zum weit größten Teil von der aus 196 selbstständigen Gliedern bestehenden Gemeinde bestritten worden (M. Her. 139).

Wie unsern Lesern bekannt ist der erste Sendbote des „allg. ev. protest. Missions-Vereins“ Pf. Spinner, am 8. September des vorigen Jahres in Japan angekommen. Derselbe hat sich sofort an die ihm in erster Linie auf-

getragene Arbeit gemacht: „die Evangelischen deutscher Zunge in Tokio und Yokohama zu sammeln und womöglich zu Kirchengemeinden zu vereinigen“ und zwar mit glücklichem Erfolg. Zunächst ist in Tokio die Konstituierung einer aus 63 Personen bestehenden deutschen evang. Gemeinde zustande gekommen, welcher zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen seitens der „vereinigten Kirche“ bereitwilligst ein kirchliches Lokal zur Verfügung gestellt worden ist. Etwas später gelang die Konstituierung auch in Yokohama. Auch als Missionar ist es dem Pf. Spinner vergönnt gewesen, bald in Thätigkeit zu treten, einmal, indem einige Deutsch verstehende Japaner seine Gottesdienste besuchen, sodann, indem andre — c. 30 Studenten, im Alter von 18—20 Jahren — sich von ihm unterrichten lassen (Ztschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft 121). Über die ersten Taufen, welche er, wie wir irgendwo gelesen, schon vollzogen haben soll, enthält das 3. Heft der angeführten Zeitschrift keine Mitteilung; wohl aber meldet es gelegentlich, daß die Aussendung eines zweiten, theologisch gebildeten Missionars nach Japan in Aussicht genommen sei.

Korea. Durch ein Edikt vom 5. Febr. hat der König von Korea in seinem c. 10 Millionen Einwohner zählenden Lande die Sklaverei für abgeschafft erklärt. In Zukunft kann es nur noch solche Sklaven in Korea geben, welche sich selbst verkaufen; aber die von solchen gebornen Kinder gelten für frei (Ev. Miss.-Mag. 249). — Erst seit kurzem giebt es 5 evangelische Missionare im Lande — 3 amerikanische Presbyterianer und 2 bischöfliche Methodisten — unter ihnen 2 (resp. 3) Missionsärzte, welche beide in der Hauptstadt (Seul) thätig sind. Die Kosten für das Spital des presbyterianischen Arztes trägt der König selbst. Mehr als 70 Kranke suchen dasselbe täglich auf. Man hofft, daß durch die in der Mandschurei lebenden Koreaner christlicher Einfluß auf ihre Landsleute ausgeübt werde. Dort sind nämlich schottische und irische Presbyterianer thätig, und das durch einen derselben ins Koreanische übersezte Neue Testament hat die Taufe von c. 80 Koreanern vorbereitet. Gegen 600 andre haben gleichfalls um dieselbe gebeten. In Korea selbst erschweren auch die römischen Missionare das Werk der evang. Mission (For. M. 338. 567. M. Her. 70. Ev. Miss.-Mag. 1885, 474. 501).

China. Bezüglich der allg. Lage schreibt der kundige Missionar Faber in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (183): „das vergangene Jahr war ein folgenreiches für China. Mit Frankreich ist der Friede wieder hergestellt. Allerdings behält Frankreich Tonkin, aber China geht doch mit Ehren aus dem Kampfe hervor. Chinas Selbstgefühl dem Ausland gegenüber ist erstarkt. Die französische Kriegsführung hat dem Ansehen der Westmächte nur geschadet. Die Franzosen waren fast immer und überall zu schwach und ließen China hinreichend Zeit zu enormen Rüstungen. Auch die militärische Ausbildung der Chinesen gedieh so weit, daß diese verachteten chinesischen Feiglinge schließlich den tapferen und wohlgeschulten Franzosen nicht nur standhalten, sondern denselben sogar etliche empfindliche Niederlagen beizubringen vermochten. Ein Krieg mit China erfordert also in Zukunft umsichtiger und promptere Behandlung. — Der nächste Vorteil aus diesem Krieg ist für China die Durchführung des Telegraphen von Peking durchs ganze Reich. Damit ist Bahn gebrochen auch für Eisenbahnen. Frankreichs nahe Nachbarschaft in Tonkin ist jedoch für China nichts weniger als angenehm

und wird noch manche Schwierigkeit verursachen. Jetzt ist auch England ein Nachbar durch die Annexion von Barma geworden. Barma wird eigentlich von China ebenso als Vasallenstaat angesehen wie einstens Annam. Die Zeitungen reden auch schon viel davon, daß China wenigstens Bhamo sich einzuverleiben gedenke. Es wird jedoch schwerlich zu einem Bhamo-Feldzug kommen. Auch im Norden hat England einen kühnen Griff gewagt durch Wegnahme von Port Hamilton. Wenn England sich dessen Besitz sichern kann, wie es allen Anschein hat, so erlangt es damit einen Vorteil von unermesslicher Tragweite. Durch die neuen Grenzen, welche Frankreich und England am chinesischen Reiche gewonnen haben, muß dort auch notwendig regerer Handelsverkehr entstehen. Man plant auch schon lange, den Westfluß, auf welchem man von Kanton aus bequem in die nächste Provinz und weiter bis Numan gelangen kann, dem Fremdenverkehr zu öffnen. Es wäre überhaupt für China von den segensreichsten Folgen, wenn im ganzen Reiche gute Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Lande hergestellt würden. Fahrbare Straßen fehlen in den meisten Provinzen. Viele der vorhandenen Wege sind nur Fußpfade, wo auf langen Strecken nicht 2 Personen neben einander gehen können. In der Regenzeit sind obendrein gar manche kaum gangbar. Die schiffbaren Flüsse und Kanäle sind jetzt ebenfalls in einem so verkommenen Zustande, daß die Schifffahrt viel kostspieligen Aufenthalt erleidet. Dazu wird der Binnenhandel durch ein unsinniges Zollsystem sehr erschwert. Dem abzuhelpen wäre eine gründliche Finanzreform unerlässlich und damit im Zusammenhang eine Reorganisation der Beamtenwelt. Damit sind jedoch beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten verbunden; wo soll man anfangen? und woher die Mittel und zuverlässigen Personen zur Ausführung nehmen? — Durch die noch immer fortgesetzten Kriegsrüstungen, Anschaffung von Kriegsschiffen und Kriegsmaterial, sowie Befestigungen aller Art wird das Land immer mehr ausgezogen. Die Bevölkerung besonders des Binnenlandes wird von Jahr zu Jahr ärmer. Die starke Auswanderung der arbeitenden Klasse ist ein Glück für China. Die Noth der Armen würde sonst schon längst eine folgenschwere Krisis herbeigeführt haben. Allerdings werden dem Land viele Arbeitskräfte entzogen, aber auch viele unruhige Elemente und manche gefährliche Subjekte dadurch über die Grenze geführt. Gerade die bessere Klasse der Auswanderer ist jedoch eifrig beflissen, im Ausland möglichst viel Geld zu verdienen, nur um bald wieder in die geliebte Heimat zurückkehren zu können. Diese bringen nicht unbedeutende Kapitalien nach China zurück und nebenbei frischen Mut zu neuen Unternehmungen. Solche vom Auslande aus den verschiedensten Ländern zurückkehrenden Chinesen verpflanzen natürlich auch manche ausländische Anschauung nach China. Obgleich ausschließlich der untersten Schichte der Bevölkerung angehörig, gewinnen dieselben doch durch ihr mitgebrachtes Geld einigen Einfluß auf ihre nächste Umgebung. Manche freilich sind recht erbittert gegen die Fremden, von denen sie allerlei Unbill erfahren haben. Nach einiger Zeit taucht aber bei den meisten doch das Angenehme, welches sie einst im Ausland genossen, im Gedächtnis lebendig empor gegenüber den mancherlei Widerwärtigkeiten, von welchen sie in China umgeben sind. Einige dieser Leute haben auch das Christentum in der Fremde angenommen; die Mehrzahl derselben läßt sich allerdings durch den zähen Widerstand der heidnischen Umgebung im Heimatsorte zum Abfall bewegen, aber die frühere unbefangene Freude am

Gözendienst ist für immer dahin. Etliche bleiben ihrer christlichen Überzeugung treu und helfen der Mission den Segen des Evangeliums in China verbreiten. Einige Missionsgesellschaften, besonders die amerikanischen, erhalten auf diese Weise seit einigen Jahren ganz beträchtlichen Zuwachs an Kräften und mannigfache Anknüpfungspunkte zu weiterem Wirken. — Während der Aufregung des Tontankrieges war die Mission an vielen Orten lahm gelegt, ja es kamen auch mancherlei Excesse des Pöbels vor, welchen jedoch von den Mandarinen bald Einhalt gethan wurde. In der Kantonprovinz verzweigt sich die evangelische Mission immermehr ins Innere nach allen Seiten hin, auch bis in die nächste Provinz Kwang-si hinein. Durch die große Überschwemmung am Nord- und Westfluß-Gebiet, wodurch viele Ortschaften verwüstet wurden und mehr als 100 000 Menschen in unfägliches Elend gerieten, fanden die Missionare in Kanton Gelegenheit, sich mit den Betroffenen näher bekannt zu machen durch Übermittlung reicher Gaben, welche auf Hongkong und in den Hafenplätzen Chinas für diesen Zweck gesammelt wurden. Es ist zu hoffen, daß auch aus diesem Samen der Theilnahme manche gute Frucht für die christliche Gemeinde sich ergibt.“ —

In wesentlicher Übereinstimmung mit dieser Schilderung Fabers befindet sich der Bericht des englischen Missionsbischofs Moule, der nur noch entschiedener hervorhebt, daß die chinesischen Obrigkeiten besonders in den Seestädten entschieden ihre Schuldigkeit gethan, um Ausbrüche des durch den französischen Krieg neu entfesselten Volkshasses gegen die Fremden möglichst im Keime zu ersticken. So sei es gekommen, daß die evangelische Mission während jener aufgeregten Zeit verhältnismäßig wenig gestört worden sei (Int. 226). — Die sonstigen Andeutungen Fabers über die Anlage von Telegraphen, den Bau von Eisenbahnen u. brauchen wir nicht weiter auszuführen, da diese Dinge in den Zeitungen hinlänglich besprochen werden. Der schlafende chinesische Riese ist am Erwachen — das scheint uns zweifellos; nur das ist ungewiß, was dieses Erwachen für Europa und speciell, was es für die christliche Mission bedeutet. Vermuthlich entwickeln sich in dem erwachenden China die Dinge weniger glatt, als sie sich bis jetzt in dem erwachten Japan entwickelt haben. —

Dem Prozentsatz nach ist das Wachstum der selbständigen Kirchenglieder in den letzten Jahren bedeutend, so gering auch noch immer die absolute Zahl ist. Es gab nämlich communionfähige selbständige Kirchenglieder

1853: 351.

1863: 1974.

1868: 5743.

1872: c. 8000.

1877: 13 035.

1881: 19 660.

1884: 26 287 (M. Her. 85, 476).

Daß es unter diesen Christen an selbständigen, selbstthätigen, opferwilligen und bekenntnisfreudigen Männern nicht fehlt, dafür nur einige Beweise. Wie den Lesern bekannt, hat die Ch. M. S. in der Provinz Fuhkien ein besonders geeignetes Arbeitsfeld. Die dortigen Gemeinden mit zusammen c. 4000 getauften Christen haben eine völlig selbständige Mission nach Korea unternommen und unter der Führung des Rev. Wolfe Ende vorigen Jahres zunächst

2 chinesische Missionare dorthin entsendet (Int. 113). — Ein chinesischer christlicher Kaufmann, Namens Ahof aus Futschau (cf. über ihn: Int. 75), hat jüngst bei einem Besuch, den er in Hongkong gemacht, für eine dort zu erbauende christliche Kapelle 4000 Mark gegeben. — Als neulich in einer öffentlichen Versammlung der literarischen Gesellschaft zu Schanghai seitens ungläubiger Europäer die biblischen Wunder angegriffen wurden, da hielt ein christlicher Chinese zur Beschämung dieser Herren eine durchschlagende Verteidigung derselben (Ev. Miss.-Mag. 32).

Um mit dem Evangelio Christi über die bereits erreichten Kreise hinaus und etwas in die höheren hinauf zu kommen, sind allerlei Versuche gemacht worden; so: Versammlungen nach Art der Moody-Sankeyschen veranstaltet, Evangelistentouren organisiert, christliche Schriften unter den literarisch Gebildeten verbreitet. Das letztere findet namentlich gelegentlich der Examina in den Provinzial-Hauptstädten statt und die dargebotenen, sorgfältig ausgewählten Bücher finden gute Abnahme (Int. 226. 465. Bapt. Her. 260).

Gerade in China gehören mit wenigen Ausnahmen die eingebornen Christen den niederen Klassen der Bevölkerung an. Speciell für die Beamten bietet die Annahme des Christentums zur Zeit noch fast unüberwindliche Hindernisse. Dennoch hat der evangelische Glaube jüngst sogar seinen Weg in des „Kaisers Haus“ gefunden. „Nicht weit von der ersten presbyterianischen Kirche in Peking steht der Palast des sechsten Prinzen, der von den Fremden gewöhnlich Prinz Kung genannt wird. Er ist unter den Gliedern der kaiserlichen Familie der bekannteste und galt bis in die neueste Zeit für einen tüchtigen, wohlunterrichteten und freisinnigen Mann. Als Sohn, Bruder, Onkel und Schwager von regierenden Kaisern und Kaiserinnen stand er 25 Jahre lang an der Spitze des Staatswesens und war der eigentliche Regent der Millionen Chinas. Eine Dame aus seinem Palaste fing vor drei Jahren an, den sonntäglichen Gottesdienst in der presbyterianischen Kirche regelmäßig zu besuchen. Von einer Dienerin begleitet kam und ging sie so still ihres Wegs, daß sie niemand auffiel; allmählich wurde bekannt, es sei eine Gesellschaftsdame der Lieblingsfrau des Prinzen Kung. Sie wurde mit den Missionarsfrauen bekannt und besuchte diese auch an den Wochentagen. Bald war es offenkundig, daß sie der neuen Lehre zuneigte und die Sache kam vor den Prinzen. Dieser hatte aber im Verkehr mit den Fremden auch etwas vom Christentum erfahren und wußte, daß es keine gefährliche Lehre sei, deshalb wollte er der Frau Hsiao, so hieß die christliche Schülerin, nichts in den Weg legen. Dadurch ermutigt, wagte die letztere auch ihrer Gebieterin die christlichen Bücher anzubieten. Die Fürstin Kung nahm sie an, las sie und erhielt tiefe Eindrücke von der christlichen Wahrheit. Die christliche Frage stand nun auf der Tagesordnung der Palastdamen und es stand nicht lange an, so erklärten zwölf derselben die Verwerfung des Götzendienstes und die Annahme des christlichen Glaubens. An jedem Sonntag kamen diese zwölf zusammen und hielten miteinander christlichen Gottesdienst. So stand es im Sommer vorigen Jahres und neuere Nachrichten sagen sogar, die kleine Hausgemeinde sei zu 31 Personen angewachsen.

In derselben Zeit, in welcher Frau Hsiao ihr stilles Missionswerk trieb, hatten die presbyterianischen Sendboten noch eine andere Gelegenheit, das Evangelium vor die Familie Kung zu bringen. Herzog Tscheng, einer der

tüchtigsten Männer Chinas, wollte im Missionshaus eine Vorstellung des farbigen Schattenspiels sehen. Am bestimmten Abend brachte er auch den Fürsten Kung und dessen großes Gefolge mit. Unter den Schattenbildern waren auch solche, welche Bunnans Pilgerreise darstellten, und ein eingeborener Prediger konnte an der Hand dieser Bilder den hohen Gästen die Hauptlehren des christlichen Glaubens verkündigen. Bald nach diesem Abend geschah der Staatsstreich, durch welchen Kung aller seiner Staatsämter und Würden verlustig erklärt und durch seinen Bruder, den Vater des Kaisers und „siebenten Fürsten“ nach chinesischer Rangordnung, ersetzt wurde. Sollte dies unerwartete Ereignis damit zusammenhängen, daß Kung in seinem Haus der christlichen Lehre Duldung verschafft hatte? Wie dem auch sei, solche Vorgänge deuten an, daß China nicht mehr das vom geistigen Einfluß des Westens unberührte Land ist wie früher; es geht einer neuen Zeit entgegen und dann werden sich die 26 000 evangelischen Abendmahlsgenossen als ein Salz ihres Vaterlandes beweisen. Sie haben schon seither gezeigt, daß sie für ihren Glauben etwas arbeiten und leiden können (Calwer M.-Bl. 53 nach For. Miss. 506).

Es sind jetzt 25 Jahre, daß die amerikanischen Presbyterianer in der Provinz Schantung, der Heimat des Konfutius, gearbeitet haben. Es ist während dieser Zeit durch viel Gedränge gegangen: räuberische Überfälle, große Hungersnot, mancherlei Verfolgungen; aber der ausgestreute Same hat Frucht getragen. Während die genannte Provinz 1860 noch nicht einen einzigen Christen hatte, zählt sie jetzt ca. 5000 selbständige evangelische Kirchenglieder, von denen 2366 zu den amerikanischen Presbyterianern gehören. Das Organ derselben, der For. Miss. (S. 398—404) giebt eine interessante Übersicht über die Geschichte dieser 25 Jahre mit mancherlei erfreulichen Beispielen von christlichem Ernst, christlicher Freigebigkeit, christlichem Bekennermut, christlicher Sterbensfreudigkeit dieser evangelischen Chinesen. — Eine ähnliche Übersicht über die fast vierzigjährige Missionsarbeit der Presbyt. Ch. of England in Amoy, Swatau und auf Formosa, deren Ergebnis heute ca. 3000 Kirchenglieder sind, findet sich im Miss. Rec. of the Unit. Presbyt. Ch. S. 67 ff.

Ein wenig bekanntes, mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg behautes Arbeitsgebiet haben die vereinigten Presbyterianer Schottlands in der Mantschurei. Auf fünf Haupt- und sechs Nebenstationen sind fünf ordinierte und zwei ärztliche Missionare im Vereine mit einer Senanaarbeiterin und einer Anzahl eingeborner Lehrer und Evangelisten hier thätig und 443 volle Kirchenglieder bilden das statistische Ergebnis ihrer selbstverleugnungsvollen Arbeit. Die verschiedenen Missionsreisen, welche seitens der Missionare in die entlegensten Gebiete gemacht worden sind, haben bei dem Volke ein nicht geringes religiöses Interesse erweckt. Wie schon bemerkt, hofft man von den Thälern der Mantschurei aus in Korea Boden zu gewinnen. Im Jahre 1885 sind 137 erwachsene Personen in die volle Kirchenmitgliedschaft aufgenommen worden (Unit. Presbyt. Rec. 215).

Sehr erfreuliche Nachrichten kommen aus Formosa, wo der kanadisch-presbyt. Missionar Dr. Mackay von einem amerikan. Mitarbeiter und vielen eingeb. Gehilfen unterstützt, unter ihnen zwei ord. Pastoren, eine reiche Ernte einbringt. Während des französischen Krieges war allerdings in der Abwesenheit Mackays das Werk teilweise ins Stocken geraten, auch eine Anzahl Kapellen durch den chinesischen Pöbel zerstört worden. Aber nach seiner

Rückkehr erstand bald neues Leben aus den Ruinen. Mit Hilfe des befreundeten Obermandarinen von Tamsui erhielt er für die zerstörten Kapellen einen Schadenersatz von 40 000 Mark, was einen großen Eindruck auf die Chinesen machte, die nun erklärten, es sei eine Thorheit, die Bauten Macdays zu zerstören, da sie mit ihrem eigenen Gelde dann doch nur desto schöner wieder erstünden. Es ist erstaunlich, was der Mann leistet. „Während ich die Aufsicht über 200 Bauleute führte, theilte ich an Hunderte Arzneien aus, predigte stundenlang, unterrichtete des Nachts und reiste in drei Monaten bergauf 1600 (engl.) Meilen. Ich habe keinen Glauben an die abgedroschene Redensart: vertraue Gott und alles wird gut werden, wenn nicht hinzugefügt wird: aber fülle die Bäume, pflüge das Land, bedünge es, säe den Samen &c. Ich glaube, wir müssen sinnen, planen, beten, arbeiten, als ob alles von unsrer Arbeit abhinge, ja als ob — man verzeihe den Ausdruck — kein Gott da wäre. Doch halt! Zu gleicher Zeit dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß wir auch nicht eine Feder in der Hand zu halten vermögen ohne die Kraft unsres großen liebevollen und anbetungswürdigen Erlösers.“ Als dieser — vielleicht zu — rastlose Mann am 9. März dieses Jahres den Jahrestag seiner vierzehnjährigen Arbeit auf Formosa feierte, waren 1273 bekehrte Eingeborne gegenwärtig, die es sich nicht nehmen ließen, ihren Apostel reichlich zu beschenken. Gleich nach diesem Fest brach er in Begleitung mehrerer chinesischer Mitarbeiter auf zu einer längeren Reise nach der Ostküste der Insel, auf der er 30 Älteste einsetzte, 40 Diakonen weihte und 1200 Heiden taufte, die seit Jahren Katechumenen gewesen. Große Haufen, oft 6—700 versammelten sich, um seine gewaltigen Predigten zu hören, von denen sie nicht selten zu Thränen gerührt wurden (Miss. Rev. 294).

Hinterindien. In Siam sind die amerikanischen Presbyterianer und Baptisten thätig, die ersteren auf zwei Stationen, seit 1840, die letzteren nur unter den Chinesen in und um Bangkok seit 1833. Die Baptisten zählen 96, die Presbyterianer 547 Kirchenglieder (Miss. Rev. 300. For. M. 339. Bapt. Mag. 280). Die letzteren können berichten, daß das letzte Jahr einen weit größeren Zuwachs zu den Gemeinden gebracht hat als irgend ein früheres. Über den bedeutenden Einfluß, welchen die amerik. Mission trotz ihrer verhältnismäßig noch kleinen Gemeinden auf die Bevölkerung ausgeübt, legt der zu Bangkok residierende Konsul der Vereinigten Staaten ein sehr anerkennendes Zeugnis ab (For. M. 550).

1867 begannen die Presbyterianer auch eine Mission unter den Laos, die z. B. gleichfalls zwei Stationen enthält. Auf der jüngst gegründeten, Lakon, besteht auch ein Hospital, zu welchem der Fürst 4000 Mark beisteuerte. Besonders geeignet war die evangelische Thätigkeit auf den Dörfern. Durch dieselbe wurden 93 neue Kirchenglieder gewonnen, so daß die Gesamtsumme derselben jetzt ca. 300 betragen mag (For. M. 551).

Wie bekannt hat sich England durch die Entthronung des Königs Thiboo kurzerhand in den Besitz von dem ca. 5 Millionen Bewohner zählenden Oberbarma gesetzt. Soviel die Zeitungen zwischen den Zeilen lesen lassen, geht diese Besitznahme jedoch keineswegs mit schweigender Zustimmung der Eingebornen vor sich; im Gegenteil: die Schwierigkeiten werden je länger je größer. Und wenn auch kaum daran zu zweifeln sein kann, daß das mächtige England diese neuste Provinz seines Weltreiches festhalten wird, so wird sie

ihm vermutlich doch noch manchen Tropfen Schweiß und Blut kosten. — Daß die englischen Missionsfreunde sofort die Evangelisierung des annektierten Reiches ins Auge gefaßt, ist selbstverständlich. Zunächst wird die hochkirchliche Ausbreitungs-Gesellschaft den geistlichen Feldzug eröffnen. Sendboten derselben hatten schon 1868 unter der anfänglichen Gunst des Königs in der Hauptstadt Mandale das Werk begonnen, 1879 mit dem engl. Geschäftsträger aber die Stadt wieder verlassen müssen (die interessante Geschichte dieser Mission: M. Field 86, 1 ff.). Ende vorigen Jahres ist bereits Rev. Colbeck in Mandale angekommen und hat von den alten Missionshäusern, soweit sie noch vorhanden, wieder Besitz genommen. Man hofft, daß die zur Restauration resp. zum Neubau von Kirche, Schule und Wohnhäusern zc. nötige Summe von 100 000 Mark bald beschafft sein werde (F. 107 ff.).

Zu zweit werden die amerik. Baptisten in Mandale einrücken (Bapt. Mag. 253). Bekanntlich haben dieselben in Unterbarma wie in Assam längst bedeutende Missionen und auch in der Grenzstadt Bhamo (neben der China Inld. M.) seit Jahren Fuß gefaßt. Diese Bhamo-Mission zerfällt in zwei Departements: das Shan- und das Katschin- (Kathyen) Departement, mit 4 Außenstationen, 4 eingeb. und 2 amerik. Predigern und 23 Kirchengliedern. Infolge eines räuberischen Überfalls von Chinesen und Kathyens hatte die Stadt Bhamo 1884 verlassen werden müssen; jetzt wird sie wieder besetzt (Bapt. M. 121. 251). Die ganze Mission in Barma war natürlich infolge der Kriegsunruhen sehr in Mitleidenschaft gezogen und mehr als einmal fanden Überfälle der Stationen seitens räuberischer Banden statt (Bapt. M. 131. 150). Im ganzen hat jedoch die Missionsarbeit ihren gesegneten Fortgang gehabt. Es wurden in Barma während des Jahres 1885 1770 Erwachsene getauft, unter ihnen ein angesehener Doktor und ein Priester (Ebd. 1885, 456. 1886, 18). 25 857 Kirchenglieder aus Karenen und Barmanen bilden den statistischen Bestand der Baptisten-Mission in gesamt Barma, während in Assam derselbe sich auf 1889 Kirchenglieder beläuft (Ebd. 313). Über die mangelhafte Qualifikation der eingebornen Karenen-Evangelisten wird mannigfach geklagt (Ebd. 20).

Borderindien. In manchen Kreisen gilt das missionsungünstige Zeugnis von Leuten, welche kürzere oder längere Zeit auf einem Missionsgebiete sich aufgehalten, noch immer als unanfechtbare Autorität, ohne daß diese Zeugen sich vorher über ihre Kompetenz ausgewiesen. So äußerte vor einiger Zeit auf einem von Indien heimfahrenden Dampfer ein Angloindier zu einer um ihn versammelten Gesellschaft: „Ich glaube nicht, daß es überhaupt Christen in Indien giebt. Ich habe 20 Jahre dort gelebt und bin niemals einem begegnet.“¹⁾ Ein Missionar saß dabei und schwieg zuerst. Als aber jener auf seine Jagden zu reden kam und erzählte, wieviel Tiger er getötet, unterbrach er ihn und sagte: „Ich glaube nicht, daß es überhaupt Tiger in Indien giebt. Ich habe 20 Jahre dort gelebt und bin niemals einem begegnet.“ Natürlich verbat sich das der Tigertöter; der Missionar aber bemerkte ihm:

¹⁾ Noch thöricht ist es, wenn Reisende, die ein Land im Flug durchheilen und für die Mission kein Interesse haben, sich das Urteil erlauben: „Der Erfolg derselben sei gleich Null oder noch unter Null“ — und jeden Widerspruch sachkundigerer Leute damit totschlagen zu können meinen, daß sie sagen: „ich bin doch dort gewesen“! Als ob man das Urteil über solche Sachen auf der Straße fände!

„Sie haben gesehen, für was Sie sich interessierten und ich, für was ich mich interessierte. Sie sahen keine Christen, weil Sie keine sehen wollten, und ich sah keine Tiger, weil ich an ihnen kein Interesse hatte. So wenig ich darum ein kompetenter Zeuge bin über die Tiger in Indien, so wenig sind Sie ein kompetenter Zeuge über die Christen in Indien.“ Und die ganze Gesellschaft gab ihm recht. — In Ahmednagar hat der amerik. Board eine bedeutende Christengemeinde. Als vor einigen Jahren der bekannte Generalgouverneur Sir R. Temple die Kirche derselben besuchte, begleitete ihn auch der dort stationierte englische Kollektor. Als der letztere die von 800 Christen gefüllt gewesene Kirche verlassen, sagte er zu dem Missionar: „Ich habe bereits Monate neben Ihnen gewohnt und keine Ahnung davon gehabt, was Ihre Mission hier ausgerichtet“ (M. Her. 55).

Was uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, das ist ein im vorigen Jahre erschienenes Buch: *New India or India in transition* von einem engl. Beamten Namens Cotton. Dieser Autor, der seinen Unglauben in den unmißverständlichsten Wendungen ausspricht, erklärt: „Während der 18 Jahre meiner Erfahrung in Bengalen erinnere ich mich nicht eines einzigen Falles der Bekehrung eines ehrenwerten eingebornen Herrn zum Christentum“ und „nach meiner Beobachtung findet eine wachsende Opposition der gebildeten Klassen gegen das Christentum, eine immer größere Gegnerschaft gegen seine Lehren . . . statt, wie die Veröffentlichung und Verbreitung solcher Blätter als der *Anti-Christian* beweist“ (*Indian Evang. Rev.* 1886, 487). Ganz recht; nach seiner Erfahrung und seiner Beobachtung. Herr Cotton stand eben auf dem Aussichtspunkte, den die Feinde des Christentums einnehmen und sah mit ihren Augen. Da er kein Interesse an der Ausbreitung des Christentums hatte, so kümmerte er sich um die Bekehrungen nicht, und daß die Bekehrten ein Interesse haben sollten, diesem Herrn sich vorzustellen, kann man von ihnen doch auch nicht erwarten. Man sollte aber nun endlich in Europa aufhören, auf die Behauptungen solcher unkompetenter Zeugen irgendwelchen Wert zu legen.¹⁾

Wie stehen nun in Indien die Dinge wirklich? Das ist allerdings eine betrübende Thatsache, daß zur Zeit die destruktiven Einflüsse der europäischen Civilisation namentlich unter den gebildeten Klassen in die Augen fallender sind als die erneuernden des Evangeliums. Religiöse Indifferenz und moralischer Leichtsinn charakterisiert die Majorität in diesen Klassen, während eine Minorität die Parole ausgegeben hat: „Krieg allen Religionen.“ Und doch — verglichen mit der noch vor 15—20 Jahren herrschenden Stimmung gegen das Christentum ist ein ganz außerordentlicher Fortschritt zu konstatieren. Damals war fast jede von Eingebornen herausgegebene Zeitung eine anti-christliche. Vor ca. zwei Jahren erschien nun allerdings ein Blatt, welches den Titel: *The Anti-Christian* trug, aber — heute ist es bereits eingegangen, ebenso wie ein zweites, welches die gleiche Tendenz verfolgte: *The philosophical Enquirer*. Ein drittes ähnlicher Art: *The Thinker* wird nur durch englische aus Bradlaugh'schen Kreisen kommende Kräfte und Mittel mühsam noch über Wasser gehalten (*Ind. Ev. Rev.* 488. Miss. Her.

¹⁾ In ganz ähnlicher Weise hat ein Major Knollys jüngst ein Buch über China veröffentlicht: *English life in China*, welches, wie dem Autor der *Ch. M. Int.* (1886, 65 und 160) nachweist, voller Ignoranz, Dreistigkeiten und Tendenzen ist.

246). Allerdings bestreiten indische heidnische Zeitungen die seitens der Missionare ausgesprochene Hoffnung, daß der in sich selbst immer mehr zerfallende und wurzelloser werdende Hinduismus nach mehreren Generationen dem Christentum Platz machen werde; aber sie bleiben die Antwort schuldig auf die Frage: welche Religion denn sonst den Hinduismus ersetzen solle? Denn daß dazu weder der Atheismus¹⁾ noch die Brahma-Samadisch-Reform geeignet, das wird kaum ernstlich in Abrede gestellt (Chron. 148). Freilich gehört noch immer großer Mut dazu, die väterliche Religion zu verlassen, dem Kasten-vorurteil Trotz zu bieten und die bekannten Leiden, Verluste und Verfolgungen auf sich zu nehmen, welche bis auf diesen Tag mit dem Übertritt zum Christentum verbunden sind (z. B. Unit. Presb. Rec. 98. Ind. Rev. 492); auf der andern Seite aber ist es eine hoffnungsvolle Thatsache, daß die Verkündiger des Evangeliums namentlich auf ihren Missionsreisen fast überall eine weit freundlichere Aufnahme und größere und aufmerksamere Zuhörerschaften finden, als dies je früher der Fall gewesen (Ind. Rev. 377. Bapt. H. 234).¹⁾ Wenn es auch als eine nicht bloß verkehrte, sondern bedenkliche Entschuldigung bezeichnet werden muß, daß manche Ritodemusse die Unterlassung eines öffentlichen Bekenntnisses ihres Glaubens durch Hinweisung auf das Gebet im Kämmerlein zu rechtfertigen suchen (Miss. Rev. 340), so bleibt die Thatsache selbst doch immerhin eine erfreuliche, daß es eine jährlich wachsende Schar heimlicher Christen in Indien giebt. Alles in allem genommen geht es voran und fehlt es nicht an Anzeichen, daß bald größere Ernten werden eingebracht werden (Ch. of Sc. Rec. 323). Die christlichen höheren und niederen Schulen sind besuchter als je und die Erwartungen von einem noch größeren Wachstum dieser Schulen in den nächsten Jahren sind umso begründeter, als das Erziehungs-Departement das Privatschulwesen, und zwar speciell auch das eigentliche Volksschulwesen in Zukunft noch mehr begünstigen wird (Ind. Rev. 507). In den Jahren von 1879—1885 hat sich durch die vom General council on education in India gegebene Anregung die Zahl der Schüler sämtlicher Schulen in Indien von 1 812 000 auf 3 500 000 vermehrt.

Unter den eingebornen Christen ist das Bestreben nach Selbstthätigkeit und Selbständigkeit im Wachsen und die Konferenzen derselben sind besuchter gewesen als früher. — Die neue Bengali-Übersetzung des Ev. Matthäi, welche wesentlich durch Eingeborne besorgt worden ist, „bezeichnet eine neue Ära in der Bibelübersetzung ins Bengali.“ — Die Verbreitung der heiligen Schrift nimmt zu, allerdings nicht überall in dem gleichen Maße. Ganz neuerdings hat man damit begonnen, jedem universitätlich Graduierten ein Exemplar der englischen Bibel zu überreichen. Vier neue christliche Zeitschriften sind 1885 ins Leben getreten und die älteren finden einen immer größeren Leserkreis. Es ist noch nicht lange her, daß sich kaum eine einzige englische Monatschrift, geschweige eine bengalische, in Indien zu halten vermochte und heute giebt es englische sechs, in den verschiedenen indischen Sprachen acht wesentlich allein in Bengalen. Das ist doch alles Fortschritt (Ind. Rev. 374).

Ebenso ist es mit der Frauenmission. In der Presse, in öffentlichen Versammlungen, in den Hospitälern, in den Krankenstuben, unter den

¹⁾ Daß die Mission der Heilsarmee vollständig mißglückt ist (the collapse of the Army is complete: Free Ch. Rep. 37), kann als eine Niederlage der christlichen Mission nicht angesehen werden.

Armen, in den Senana, in den Mädchenschulen thut eine jährlich wachsende Anzahl weiblicher Missionare eifrigen Dienst. Die Gemahlin des Vicekönigs Lord Dufferin beweist sich als Patronin aller dieser Frauenthätigkeit, speciell auch der weiblichen Arztpraxis wie der Herausbildung von weiblichen Ärzten aus den Eingebornen; die Mädchenschulen sind im steten Wachsen begriffen und der Zugang zu den früher verschlossenen Frauengemächern thut sich immer weiter auf (Ind. Rev. 377. 508; cf. Bapt. Her. 97).

Im Pandshab hat die Bekehrung des ersten Afghanen wie die Handlungsweise des britischen Beamten bei dieser Gelegenheit viel Aufsehen erregt. Der Vorgang ist folgender: 16 Jahre alt wurde im April 1882 Gholam Khan, der Sohn des Mir Akber Khan der Missionschule zu Bannu anvertraut. Wunderbar schnell machte er sich mit den heiligen Schriften bekannt und nach vier Jahren, Anfang 1886, hat er, von der Wahrheit des Christentums ganz überzeugt, um die heil. Taufe. Am 21. Februar fand dieselbe auch statt, nachdem der Täufling auf den kommenden Sturm völlig vorbereitet worden war. Der Vater, von dem Schritt seines Sohnes in Kenntniss gesetzt, forderte die Rückkehr desselben ins elterliche Haus; ja er kam selbst, und als der Sohn sich weigerte, riß er sich den Turban vom Haupte, schlug sich die Brust und gab seinem Schmerze in wilder Weise Ausdruck. Der Sohn weinte, aber er blieb fest und erklärte, im Missionshause bleiben zu wollen. Andern Tages kam die Mutter von einem großen Haufen Volks begleitet und es wiederholten sich die vortägigen Scenen. Der Sohn blieb fest. Tag für Tag wurden diese Besuche und Versuche fortgesetzt; die Häuptlinge kamen und sie würden Gewalt gebraucht haben, hätte der verständige eingeborne Polizeieinspektor sie nicht daran gehindert. Da die Haltung des Pöbels immer drohender wurde, so holte man den englischen Distriktsbeamten. Derselbe hielt ein eingehendes Examen mit dem jungen Gholam-i-Masih, wie er in der Taufe genannt worden war und überzeugte sich, daß der zwanzigjährige Täufling auf Grund freier und fester Überzeugung ein Christ geworden und entschlossen war, im Missionshause zu bleiben, weil er wohl wußte, daß man ihn daheim eher töten als seines Glaubens würde leben lassen. Trotzdem machte der englische Beamte dem Missionar Vorwürfe wegen der Taufe und forderte die Rückkehr des Jünglings zu seinen Eltern, da es sonst zu Blutvergießen kommen würde. Unterdes stieg die Erregung des Volks ins ungeheure. Der Jüngling, der dem britischen Beamten übergeben worden war, weigerte sich nochmals und immer wieder aufs entschiedenste, in die Hände seiner Landsleute übergeben zu werden und bat flehentlich, solches nicht zu thun; aber der Beamte ließ ihm durch den Missionar sagen, er solle doch nur 20 Tage lang zu seinen Eltern gehen, sie würden nicht wagen, ihm etwas zu thun, die Aufregung des ganzen Landes sei zu groß &c. Endlich willigte der bedrängte junge Christ ein; der Missionar richtete feierliche Abschiedsworte und Ermahnungen an ihn und seinen Vater; aber einer der Häuptlinge schlug ihn angesichts des britischen Beamten mit der Faust ins Angesicht und sagte: „Du hast ein übel Ding gethan.“ Dieser ließ das alles geschehen und empfing den Dank der Afghanen für seine große Gerechtigkeit. Wir können nun nicht ausführlich erzählen, welche Mittel seitens der Afghanen angewendet wurden, um Gholam-i-Masih zum Abfall zu bewegen. Nach den 20 Tagen fand eine feierliche Gerichtsversammlung statt, in welcher Vater und Sohn gegenwärtig waren und der letztere auf

die Frage des Bezirksbeamten, ob er bei seinem Vater bleiben wolle, trotz der eindringlichen Vorstellungen des Missionars nicht nur eine bejahende Antwort, sondern auch die Erklärung gab, wieder Mohammedaner geworden zu sein (Int. 505). Man sieht, mit welchen Schwierigkeiten die Mission in jenen Norddistrikten Indiens zu kämpfen hat und wie sie dabei keineswegs darauf rechnen kann, daß die englischen Beamten sich als tapfere Wächter des engl. Gesetzes beweisen, welches bekanntlich den majorennen jungen Leuten ihre volle Freiheit garantiert. — Glücklicherweise kommen aber auch Befehrungen von Mohammedanern von bleibenderem Werte vor. Vgl. Ev. M.-M. 92.

Anfang März fand zu Narowal die Synode der zur Ch. M. S. gehörigen Pandshabgemeinden statt, auf welcher von allen größeren Stationen mancherlei Segen berichtet werden konnte. Das größte dort gefühlte Bedürfnis sind eingeborne gebildete Pastoren. Bei dieser Gelegenheit fand auch zu Betala eine feierliche Kircheneinweihung durch den englischen Bischof statt, bei welcher mehr als 300 eingeb. Christen zugegen waren (Int. 508. 517). Auch von der Lahore Diöcesan-Synode kommen ermutigende Nachrichten mit- samt der Bitte: „senden Sie uns die besten Männer, die Sie haben, ins Pandshab und Sie werden finden, daß Sie selbst auf diesem Boden noch eine reiche Ernte einsammeln werden“ (Int. 106).

Auf einer Mela in der Provinz Audeh, auf welcher mit eingebornen Evangelisten die amerikanischen Methodisten missionierten, wurden nach nur dreitägiger Unterweisung 248 Personen, Männer, Weiber und Kinder getauft. Obgleich diese Praxis massenweiser Taufen ohne vorhergegangene längere Unterrichts- und Wartezeit unter den Missionaren nur sehr sparsam Verteidiger gefunden, so wird es doch als ein bedeutames Zeichen der Zeit betrachtet, daß so viel Menschen bereitwillig gewesen, sich taufen zu lassen, da die Taufe ja den Verlust ihrer Kaste bedeutet (Bapt. H. 120).

In der Indian home mission to the Santhals arbeiten neben 3 europ. 4 eingeb. Missionare, ungerchnet die Lehrer, Katechisten und evangelisierenden Ältesten auf zusammen 15 Stationen. 1884 bis 1885 wurden 561 erwachsene Heiden getauft. Die Gesamtzahl der zu dieser Mission gehörigen erwachsenen Christen beträgt c. 4000. Ihre Hauptunterstützungen bezieht dieselbe aus Scandinavien (Ev. Miss.-Mag. 38).

Über die englische Kolthsmision (der P. G. S.) bringt M. Field (172) einen ausführlichen Bericht. Nach demselben sind in ihr 8 eingeborne Priester und 8 Diakonen thätig, welche fast ganz von den Gemeinden erhalten werden. Die Gesamtzahl aller Getauften beträgt 13 292, welche in 476 Dörfern zerstreut leben. „Unter den 750 während des Jahres 1885 Getauften und in die Kirche aufgenommenen Personen waren nur 251 Bekehrte aus dem Heidentum.“ Augenblicklich sind 506 Taufkandidaten vorhanden. Gegen Trunkenheit und Unsitlichkeit unter den Christen ist noch ernstlich zu kämpfen. Den besonders nach Assam auswandernden Christen wird viel Hirtenforge gewidmet. In Ranschi und Tschalbassa sind zahlreich besuchte Knaben- und Mädchenschulen. Einzig an diesen beiden Orten sind europäische Missionare. Vermutlich erhält die Mission demnächst einen eignen Bischof.

Im vergangenen Februar feierten die amerikanischen Baptisten das 50jährige Jubiläum ihrer jetzt so fruchtbaren Telugumission durch ein sechstägiges schönes Fest, bei welchem 30 amerikanische Missionare gegenwärtig waren. Der erste

Tag war Aussprachen geschichtlicher Art, der zweite bis sechste Besprechungen über die evangelistische Thätigkeit, die Predigt, die Erziehung, die Frauenmission, die literarische Arbeit gewidmet. Es ist bekannt, daß dieses Feld jahrzehntelang als völlig unfruchtbar sich erwies, so daß man ohne die Energie eines Missionars es aufgegeben haben würde. Und heute bildet es „ein Zuwel in der Krone der Am. Bapt. Miss. Union,“ ein Erntefeld mit 287 Stationen, 54 ord. eingeh. Pastoren und 26 398 vollen Kirchengliedern. Getauft wurden pro 1885 1220 Erwachsene (Bapt. Mag. 119. 260. 312).

Aus Madura, wo voriges Jahr der Am. Board das 50jährige Jubiläum feierte, dürfen die Arbeiter desselben gleichfalls eine erfreuliche Ernte berichten, nur klagen sie, daß es an eingebornen tüchtigen Arbeitern fehle, welche die Ernte mit einbringen helfen. Die in 35 organisierten Gemeinden gesammelte, aber in 381 Dörfern zerstreute zum Am. Board gehörige Christenschar beträgt c. 12000, die der Kommunikanten 3000 (Miss. Her. 1885, 521. 1886, 12. 102).

Aus Tritschur, einer Brahmanenstadt im Malajalam-Lande, wo die Ch. M. S. seit c. 40 Jahren arbeitet, wird eine ausgedehnte und tief gehende Erweckung berichtet, deren Werkzeug ein von der Anglo Indian Evangelization Soc. entsandter Evangelist gewesen. Die Wirkungen derselben beschränkten sich zunächst auf die bereits gewonnenen Christen, aber bald wurden auch Katholiken und Heiden in großen Scharen angezogen. Unser beschränkter Raum verbietet uns leider die Mitteilung von Einzelheiten, welche der interessante Bericht im Int. 93 ff. in Menge liefert.

Niederländisch Indien. Auf Borneo geht die Arbeit der Rheinischen Mission noch immer nur langsam voran; aus den 910 Christen sind es 966, aus den 447 Kommunikanten 474 geworden. Eine längere Reise, welche Missionar Hendrich in eine noch ganz heidnische, bis dahin nie von einem Boten des Evangeliums besuchte Landschaft machte, stellte den großen Unterschied recht klar vor Augen, der zwischen diesem genuinen Heidentum und dem Zustande besteht, wie er jetzt auf den und rings um die Missionsstationen sich gebildet hat. — Von Sumatra kann wieder ein großer Zuwachs: über 700 Heiden resp. Mohammedanertaufen gemeldet werden, so daß die Gesamtzahl der dortigen Christen jetzt wohl 10000 übersteigen mag. Hier und da ist eine Sichtung eingetreten. Die eingebornen besoldeten Gehilfen haben sich von 44 auf 53 vermehrt und in einer ganzen Anzahl von Gemeinden werden dieselben bereits von den eingebornen Christen unterhalten. Von besondrer Wichtigkeit war es, daß aus diesen Gehilfen die 3 bewährtesten ordiniert worden sind. 10 bis 12 neue Kirchen und Kapellen sind aus den eigenen Mitteln der Gemeinden gebaut, das Neue Testament ist bereits in der 3. Ausgabe ausgegeben worden. — Auf Nias haben leider infolge von kriegsrischen Verwicklungen und des damit zusammenhängenden abergläubischen Mißtrauens gegen einen Missionar die beiden südlichen Stationen aufgehoben werden müssen, hoffentlich nur vorübergehend (Jahresbericht pro 1885, 25. 30. Nk. M. B. 197).

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft.

Fünfzig Jahre Arbeit 1836—1886.¹⁾

Von F. M. Zahn.

Der Herr erweckte den Geist Serubabels, des Fürsten Judas, und den Geist Josuas, des Hohenpriesters, und den Geist des ganzen übrigen Volkes, daß sie kamen und arbeiteten am Hause des Herrn Zebaoth, ihres Gottes. So liest man beim Propheten Haggai. Es war in der Zeit, als ein kleiner Rest des Volkes Israel aus der Verbannung in die Heimat zurückgekehrt war. Mit jubelnder Freude und mit wehmütigem Schmerz hatten sie den Grund gelegt zu dem Hause Gottes, welches ihrer Gemeinschaft Mittelpunkt sein sollte. Aber bald waren die Bauenden gestört worden, und fast zwanzig Jahre lang blieb der unvollendete Bau liegen. Da trat der Prophet Haggai auf und weckte Fürst und Volk aus dem Schläfe und der Gleichgültigkeit auf, und es geschah, was oben gesagt ist, der Herr erweckte den Geist des Fürsten und des Priesters und des ganzen übrigen Volkes und sie kamen um zu bauen.

Was damals in Israel geschehen, das hat sich oft wiederholt unter dem Volke Gottes. Auch in dem Missionswerke hat es Zeiten gegeben, da der Bau daniederlag, und Zeiten, da der Herr den Geist der Führer und des Volkes weckte, wieder an die Arbeit zu gehen. Der Befehl, daß auch aus den Heiden lebendige Steine in den geistlichen Bau, dessen Grund die Apostel und Propheten, dessen Eckstein Jesus Christus ist, eingefügt werden sollten, ist sehr alt. Der Auferstandene hat befohlen: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, und nie hat er in den Jahrhunderten, die seitdem vergangen sind, den Befehl zurückgezogen oder für eine Zeitlang aufgehoben. Bald neunzehn Jahrhunderte steht das Volk der Christen unter diesem Befehl ihres Herrn: Ihr sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde! Man kann auch sagen, daß es wohl keine Zeit gegeben hat, wo nicht irgendwo in der Heidenwelt ein oder der andere Christ den Heiden von dem Heil in Christo gezeugt hat. Aber doch muß man ge-

¹⁾ Abdruck aus der „Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Norddeutschen M.-G.“ Da diese Festschrift nicht in den Buchhandel gekommen, so schien es wünschenswert, dem geschichtlichen Teile derselben durch diesen Abdruck eine weitere Verbreitung zu geben. — Auf die Ergänzung, welche das Beiblatt bringt, sei noch besonders aufmerksam gemacht.

stehen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen ist es oft so gewesen, wie in Israel zu Serubabels Zeit. Das Werk blieb unvollendet liegen. Die Bauleute gingen ihren Arbeiten nach. Sie beteten nicht: Ach, daß doch Zion gebauet werde! Sie kamen und arbeiteten nicht am Hause des Herrn. Aber nach solchen Zeiten ist geschehen, was unter Haggai geschah. Der Herr erweckte den Geist der Führer und des Volkes, daß sie kamen und bauten. Einer solchen Erweckung haben wir es zu verdanken, daß wir in diesem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum unsrer Gesellschaft feiern.

Als zum erstenmal ein Mann aus den Christen ausgesondert wurde, um als Gottes auserwähltes Werkzeug zu dienen unter den Heiden, da ist diese Berufung zur Heidenmission vom Himmel her geschehen. Der Mann hat sich später darauf berufen, daß er seinen Beruf „nicht von Menschen, und nicht durch Menschen“ empfangen habe. Das Missionswerk ist immer so schwer, es ist so vielen Anfechtungen von außen und innen ausgesetzt, und war dies besonders im Anfang, daß der erste Missionar seines Missionsberufes so gewiß sein mußte, wie seiner Berufung zur Seligkeit. In denselben Tagen, da er ein Christ wurde, ward er auch zum Missionar berufen. Sein Lebenlang, mochte es ihm auch noch so schwer sein, war er gewiß, Menschen haben mich nicht hierzu überredet, der Herr hat vom Himmel her mich in diese Arbeit gerufen und gestellt. Das war bei dem schweren Anfang einer immer schweren Arbeit nötig und wiederholt sich so nicht. Aber etwas von diesem wunderbaren Eingreifen ist immer dabei, wenn Gott den Geist der Führer und des Volkes erweckt, daß sie kommen und bauen. Man geht gern den Fäden nach, aus welchen das wunderbare Gewebe der göttlichen Weltregierung zusammengewirkt ist, aber oft kann man keinen finden und verfolgen. Es ist doch des Geistes Wehen, von dem man wohl merkt, es ist da, aber nicht sagen kann, woher es kommt und wohin es geht. So ist es auch mit der Erweckung gewesen, welcher unsre Norddeutsche Missionsgesellschaft und alle älteren und jüngeren Schwestergesellschaften in Deutschland, wie in der ganzen evangelischen Christenheit ihre Entstehung verdanken. Der Herr hat seine Bauleute erweckt; sein Geist ist ausgegangen und hat die Schlafenden und Toten wach und lebendig gemacht.

Aber auch zu dem ersten großen Missionar, dem Paulus, ist hernach Ananias gesandt, und einer aus der christlichen Gemeinde hat ihm gesagt, was er thun sollte, nämlich den Namen des Herrn vor die Heiden und ihre Könige tragen. Und so ist es die Ordnung. Gott braucht seine Knechte, um andere und neue Knechte für die Arbeit zu werben. Auch

hier im Norden Deutschlands hat den Missionsfönn geweckt, was anderswo in der Sache geschehen war. Was am Anfang des vorigen Jahrhunderts für das Missionswerk in Halle und in Herrnhut geschah, das hat Teilnahme gefunden, und Missionsfreunde, wenn auch nicht zahlreiche, haben diese ältesten, deutsch-evangelischen Missionsarbeiten unterstützt. So war es in Ostfriesland sogar das Fürstenhaus, welches die dänisch-hallische Mission unterstützte, und manche alte Missionskreise haben der Brüdergemeinde ihre Teilnahme geschenkt. Als dann in England die Erweckung eines kräftigen, geistigen Lebens zu der Bildung von Missionsgesellschaften führte, war das wieder eine Frucht, die Samen zu neuen Früchten in sich trug. Das Ausschreiben, welches die 1795 gegründete Londoner Missionsgesellschaft erließ, hat wie in Holland die älteste holländische Missionsgesellschaft, so in dem benachbarten Ostfriesland die älteste Vereinigung von Missionsfreunden ins Leben gerufen. Nachweislich hat dann Urkperger, der Gründer der Christentumsgesellschaft, vom Süden her Samen auch hier in den Norden gebracht. Zänicke, der in Berlin das Missionswerk anfang, fand Unterstützung von den Missionsfreunden in Norddeutschland, und endlich knüpften sich mit der ältesten deutschen Missionsgesellschaft, mit Basel, Verbindungen an, die nicht nur dazu dienten, der Arbeit in Basel Hilfe zu bringen, sondern auch rückwirkend Missionsfönn in Norddeutschland zu wecken.

So mannigfaltig angeregt ist der Missionsfönn in Norddeutschland lebendig geworden und hat angefangen, der großen Sache, die von Anfang an der christlichen Gemeinde aufgetragen ist, sich anzunehmen. Es war noch weit davon entfernt, daß die Gemeinde selbst sich der Arbeit annahm, es waren kleinere Kreise in der Gemeinde, die geweckt waren, und die dann, um arbeiten zu können, sich zu Vereinen zusammengeschlossen. Das ist zuerst in Bremen geschehen, wo am 21. Dec. 1819 der älteste Norddeutsche Missionsverein gegründet wurde. Zwar war jene ostfriesische Vereinigung von Missionsfreunden, „vom Senfkorn“ nannten sie sich, älter; aber es war kein fester Verein, sondern mehr ein Zusammenhalten Gleichgesinnter. In unsrer Stadt wurde der erste Verein gegründet. Missionar La Roche, der von Basel nach London hier durchreiste, hatte durch seinen Besuch den letzten Anstoß gegeben. Damit war der Anfang mit der Bildung von Missionsvereinen gemacht. 1820 folgte eine zweite hanseatische Stadt, Lübeck; 1821 kam es in der dritten nördischen Hansestadt, in Hamburg, zur Gründung eines Missionsvereins. Hier hatte ein englischer Quäker den Samen ausgestreut. Wir können nicht ins Einzelne verfolgen, wie sich so hin und her Vereine bildeten, die es

zu ihrer Aufgabe machten, für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden zu wirken. Aus ihrer Mitte ist unsre Norddeutsche Missionsgesellschaft entstanden.

Ehe wir von dieser Entstehung und von der Arbeit, welche diese Gesellschaft jetzt fünfzig Jahre hat thun dürfen, reden, wollen wir eine Bemerkung machen, die bei einer Jubelfeier unsres Erachtens wohl angebracht ist. Seitdem jene Missionsvereine gegründet wurden, und seitdem aus ihnen unsre Gesellschaft sich bildete, sind 50 und 87 Jahre verflossen. Die Welt ist in den Jahren nicht stillgestanden. Wir wollen uns hier nicht in den Streit derer mischen, welche auf der einen Seite sagen, es ist immer besser geworden, und auf der andern Seite, nein, es ist immer schlechter geworden. Das mögen die Streitenden untereinander ausmachen. Aber eins wollen wir, damit wir Gott dafür danken, sagen: Die Zeit ist immer günstiger geworden für die Missionsarbeit; immer offener wird unsre Zeit eine Missionszeit. In vieler Hinsicht gilt dies, aber auch nach der Seite hin, daß die Christen immer freier geworden sind, Gottes Werk zu thun. Viele Schranken sind gefallen. Es mag sein, daß auch mehr Unkraut aufwachsen kann, aber auch Gottes Pflanzen freuen sich der Freiheit und genießen sie.

Als der Missionsgeist aufwachte vor 50 und 80 Jahren, da spottete man natürlich über die Thoren. Die „vom Senfkorn“, so meinten die klugen Leute, könnten nur in Ostfriesland noch sich finden; da sei die Kultur noch nicht hingekommen. Und an manchen Orten war man überhaupt vorsichtig, den Spott zu vermeiden. Man versuchte die Sache wo möglich bei verschlossenen Thüren zu treiben. Mallet hat deshalb einmal Anlaß genommen zu mahnen, daß in dem Schiffe die Vorsicht zwar auch ihren Platz habe, aber sie müsse nicht am Steuerruder sitzen. Dahin gehöre der Glaube, und nur zu Füßen dieses Steuermannes sei der bescheidene Platz für die Vorsicht. Es war aber schwer, mutig zu sein, wenn alles gegen das Unternehmen sprach. In dem Aufruf, welchen der Vorstand des Bremer Vereins erließ, erklärte er, es habe ihm „nicht vereinbar dünken wollen mit der Herrlichkeit einer Sache, die für sich selbst spricht, das Entstehen und die Würde der Gesellschaft zu verteidigen, wie wohl Anlaß dazu gegeben ist. Ihren Urheber hat die Gesellschaft im Himmel und von ihrer Würde zeugt ihr Zweck. Sie ist da, weil sie da sein soll. Sie soll aber da sein, weil die Ernte groß ist, und daß sie dem Herrn der Ernte diene.“ Das waren mutige Worte, aber sie waren schwer in einer Zeit, wo die Mission noch so verachtet war. Das wird sie in gewisser Hinsicht immer bleiben. Wenn man auch vielleicht

aufhören mag zu spotten, daß Mission getrieben wird, so wird man doch tadeln, wie sie getrieben wird. Aber ein Umschwung ist erfolgt. Man kann nicht mehr leugnen, daß die verachtete Mission eine Weltmacht ist, und mancher Spötter ist ein Lobredner der Mission geworden.

Aber es war damals nicht nur der große Haufe der Mission ungünstig, sondern auch, die in Staat und Kirche Gewalt hatten, und das sind bei uns in Deutschland meistens dieselben, waren gewöhnlich gegen die Sache. Es ließt sich heute sehr merkwürdig, welche Schwierigkeiten unsre Väter hatten, wenn sie in den öffentlichen Blättern von der Missionsache etwas bekannt machen wollten, bei ihren Sammlungen, bei ihren Festen. Als in Hamburg in eine Zeitung die Notiz gesandt wurde, daß der Missionar Wulf, ein Altonaer, den der Hamburger Verein in Basel hatte ausbilden lassen, nun nach Westafrika gehe, „seinen schwarzen Brüdern das Evangelium von Christo zu verkündigen,“ so fand der Censor das nicht passend, strich die Worte und setzte dafür: „um dort seinen wichtigen, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Wirkungskreis anzutreten.“ Der Censor erlaubte dort auch nicht, daß die öffentlichen Missionsstunden neben den öffentlichen Gottesdiensten angezeigt würden. Man hätte dann ja denken können, die Kirchenbehörde hätte genehmigt, daß die Christen das treiben, was Christus ihnen befohlen. In Bremen hat man bei der General-Versammlung, so nannte man, was wir jetzt Fest nennen, die Kirche und Kanzel gebrauchen zu dürfen. Es wurde abgeschlagen. Dann könne jeder kommen, lautete die Antwort; man würde so wohl dahin geraten, daß auch einmal Konzerte in der Kirche gegeben würden. Gleiches erfuhr man vieler Orten. Der Celler Verein bat wiederholt das Ministerium um die Kirche für das Fest, wurde aber abschlägig beschieden. Im Bericht von 1839 wird daran erinnert, daß in mehreren deutschen Ländern, „ohne den geringsten Nachteil für Staat und Kirche,“ jährliche kirchliche Missionsfeste gefeiert würden, und daß sich berühmte Theologen dafür ausgesprochen hätten. „Indes, so heißt es dann aber, wollen wir uns gern bescheiden, daß das Königliche Ministerium von seinem höheren Standpunkte aus sehen, was wir nicht sehen, und gern vertrauen, daß seiner Weisheit und Fürsorge der rechte Zeitpunkt der Abhilfe nicht entgehen werde.“

So bescheiden mußten unsre Väter sein, und es wäre nicht billig, bei einem Jubelfest zu vergessen, welche Wandlung darin vorgegangen ist, wie viel kleinliche, ängstliche Schranken, die aufhielten, gefallen sind und einem freieren Wesen Raum gemacht haben, das wir recht benutzen sollen. Es ist auch in der Hinsicht Missionszeit und die Mahnung lautet: Kaufet die Zeit aus!

Doch wir können nicht so ausführlich bleiben, sondern müssen uns zusammennehmen, um kurz vorzuführen, was die Arbeit dieser Missionsvereine in diesen 50 Jahren gewesen ist.

Ehe wir von der Arbeit in der Heidenwelt reden, wollen wir zunächst uns beschäftigen mit der

Arbeit in der Heimat.

Ähnlich wie in Norddeutschland ist in den ersten Jahrzehnten unfres Jahrhunderts in ganz Deutschland der Missionsfönn geweckt worden. Die einzelnen Freunde der Sache, die so gewonnen wurden, und die Vereine, welche sich bildeten, konnten ihren Wunsch für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken befriedigen, indem sie die Mission der Brüdergemeinde unterstützten, oder dem Pastor Zänicke in Berlin halfen. Einige haben wohl auch im ersten Anfang noch der hallischen Mission ihre Gaben zugewandt. Aber immer mehr kam es so, daß alle Liebe zur Mission sich der Gesellschaft anschloß, welche im Jahre 1815 gegründet ward und in Basel ihren Sitz hatte. Allein je mehr die Liebe zur Sache wuchs, desto mehr stellte es sich heraus, daß ein Missionsherd für ganz Deutschland nicht genug sei. Im Jahre 1824 wurde in Berlin eine zweite Missionsgesellschaft, welche den Osten Deutschlands als ihr Missionsgebiet ansehen konnte, gegründet, und im Jahre 1828 folgte ihr eine dritte Gesellschaft, die Rheinische, mit dem Sitz in Barmen, welche im Westen Deutschlands das Missionsleben pflegen und die Arbeit in der Heidenwelt leiten konnte. Noch fehlte es für Norddeutschland an einem solchen selbständigen Herde, und diese Lücke ist ausgefüllt worden, als im April 1836 unfre Gesellschaft gegründet wurde.

Die Vereine, welche in Norddeutschland entstanden waren, standen zunächst jeder für sich. Sie hatten aber das Bedürfnis, miteinander Föhlung zu bekommen. In jener Zeit waren derer, die ernstlich nach Gottes Wort und Heil fragten, nicht so viele wie heute, und die wenigen schlossen sich eng aneinander an, so schwierig es auch damals war, zusammen zu kommen. Die Männer, welche an den verschiedenen Orten für Gottes Reich erwärmt waren, kannten sich meist persönlich. Diesem Bedürfnis nach Gemeinschaft kam im Jahre 1834 der Stader Bibel- und Missionsverein — er war 1832 gegründet — entgegen, indem er die benachbarten hannoverschen und hanseatischen Vereine einlud, an ihrer Generalversammlung teilzunehmen. Die Einladung wurde angenommen. Von Bremen kamen Treviranus und Mallet, von Hamburg zwei junge Theologen, Behmöller und Dr. Morast. Diese Gemeinschaft aber dächte

den Teilnehmern so schön, daß man auseinanderging mit dem Gedanken im Herzen, womöglich im nächsten Jahre wieder zusammen zu kommen. Aber es sollte noch mehr aus diesem brüderlichen Zusammensein folgen. Der erste Jahresbericht unserer Gesellschaft erzählt folgendes:

„Einer der jungen Theologen, welche an der Versammlung teil genommen hatten, kehrte mit erhöhtem Eifer für die Mission in seine Heimat zurück, und fühlte sich endlich zu dem Entschlusse getrieben, selbst Missionar zu werden. Er theilte dieses den Stader Freunden mit, fügte aber hinzu: er wünsche auch als Missionar in Verbindung mit der Heimat zu bleiben; ob es daher wohl nicht möglich sei, daß er von Norddeutschen Vereinen könne ausgesendet werden? Dadurch wurde die Frage ins Dasein gerufen: ob die nordischen Vereine als bloße Hilfsvereine entfernter Gesellschaften und Institute schon ihre Bestimmung erreicht hätten? — und ob, wenn diese Frage müsse verneint werden, es nicht an der Zeit sei, an ihre Vereinigung zu einer selbstständigen Gesellschaft zu denken?

Die Stader theilten dieses dem Bremer Missionskomitee mit und fügten die dringende Bitte hinzu, doch ja ihre nächste Jahresversammlung zu beschicken, um gemeinschaftlich über diesen wichtigen Gegenstand zu beraten.

Nun waren aber schon längst einige der thätigsten Beförderer der Mission in Bremen der festen Überzeugung, daß sämtliche Missionsvereine Norddeutschlands erst durch eine solche Vereinigung zu einem kräftigen Leben gelangen und ihre Bestimmung erreichen könnten; es war ihnen Herzenssache geworden, darüber nachzudenken und dafür zu beten, und sie warteten nur auf einen Wink von oben, um laut auszusprechen, was längst ihre Herzen bewegte, und entschieden für das zu wirken, was sie als des Herrn Willen erkannt hatten. Freudig wurde daher die Einladung angenommen und ein Deputirter nach Stade geschickt, dem sich mehrere Freunde der Mission freiwillig angeschlossen. Von Hamburg war, durch Verhinderung von Umständen, niemand gekommen, um so zahlreicher hatten sich die Freunde der Mission aus dem Hannoverschen eingefunden, unter ihnen Pastor Müller aus Lehe, auch Pastor Walther aus Rixbüttel, als Deputirte der dortigen Missionsvereine. Nach vorhergegangener brüderlicher Beratung wurde am 10. Juni 1835 in einer öffentlichen Versammlung auf dem Hörsaal des Stader Gymnasiums diese Angelegenheit zur Sprache gebracht, was für und wider sie sich sagen ließ, frei vorgetragen, und endlich einmütig beschlossen, sämtliche Missionsvereine Norddeutschlands zur Errichtung einer Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche unmittelbar und selbständig an der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden durch Gründung eigener Missionsstationen theil nehme, einzuladen. Dieser Beschluß sollte zunächst von Stade aus den hannoverschen, und von Bremen aus den hanseatischen Vereinen mitgeteilt und Hamburg, seiner Lage wegen, als Versammlungsort einer demnächst zu haltenden Versammlung vorgeschlagen und das dortige Missionskomitee gebeten werden, zur Ausführung dieses Vorschlags das Nötige zu veranlassen.

Auch in Hamburg war man auf einen solchen Antrag vorbereitet, denn schon seit längerer Zeit war auch daselbst der Wunsch nach einer selbstständigen Gesellschaft laut geworden. Da nun der Berichterstatter des hamburgischen Komitee bei der öffentlichen Jahresfeier des Vereins am 22. Oktober 1835

jene Aufforderung erwähnte, so ließen mehrere Freunde der Mission noch an demselben Abende gemeinschaftlich an das Komitee die brüderliche Aufforderung ergehen, sich auf den Antrag von Bremen und Stade einzulassen und die so lange ersehnte Stiftung einer Norddeutschen Missionsgesellschaft zu bewirken. Das Komitee, den Willen des Herrn erkennend, stand auch nicht an, alsbald Hand ans Werk zu legen und erließ sofort an sämtliche Missionsvereine Norddeutschlands eine Einladung zu einer über diese wichtige Angelegenheit in Hamburg zu haltenden Versammlung.

Diese wurde am 9. April 1836 in St. Nikolai Kirchensaal durch Pastor Strauch mit Gebet eröffnet, der, zu ihrem Präses erwählt, auch ihre Verhandlungen leitete.

Die Besprechungen und Beratungen über den Inhalt der eingegangenen Briefe, über die Lage der Missionsfache im nördlichen Teile unseres Vaterlandes, über die Notwendigkeit, alle Kräfte zu wecken und zu sammeln für die wichtige Erscheinung und heiligste Arbeit unserer Zeit, und über vorläufige, der Genehmigung der Vereine vorzulegende Statuten währten fast den ganzen Sonnabend fort und wurden Sonntags Nachmittags, den 10. April, beendet. Ihr Ergebnis war, daß sämtliche Deputierte mit der festen Überzeugung: es sei also wohlgethan, und in gläubigem Ausblicke zu dem, der da ist und der da war und der da kommt, die Vereinigung der Missionsvereine in Stade, Bremen, Hamburg, Lauenburg, Ritzebüttel, Lehe und Bremerhaven zu einer Norddeutschen Missionsgesellschaft aussprachen und zur Verwaltung der laufenden Geschäfte der nun gestifteten Gesellschaft einen Verwaltungsausschuß, bestehend aus einem Präses und 8 Mitgliedern, erwählten, der sofort in Wirksamkeit treten, sämtlichen Vereinen Norddeutschlands die gefaßten Beschlüsse mitteilen und sie zum Beitritt einladen sollte.

Dieses wurde des andern Tages einer zahlreichen Versammlung von Freunden des Reiches Gottes mitgeteilt, das Protokoll vorgelesen und unterschrieben und dann mit einer herzlichen Ansprache über das begonnene große und heilige Werk und mit gemeinschaftlichem Gebet um das Gedeihen von oben die erste Versammlung der Norddeutschen Missionsgesellschaft geschlossen."

So ist unsre Gesellschaft gegründet worden und hat seitdem bis heute ihr Werk in der Heimat und der Heidenwelt treiben dürfen. Es wurde damals so geordnet, daß ein „Verwaltungs-Ausschuß“ mit dem Sitz in Hamburg die Geschäfte führte, die Entscheidung aber über die Geschäfte bei den Vereinen lag, die in jährlichen oder wenn es nötig wurde, in außerordentlichen Versammlungen bestimmten, wie die Sache zu treiben sei. Diesem Bunde haben sich in den folgenden Jahren 13 Vereine angeschlossen, Vereine in den beiden Mecklenburg, in Schleswig-Holstein, in Hannover, Hamburg und Bremen. Ferner ist die Gesellschaft von Vereinen unterstützt, die ihre alten Verbindungen nicht aufgaben, sondern während sie andren Missionsgesellschaften halfen, auch der Norddeutschen Missionsgesellschaft ihre Liebe zuwandten. So insbesondere der Lippische Missionsverein und die ostfriesische Missionsgesellschaft. Dann haben mitgeholfen

Gemeinden und Kirchen, ohne daß sie Vereine bildeten, die der Gesellschaft förmlich beitraten. Das gilt insbesondere von der Kirche im Herzogtum Oldenburg. Und endlich hat unsre Gesellschaft einen weiten Kreis von einzelft ehenden Freunden gefunden, die in treuer Liebe die Arbeit mitgetrieben haben, deren Namen nicht genannt werden können, aber am besten Orte unbergessen sind.

Was hat nun diese Vereinigung geleistet? Wir antworten zunächst, sie hat in der Heimat an vielen Orten und in vielen Herzen die Liebe zu der Reichsarbeit, und indem sie dies that, die Liebe zum Könige dieses Reiches geweckt. Sie hat den Missionsinn geweckt. In der älteren Zeit waren es die General-Versammlungen, die wir nannten, welche unter andrem hiezu dienten. Sie waren, wie bemerkt, was heute die Missionsfeste sind. Wenn die Vertreter der Vereine an dem Orte der Jahresversammlung zusammenkamen, so war das eine Versammlung lebendiger Zeugen der Wahrheit. Den zu den öffentlichen Versammlungen herbeiströmenden Freunden der Sache wurde die Gelegenheit gegeben, durch fremde Zeugen von dem Könige, seinem Reiche und dessen Fortgang zu hören. Keiner dieser jetzt schon meist heimgegangenen Zeugen soll zurückgesetzt werden, aber wir dürfen wohl vor allem Friedrich Mallet nennen, dessen lebendiges, liebewarmes und geistvolles Zeugnis an manchem Orte die Herzen erfreut hat. Auch die, welche nachher von der Gesellschaft zurückgetreten sind, so die Vereine Mecklenburgs haben es beim Scheiden bezeugt, welcher Segen für ihre Herzen und für diese Arbeit aus der Gemeinschaft ihnen geworden sei.

In den fünfzig Jahren ist auch äußerlich vieles anders geworden. Vor einem halben Jahrhundert war es eine große Reise von Bremen nach Rostock zu kommen. Der Schreiber dieses hat es noch mit erlebt, daß man nicht schneller als in zwölf Stunden nach Hamburg und nur mit Tag- und Nachtreise zu einem Feste in Ostfriesland kommen konnte. Das geht jetzt besser, und die Gemeinschaft auch im Missionswerk ist viel leichter geworden. Überall werden Missionsfeste gefeiert, und auch an diesen Festen haben die Vertreter unsrer Gesellschaft mitgeholfen, die Liebe zum Herrn und seinem Werk zu erwecken und zu pflegen.

Dieser Missionsinn, welchen unsre Gesellschaft in Norddeutschland mitgeweckt und gepflegt hat, äußert sich zunächst in zweierlei, im Gebet und in der Gabe. Das erstere, das Gebet, entzieht sich zumeist der menschlichen Beachtung. Man thut gut, der Mahnung des Herrn zu folgen: Gehe in dein Kämmerlein und schließ die Thür hinter dir zu. Das andere hingegen kann man sehen, wenn freilich auch hier die rechte

Hand nicht wissen soll, was die linke thut. Die Gaben lassen sich zählen, und auch da dürfen wir im Rückblick auf ein halbes Jahrhundert sagen, daß unsre Gesellschaft viele Gaben für Gottes Werk, viele Gaben, die von der Liebe gegeben wurden, empfangen hat und gebrauchen durfte.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß unsre Gesellschaft viele Sorgen ums tägliche Brod gehabt hat. In den Geldangelegenheiten der Missionsarbeit heißt es nicht, aller Anfang ist schwer, vielmehr ist der Anfang leicht, der Fortgang aber schwer. In den ersten Jahren kommen gewöhnlich mehr Gaben ein, als gebraucht werden. Aber mit jedem Jahre wird die Missionsanstalt größer und vollständiger und die Ausgaben mehren sich. Dann werden die ersten Missionare ausgesandt, und zu dem ersten Missionsfelde kommt ein zweites oder auch, wie bei uns, ein drittes Arbeitsgebiet, und immer mehr Mittel werden nötig. So hat auch unsre Gesellschaft in den ersten Jahren zurückgelegt, aber bald wurde das aufgebraucht, und von dem ersten Jahre an, wo Missionare in die Heidenwelt ausgesandt wurden, haben wir viel mehr Jahre erlebt, in denen wir nicht auskamen, als solche, in denen wir auskamen. Wir sind immer eine arme Gesellschaft gewesen; einmal ist auch durch bösen Betrug die Kasse geleert worden. Manchmal ist Jahr auf Jahr die Schuld gestiegen, und doch hat uns Gott nicht im Stiche gelassen, sondern immer wieder gegeben, womit wir das Werk bestreiten und unsre Schulden bezahlen konnten.

Unser Herr hat uns nicht gelehrt, um Wintervorrat zu bitten, sondern um das tägliche Brod für heute. Das gilt auch in den Arbeiten seines Reiches. Von Tag zu Tag will er weiter helfen. Aber man darf zurücksehen, und da muß man oft staunen, wie viel das doch bedeutet, wenn er uns das tägliche Brod giebt. In den Jahren 1836 bis 1850, wo der Vorstand der Gesellschaft in Hamburg war, sind durchschnittlich jedes Jahr 17 200 M. eingegangen; von 1851 bis 1885: 66450 M. Im ersten Jahre war die Einnahme 8900 M.; im letzten Jahre waren es 80000 M. Die Gesamtsumme, die unsrer Gesellschaft in diesen fünfzig Jahren anvertraut wurde, beläuft sich auf 2583 000 M. So viel ist uns durch Gottes Güte anvertraut worden.

Auf mancherlei Weise sind diese Gaben zusammengekommen. Die Vereine haben ihre jährlichen Beiträge eingesammelt, oder in Missionsstunden und bei Festen sind Kollekten abgehalten worden. An manchen Orten auch ist die schöne Sitte, daß man, wenn das Herz dazu treibt, am Sonntag im Gottesdienst seine Missionsgabe darbringt! Dann ist es ein gutes Opfer im Sinne des Neuen Bundes, zuweilen wohl ein Opfer, das ein wenig

Begüterter sich abgespart hat, öfter noch ein Opfer, das ein Dankbarer frohen Herzens darbrachte. Manche auch, die Silber und Gold nicht haben, arbeiteten für die Mission. In den Summen, die wir nannten, ist nicht genannt, was die Frauenmissionsvereine zusammen genäht und gestrickt haben für die Missionare und für die Kinder in den Schulen, daß sie wohlstandig erscheinen können. Dagegen ist wohl mitgenannt, was einging, wenn diese Frauenvereine in ihrem Kreise sammelten, oder wenn die Vereine oder Einzelne arbeiteten und die Arbeiten verkauften oder verloosten. Und auch für die, welche weder in der Weise arbeiten, noch große Gaben darreichen konnten, war gesorgt durch die Grotenkollekte, die seit dem Jahre 1858 besteht. Da haben Freunde, die nur mit Kleinem helfen konnten, wöchentlich ihre fünf Pfennige beiseite gelegt, andere Freunde, die über etwas von ihrer Zeit verfügen konnten, haben diese kleinen Gaben gesammelt, und ob wohl noch viele Orte ohne diese Sammlung sind, und an allen Orten noch viel mehr Freunde daran sich beteiligen könnten, ist doch aus diesen kleinen Kanälen eine Summe von mehr als 160 000 M. zusammengefloßen. In derselben Zeit, an die wir im Anfange erinnerten, als Haggai den geringen und armen Rest seines Volkes ermahnte, den großen Tempel zu bauen, hat Gott diese entmutigten Bauleute erinnern lassen: Mein ist beides, Silber und Gold! Das sieht man immer aufs neue, und das herrlichste dabei ist, daß er, was ihm gehört, aus den oft hart verschlossenen eigenen Risten und Kasten in den Gotteskasten zu führen weiß. Hier bewegt und befähigt sein Geist einen seiner Knechte, daß er Freude hat und Kraft zu bitten, und Gold und Silber kommt hervor. Da sendet er eine Trauer und dort eine Freude, und beide öffnen die Hand, Gott eine Gabe darzubringen. Und überall gießt er seine Liebe aus in die Herzen, daß diese sich und das Ihrige in seinen Dienst stellen.

Man hat diese Missionsgaben als den greifbarsten Beweis des Missionsfinnes zum Maßstabe desselben gemacht und gerechnet, hier bringt der Missionsfinn pro Kopf so viel, dort so viel, und so oder so steht es darum mit ihm. So könnte auch jemand die obengenannten Summen nehmen und dazu den Titel unserer Gesellschaft: Norddeutsche Missionsgesellschaft und sagen: Das ist aber doch recht wenig für das große und reiche Norddeutschland. Da muß aber doch erinnert werden, daß wir allerdings nicht die „Bremer Mission“ sind, sondern die Norddeutsche Missionsgesellschaft. Den Titel haben die Väter erwählt, und den halten wir fest. Aber was die Väter hofften, ist nach dieser Richtung nicht in Erfüllung gegangen. In diesem Jahre feiert mit uns auch ihr fünfzigjähriges Jubiläum die Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig,

und ganze Kreise, die unserer Gesellschaft angehörten, wie die beiden Mecklenburg, sind ihr zugefallen und in anderen Gegenden in Schleswig-Holstein, in Hannover, in Oldenburg viele eifrige, treue Missionsfreunde. Dann ist aus der Mitte unserer Gesellschaft ein Mann hervorgegangen, Ludwig Harms, der sich getrieben fühlte, eine eigene Arbeit zu beginnen und in seiner engeren Heimat, Hannover, wie an manchen andren Orten unseres heimatlichen Gebietes hat diese Arbeit viele Freunde gefunden. Es sind nicht konfessionelle Gründe gewesen, die Ludwig Harms von der Norddeutschen Missionsgesellschaft trennten, es war seine Eigenart, und gerade diese kräftige, von Gott auch gesegnete Art hat viele angezogen. Und endlich hat auch die Trennung nach geographischen Gründen nicht aufgehört, nachdem 1836 für den Norden Deutschlands ein besonderer Herd gegründet war, wie schon für Ost und West und Süd einer bestand. In den letzten Jahren ist auch in Schleswig-Holstein eine Missionsgesellschaft gegründet worden. So sind neben uns drei andre Arbeiten in Norddeutschland vertreten, ferner hat der ebenfalls 1836 gegründete Gognersche Missionsverein seine Freunde gefunden, und die alten Beziehungen zu Berlin, Barmen, Herrnhut und Basel sind auch nicht abgebrochen. Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir die Geschichte unserer Gesellschaft erzählen. Wir sind nur ein kleiner Kreis in Norddeutschland, und um so dankenswerter ist es, daß Gott so reichlich uns gesegnet hat.

So sind nicht alle Hoffnungen und Gedanken, die man im April 1836 hegte, in Erfüllung gegangen. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft ist nicht die einzige, welche den Segensstrom der christlichen Liebe aus dem Norden unsres Vaterlandes in die Heidenwelt leitet; andre Gesellschaften arbeiten neben ihr. Wie die Bäume im Frühjahr mehr Blüten haben, als im Herbst zu Früchten ausgereift sind, so hat auch der vor fünfzig Jahren gepflanzte Baum nicht alle seine Blüten zur Frucht gebracht. Wir haben heute nicht nur auf solches zurückzusehen, was Gott gelingen ließ, sondern auch auf vieles, das er nicht hat gedeihen lassen.

Wenn wir fragen, wie ist das gekommen, so werden wir das Gelingen wie das Fehlschlagen nicht loslösen wollen von dem Regimente Gottes. Unter seiner Regierung ist es so gekommen, wie es gekommen ist. Aber wenn das auch die umfassendste Antwort ist auf die Frage, so ist es doch nicht die einzige. Es wäre nicht wahrhaftig, wenn an einem Jubelfest im Rückblick auf fünfzig Jahre menschlicher Arbeit nicht auch ein Bekenntnis menschlicher Sünde und Schwachheit abgelegt würde. Wir müssen es in unsrem Namen, im Namen derer, die heute das Werk treiben, der Missionare und der Missionsfreunde, der Leiter und aller Mitarbeiter, wir

können es auch im Namen derer, die früher in der Arbeit gestanden haben, bekennen, daß unsre Sünde und Schwachheit viel geschadet und aufgehalten hat. Wenn wir alle völliger uns Gott zum Dienste hingegeben, unsre Schwächen und Mängel in der Gnade Gottes kräftiger bekämpft hätten, dann könnten wir ein viel schöneres Fest feiern, dann würde Gott unsre Gesellschaft gewürdigt haben, noch viel mehr auszurichten. An unserm Fest darf die aufrichtige Bitte nicht fehlen: Vergieb uns unsre Schulden!

Ein anderes Hindernis ist das Ungeschied gewesen, mit dem Menschen immer das Werk angreifen. Das kommt bei jedem menschlichen Thun vor. Wir können natürlich nicht alles aufzählen, was uns als ungeschickt erscheint, noch weniger, was andre so angesehen haben und ansehen. Nur eine ungeschickte Einrichtung, die viel gehindert hat und auch später geändert worden ist, müssen wir erwähnen. Das Missionswerk kann nicht erfolgreich getrieben werden, wenn nicht die Gemeinde dafür betet, giebt, mit ihrem Herzen dabei ist. Diese Teilnahme ist aber nur schwer zu erlangen und zu erhalten, wenn die Gemeinde nicht auch wirklich an der Arbeit teil nimmt. Man wird nicht beten, geben, Liebe üben, wenn man eine Arbeit nicht kennt, und nur wenige geben sich damit zufrieden, für eine Sache etwas zu thun, wenn sie nicht auch mit raten und mit entscheiden sollen. Aber andrerseits ist die Mission auch ein Kriegswerk. Bei der Kriegführung haben viele mitzuwirken, aber es geht nicht an, daß viele entscheiden. Der letzte Rat und die Entscheidung muß in der Hand weniger liegen. Es ist nun schwierig, beidem gerecht zu werden, recht viele zu beteiligen und doch die einheitliche Leitung nicht zu stören. Meines Erachtens hat man die rechte Lösung dieser Schwierigkeit noch nicht gefunden. Als 1836 unsre Gesellschaft gegründet wurde, glaubte man die Sache so einrichten zu können, wie oben gesagt wurde. Der Verwaltungsausschuß in Hamburg sollte alles ausführen, was die Vereine auf den General-Versammlungen beschloffen hatten. Das hatte den großen Vorzug, daß diese Vereine an der Arbeit teilnahmen, wie sonst den Missionsfreunden gar nicht möglich ist. Sie mußten ja alles mit beraten und beschließen. Ob ein junger Mann ins Missionshaus aufgenommen werden, wie er da unterrichtet und erzogen werden, wohin er dann gesandt werden sollte und so weiter, die hundert Fragen, die eine Missionsleitung zu entscheiden hat, wurden von allen entschieden. Das konnte nicht geschehen, ohne daß sie auch mit ihrem Herzen beteiligt, zum Gebet angetrieben, zu treuerer Hilfe veranlaßt wurden. Aber wie umständlich war das? Alle Briefe und Akten mußten allen Vereinen vorgelegt werden, sie mußten alle schriftlich gefragt werden oder zusammenkommen. Heute war vielleicht

ein Beschluß gefaßt, und morgen trat etwas ein, das alles änderte. Da mußte von neuem gefragt werden. Und in diesen Vereinen und auf den General-Versammlungen waren Professoren und Pastoren, Juristen und Kaufleute, viele tüchtige und weise Leute, und ohne Zweifel war da eine große Summe von Weisheit versammelt. Aber es kann bei einem Baue nicht gut gehen, wenn statt des einen Baumeisters dreizehn Baumeister ihre Weisheit vortragen und heute der eine, morgen der andere seine Meinung ausgeführt haben will. Dieser gut gemeinte Versuch ist darum auch mißlungen; er hat viel gehindert. Als 1850 die Vereine den Verein von Bremen baten, die Leitung zu übernehmen, da hat dieser die Bedingung gestellt, daß die Verfassung geändert werde. Die Vereine haben dies zugestanden und die Komitee in Bremen, die seitdem die Leitung der Gesellschaft hat, ist bevollmächtigt, alle Fragen zu entscheiden. Nur, wenn ein Missionsgebiet aufgegeben oder ein neues angefangen werden soll, hat sie die Vereine zu fragen. Sie ist so zu sagen souverän, aber sie ist ja ganz abhängig von der Liebe und Mitarbeit der Freunde. Die können sie aushungern, wenn sie wollen, und Gott es zuläßt. Darum wird die Leitung immer, so gewiß ihr die Sache am Herzen liegt, darauf bedacht sein, die Missionsgemeinde an der Sache zu beteiligen, so weit es ohne Schädigung derselben möglich ist.

Wir müssen noch eine andere Schwierigkeit nennen, mit der unsre Gesellschaft viel zu kämpfen, und an der sie sehr gelitten hat. Es ist schon erinnert worden, daß in demselben Jahre 1836 die Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, die zuerst in Dresden, jetzt in Leipzig ihren Sitz hat, gegründet wurde. Die älteren Gesellschaften alle, die Baseler, die Barmer, die Berliner, waren Vereinigungen von evangelischen Christen, mochten diese nun der reformierten oder der lutherischen Kirche angehören, und sie sind bis heute auf diesem Standpunkt geblieben. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft ist ihrem Beispiele gefolgt, auch in ihr haben sich Lutheraner und Reformierte zusammengethan, um mit vereinten Kräften den Heiden das Evangelium zu bringen. Aber die gleichzeitige Entstehung der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft erinnert daran, daß es auch schon damals lebendige Christen gab, die Wert darauf legten, nicht nur das Evangelium von Jesu, dem Heiland der Welt, den Heiden zu bringen, sondern es so zu bringen, wie ihre Kirche es versteht, denen dies wichtiger war, als die herzliche Gemeinschaft derer, die den Herrn Jesum lieb haben, und die gemeinsame Arbeit, die Finsternis zu überwinden. Doch 1836 war diese Auffassung in Norddeutschland noch sehr vereinzelt und schwach vertreten, auch die Männer, welche später als die Führer der sogenannten

Konfessionellen angesehen worden sind, Kliefoth, Hofmann, Krabbe, Ludwig Harms haben keinen Anstand genommen, den reformierten Brüdern, Männern wie Mallet, Treviranus, Müller, Hugues die Hand zu reichen zu gemeinsamer Arbeit unter den Heiden. Auch als 15 Jahre später, wie schon bemerkt, Harms sich von der Gesellschaft trennte, waren es nicht konfessionelle Bedenken, die ihn hierzu trieben, und als die Mecklenburgischen Vereine die Gemeinschaft kündigten, war es nicht das Gewissen der Führer, wie diese ausdrücklich erklärten, sondern die Rücksicht auf andre Missionsfreunde in ihren Kreisen, die sie bestimmte. Aber es ist anders geworden; wie in der ganzen Christenheit, so ist auch in Norddeutschland die Zahl derer gewachsen, die meinen, daß die Kirchengemeinschaften, welche sich in der einen allgemeinen christlichen Kirche gebildet haben, eine von der anderen getrennt überall und auch in der Heidenwelt arbeiten müssen. Derer, die Missionsfreunde sind und doch denselben Sinn haben, wie die Väter 1836, derer, die mit allen vereinigten Kräften den Feind angreifen wollen, sind hier in Norddeutschland weniger geworden. Es ist kein Zweifel darüber, daß unserm Könige die Einigkeit besser gefällt als die Uneinigkeit, und daß die Vereinigung der Herde des guten Hirten, nicht ihre Zertrennung das Ziel seiner Wege ist. Die Norddeutsche Gesellschaft hat ein Panier aufgepflanzt, das für viele hier im Lande noch nicht an der Zeit zu sein scheint, aber sie ist dennoch bei der Fahne geblieben und wird mit Gottes Hilfe dabei bleiben.

Nach diesen Bemerkungen bedarf es nur noch weniger Worte über den viele Zeit und Kraft aufzehrenden Kampf, den die Gesellschaft in den ersten fünfzehn Jahren um der Konfession willen zu kämpfen gehabt hat.

Bei der Gründung am 9. und 10. April 1836 war einstimmig der § 10 der Statuten angenommen worden, welcher sagte: „Um aller Willkür in der Lehre der Boten vorzubeugen und alles Unevangelische bei ihnen fern zu halten, wird die Augsburgische Konfession als Richtschnur angenommen.“¹⁾ Aber schon in der nächsten General-Versammlung desselben Jahres, am 8.—10. Oktober in Hamburg, kam dieser Paragraph wieder zur Verhandlung. Mallet führte den Vorsitz, und es ist ganz in seinem Sinne, wenn die Versammlung sich dahin einigte, „daß die Mission, als ein Werk des Glaubens und der Liebe, ihren Standpunkt weder in Wittenberg, noch in Genf, noch in Rom, sondern in Jerusalem habe.“ Doch nicht der reformierte Vorsitzende, sondern der lutherische Verein von

¹⁾ Eine ausführliche, klare Darstellung der Kämpfe in dieser Hinsicht hat Herr Pastor Bett in seiner Schrift gegeben: Hamburgs Teilnahme an den Bestrebungen der Heidenmission.

Stade stellte den Antrag, § 10 fallen zu lassen, da die Verpflichtung auf die augsburgische Konfession überflüssig und nachtheilig sei, da sie Zwiespalt unter den vereinigten Mitgliedern zu erzeugen Veranlassung geben könne. Der Paragraph wurde auch gestrichen und dafür ein neuer § 2, welchen Pastor Sager in Dorum, nachmals General-Superintendent in Stade, vorgeschlagen hatte, einstimmig angenommen. Derselbe lautet:

„Die Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformierten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden Schwesterkirchen in keiner Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn: Matthäus 28, 18 bis 20, in der Überzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche eigentümlich gestalten wird.“

Dieser Paragraph besteht heute noch zu Recht für unsre Gesellschaft. Wer ihn annehmen will, braucht nicht aufzuhören, für seine Person ein Lutheraner oder Reformirter zu sein, aber er muß in seinem Herzen entschlossen sein, um des Friedens und der Gemeinschaft willen nicht zu fordern, daß seine besondere Erkenntnis der Wahrheit immer in den Vordergrund gestellt werde, er muß das Vertrauen haben, daß, wenn nur Christus gepredigt wird, der Herr schon zu seiner Wahrheit stehen und nichts, was nötig ist zur Erhaltung seiner Kirche bis ans Ende, wird verloren gehen lassen. Aber manche hatten dies wohl nicht bedacht, und bei jeder Wendung des Weges, wenn Schüler in die Missionschule aufgenommen und dort unterrichtet wurden, wenn sie entlassen, ausgesandt und verpflichtet wurden, wenn die Heiden sollten gelehrt werden, kam immer wieder die Frage: Kann man es auch der Predigt des Evangeliums, der Leitung des Herrn und seines Geistes überlassen, oder müssen nicht doch nähere Bestimmungen getroffen werden? Aus dieser Besorgnis heraus ist wiederholt, aber vergeblich, der Versuch gemacht, den § 2 zu streichen, und wiederholt, aber nicht vergeblich, der Versuch gemacht, ihn etwas zu ergänzen.

Dieser Versuch gelang auf der General-Versammlung in Altona 1843. Es war wieder Pastor Mallet, der in alles hoffender Liebe den Ausschlag gab, indem er nicht dem bösen Kirchengeiste, sondern dem guten, der das Gut seiner Kirche unverlezt erhalten wolle, entgegenkam und vorschlug, die Gesellschaft unter das Panier der Augsburgischen Konfession zu stellen. Die lutherischen Brüder, Kliefoth und Hofmann waren sehr erfreut und befriedigt. Eine Kommission, der Kliefoth und Hofmann, Sager und Mallet angehörten, sollte das Nähere beraten und im nächsten

Jahre, 1844, wurde zu Rostock der § 2 beibehalten und ein neuer § 3 angenommen, welcher besagt:

„Die Gesellschaft legt bei ihrer gemeinsamen Missionsthätigkeit die auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergebene Konfession zu Grunde.“

Auch dies ist stehen geblieben im Statut unserer Gesellschaft und bis heute sind beide Paragraphen in die Instruktion unserer Missionare aufgenommen, welche diese durch ihre Unterschrift anerkennen.

Das hat dennoch nicht geholfen. Als der Bremer Verein die Leitung übernahm, wünschte er, daß sich unsere Gesellschaft „Evangelische Missionsgesellschaft in Norddeutschland“ nenne und statt § 2 und 3 einen allgemeinen Ausdruck wähle; doch die übrigen Vereine alle erklärten, sie würden nur bei der Gesellschaft bleiben, wenn § 2 und 3 beibehalten würden. Bremen hat sie beibehalten, aber es hat nicht geholfen. Wie schon vorher die Mecklenburger Vereine um ihrer Gemeinde willen zurückgetreten sind, so haben nach der Übernahme der Arbeit von Bremen auch die Hannoverschen Vereine sich losgesagt. Und bis heute wenden sich an manchem Ort einzelne Freunde ab, weil sie nicht das Vertrauen haben, welches der § 2 unserer Statuten ausspricht.

In dem Abschiedsschreiben des Ludwigs-Luster Vereins heißt es: „Wir können nicht unterlassen, Ihnen unser lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß die Macht der Verhältnisse es uns zur unabweislichen Pflicht gemacht hat, aus einem Verbande und aus einer Gemeinschaft zu scheiden, durch welche wir zu gleichem Zweck, und wir hoffen es zu Gott! — zu nicht ungesegnet gebliebenem Wirken in brüderlicher Liebe jahrelang mit Ihnen vereinigt waren.“ Ohne Zweifel werden alle Kinder Gottes, in welches Lager sie auch ihr Gewissen führt, dieses lebhafte Bedauern teilen, und wir hoffen, dies Bedauern wird immer stärker, bis es kein getrenntes Glied mehr giebt und die von einem Stamme auch alle für einen Mann stehen. Wir haben in dem kleinen Kreise seit 1850 keine derartigen Kämpfe gehabt. In der Komitee, deren Mitglieder Lutheraner und Reformierte sind, ist nie eine Not derart vorgekommen. Unter den Missionaren hat dieser Punkt uns keine Sorgen gemacht. So werden wir in kleinerem Kreise fortarbeiten, bis auch wieder allgemeiner dieselbe Überzeugung zur Herrschaft kommt. Der kleine Kreis ist doch stark genug, wenn Gottes Gnade ihn stark macht, noch viel mehr zu thun, als er in dem halben Jahrhundert gethan hat.

Wir haben die Darstellung dessen, was unsere Gesellschaft in den fünfzig Jahren in der Heimat gewirkt hat, unterbrochen, indem wir von den Schwierigkeiten und besonderen Gefahren redeten, mit denen sie zu

kämpfen hatte. Wenn wir wieder zu der Arbeit zurückkehren, so haben wir noch von einem Zweige derselben zu reden, der besonders gelitten hat unter dem, was menschliche Sünde und Schwachheit, was Unerfahrenheit in dem Werk, und was die konfessionelle Schwierigkeit an Last unserer Gesellschaft auferlegt hat.

Unter allen den Früchten, welche der Missionsbaum in der Heimat trägt, ist eine der edelsten der Bote des Evangeliums, der sich senden läßt, der nicht nur sein Gebet, nicht nur sein Gut, sondern sich selbst darbietet zum Dienst für den Herrn.

Und auch an dieser Frucht hat es uns nicht gefehlt. Schon in der Zeit, als die Vereine noch nicht sich verbündet hatten, hat ein Teil ihrer Arbeit darin bestanden, jungen Männern, die sich getrieben fühlten, den Heiden das Evangelium zu bringen, den Weg zu bahnen. So hatte der Hamburger Verein dem schon genannten Wulf zu seiner Ausbildung verholfen; er ist nach West-Afrika gegangen und hat in Liberia ein frühes Grab gefunden. So hatte der Bremer Verein den jungen Lieber ausbilden lassen, der später in Agypten gewirkt hat. Und auch die Gesellschaft selbst war, wie vorhin schon erwähnt wurde, dadurch ins Leben gerufen oder doch der Gedanke an sie wachgerufen, daß ein Kandidat der Theologie von den heimischen Missionskreisen in die Heidenwelt ausgesandt zu werden wünschte. Dieser Arbeitszweig konnte also nicht vernachlässigt werden. Schon im Jahre 1837 wurde in Bremen beschlossen, in Hamburg eine Missionschule zu errichten, und der Hamburgische Kandidat, J. Hartwig Brauer, wurde zum Inspektor und Vorsteher gewählt; 1842 wurde zum zweiten Lehrer, auch ein Hamburger Theologe, der Licentiat Fr. A. Löwe gewählt. Diese Schule hat viele Noth gemacht, die Personen, die Einrichtung und auch die konfessionelle Schwierigkeit haben daran schuld. Um mehrerer Zöglinge willen ist der Kampf entbrannt. Aber dennoch sind aus der Schule tüchtige Leute hervorgegangen, die auch den Lehrern alle Ehre machen. Zwei der Schüler sind nach Ostindien, sechs nach Neuseeland, ebenso viele nach Westafrika gesandt worden. Um solche zu nennen, welche nicht mehr hier auf Erden und welche länger haben arbeiten dürfen, so ist Anlaß, Gott zu danken, daß er unserer Gesellschaft gegeben hat Männer wie Wolf, Riemenschneider, Wohlers zu seinem Dienste auszubilden und auszusenden.

Aber es waren doch zu viele Hindernisse für ein gedeihliches Gedeihen der Schule. Sie war schon in der Auflösung begriffen, als sie oder ihr Rest 1848 nach Bremen übersiedelte. Die Schule war am Sterben. Man ging dann einen Vertrag mit Ludwig Harms in Hermannsburg ein.

Schon 1837 hatte man ihn zum Inspektor wählen wollen, aber davon Abstand genommen, weil er in segensreicher Arbeit in Lauenburg stand. 1842 wählte man ihn als zweiten Lehrer, er lehnte jedoch ab, weil er seinen alternden Vater nicht verlassen wollte und weil er auch wußte, daß seine Art die Arbeit neben einem anderen schwer, wenn nicht unmöglich machen würde. Jetzt schlug Harms vor, in Hermannsburg die Missionare für die Norddeutsche Missionsgesellschaft auszubilden. Man ging darauf ein. Aber Ende 1850 hat Harms den Vertrag gekündigt und das Verhältniß gelöst.

So war die Gesellschaft ohne Missionschule und ist es bis heute geblieben. Als 1851 entschieden werden mußte, ob die Arbeit in Westafrika fortzuführen sei und die Frage entstand, woher denn die Missionare nehmen, hat die Missionsgesellschaft in Basel die Entscheidung für Fortsetzung durch Zuraten herbeigeführt und durch das Anerbieten, die Missionare aus ihrer Anstalt unsrer Gesellschaft zu geben. Bis heute sind uns so eine Reihe lieber Brüder aus der Baseler Anstalt gegeben worden, für die wir an Basel die Ausbildungskosten bezahlt haben. Wir sind dafür sehr dankbar. Aber in der Ordnung ist es nicht. Denn diese lieben Brüder sind Schweizer und Süddeutsche, während unsre Gesellschaft sich Norddeutsche nennt. Mit wenigen Ausnahmen unter den Missionaren und Missionsgehilfen und Frauen sind die Arbeiter in der Heidenwelt nicht aus unsrer Mitte, und es wäre nicht nur ein Zeichen, daß das Missionsleben unter uns zugenommen hat, sondern auch ein Mittel, es zu fördern, wenn wir mit dem Jubeljahr dazu kommen würden, daß aus unsrer Mitte Jünglinge zum heiligen Kriege sich meldeten. Auch die Gesellschaft in Basel drängt uns, daß wir für eigene Missionare sorgen. Wenn sie jetzt ein neues Arbeitsgebiet am Kamerun anfängt, so wird sie noch mehr wie früher ihre Missionare selbst brauchen. Ein Übergang ist es, wenn wir die Jünglinge, die sich melden, nach Basel senden, wie wir angefangen haben, es zu thun. Aber das wird, wenn unser Missionsleben wächst, weiter zu einer eigenen Missionschule führen. Diese Angelegenheit, die von größter Wichtigkeit ist für unsre Arbeit, lege Gott uns allen aufs Herz, daß er uns helfe, den rechten Weg zu finden, und gebe, was wir bedürfen.

Wie aus dem Berichteten hervorgeht, hatten die anderen Vereine Bremen gebeten, die Leitung zu übernehmen, und seit 1850 ist die Leitung in den Händen der Komitee in Bremen. Sie hat, wie gesagt, bis heute keine Missionschule; sie hatte auch von 1850—1862 keinen Inspektor. Die Komiteemitglieder haben die Arbeit unter sich verteilt. So hat der Präses, der

selige Dr. Treviranus einen großen Theil der Korrespondenz geführt und manches von den äußeren Geschäften übernommen. Das gleiche gilt von dem seligen Karl Vietor, insbesondere seitdem 1857 sein Haus ein westafrikanisches Geschäft begann. Von dem Hause, dessen Chef Herr Friedrich Vietor Mitglied unserer Komitee ist, werden viele der Missionsgeschäfte, die sonst auf einem Missionscomptoir geschehen, gethan. Unser jetziger Präses, Herr Pastor prim. Dr. Vietor, hat von 1851 an das Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft redigiert. Dieses Blatt war 1840 von dem seligen Mallet begonnen und mit Brauer herausgegeben. Von 1846 an traten an die Stelle des Monatsblattes die monatlichen Mittheilungen der Norddeutschen Missionsgesellschaft, und seit 1851 ist es wieder mit dem alten Titel erschienen.

Seitdem 1862 der Schreiber dieses als Inspektor eingetreten, sind manche dieser Arbeiten in seine Hand gelegt. Durch die Güte der Familie des heimgegangenen Rechnungsführers, Herrn Karl Wilkens, ist die Gesellschaft auch in den Besitz eines Missionshauses gekommen und hat somit einen sichtbaren Mittelpunkt ihrer Arbeit bekommen. Gott gebe, daß in einem zweiten halben Jahrhundert die Arbeit daheim gedeihe und wachse, damit auch in der Heidenwelt das uns anvertraute Werk vorwärts gehe! Der wenden wir uns jetzt zu.

Die Arbeit in der Heidenwelt.

Was durch eine Missionsgesellschaft in der Christenheit geschieht, kann und soll nach Gottes Absicht allen Beteiligten selbst reichen Segen bringen, aber der eigentliche Zweck ist doch, daß von der Christenheit das Wort ausgehe in die Heidenwelt, daß den Völkern, die noch nichts wissen von dem Heil in Christo, dieses bekannt gemacht werde. Dazu waren die einzelnen Missionsfreunde in Norddeutschland erweckt, dazu die Vereine und 1836 die Gesellschaft entstanden. Als daher 1837 die Missionschule begonnen war, und fünf Jahre später die ersten Zöglinge ihre Ausbildung vollendet hatten, ging man weiter dazu über, ein Heidenland sich zu wählen und die Boten dorthin zu senden. In wenigen Jahren hatte man es, von besonderen Umständen geleitet, gewagt, nicht nur ein Arbeitsgebiet unter den Heiden, sondern ihrer drei in Angriff zu nehmen. Wir würden zu ausführlich werden müssen, wenn wir erzählen wollten, welche Vorberatungen gepflogen wurden, um das rechte Land zu finden. Man entschied sich endlich für

Ostindien

und zwar das Teluguland auf der Ostküste Ostindiens. Die beiden

Männer, die für dies Land bestimmt wurden, sah man wie zwei unzertrennliche Brüder an, und als der eine von ihnen, Riemenschnneider, in eine schwere Krankheit fiel, nach deren Überwindung der Arzt ihn nicht mehr für Ostindien geeignet hielt, so stand man für sie von Ostindien ab und wählte, wie wir gleich sehen werden, ein anderes Land. Für Ostindien aber schien sich der rechte Mann darzubieten in dem Kandidaten der Theologie Valett aus Glücksburg, der sich für die Mission gemeldet hatte. Im Mai 1843 hat Valett Hamburg verlassen und unter den Telugus seine Arbeit begonnen. Ihm wurden 1846 noch zwei Zöglinge der Anstalt, Gröning und Heise, nachgesandt. Man war aber der unsres Erachtens irrigen Meinung, daß für Ostindien mehr als für andere Länder Missionare nötig seien, die auf der Universität vorgebildet seien, und da man außer der ostindischen Mission zwei andere Missionen unternommen hatte und die Gesellschaft von allerlei inneren Nöten angefochten in der schlimmen Zeit — es war 1848 und 1849 — die Last zu schwer fand, so beschloß man, diese ostindische Mission aufzugeben. Lutherische Missionsfreunde in den Vereinigten Staaten von Amerika waren bereit, die Station Nadschamundri am Godaveri zu übernehmen. Unsere Gesellschaft hat diese Arbeit nur beginnen dürfen, andre haben sie fortgeführt. Es schließt sich aber immer ein Ring an den andern. Vermuthlich wird dieser Anfang in Ostindien für Ludwig Harms der Anlaß gewesen sein, später unter den Telugus eine Arbeit zu beginnen. Und vielleicht hängt es auch mit diesem Anfang zusammen, daß die Schleswig-Holsteinsche Missionsgesellschaft gleichfalls unter den Telugus ihre Mission begonnen hat. Von unsern drei Missionaren ist Valett in den Dienst der Londoner Gesellschaft getreten und später heimgekehrt. Er ist jetzt Superintendent in Sandstedt in Hannover und noch im Amte. Heise und Gröning haben in Verbindung mit der amerikanischen Gesellschaft fortgearbeitet. Gröning ist jetzt Pastor in Schleswig, und ein Förderer ihrer Arbeit geblieben. Sein Sohn aber wurde Inspektor der Schleswig-Holsteinschen Missionsgesellschaft, und wird vielleicht der Gedanke an Ostindien durch ihn angeregt sein. Er selbst ist durch die amerikanische Gesellschaft berufen als Vorsteher ihres Prediger-Seminars in die alte Mission seines Vaters gegangen. So wächst immer eines aus dem anderen, und wenn wir auch nicht, was in Ostindien seitdem geschehen, unter die Erfolge unsrer Gesellschaft rechnen können, so ist es doch mit Dank gegen Gott anzuerkennen, daß Segen von der Gesellschaft ausgegangen ist und der Anlaß zu segensreichen Thaten.

Die beiden jungen Männer, Wohlers und Riemenschnneider, denen der

Beg nach Ostindien versperrt war, wurden nun in ein anderes Heidenland geleitet und schon im Dezember 1842 waren sie von Hamburg aufgebrochen nach

Neuseeland.

Schon längere Zeit hatte es verschiedene Fingerzeige gegeben, welche auf dies Land hinwiesen. Dorthin gab es damals mehr als heute Handelsbeziehung. Senator Fritze, Mitglied des Bremer Vorstandes, hatte 1839 ein Schiff ausgerüstet, das auf den Walfischfang in die Südsee gehen und auf seiner Reise Neuseeland berühren sollte. Er hatte das Land als Missionsland vorgeschlagen, und einige Schritte waren auch geschehen, die aber noch zu keinem Ziele führten. Die neuseeländischen Inseln waren damals auch viel besprochen als geeignetes Ziel für Auswanderung. Der Syndikus Dr. Sieveking in Hamburg hatte sogar den Plan, die Chatam-Inseln in der Nähe von Neuseeland zu einer deutschen Kolonie zu machen. Das zerschlug sich, aber die Auswanderung nach Neuseeland kam in Gang. Senator Fritze hatte einem Schiffsprediger Müller Gelegenheit gegeben, mit seinem Schiffe die Inseln zu besuchen. Derselbe gab einen günstigen Bericht, und da nun für Wohlers und Riemenschneider die Thür in Ostindien zugeschlossen war, so entschloß man sich für Neuseeland. Man kaufte von der neuseeländischen Kolonisationsgesellschaft einen Anteilschein, der Recht gab, in der Stadt Nelson, im Norden der mittleren neuseeländischen Insel, auf einen Acker in der Stadt, 50 Acker im Weichbild der Stadt und 150 in der Feldmark. Da sollte die Missionsstation erbaut werden, die den Unterhalt der Missionare erleichtern werde, und von der aus sie den Maori, den heidnischen Bewohnern Neuseelands, das Evangelium verkündigen könnten.

Zu dem Zweck verließen am 26. Dezember 1842 auf einem Auswandererschiffe vier Männer, Wohlers und Riemenschneider, und die Gehilfen Heine und Trost den Hafen Hamburgs. In späteren Jahren sind noch Bölkner und Honoré, sowie mehrere junge Männer nach Neuseeland ausgesandt. Die letzteren in der Absicht, um zu helfen, daß die Maori auch in den Dingen dieses Lebens weiter gefördert würden. Aber diese Männer sind ihrem Auftrage nicht treu geblieben, sondern haben für sich selbst gearbeitet. Von den andern mußte Trost krankheits halber nach Deutschland zurückkehren, und Heine hat nicht unter den Maori, sondern unter den eingewanderten Deutschen gewirkt. Er ist Pastor der deutschen Gemeinde in Nelson geworden. Noch ein anderer, Bölkner, hat wohl unter den Maori seine Arbeit gefunden, aber nicht im Dienste unserer Gesellschaft. Er wurde Missionar der englischen

Kirchlichen Gesellschaft. In dem Aufstand der Maori ist er diesen in die Hände gefallen und eines blutigen Todes gestorben.

Die drei Brüder, Wohlers, Riemenschneider und Honoré sind, die beiden ersten bis zu ihrem Tode, und der letztere bis heute in Verbindung mit unserer Gesellschaft thätig gewesen, und Gott hat sie zum Segen gesetzt. Wir können auf das Lebensbild von Riemenschneider, das Pastor Tiesmeyer gezeichnet hat, und die Erinnerungen aus seinem Leben, welche Wohlers selbst niedergeschrieben hat, hinweisen. Da kann man einen näheren Einblick bekommen in das, was Gott diese seine Knechte hat thun lassen.¹⁾

In Nelson, in der Stadt, wie im Weichbild und in der Feldmark, fanden sie ihre Arbeit nicht. Entweder waren keine Maori da, oder die da waren, standen unter der Pflege andrer Missionare. So sind sie ausgegangen um sich ihr Arbeitsfeld zu suchen. Riemenschneider hat es auf der nördlichen Insel, in Tarakahi bei Warea, in der Provinz Taranaki gefunden. Da hat er eine Gemeinde gesammelt und als ein treuer Pastor seine Gemeinde vierzehn Jahre lang gepflegt. 1860 hat ihn der Aufstand der Maori vertrieben, und er durfte nicht mehr zu seinen Pfleglingen zurückkehren. Aber müßig stand er darum nicht, sondern in Otago auf der südlichen großen Insel konnte er den vernachlässigten und zerstreuten Maori nachgehen, und unter ihnen arbeiten, bis er am 25. August 1866 aus der Arbeit zur Ruhe abgerufen wurde.

Nach Süden war von Anfang an Wohlers geführt, der hier auf der kleinen Insel Ruapuke die Arbeitsstätte fand. Er hat es selbst anschaulich und sinnig erzählt, wie er die Maori, theils schon Christen, theils noch Heiden, gesammelt, erzogen, weiter geführt hat. Wie Eltern unter ihren Kindern haben Wohlers und seine Frau ihren Liebesdienst unter den Maoris gethan. Am 7. Mai vorigen Jahres, nachdem er bis auf wenige Tage 41 Jahre lang auf Ruapuke für seinen Herrn gearbeitet, ist er im 74ten Jahre seines Lebens heimgegangen.

Ruapuke war der Mittelpunkt einer Arbeit, die sich auf die Stewarts-Insel und die Südküste der mittleren neuseeländischen Insel erstreckte. In dieser Arbeit hat Honoré seit dem Oktober 1848 Wohlers beigestanden. Er zog später von Ruapuke weg nach der Stewarts-Insel und dann, den

¹⁾ Eine deutsche Missionsarbeit auf Neuseeland. Lebensgeschichte des Missionars J. Fr. Riemenschneider. Von L. Tiesmeyer. Bremen, 1875. Preis 75 Pf. Erinnerungen aus meinem Leben. Von J. Fr. H. Wohlers. Preis 1 Mark. Beide Schriften, wie die später genannten, sind im Missionshaus, Bremen, Ellhornstraße 26 zu haben.

Maori folgend, nach dem Jakobs River im Süden der mittleren Insel. Nachdem der Aufstand auf der nördlichen Insel unterdrückt, fanden christliche Freunde es nützlich, daß unter den verwilderten, mißtrauischen Maori ein Mann wirke, der ihnen aus Herz komme und das einfache, aber lebendige Evangelium verkündige. Auf ihren Ruf ist er nach dem Norden gezogen und hat da als ein Evangelist den Maori von dem einen geredet, was not ist. Honoré ist der einzige unsrer Missionare in Neuseeland, den wir einmal, vor zwei Jahren, hier sehen konnten. Aber er ist wieder nach Neuseeland und in die Arbeit zurückgekehrt, und, obgleich schon betagt, ist er noch nicht müde geworden, die alte, aber immer neue Botschaft zu verkündigen.

Auch hier durfte unsre Gesellschaft das Werkzeug sein, Gottes Heil Menschen, die nichts davon wußten, nahe zu bringen, aber es war nicht nötig, noch mehr Missionare dorthin zu senden, denn das Heidentum war dort besiegt. Es handelte sich darum, da wieder junge Männer bereit standen, für sie auch ein neues Missionsfeld zu suchen. Und so ist es gekommen, daß innerhalb eines halben Jahrzehntes das dritte Missionsfeld in Angriff genommen wurde, und daß wir durch Gottes Regierung unser Hauptarbeitsgebiet gefunden haben, auf der

Sklavenküste in Westafrika.

Es ist ein sehr schweres Arbeitsfeld uns damit angewiesen. Im März 1847 sind die vier ersten Missionare, Wolf, Bultmann, Flato, Graff, von Hamburg nach West-Afrika gegangen. Wenn diesen Männern und dem Vorstand der Gesellschaft die Augen geöffnet gewesen wären in die Zukunft, würden jene gegangen sein, würden diese sie gesandt haben? Außerordentlich viel schwere Wege ist diese Arbeit geführt und viele Opfer sind gefordert worden. Wir beabsichtigen nicht die Geschichte ausführlich zu erzählen, aber auch ein kurzer Überblick wird genügen, um die Schwierigkeit des Weges ins Licht zu stellen.¹⁾

Jene vier Männer waren angewiesen, am Gabun in Westafrika, oder auf der Küstenstrecke vom Kap Lopez bis zum 3. Grad nördlicher Breite eine geeignete Missionsstation zu suchen. Ihrem Auftrag gemäß machten sie zunächst in Kap Coast Castle auf der Goldküste halt, und von da gingen Wolf und Bultmann nach dem Gabun. Sie fanden ein passend erscheinendes Land und eine willige Bevölkerung, aber dennoch keine offene

¹⁾ Die eingehende Geschichte der ersten zwölf Jahre ist in den beiden Schriften: Von der Elbe bis zum Volta (Preis 25 Pf.) und Vier Freistätten im Sklavenlande (30 Pf.) gegeben.

Thür. Die französische Regierung, welche überall in ihrem Machtkreis den evangelischen Boten die Arbeit erschwert oder unmöglich gemacht hat, behauptete, jenes Gebiet gehöre zur französischen Kolonie und verbot den deutschen, evangelischen Boten das Werk anzugreifen. Dagegen that sich eine andere Thür auf. Die Missionare waren von Cape Coast nach Akra auf der Goldküste gegangen, wo seit 1828 die Missionare von Basel arbeiteten. Durch sie hörten die Missionare von dem Erepeland, so nannte man es damals, von dem Ewelande, wie wir jetzt sagen, jenseits des Voltastromes, der Sklaven- und Goldküste voneinander trennt. Dort sollte der König von Peki, dem viele Stämme des Volkes unterthänig seien, nach Boten des Evangeliums verlangen. Zwar glaubte man, es sei besser, an der Küste anzufangen, aber die Angloer, der Küstenstamm des Ewevolkes, war gerade damals im Kampf mit seinen Herren, den Dänen, so daß dort nicht anzukommen war. Dagegen von Peki war der Sohn des Königs da und lud den Missionar ein. Am 14. November 1847 traf Wolf in dem Hauptort des Pekistammes ein — wir haben in unsrer Mission diesen Ort immer Peki genannt — und was er sah, bestärkte ihn in der Überzeugung, daß Gott unsrer Gesellschaft das Eweland zugewiesen habe, und daß Peki der Ort sei, wo man anzufangen habe. Er kehrte nach Akra zurück und als er von da wieder nach Peki kam, vor jetzt 38 Jahren, hat unsre Arbeit im Ewelande begonnen. Er kam aber allein an; denn von den drei Männern, die mit ihm am 17. März 1847 aus Hamburg ausgezogen waren, lebte keiner mehr. Schon auf der Reise von Cape Coast nach dem Gabun war Bultmann am Fieber erkrankt und am 5. Juni in Gabun dem Fieber erlegen. Als Wolf vereinsamt und niedergeschlagen vom Mißerfolg nach Cape Coast zurückkehrte, wurde er mit der Trauerbotschaft empfangen, daß am 14. Juni Karl Flato denselben Weg gegangen war. Und als er drei Tage in Peki war, froh, daß nun endlich eine offene Thür sich gefunden, da verließ ihn und dies Leben auch sein letzter Gefährte, Jens Graff, den er einstweilen zurückgelassen. Am 17. November ging dieser letzte Gefährte in Akra heim. Es ist nicht die Absicht, diese kurze Übersicht immer wieder durch den Klang der Totenglocke zu unterbrechen. Aber es kann nicht sein, daß wir ein Fest feiern, bei dem wir auf fünfzig Jahre zurücksehen, ohne von dieser schweren Bürde zu reden, die uns Gott aufgelegt hat. Es wäre unrecht gegen Gott, der unsre Gesellschaft dennoch nicht hat unter der Last zu Grunde gehen lassen. Es wäre unrecht gegen mehr denn ein halbes Hundert von Männern und Frauen, die ihr Leben gelassen haben, wenn ihrer vergessen sein sollte als der Toten. Es scheint kaum etwas

so laut und eindringlich uns aufzufordern, das Werk fortzutreiben, als die Gräber, welche hin und her zerstreut sind, in denen Brüder und Schwestern ihre irdische Ruhe fanden, die ihr Leben nicht liebten und die es in den Tod gegeben haben für das Ewevolk. Es sind junge Männer hinausgezogen, um nicht Arbeit, sondern nach wenigen Wochen ihr Grab in Afrika zu finden oder beschädigt von dem Gift, das Luft und Wasser zu erfüllen scheint, mit gebrochener Gesundheit heimzukehren. Es sind Bräute hinausgezogen, und sie fanden ihren Bräutigam nicht am Leben, oder nach nur wenigen Wochen des Ehestandes waren sie Witwen geworden. Auch ältere Arbeiter, die man befestigt hielt, wurden plötzlich doch vom Klima hingerafft. Die längste Arbeitszeit in unsrer afrikanischen Mission ist, die Pausen mit eingerechnet, $22\frac{3}{4}$ Jahre gewesen. Bei den meisten war man dankbar, wenn doch ein halbes Jahrzehnt ihnen vergönnt war. Vom 17. März 1847 bis heute sind 71 Männer, 39 Frauen, zusammen 110 Personen, von der Gesellschaft nach Afrika gesandt. Vierzig von ihnen (26 Männer, 14 Frauen) sind ausgeschieden, meistens mit dem Verlangen, noch weiter dem Ewevolke zu dienen, aber durch Schwachheit des Leibes daran gehindert. Vierundfünfzig (36 Männer und 18 Frauen) sind um Afrikas willen und für Afrika gestorben. Und wenn von den 56 Kindern, die den Familien der Missionare geboren wurden, 30 in Afrika starben, so sind das auch viele Opfer an Elternfreude, die liebende Eltern bringen mußten dem zuliebe, der solche Liebe bei seinen Jüngern sucht. Wie sollte es möglich sein, solche Opfer zu vergessen? Werden nicht diese Männer, Frauen und Kinder, uns mahnen, nicht zu ruhen, bis die volle Ernte eingesammelt ist, als deren edle Aussaat sie in die Erde gefallen sind?

Wolf war allein und erst im Frühjahr 1849 erhielt er Hilfe an den beiden Missionaren Quinius und Groth. Die drei konnten nun gemeinsam der Arbeit sich widmen. Ein Jahr später, im April, kam auch Frauenhilfe, die so nötig ist für die Missionare, wie für ihre Pflegebefohlenen, indem Frau Wolf in Peki einzog. Allein lange sollte diese Arbeitszeit nicht dauern. Wolf selbst hatte fast alle Plagen, die in West-Afrika einen Europäer treffen, erlitten, Fieber, Dysenterie, Sonnenstich waren über ihn gekommen. Überhaupt litten die Missionare in der Einsamkeit Afrikas an den schlimmen Zeiten in Europa. Das Jahr 1848 war nicht günstig für das Missionswerk, die Nöte und Kämpfe in der Heimat, von welchen wir schon redeten, drückten auch. Sehr rasch empfindet man in der Heidenwelt, wenn zu Hause nicht alles ist, wie es sein soll. Man kann sich darum nicht wundern, obgleich es eine traurige Überraschung

war, daß 1851 plötzlich in Bremen, wo man eben die Leitung übernommen, die Nachricht ankam: die sämtlichen Missionare sind in Hamburg angekommen. Wolf war durch Krankheit gezwungen, Peki zu verlassen. Die anderen begleiteten ihn, weil sie den Eindruck hatten, es sei eine mündliche Besprechung in der Heimat nötig. Im Hafen angekommen ist Wolf seiner Krankheit erlegen.

Das war kein leichter Anfang für die Leitung in Bremen. Die Missionare zurückgekehrt, keine Missionschule, die neue Arbeiter lieferte, und so viel Anfechtung in der Heimat! Um des Weges gewiß zu werden, gingen einige Glieder der Komitee nach Basel und dort empfing man den Rat, Afrika nicht aufzugeben und die Zusage, daß aus der Baseler Missionschule die Arbeiter gestellt werden sollten. Die Komitee in Bremen beschloß, fest zu bleiben und die beiden ersten Missionare von Basel, Menge und Däuble, waren bereit, mit Quinius hinauszuziehen. Gerade da wurde jener Betrug entdeckt, den wir schon erwähnten: die Kasse war leer. Aber auch dies Hindernis überwandene Liebe und Treue. Ein zweiter Angriff wurde auf das Eweland gemacht und zwar wieder von Peki aus.

Auch dieser Angriff ist nicht gelungen. Damals fuhren noch keine Dampfschiffe nach Westafrika, sondern nur gelegentlich ein Segelschiff. Und war der Missionar an der Küste, so war er noch lange nicht in Peki. Noch lange Jahre nachher ist keine Station in Westafrika so weit im Innern angelegt worden, wie Peki. Obgleich nicht viele Stunden weit, bedurfte es doch einer Reise von sechs Tagen, ehe man hin kam. Bei jeder Krankheit, in jeder Not war der Missionar verlassen. An dieser Schwierigkeit, die in einem gesunden Klima nicht unüberwindbar gewesen wäre, ist der zweite Versuch fehlgeschlagen. Menge, ein lebenswürdiger Bote des Evangeliums, hat nur vier Monate in Afrika gelebt. Quinius und seine Frau, die in Peki ein Kindlein hingeben mußten, litten am Fieber und richteten ihre Gedanken heimwärts. Däuble dagegen, ein kräftiger, eifriger Mann, der Pläne hatte, sah ein, daß man von Peki aus das Eweland nicht erobern könne; er wollte das Land von der Küste her nehmen und erwartete in Afrika die Erlaubnis der Komitee zu seinem Feldzugsplan, und neue Gehilfen.

Aber der Vorstand war noch nicht überzeugt, daß der erste Kriegsplan aufzugeben, und zwei neue Missionare, Plessing und Brutschin, die Ende Januar 1853 in Afrika ankamen, hatten gemessene Weisung, nochmals nach Peki zu ziehen. Däuble zog gehorsam, aber nicht überzeugt, mit. Allein schon nach wenigen Monaten, im Mai, standen alle drei wieder in Afrika. Diesmal hatte sie der Krieg vertrieben. Und die Komitee glaubte jetzt

Gottes Weisung zu erkennen, auf dem Wege, den Däuble vorschlug, die Sache anzugreifen und von der Küste her nach Peki, das man nicht vergessen wollte, vorzubringen.

Das Volk der Eweer ist nicht geeinigt. Was von Bewußtsein, ein Volk zu sein, vorhanden ist, hat wohl die Mission ihnen gebracht und wird ihnen noch mehr bringen, wenn, so weit die Ewezunge klingt, Gottes Wort in ihrer Sprache gelesen wird. Politisch ist es nicht geeinigt, sondern in viele Stämme geteilt, die hie oder da kleinere oder größere Verbände bilden. So war im Innern eine Zahl von Stämmen in einem Verband, an dessen Spitze der König von Peki stand. An der Küste ist der Stamm der Angloer der mächtigste und einflußreichste. Hier hatten auch die Europäer ihre Macht geltend gemacht. Zuerst waren es die Dänen, und von ihnen hatten die Engländer das Land oder was davon den Dänen gehörte, gekauft, und gerade 1853 war die Absicht, den Hafenort dieser Küste, Keta, zu einer großen Stadt auszubauen. Die Absicht ist nicht ausgeführt; Keta ist bald von den Engländern liegen gelassen und erst im Sommer 1874 wieder bleibend besetzt worden. Aber damals war diese Absicht einer der Gründe, die zu der Wahl Ketas bestimmten. Im September 1853, also $6\frac{1}{2}$ Jahre nach dem Ausgang der ersten westafrikanischen Boten, hat die älteste der Missionsstationen gegründet werden können, auf denen noch heute das Werk getrieben wird.

Wir wollen kurz erwähnen, daß der Gründung dieser ersten Station rasch aufeinander die von drei anderen Stationen gefolgt ist. Immer war der bewegende Gedanke: Auf nach Peki! obgleich mit genauerer Kenntnis des Landes und des Volkes die Erkenntnis gewonnen wurde, daß unser Sprachgebiet dort seine Grenze habe und sich vielmehr nach Norden und Nordosten ausdehne. In Keta wohnten damals keine Leute; um unter das Volk zu kommen, wollte man jenseits der Lagune, die einen kleinen Küstenstreifen vom Festland trennt, eine Station haben. Die Leute auf dem nördlichen Lagunenufer wollten aber die Missionare nicht, und so wandte man sich weiter ins Innere, wo man, etwa zwanzig Stunden von der Küste in Waya 1856 die zweite Station begann. Doch stellte es sich heraus, daß dieser Schritt zu weit. Die Missionare hielten es für nötig, daß zwischen Keta und Waya jenseits der Lagune eine Zwischenstation angelegt würde. 1857 ist so die dritte Station Anyako begonnen worden. Jetzt aber wandte man sein Gesicht weiter ins Innere und hoffte nun Peki wieder erreichen zu können. Aber es war noch nicht möglich. Dagegen kam eine vierte Station hinzu, die acht Stunden über Waya hinaus liegt, nicht ganz in der Richtung nach Peki hin, sondern

mehr nach Norden. Diese vierte Arbeitsstätte liegt unter dem Ho stamme; wir nennen sie jetzt Ho. Sie wurde nahe bei dem Hauptort Weg be erbaut und früher Weg be genannt. Im Dezember 1859 zogen die Missionare von Waya nach Ho hinauf, um Weg be = Ho zu beginnen. Wie unsre Gesellschaft in dem Jahrzehnt 1840—1850 ihre drei Missionsgebiete in drei Erdteilen begonnen, so hat sie in dem Jahrzehnt 1850—1860 alle ihre vier Stationen begonnen in ihrem schwersten und hauptsächlichsten Arbeitsgebiet unter den Ewenegern auf der Sklavenküste in Westafrika.

Es ist schnell gesagt: die Gesellschaft hat vier Stationen gegründet im Ewelande, aber es ist nicht schnell gethan. Es wäre schnell gethan, wenn die Missionare nur, wie einst die Apostel des Herrn in der einen oder anderen Stadt in ihrem „Geding“, d. h. in einer Mietswohnung sich niederlassen und dann ihr Werk beginnen könnten. Aber so ist's nicht. Sie arbeiten in einem Lande, wo kein einziges Haus steht, in dem ein Europäer auf die Dauer leben könnte, in einem Lande, in welchem bisher noch nie so gebaut ist, wie es für ein ordentliches Haus nötig, noch kein Stein behauen oder gebrannt, noch kein Balken bearbeitet ist, in einem Lande endlich, wo, wenn auch der Bote Jesu gern auf eines „Königes Palast“ verzichtet, doch das Klima ihm gebietet, ordentlich, d. h. gesund zu wohnen. Stationen gründen, das heißt dort für den Missionar, für die Angestellten, für Schule und Kirche unter solchen Schwierigkeiten bauen, das heißt oft für Wasser sorgen, Wege und Gärten anlegen. Und es ist nur Unkenntnis, wenn man meint, der Missionar treibe sein Werk mit der Bibel unter dem Arm und ihn belehrt, daß er auch Kultur bringen müsse. Er hat, ohne daß ihn jemand hierüber belehrt, so viel derartiges zu thun, daß er oft fürchten muß, gar nicht zur Predigt zu kommen. Es ist eine große Arbeit, in Feindesland die Arbeitsstätten für die Friedensboten zu gründen.

Auch die geistliche Arbeit ist in den meisten heutigen Missionen nicht sofort möglich. Unsre ersten Missionare kamen im Ewelande zu einem Volke, dessen Sprache kein Europäer verstand, und das selbst keine europäische Sprache verstand. Sie mußten also anfangen, die Sprache des Volkes zu erlernen, und diese Sprache war noch nie von einem Menschen geschrieben worden. Das ist auch eine der Arbeiten, die unsre Missionare dem Ewevolke geleistet haben, sie haben ihm eine Schriftsprache gegeben. Gleich im Anfang ist in Missionar Schlegel ein Mann unsrer Gesellschaft gegeben, der in außerordentlich kurzer Zeit eine Grammatik der Ewesprache schreiben konnte und bald die ersten Übersetzungen machte. Er und nach ihm andre haben gearbeitet und die ersten Ewebücher her-

gestellt. Wir haben jetzt von der Bibel das Neue Testament ganz und vom Alten die meisten geschichtlichen Bücher und die Psalmen. Einige der heiligen Schriften sind schon in zweiter Auflage gedruckt. Außerdem haben wir in Ewe ein biblisches Geschichtsbuch, ein Liederbuch, ein Lehrbüchlein für Konfirmanden und eine Liturgie. Für die Schule ist eine Bibel, ein erstes Lesebuch, dem in diesen Wochen das zweite folgt und auch ein Rechenbuch hergestellt. So ist durch die Arbeit der Anfang einer Ewe-literatur geschaffen. Schlegel hat seine Grammatik: „Schlüssel zur Ewesprache“ genannt. Man kann wohl sagen, daß die Ewesprache selbst und diese Arbeiten in ihr den Missionaren den Schlüssel zu den Herzen der Eweer in die Hand geben. Diese Arbeit ist noch lange nicht fertig, aber der Anfang, der geschehen, muß uns bewegen Gott zu danken, daß er so Großes hat gelingen lassen.

Natürlich ist es nicht so, daß, während gebaut und die Sprache gelernt wurde, noch keine Missionsarbeit an den Heiden geschah. Sondern alsbald hat man versucht, wie es eben gehen wollte, mit der That und dem Wort, mit dem verdolmetschten oder dem gestammelten und dem immer freier werdenden Worte, den Heiden zu sagen, was der König seinen Herolden aufgetragen hat. Man hat versucht, an den Stationsorten regelmäßige Zuhörerschaften zu sammeln und durch das Land gehend hie und da die Botschaft denen zu sagen, die es hören wollten. Die Großen hat man in der Predigt, die Kleinen in der Schule zu erreichen gesucht, und das ist nicht vergeblich gewesen. Es sind kleine christliche Gemeinden gesammelt worden, es sind Eweer im Glauben an den Herrn Jesum heimgegangen; es sind Eweer aus der Finsternis herausgetreten und haben im Lichte gewandelt. Und wer scharfe Augen hatte und das Kleine nicht verachtete, konnte etwas von dem Prozeß bemerken, der vor sich geht, wenn unter das Mehl der Sauerteig gemengt wird, und die Gärung beginnt.

Dennoch war von dieser geduldigen Arbeit, bei der so viel Männer und Frauen ins Grab sanken, zu der sie sich oft vom Fieber geplagt und geschwächt aufrafften, noch nicht viel Erfolg zu sehen, so zu sehen, daß auch der Zweifelnde und schwer zu Überzeugende nicht mehr hätte anders können, als sagen: die Aussaat ist nicht vergeblich. Vielmehr kam ein Sturm nach dem andern, und mehr als einmal sah es aus, als ob unsre Brüder wie einst aus Peki, so aus dem ganzen Ewelande herausgetrieben werden sollten. Wie schon gesagt wurde, ist unser Ewevolk nicht ein einzig Volk von Brüdern; sondern mannigfaltig zerrissen. Insbesondere ist ein Riß zwischen den Stämmen, die im Innern wohnen, und denen, die an

der Küste sitzen. Und durch Verbindung mit anderen oder Feindschaft gegen andre Stämme im Lande oder an den Grenzen des Landes und durch ihr freundliches oder feindliches Verhältniß zu den größeren Mächten, den einheimischen, wie das Asantereich, oder den fremden, wie die Engländer, sind sehr viele Verwicklungen entstanden und entstehen immer noch. Wir können dies nicht ausführlich erzählen. Eine solche Verwicklung veranlaßte den Streit, welcher Wolf hinderte, an der Küste zu beginnen. Desgleichen entstand so der Krieg, welcher Däuble, Plessing und Brutschin aus Bektrieb. Dann war eine längere Pause, und wir durften die vier Stationen im Ewelande gründen. Aber nicht viel länger blieb es ruhig. In der Mitte der sechziger Jahre begannen Verwicklungen an der Küste; Kriegerunruhe störte die Arbeit, und man mußte fürchten, daß die beiden Stationen an der Küste, Anyako und Keta, nicht zu halten seien. Doch der Sturm verzog, aber nur um einem schweren Gewitter Platz zu machen. Im Jahre 1869 sandte der König von Asante sein Heer ins Eweland, das, verbündet mit Negervölkern diesseits des Volta, einen Krieg begann, der das Land fünf Jahre lang in Unruhe setzte und erst im Sommer 1874 sein offizielles Ende fand. In diesem Krieg ist die Station Waya zeitweise verlassen worden, die Station Ho, welche über zwanzig große und kleine Gebäude zählte, ist vollständig dem Erdboden gleich gemacht worden, und Anyako aufs schlimmste verwüstet.

So sind schwere Stürme über unser Werk gegangen, Stürme, von denen wir uns bis heute noch nicht erholt haben. Wir haben noch nicht Ho wieder aufgebaut, wie es früher war. Wir haben insbesondere nicht den Verlust an Missionaren, den die Kriegszeit mittelbar oder unmittelbar veranlaßt hat, wieder eingeholt. Aus andern Gründen und aus Mangel an Arbeitern haben wir die Stationen Anyako und Waya heute nicht mit Missionaren besetzt und überhaupt nicht so viel Missionare im Feld, als nötig ist. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß die nach dem Frieden folgenden Jahre schwere gewesen sind, in denen immer wieder die ausgesandten Missionare dem Klima erlagen. Kurz es sind Stürme über unser Werk gegangen, daß wir fürchten mußten, es sei gar aus mit uns.

Doch Gottes Gedanken sind größer als die unsern. Gerade in dieser Nothzeit, und seit ihr hat die Sache sich gewendet. Noch war das Land nicht beruhigt, als ein irre gegangener Christ mit einem angesehenen Heiden aus dem Orte Apengoe bei Ho, in Waya erschien. Der Heide wollte Christ werden, da er an seinen Geistern irre geworden und sich verlassen und einsam in der Welt fühlte. Er ist auch mit zwei andern heidnischen Männern Christ geworden und in Waya getauft. Ihm folgten andere.

Noch ehe Wegbe-Ho wieder besetzt werden konnte, durfte dort ein Tauffest gefeiert werden, wie in unsrer afrikanischen Mission noch keines gefeiert ward. Zweiundzwanzig Erwachsene wurden auf einen Tag der Gemeinde hinzugethan. Es ist schon erwähnt, wie schwer es nach dem Kriege wurde, die Zahl der Missionare zu vervollständigen, aber dennoch ist es vorwärts gegangen. An der Küste, wo auch im letzten Jahr noch einmal ein Nachwehen der Kriegszeit eintrat, ist es noch nicht so wie im Innern, aber auch dort ist es so, daß, wenn ein Missionar da ist, der arbeiten kann, Heiden kommen, die Christen werden wollen, oder Kinder, die lernen wollen. Aber im Innern ist dies noch mehr der Fall. Theils ist der Same ausgegangen, den die Säeleute im Glauben ausgestreut haben ohne zu sehen, wie er keimte; theils hat die Kriegszeit viele Eweer aus dem Innern über den Volta geführt, wo sie größere und ältere Christengemeinden kennen lernten, die als Christen oder mit dem Samen im Herzen zurückkehrten in die Heimat und dort wieder weiter wirkten. Noch immer sind es keine großen Zahlen, aber sie wachsen. 1881 wurden 45, 1882: 23, 1883: 60, 1884: 72, 1885: 109 Tausen vollzogen. Die Gemeinde wächst.

Und dieses Wachstum ist anderer Art, als früher. Aus dem Volke heraus kommen die Leute und begehren Christen zu werden. Es sind nicht nur Christengemeinden auf den Stationen Keta, Anyako, Waya und Ho vorhanden, sondern außerdem sind an sieben Orten des Landes Christengemeinden, die unter der Pflege von Negerlehrern stehen. Unsr Missionare, deren gegenwärtig neun in Afrika sind, können nicht allen Ansprüchen genügen, und der eingeborenen Gehilfen, deren wir 18 haben, sollten viel mehr sein, um an der Küste jedem Orte, der eine Schule haben will, und im Innern jedem Orte, wo eine kleine Gemeinde ist, einen Lehrer zu geben. Und diese Gemeinden fangen an für ihre Schulen, Kirchlein, und Lehrer selbst Opfer zu bringen. Wir sind auf dem Wege, daß sich eine christliche Kirche im Ewelande bildet, die ein Salz und Licht unter ihrem Volke sein wird.

Einer der sieben Orte, wo jetzt Christengemeinden im Heidenlande sind, ist Peki. Das ist aber ein in verschiedenen Dörfern wohnender Stamm des Ewevolkes und in verschiedenen Dörfern wohnen Christen. Ein Christendorf ist nahe bei dem Hauptorte Blengo, nahe bei der Stätte, wo vor 38 Jahren Wolf begann, wo Menges Grab ist. Damals mußten die Boten sich zurückziehen. Die Losung: Auf nach Peki! hat ihre Nachfolger befehlet, allein buchstäblich ist sie nicht ausgeführt. Und doch, ihr Fahnenzeichen steht wieder in Peki. Eine Christengemeinde von 114 Seelen lebt in Pekis Dörfern, drei Negerlehrer arbeiten in Kirche und Schule,

um diese Gemeinde zu pflegen und die Heiden für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen. Das Werk ist nicht vergeblich gewesen.

Wir haben im Anfang gefragt, ob unsre Väter, wenn sie gewußt hätten, wie heiß das Eisen sei, es angefaßt hätten. Wir wissen es nicht. Gottes Güte verhüllt die Zukunft unsern Blicken. Aber gewiß ist, daß sie, daß ihre Mitarbeiter daheim und draußen heute im Rückblick nicht gereuen kann, was sie gethan haben. Gott hat sie gerechtfertigt. Nach West-Afrika, das damals kaum eine Verbindung hatte mit Europa, ist seitdem ein Segelschiff nach dem andern, ein Dampfschiff nach dem andern in Fahrt gesetzt. Die Kaufleute, die Staatsmänner aller Nationen, auch unsres deutschen Volkes sind dahin gegangen. Die ersten erworbenen deutschen Kolonien liegen im verrufenen West-Afrika, die eine in unsrer Nähe, so daß wir nur stark genug geworden zu sein brauchen, um auch in ihr das Missionswerk zu treiben. Gott hat die Wahl West-Afrikas gerechtfertigt. Die Weltgeschichte ist hier das Weltgerichte. Er hat sie auch darin gerechtfertigt, daß er nach der Aussaat die Ernte gegeben hat, noch eine kleine Ernte, aber eine, die in sich die Verheißung reicherer Ernten trägt. Mit Dank gegen Gott wollen wir es bekennen, daß er sich zu dem Werk, das so schwer war, das so oft danieder lag, bekannt hat und hat es bestehen und auch Frucht bringen lassen.

Das Einzige, das jeden von uns im Rückblick gereuen kann, ist, was wir selbst versäumt, durch Lauheit, Untreue, Verkehrtheit geschadet haben. Gott gebe, daß diese Reue göttlicher Art sei! Dann werden wir vergessen können, was dahinten ist, und uns strecken nach dem, was vorn ist. Den Segen wollen wir für dies Festjahr erbitten, daß wir in Dank für Gottes Güte und Barmherzigkeit in einem ersten halben Jahrhundert das zweite mit dem durch seinen Geist gewirkten Vorsatz beginnen, ihm treuer zu dienen, daß wir dann auch noch reicheren Segen empfangen.

Missions-Predigtreisen.¹⁾

Von P. Dietrich in Breitungem.

In Agypten feiert das dankbare Volk jedes Jahr die sogenannte „Nacht des Tropfens“. Alljährlich — so erzählt man sich — fällt in geheimnisvoller Nacht aus der Schale des Erzengels ein Tropfen zur Erde, hoch oben an der verborgenen Stelle, wo die Wasser des Nilstroms

¹⁾ Vortrag gehalten in der Agenten-Versammlung der Prov. Missionskonferenz zu Halle, Montag d. 1. März 1886.

ihren Lauf beginnen, und wohin kein Menschenfuß noch gedrungen. Diesen Riesentropfen fängt die Quelle auf, und sendet ihn hinab als befruchtenden Segen ins Unterland, wo die Menschen wohnen. Es ist der 17. Juni, da diese Nacht des Tropfens festlich begangen wird. Um diese Zeit tritt das regelmäßig wiederkehrende Anschwellen des Nil ein; das Wasser steigt, und erreicht Anfang Oktober seinen höchsten Stand. In ein Geäder von 100 und 1000 künstlichen Kanälen wird die wohlthätige Flut geleitet, und so der Segen der Bewässerung einem weiten, umfangreichen Gebiet vermittelt und dargereicht.

Alljährlich halten wir hier in Halle unsere Missionskonferenz, und mich dünkt, da fällt durch Gottes Gnade auch ein Tropfen in unsere Herzen, und macht sie schwellen. Die Liebe Christi dringet uns, daß wir zeugen müssen von unsres Herrn Jesu Kommen, und durch hunderte und tausende anderer Herzen fließt dann der Strom der Missionsthätigkeit weiter hinaus ins Land. Von unserer Konferenz aus steigt das auch äußerlich wahrnehmbare Missionsleben durch allerlei Kanäle und Gräben das Frühjahr, den Sommer und den Herbst hindurch bis in den Oktober hinein, wo dann die Missionsfeste und Versammlungen nach und nach aufhören. Einen der künstlichen Kanäle, durch welche lebendiges Wasser dem Missionswerk in unseren Gemeinden zugeführt wird, soll ich heute näher beschreiben, es sind das: die Missions-Predigtreifen.

Zunächst soll ihre Berechtigung, sodann ihre Bedeutung für das Missionsleben und endlich ihre Einrichtung dargelegt werden.

I. Haben die Missionspredigtreifen eine Berechtigung innerhalb unserer evangelischen Kirche? — Sehen wir auf den Herrn Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, so hat er die Predigtreifen selbst angeordnet, wie St. Lukas uns berichtet, Luk. 10, 1—3: „Danach sonderte der Herr andere Siebenzig aus, und sandte sie je zwei und zwei vor sich her in alle Städte und Örter, da Er wollte hinkommen; und sprach zu ihnen: Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber ist wenig; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte. Gehet hin; siehe ich sende euch!“ Von diesen ersten Reisepredigern ist uns, vielleicht Kleophas (Luk. 24, 18) ausgenommen, keiner namentlich bekannt; aber sie haben ihren Auftrag sorgfältig und freudig ausgerichtet, an Erfolg fehlte es ihnen nicht, und der Heiland selbst sagt zu ihnen: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind!“ Luk. 10, 20.

Nach dem ersten christlichen Pfingstfest sind nicht bloß die zwölf Apostel ausgegangen, um des Herrn Jesu „Zeugen zu werden zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis ans Ende der Erde,“ sondern

in ihre Fußstapfen traten bald auch der Apostel Schüler und andere gottesfürchtige, mit dem heiligen Geist erfüllte Männer, und bald waren ganze Scharen Evangelisten thätig. Neben dem geordneten Amt und Dienst am Wort, mit welchem die Residenzpflicht in den einzelnen Gemeinden verbunden war, ging stets auch eine freiere Verkündigung des Reiches Gottes einher; von Ort zu Ort, von Gemeinde zu Gemeinde reisten die Friedensboten. Nicht nur die apostolische Kirche hat die Reisepredigt gehabt und gepflegt; nein! auch die christliche Kirche aller Zeiten und aller Länder behielt die freiere Evangelisation bei. Dem Mittelalter haben die Reiseprediger ebensowenig gefehlt, wie unseren Tagen. Die römische Kirche läßt ihre sogenannten „Missionen“ nicht einrosten, und in unserer evangelischen Landeskirche wird der Segen der General-Kirchen-Visitationen gerade jetzt wieder mehr als je anerkannt. Auch die Missionsgesellschaften haben die Reisepredigt in ihren Dienst genommen. In England und Schottland werden einzelne Prediger, namentlich in den Wintermonaten, in die bedeutenderen Städte gesandt, um eine Reihe von meetings zu halten. Aber auch in der Sommer- und Herbstzeit finden in den besuchtesten Badeorten, und hie und da auf dem Landsitz einer einflußreichen Familie Reisepredigten zu gunsten einer Missions-Unternehmung statt. Besonders beliebt und meist auch erfolgreich sind die sogenannten „Drawn-groom meetings“. Irgend ein vornehmes christliches Haus ladet den Kreis seiner Bekannten zu sich ein, um Vorträge für diese oder jene Missionsgesellschaft mit anzuhören; die Sammlung von Beiträgen fällt dabei, indem der Hauswirt für einen stattlichen Kops der Viste sorgt, meistens sehr reichlich aus. Die deutschen Missionsgesellschaften haben hauptsächlich ihre Inspektoren reisen lassen; ab und zu ist auch wohl ein besonderer Reiseprediger angestellt worden. Doch hielten diese in der Regel die Anstrengungen der das ganze Jahr hindurch fortgesetzten Missionspredigt nicht lange aus. Die Inspektoren aber sind durch ihren Dienst im Missionshause schon stark genug in Anspruch genommen; wenn dieselben an den Hauptorten der Hilfsvereine zu den Missionsfesten predigen und berichten, so ist dies schon eine sehr dankenswerte Leistung; unmöglich aber können sie wochenlang von dem Missionshaus weg auf Reisen gehen, ohne den Unterricht der Zöglinge und den Gang der Geschäfte und der Korrespondenz zu schädigen. Wo zwei oder drei Inspektoren an einer Anstalt arbeiten, kann der eine oder andere wohl mal eine Reihe von Missionsvorträgen in einer Provinz übernehmen; zumeist muß er aber auch dann seine Ferien darangeben. Zudem ist es zweckentsprechender, wenn sich die Vorsteher der Missionsanstalten etwas rar machen; treten sie dann von

Zeit zu Zeit als erbetene Festprediger auf, so wird ihr Wort und Bericht von desto tieferem Eindruck sein. — Deshalb hat Berlin I und ihm nach auch Berlin II die Hülfe, welche durch geordnete Missionspredigtreisen aus dem Schoße der Missionsgemeinde in den einzelnen Provinzen heraus ihnen freiwillig geleistet wurde, sehr gern gesehen, und beide Gesellschaften haben den Wunsch, daß dieses Hülfsmittel in immer umfassenderer Ausdehnung in den Gang komme. In Nummer I und II der Berliner Missionsberichte steht jährlich wiederkehrend unter den Nachrichten aus der Heimat die Bitte des verehrlichen Komitees zu lesen: „Es wäre sehr erwünscht, wenn diejenigen Herren Superintendenten, welche in diesem Jahre Missionspredigtreisen in ihren Diöcesen wünschen, uns recht bald davon in Kenntniß setzen wollten.“ — Soviel ich mich besinnen kann, sind in unserer Provinz Sachsen seit Anfang der 50er Jahre die ersten Reisepredigten für die Berliner Südafrikanische Missionsgesellschaft unternommen worden. Die ersten Geistlichen, welche sich dazu willig finden ließen, waren die bereits heimgegangenen Brüder Brennecke, Germann, Schill und unser noch lebender Bruder Taube-Lebendorf. Seitdem ist fast kein Jahr vergangen ohne Missionspredigtreisen; in dem einen Jahre fanden einige mehr, in dem anderen einige weniger statt. Doch blieb die Zahl der jährlich ausgerichteten Reisen immerhin nur eine kleine; sie wird im ganzen für alle Provinzen kaum 16—18 jährlich betragen haben, so daß auf die einzelne Provinz nur 2—4 kamen. Die Gofßnersche Missionsgesellschaft hat seit dem Jahre 1869 ihrem Gebiete entsprechend gleichfalls Predigtreisen gehabt, doch nicht so regelmäßig, sondern mehr in weiten Zwischenräumen.

II. Also die Missionspredigtreisen haben innerhalb unserer evangelischen Kirche ihr gutes Recht und sind schon eingebürgert. Sehen wir weiter auf ihre Bedeutung für das Missionsleben und die Erweckung des Missionsfinnes in den Gemeinden. — Es ist nicht zu leugnen, daß unser Heiland uns jetzt in ungeahnter Fülle offene Thüren und Gelegenheiten giebt, und darum müssen seine Knechte um so mehr sich rühren und die Zeit auskaufen, das Eisen schmieden, dieweil es warm ist. Wenn unser evangelisches Volk aber die Mission lieb gewinnen soll, so muß unter ihm die Kenntniß von der Mission wachsen, und zwar so, daß alle Schichten der Bevölkerung erfahren, wie die Mission das Werk des dreieinigen Gottes, der letzte Wille des Heilandes und des heiligen Geistes immer neue, lebendige Arbeitsstätte ist. Unser Volk muß es bezeugt bekommen, daß die Missionsgedanken und Missionsbefehle durch die ganze Bibel sich erstrecken, und daß von den Christen unsres Vaterlandes schon längst gesegnete Missionsarbeiten in allen Weltteilen begonnen sind, die der kräf-

tigsten Unterstützung durch persönliche Hingabe in Gebet und Opfer bedürfen. Unser Volk muß die Überzeugung gewinnen, daß es der köstlichste Ehrendienst ist, mit unserem teuren Kaiser, wie es allsonntäglich im allgemeinen Kirchengebet lautet: „Das himmlische Reich auf Erden bauen zu helfen und die Herrlichkeit des Namens Jesu Christi zu preisen.“ „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Je mehr ich aber erfahre, daß mein Heiland, der mich angenommen, noch täglich die Sünder annimmt in allerlei Volk, das unter dem Himmel ist; je mehr ich erkenne, daß Jesus Christus lebet und regieret und ein Reich hat, welches nicht bloß bis zum Weichbild der Stadt oder bis zum Grenzstein der Dorfmark reicht, darinnen ich wohne, sondern über die ganze Welt sich erstreckt, desto lieber gewinne ich diesen meinen guten Hirten und herrlichen König, desto williger lebe ich unter ihm in seinem Reiche und diene ihm in dankbarem Gehorsam. Nun ist es ja wahr und eine Freude für alle rechten Kinder Gottes, daß die Predigt von Christo wieder auf vielen Kanzeln kräftig erschallt, ja auch von der Mission wird den Gemeinden viel mehr, als sonst im Laufe des Kirchenjahres gesagt. Nicht bloß in den Domen und Hauptkirchen unserer Städte, auch im kleinsten Dorfkirchlein mehrten sich die Missionszeugnisse der Prediger. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß an vielen anderen Orten die Mission wirklich noch eine terra incognita, ein unbestimmter und unbekannter, leerer, weißer Fleck auf der Herzenskarte ist. Da heben nun die Reiseprediger an, in schlichter, aber freudiger Weise Zeugnis zu geben — und siehe! es wachet manche Erinnerung auf, das Herz weitet sich; die Liebe Christi, und damit auch der Sinn für die Ausbreitung seines Reiches gewinnt Boden; wo kein Bedürfnis bisher empfunden ward, tritt es fühlbar hervor; die Verzagtheit und Menschenfurcht weicht, und der Glaube wird in der Liebe thätig! Dazu kommt, daß nicht der Missionsdirektor oder Inspektor, nicht ein gefeierter oder gesuchter Missionsfestredner nicht der Herr Generalsuperintendent oder irgend ein Großer in Israel zur Missionspflicht mahnt, sondern ein schlichter Amtsbruder, „unser einer“, der auch die ländlichen Verhältnisse kennt, der in der Belebung des Missionsfinnes auch in kleineren Gemeinden seine Erfahrungen gesammelt hat. Zwar ist derselbe gesandt, er drängt sich nicht auf, er bringt die Grüße des Missionskomitees, er ist von dem Superintendenten und der Synode empfohlen und mit Geleitsbriefen versehen, der Gemeinde auch zur rechten Zeit durch Abkündigung von der Kanzel angemeldet — aber man kann ihm doch näher treten und findet bald, daß er nichts übertreibt, nichts Unmögliches verlangt, auch aufmerksam und dankbar für die ersten, noch so schwachen Regungen eines aufkeimenden Missionsfinnes ist — wie sollte

dies alles ohne Segen bleiben? Erfahrungsmäßig zerrinnt anfängliche Betretenheit, ja nicht zu verkennendes Mißtrauen, wie ein Nebel, und Freundschaftsbande werden geschlossen, gegründet auf dem apostolischen Bekenntnis: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.“ — Hier entstanden neue Zweigvereine, dort trat ein Missionsnähverein zusammen — hier wieder bekam nach der Reisepredigt eine Schulkasse ihre Missions-sammelbüchse; an einem andern Orte wurden nunmehr Missionsstunden gehalten, Schriften verbreitet oder es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel mit einer Missionsstation. Schon manchesmal hat Gott die Missionspredigtreisen dazu gesegnet, daß Jünglinge und Jungfrauen sich dem Missionsdienst widmeten oder eifrige Missions-sammler und fröhliche Geber für die Mission wurden. Die Gemeinden überkommt dabei das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Solidarhaft für die Ausführung des Testaments unsres Herrn Jesu Christi; die Leute sagen sich: es ist wirklich Sache der ganzen Kirche, allgemeine Dienstpflicht — und, wenn unsere Synoden sich in so erfreulicher Weise zu der Mission bekannt haben, daß sie eigene Agenten wählen auch für die äußere Mission, und deren Berichte alljährlich gern und mit steigender Teilnahme hören, auch allerlei thatkräftige Unterstützung der Heidenmission votiert haben, so darf dies wohl in etwas auch der langsam, aber sicher fortschreitenden Wirkung der Missionspredigtreisen zugeschrieben werden. — Es ist solche Reisepredigt auch einmal eine Abwechslung, und solche thut uns Predigern ebenso gut, als den Gemeinden not. Wie dann und wann ein Fruchtwechsel dem Acker von jedem verständigen Landwirt vergönnt wird, so ist ein Zeugnis „in demselben Geiste“ aber aus eines andern Predigers Munde zuweilen eine wahre Wohlthat. Bei den Missionspredigtreisen kehrt regelmäßig die Erfahrung wieder, daß Leute, die aus irgend einem nichtigen Grunde sich jahrelang ferngehalten vom Gottesdienst, zum ersten Mal wieder in der Kirche erblickt wurden, alte Feindschaften hörten auf. Die bekannte Geschichte von dem Wanderer, der, auf hohem Alpenpasse müde geworden, dem Einschlafen und Erfrieren gefährlich nahe gekommen, dadurch, daß er einen im Schnee erstarrt liegenden Menschen findet und zum Leben zu erwecken sucht, selbst wieder warm wird — wiederholt sich gerade durch die Berührung und Beschäftigung mit der Mission stets von neuem auch in unseren Gemeinden. Wer da hört, daß die Heiden nach dem Heiland forschen und ihn fröhlich finden, bekommt ganz von selbst die Frage im eigenen Herzen zu beantworten: „ist Jesus denn auch dein Heiland? — brauchst du ihn denn nicht auch blutnotwendig?“ — Auch, daß unsere heimischen Christen bei Gelegenheit einer solchen Missionspredigtreise einmal Proben von freiwilliger

Opferwilligkeit, über den gewöhnlichen Maßstab hinaus geben, ist nicht gering anzuschlagen. Sie kommen in eine heilsame Bewegung; denn, wenn nicht bloß der Kopf und das Herz, sondern auch der Geldbeutel anfängt sich zu befehren, das ist immer, wie das erste Schneeglöckchen im Walde, welches vernehmlich genug läutet: „Es muß doch Frühling werden!“ Natürlich werden die Reiseprediger auch hie und da einmal abgewiesen; hier wünscht ein Superintendent, dort der Pastor loci die Missionspredigt in seiner Ephorie oder Parochie nicht; bald will ein Prediger dem lieben Amtsbruder nicht den Schmerz einer leeren Kirche bereiten, ein anderer befürchtet, da die Kirche oder deren Himmel schadhast sei, es möchte ein fürchterlicher Einsturz geschehen — darüber dürfen die Reiseprediger sich nicht wundern. Diesen Fall hat der himmlische Missionsdirektor, unser Herr Jesus Christus bereits vorgesehen und deshalb seinen Jüngern auf die Predigtreisen die Instruktion mitgegeben: „Wo ihr aber in eine Stadt kommt, da sie euch nicht aufnehmen, da gehet heraus auf ihre Gassen und sprecht: Auch den Staub, der sich an uns gehänget hat in eurer Stadt, schlagen wir ab auf euch; doch sollt ihr wissen, daß euch das Reich Gottes nahe gewesen ist. (Luk. 10, 10. 11.)

III. Was nun die Einrichtung der Missionspredigtreisen betrifft, so ist dabei die Frage zu erörtern: was hat der Reiseprediger, was hat der Superintendent auf seiner Synode, was hat der Ortspfarrrer und was hat die einzelne Gemeinde dabei zu thun?

Der Reiseprediger hat zunächst Leib, Seele und Geist und alle seine Kräfte gern und willig zu solchem Gottesdienste darzureichen, und im Gebet seinen Heiland anzufragen, daß dieser mit dem Reichtum seiner Gaben das arme, irdene Gefäß fülle: „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studiert!“ Dieser gute Rat Dr. Martin Luthers ist heute noch Goldes wert. Sodann gilt es allerdings auch sich zu rüsten zu der Arbeit. Gottes Wort in etwa 12—15 ausgearbeiteten Predigten und in ebenso vielen Predigt-Entwürfen muß dem Reiseprediger zur Hand sein; denn dieselben Amtsbrüder und Zuhörer hören ihn oft 4—6 Mal hintereinander, indem sie die Gottesdienste der Nachbarorte auch besuchen; daher muß der Reiseprediger immer wieder etwas Frisches und Neues bringen können. Auch seine liebe Bibel begleitet ihn überall hin, denn es kommen Fälle vor bei Versammlungen im Freien oder in Wirthshausfälen, daß sonst kein anderes Exemplar aufzutreiben ist. Ein Repertorium, in welches er sich die neusten statistischen Missionsnotizen, sowie eine von ihm selbst ausgewählte kleine Sammlung von Missionsgeschichten und Gleichnissen, kurz und treffend, eingetragen hat, wird ihm ebenfalls gute Dienste thun. Die Missions-

geschichte der Gesellschaft, für welche er reist, von der Gründung der einzelnen Stationen an bis zu deren gegenwärtigem Bestand, hat er selbstverständlich zu Hause gründlich durchgenommen, damit er selbst auf dem Laufenden bleibt, und auf Fragen, die täglich vorkommen, klaren Bescheid geben kann. Ganz besonders erwünscht ist es, wenn der Reiseprediger auch die heimische, vaterländische Missionsgeschichte kennt, und sich auf die Gegend, die er zu bereisen hat, auch topographisch etwas vorbereitet. Die Generalstabskarte, der Pfarralmanach, etwa vorhandene Chroniken, das Sagenbuch von Gräffe, Winters Geschichte der Cistercienser und Prämonstratenser, und „last, not least!“ Böttchers *Germania sacra* werden dazu gute Dienste thun. Die Anknüpfung an Bekanntes, die lokale Beziehung bringt den fremden Prediger sofort der Gemeinde nahe, und diese nimmt dann um so lieber auch seine Missionsmittheilungen auf. Auch der Kalender ist zu berücksichtigen: „wer gut kalendert, kommt gut fort“ sagt ein altes Sprichwort. Eine gewisse Kulanz im Vertrieb der Missionschriften und Bilder wird dem Reiseprediger von Nutzen sein; der Besuch der Schulen ist dabei von großem Segen und erleichtert die mit zu übernehmenden Geschäfte eines fliegenden Buchhändlers. Auch muß der Reiseprediger Reise-Ausdauer und Elasticität des Körpers und Geistes mitbringen, denn er kommt bisweilen in allerlei Fährlichkeit zu Wasser und zu Lande. Die Tagesordnung gestaltet sich für den Reiseprediger ungefähr so: früh von 5—8 Uhr Meditation und frische Vorbereitung für das Tagewerk; dann einmal, zweimal oder dreimal Dienst mit Sammlungspausen dazwischen; abends Rast im gastlichen Pfarrhaus, Austausch der Gedanken und weitere Orientierung. Wenn zwei Prediger reisen, ist darauf Bedacht zu nehmen, daß sie ab und zu wieder zusammentreffen und dann mit vereinten Kräften Zeugnis ablegen; jedenfalls gilt auch für die beiden Wandergesellen die Kampfregel: „Getrennt marschieren und vereint schlagen!“

Der Superintendent hat mit seiner Synode rechtzeitig den Predigtturnus, das Tagesquartier, sowie die Fahrgelegenheiten für die Reiseprediger festzustellen. Dabei wird das Komitee der betreffenden Missionsgesellschaft durch Korrespondenz gern mithelfen. Wenn, wie verlautet, der verehrte Vorstand dieser Missionskonferenz seine guten Dienste anbieten, für eine reichhaltige Liste bereitwilliger Reiseprediger Sorge tragen und die Reisekosten bis zu der Ephorie, welche besucht werden soll und wieder zurück übernehmen, überhaupt eine Organisation der jährlichen Reisepredigt in der Provinz ins Leben rufen will, so würde dies als ein wesentlicher Fortschritt zu begrüßen und mit aufrichtigem Danke anzunehmen sein, auch von seiten der Missionsgesellschaften. In jeder Ephorie ist wohl ein Amtsbruder, dem das

organisatorische Talent in besonderem Grade innewohnt; diesem darf die Synode und der Superintendent meistens ganz getrost die Aufstellung des Turnus überlassen. Dann wird der Turnus sämtlichen Geistlichen der Ephorie vorgelegt, und nach etlichen Änderungen schließlich angenommen. Bei der Auswahl der Jahreszeit darf nicht zu ängstlich verfahren werden. Es sei hierbei einmal ehrlich und offen herausgesagt, daß die Reisepredigt dem betreffenden Kreise anfangs fast immer zur Unzeit gekommen ist. Bald hieß es: „Wenn Sie nur nicht gerade jetzt gekommen wären; jetzt werden die Rüben verzogen oder die Kartoffeln gehackt, oder der Anis und Kümmel gepflanzt, oder das Heu hereingebracht, oder die Roggenernte ist im vollen Gange oder die Kartoffeln werden herausgenommen und die Nachmahd geht eben an, oder die Weinlese ist vor der Thür, oder es finden die Schützenfeste statt“ — und trotz alledem fand sich hernach, daß die Reiseprediger dennoch zur rechten Zeit gekommen waren, und mit dem ganzen Kirchenkreise am Schluß der Reise nur Gott zu preisen und zu danken hatten, der „alles, alles wohl bedacht, und alles, alles recht gemacht!“ In der Hand des Ortspfarrers liegt sodann der eigentliche Schwerpunkt und die Entscheidung für den Erfolg der Missionspredigtreise. Sieht er dieselbe als eine gnädige Heimsuchung Gottes an, so wird er ihr in seinem Herzen, in seinem Hause und in seiner Gemeinde Bahn machen; auch hier gilt die alte Hirtenregel: praepara! „Bereite dem Herrn den Weg!“ — Besonders seien die lieben Amtsbrüder gebeten, den Reiseprediger nicht bloß ins Haus und an den Tisch, sondern auch mit ins Gebet zu nehmen, und ihm den Segen der christlichen Hausandacht nicht zu verschließen! auch ihm vor dem Gottesdienst Zeit zur Sammlung und zur Meditation in der Studierstube zu lassen. Die Gemeinde, richtig geleitet, kann viel dazu beitragen, daß die Reisepredigt wohl gelinge. Freiwillige Dienste, Opfer und Zuwendungen, auch Zeit und Erlaubnis, den Gottesdienst zu besuchen für die Arbeiter, werden durch ein gutes Wort oder eine freundliche Bitte von seiten des Ortsgeistlichen bei dem Patron, bei den Kirchenältesten, bei den Gutsherrschaften und Fabrikbesitzern, bei den Lehrern und Schulkindern leicht zu erreichen sein. Die Gemeinde hat es auch in der Hand, den empfangenen Segen des Wortes Gottes zu bewahren, zu geeigneter Zeit die Wiederholung der Reisepredigt zu beantragen, und unterdessen die Anregung zu lebendiger, fortgesetzter Missions-thätigkeit zu benutzen.

Es ist heute der erste März. Vor 429 Jahren trat an diesem Tage die Brüderunität zusammen. Diese kleine Gemeinschaft geht in der Missionsleistung allen anderen Kirchen und Missionsgesellschaften weit voran;

denn sie unterhält in den verschiedensten Gegenden der Erde 323 Missionsare und 1575 Nationalhelfer, und zählt gegenwärtig an 81,000 Gemeindeglieder auf ihrem Missionsgebiet. Das ist nur möglich, weil sie nach der Regel Zinzendorfs lebt — „Herz und Herz vereint zusammen.“ Gott, der Vater unsres Herrn Jesu Christi, entzünde in uns und in unseren Gemeinden auch durch die Missionsreisepredigt immer mehr diesen Sinn für Gemeinschaft und erhöere unser Gebet, wenn wir flehen:

„Liebe, hast du es geboten,
Daß man Liebe üben soll,
O, so mache doch die Toten,
Trägen Geister lebensvoll;
Zünde an die Liebesflamme,
Daß ein jeder sehen kann:
Wir, als die von einem Stamme,
Stehen auch für einen Mann.“

Nachschrift des Herausgebers.

Damit diese Missionspredigtreisen, die überall gepflegt und organisiert werden sollten, nicht vorüber gehen wie ein fahrender Plazregen, so scheint es notwendig besonders darauf Bedacht zu nehmen, daß eine bleibende Frucht geschafft, also z. B. zur Angrißnahme von Missionsstunden, zum Abonnement auf Missionsblätter, zur Sammlung von regelmäßigen Missionsbeiträgen und dergl. Anregung gegeben werde. Diese Anregung sollte teils sofort stattfinden an den einzelnen besuchten Orten seitens des besuchenden Reisepredigers, teils sollte ihr nach vollendeter Reise eine abschließende Missionskonferenz gewidmet werden. Zu dieser Konferenz wären vornehmlich die Geistlichen und Lehrer des durchreisten Gebietes, aber auch die Mitglieder der Gem.-Kirchenräte und der Missionsvorstände einzuladen. Geleitet würde sie am einfachsten durch den Superintendenten. Als Hauptgegenstand der Besprechung bietet sich, im Anschluß an das, was die Reiseprediger gesehen und gehört haben, die Frage dar: was gerade hier zur Förderung des Missionslebens zu geschehen hat? Am Abend des Konferenztages kann dann noch eine Missions-Volksversammlung veranstaltet werden.

Das russische Centralasien.

Von Oberpfarrer Dr. Rathmann in Schönebeck.

Dr. Henry Lansdell unternahm im Jahre 1882 eine große Reise nach Centralasien mit 30 Bücherkisten, deren Inhalt er in gleicher Weise wie in früheren Jahren an die Insassen der russischen Ge-

fängnisse zur Verteilung brachte. Dieses Mal legte er fast 20 000 km, teils zu Wasser und zu Wagen, teils zu Pferde und Kamel zurück und besuchte auch die den russischen Besitzungen benachbarten Lande Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merv. Vom europäischen Rußland ausgehend, begab er sich zunächst nach Omsk in Sibirien, wandte sich dann südöstlich und südlich über Semipalatinsk nach Kuldscha, darauf südwestlich über Tschemkent, Taschkent und Kokan nach Buchara, um dann westwärts über Tschardschui und Chiwa nach Krasnowodsk am Kaspijischen Meer und von dort über Baku, Tiflis, Poti und Batum nach Odessa zurückzukehren.

Der Bericht über seine Reise liegt uns in einer deutschen Bearbeitung vor.¹⁾ Auch dieses Werk zeigt, wie das im Jahrgang 1883, S. 441 von uns besprochene frühere Buch „Durch Sibirien“ den Dr. Lansdell als gewandten Erzähler, aufmerkamen Beobachter, großen Menschenkenner, fleißigen Sammler und wissenschaftlich gebildeten Forscher, vor allem aber als den opferbereiten Christen. Auch die deutsche Übersetzung ist vortrefflich. Nur die Kürzungen, die der Bearbeiter des deutschen Textes vorgenommen hat, bedauern wir. Für den Hauptzweck der Reise, die Verteilung von Bibeln und Erbauungsschriften unter den Verbannten und Gefangenen, hat derselbe kein volles Verständnis. Daher nimmt er, „wo Herr Lansdell nach der in England beliebten Weise etwas weitschweifig wird, einige Kürzungen vor, die aber das Verständnis und den hohen wissenschaftlichen Wert des Werkes nicht beeinträchtigen.“ Zum großen Teil sind es aber die Berichte über die religiösen Aufgaben des Verfassers, die gekürzt sind, und wir fürchten, daß in der englischen Ausgabe mancher Hinweis steht, der in der deutschen fehlt, und den wir verwerten könnten, wenn wir vom Interesse für die christliche Missionsthätigkeit aus über das Buch berichten.

Während auf seiner Reise in Sibirien der Verfasser noch dem rohesten Heidentum begegnete, so liegt Centralasien fast ganz im Banne des Mohammedanismus.

Die Bevölkerung der Provinz Semipalatinsk zählte im Jahre 1881 496 150 oder 92,16 % Mohammedaner, 41 875 oder 7,78 % orthodoxe Russen einschließlich der Garnison, 75 Kasakolniks oder Dissenter,

¹⁾ Russisch=Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merv. Von Henry Lansdell, Verf. von Durch Sibirien. Deutsche Ausgabe bearbeitet von H. v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, vier doppelseitigen Zeichnungen, Karte und Photographie des Verfassers sowie einem einzeln käuflichen wissenschaftlichen Anhang, enthaltend Fauna und Flora von Russisch-Turkestan und Bibliographie. Drei Bände zusammen 980 S. Leipzig, Ferdinand Hirt. 8 M.

86 römische Katholiken, 13 Protestanten, 183 Juden, 3 Heiden. In der Provinz Syrdaja wohnen 2900 000 Mohammedaner, 75 000 russische orthodoxe, 2000 römisch-katholische, 1000 protestantische Christen, 50 000 Heiden und 3000 Juden. In der Provinz Serafschan leben mindestens 8 Volksstämme, nämlich Tadschik, Usbeken, Perser, Juden, Hindus, Zigeuner, Afghananen und Araber. Die Tadschik sind die Ureinwohner des Landes und zerfallen in die Tadschik der Ebene, welche sich mehr oder weniger mit den später angekommenen Rassen vermischt haben, und die Tadschik des Gebirges, zu denen die Galtjas (d. h. hungrigen Raben, welche in die Berge gejagt sind) gehören. Die Perser in dieser Provinz stammen von Gefangenen ab, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach der Einnahme von Merw hierher gebracht sind. Die Zigeuner zerfallen in Luli und Masangen; erstere zählen etwa 1000 Seelen, wandern wie ihre europäischen Stammesgenossen umher und sind von ebenso dunkler Farbe. Die Masangen sind eine räthelhafte Rasse; einige zählen sie den Zigeunern zu, andre halten sie für Abkömmlinge der Türken. Sie sind nicht groß wie die Luli, sehen aber gut aus und unterscheiden sich durch zarteren Körperbau von den Tadschik. Sie sind von nicht so dunkler Hautfarbe und im Serafschanthal fast sesshaft geworden, sind Mohammedaner und sprechen Persisch und Türkisch. Die Armen faulenzten und geben sich allerlei unnützen Beschäftigungen hin. Die Weiber quacksalbern und mischen sich in andrer Haushalt ein, um etwas zu verdienen. Bei beiden Klassen der Zigeuner haben die Frauen das Recht, unverschleiert zu gehen, indes besitzen die Weiber der Masangen einen nichts weniger als guten Ruf. Die Afghananen in den centralasiatischen Städten beschäftigen sich mit Handel und Industrie, werden aber, obwohl sie Muselmänner sind, wegen ihres rohen und gewalthätigen Charakters nicht mit freundlichen Augen angesehen. In der Umgegend von Samarkand und Katte-Kurgan wohnen 2000—3000 Araber, Halbnomaden, welche von den im 9. Jahrhundert nach Centralasien gekommenen Siegern abstammen. Nach dem turkestanischen Kalender für das Jahr 1876 zerfiel die Bevölkerung in 582 Kirgisen, 67 862 Tadschik, 140 154 Usbeken, 2211 Perser, 214 Hindus, 1974 Juden, 6451 Russen, wovon 5600 Soldaten, 231 Civilisten, 329 Frauen und 287 Kinder.

In dem im Jahre 1881 von den Russen wieder an den Kaiser von China ausgelieferten Kuldjabezirk im Blithal finden wir nicht minder ein Gemisch der turanischen Rassen Centralasiens und der mongolischen Völker Chinas. Hier treffen die sesshaften mohammedanischen Tarantschis und Dunganen mit den buddhistischen Sibos, Mantshuh und Chinesen, die

nomadisierenden muselmännischen Kirgisen mit den lamaistischen Kalmücken zusammen. Die Tarantschis sprechen chinesisch, doch ist ihre eigne Sprache das Osttürkische. Die Dunganen sind gleichfalls Mohammedaner. Sie zählten im Jahre 1862 noch 60 000 Köpfe, nach dem Kriege waren 1877 nur 20 000 Seelen in ganz Turkestan vorhanden. Diesen sesshaften Völkern der mohammedanischen Rasse schließen sich die nomadisierenden Kara-Kirgisen an, der herrschende Stamm in ganz russisch Asien und die ebenfalls dem Wanderleben ergebenen und von den Russen noch nicht unterworfenen, übrigens noch heidnischen Kalmücken.

Die ganze Bevölkerung von Buchara gehört zum Stamme der Usbeken und Sarten und bekennt sich zum sunnitischen Mohammedanismus, ebenso die Unterthanen des Chans von Chima, die deshalb die größten Feinde der schiitischen Perser sind. Auch die Teketurkmenen, deren Hauptstadt Merv in jüngster Zeit den Russen unterworfen ist, sind Sunniten, die sich jedoch mehr von ihren Gebräuchen als von den Vorschriften des Koran leiten lassen, soweit dieselben nicht Krieg gegen die Kasirs befehlen. In Merv wohnen etwa 230 000 Seelen in 46 000 Kibitten. 36 000 dieser Zelte gehören den Teks, welche Kaschid-Chan seit 1830 von Sarachs mitbrachte, um die Nase von Merv zu erobern, und die nunmehr als Sieger die Herrschaft über Land und Kanäle ausüben. Die übrigen entfallen auf die ursprünglichen Bewohner und auf gelegentlich vom Ahalstamme Herübergekommene. Jüdische Familien sind in Merv 26, in Buchara besteht eine schon angeblich fünf Jahrhunderte alte jüdische Synagoge. Während die Juden im Westen Rußland als ihren Unterdrücker betrachten, begrüßen die im Osten z. B. in Samarkand sie als Befreier, und die Israeliten in Buchara hegen keinen sehnlicheren Wunsch, als daß der Zar auch ihr Land in Besitz nehme. Ihr früherer Oberrabbiner wurde vor 15 Jahren verhaftet, nach Konfiszierung seines Eigentums gezwungen, Mohammedaner zu werden, und wird noch jetzt im Palast gefangen gehalten. Bei den Turkmenen befindet sich der Handel ganz in den Händen der Juden, die hier gut behandelt werden und gegen eine Entschädigung unter dem Schutze eines mächtigen Turkmenen stehen.

Die Nacht des Mohammedanismus lastet schwer auf allen diesen Völkerschaften. Da mir so viel von dem Fanatismus der Mohammedaner in Centralasien erzählt war, so bemühte ich mich — schreibt Dr. Vansdell — ihre religiöse Entwicklung festzustellen. Man kann die Sarten als Rasse nicht religiös nennen. Denn selbst die Multas und Kasirs kennen den Koran und das Schariat nur unvollständig, während dem geringen Volk nicht einmal die allergewöhnlichsten Gebete bekannt

sind. Die Bestimmungen der Religion bezüglich der fünf Gebetszeiten, der Waschungen u. s. w. werden von den Sarten als ermüdende Form bezeichnet, und wo der in Buchara noch jetzt bestehende Posten des Beamten, der die Leute mit Stockschlägen zum Besuch der Moschee und zur Frömmigkeit treibt, aufgehoben ist, hat sich die Zahl der Kirchgänger um mehr als die Hälfte verringert. Es scheint nur Heuchelei und die Hoffnung auf Gewinn die Sarten zu veranlassen, die äußern Formen der Religion zu beobachten. Sie sind rachsüchtig, lügnerisch, im Verkehr mit den Russen sehr unzuverlässig und unter sich wenig vertrauenswürdig, sie sind sehr unehrlich und versuchen bei jeder Gelegenheit zu betrügen.

So das Urteil über die Sarten. Nicht anders hören wir aus Wernoje über die Kirgisen. Die Moral der Kirgisen ist sehr schlecht, eheliche Treue und jungfräuliche Reinheit sind bei ihnen gleich unbekannt. Die übelberüchtigten Häuser in russisch Turkestan enthalten fast nur eingeborne Frauen. Oft bringen die Väter selbst ihre Töchter dorthin zum Verkauf. Ein Mann brachte selbst seine Frau für eine geringe Summe in einem öffentlichen Hause unter.

Die sunnitischen Turkmenen sind Feinde der Perser als Schiiten und schleppen sie gern in die Sklaverei; sind keine Schiiten zur Hand, so begnügen sie sich bisweilen auch mit Sunniten, die sie so lange quälen, bis sie sich in Gegenwart von Zeugen als Schiiten bekennen, worauf sie zu Sklaven gemacht werden. Ein Teil der geraubten Beute wird zu religiösen Zwecken verwendet. Doch ist die Zahl der „Mschans“ oder Priester nur gering und ihr Einfluß unbedeutend. Londie Stephen, ein englischer Reisender, hat in Annau ein turkmenisches Gotteshaus gesehen, das eine Länge von 4,5 m hatte. Ein zweites ist nirgends zu sehen. Jedoch ist in der Nähe der Festung von Merm eine Knabenschule mit fünf oder sechs Gebäuden für die Mullahs, welche als Lehrer fungieren. Ihrem Charakter nach sind die Turkmenen diebisch, räuberisch, lügnerisch und gefräßig. „Einerlei, wieviel Zucker und Brot mit dem Thee aufgetragen wird, was übrig bleibt, verschwindet stets ohne weitere Ceremonie.“ Sie sind fürchterlich neidisch, kennen weder Anstand noch Scham, und es ist unter allen Turkmenen kein Stamm, der in moralischer Beziehung nach allen Richtungen hin weniger anziehend ist als die Tefe von Merm. Auf ihren Beutezügen verfahren sie schlimmer als gefeklos. Vor der Anlage der russischen Niederlassungen am Kaspisee alleinige Herren der Steppe, griffen sie nicht nur einzelne Personen und Karawanen an, sondern überfielen ganze Dörfer an den Grenzen von Buchara und Chiwa und namentlich im nordöstlichen Teile von Persien. Chorasan ist von ihnen verwüstet, und von 460

Dörfern auf der Ostseite des Heri-Rud sind nur 20 übrig geblieben. Noch im Jahre 1878 drang eine ungeheure Horde Tefe von Merm bis 8 km von Majhad, das eine Bevölkerung von 70000 Seelen hat, vor und verwüstete dort ein 500 Familien zählendes Dorf. Bei solchen Gelegenheiten führen die Räuber möglichst viele Männer und Frauen fort, um sie als Sklaven selbst zu behalten oder zu verkaufen. Die übrigen werden gewöhnlich getötet oder verstümmelt, indem man ihnen Hände oder Füße abhackt. Das Vieh wird weggetrieben, alles Wertvolle fortgeschleppt.

Oberst Stewart bemerkte, daß man in England keine Ahnung habe von dem fürchterlichen Elend, welches der von den Turkmenern betriebene Sklavenhandel mit sich bringt. Nach seiner Meinung betrug die Zahl der Sklaven in Buchara, Chiwa und Turkmenien vor einigen Jahren mehr als 100 000, während Baron Benast Mechin aus angeblich guten Quellen erfahren hat, daß die Turkmener innerhalb der letzten 40 Jahre in Persien etwa 200 000 Gefangene gemacht haben. Der Bazar von Tschardschui besaß vordem große Berühmtheit als Sklavenmarkt, auf den die Turkmener die an der persischen Grenze geraubten Gefangenen zu bringen pflegten. Obgleich die Sklavenmärkte in Buchara offiziell geschlossen sind, werden die Sklaven dennoch nach wie vor in allen Theilen des Landes verkauft und gekauft. Auch der Emir von Buchara nimmt behufs Vervollständigung seines Harems und Wiederfüllung seiner Schatzkammer regen Anteil daran.

Die Leiden der Sklaven, berichtet Oberst Stewart, sind schrecklich. Sie werden hinter den Reitern auf den Pferden festgebunden und haben keine Ruhe, bis die Räuber den heimatlichen Oba erreicht haben. Dort werden sie mit schweren Ketten belastet, deren Enden um den Hals und die Beine gelegt werden. Die an den Beinen befindlichen Ringe sind ebenfalls mit einer Kette verbunden; eine dritte ist am Halsring und an einem Zeltpflock befestigt. Der Oberst sah in dieser Weise gefesselte Gefangene. Michanow traf 1882 ebenfalls in Merm persische Sklaven, welche schon seit 1870 in Ketten waren und immer noch die Hoffnung hegten, daß Freunde das Lösegeld für sie bezahlen würden. Es sollten allabendlich 1000 Sklaven angefettet werden und noch 20 000 Gefangene auf der Dase sich befinden. Im Jahre 1883 gab es keine angefetteten Gefangenen. Die turkmenischen Diebe werden übrigens jenseit der persischen Grenze noch schlechter behandelt. Dort bildet ein in einem Hause befindlicher Brunnen das Gefängnis, in welches Menschen und Nahrungsmittel an Stricken hinabgelassen werden. Nachts wird der Brunnen mit einem Deckel zugedeckt.

(Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1) **Grundemann:** „Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee. Vier Skizzenkarten mit einem Erläuterungsheft für den Schulgebrauch.“ (Gütersloh, Bertelsmann. 1,20 Mk.) Eine sehr zeitgemäße und darum hochwillkommene Arbeit. Die Karten sind so eingerichtet, daß sie als Wandkarten benutzt werden können, also nicht bloß für den Lehrer sondern auch für die Schüler zu gebrauchen sind. Selbstverständlich sind sie sehr einfach gehalten, einmal um nicht über das Schulbedürfnis hinauszugehen und sodann, um den Preis möglichst niedrig stellen zu können. Event. kann der Lehrer leicht hier und da noch dies und das nachtragen. Die Karte über Deutsch-Ostafrika ist leider — weil bei ihrer Autographierung das genügende authentische Material noch nicht vorlag — unvollständig, da sie zumal nach Süden zu, wo sich das deutsche Gebiet bis zum Rovuma und fast der Mitte des Nyassa erstreckt, die Grenze nicht giebt. Es wäre der leichteren Übersichtlichkeit wegen auch wünschenswert gewesen, die Grenzen durch Farben zu markieren, was indes der Lehrer mit Hilfe des Rotstifts nachholen kann. Besonders wertvoll sind die Erläuterungen, denen man das Prädikat „kurz und gut“ geben kann. Dieselben nehmen auch gebührende Rücksicht auf die christliche Mission, so daß der geographische Unterricht über die deutschen Schutzgebiete die willkommene Vermittlung zur Einführung der Mission in den Volksschulunterricht bietet. In einem Vorwort giebt der Verf. einige Bemerkungen über die Art der Verwendung seiner Arbeit in der Volksschule. Hoffentlich findet seine Gabe eine freundliche Aufnahme und weite Verbreitung.

2) **Römer:** „Kamerun. Land, Leute und Mission. (Basel, Missionsbuchhandlung 1886. 20 Pf.) Ein zur Verbreitung geeigneter, frisch und volkstümlich geschriebener Traktat, auch mit einigen Bildern und der Grundemannschen Karte ausgestattet, welche das Märzheft des vorigen Jahres der A. M. Z. brachte.

3) „Evangelischer Missionskalender“ pro 1887. Ebd. 20 Pf. Schon in 2. Aufl. erschienen. Wieder mit einem feinen Buntdruckbilde: Christus am Kreuz nach Dürer. Den Inhalt bilden außer einem Gedicht: „Es ist vollbracht“ sieben selbständige Artikel, von denen die „über den Rats Herrn R. Sarasin und „im Jubeljahr der evangelischen Diakonissensache“ die bedeutendsten sind. Die S. 54 angegebenen 30000 eingebornen Gemeindeglieder der baptistischen Mission im Teluguland sind auf 26398 zu reduzieren. Zur Verbreitung auf Missionsfesten ist das gefällige Büchlein sehr geeignet.

Wd.

Zur Literatur des Unglaubens in Indien.¹⁾

Von D. Th. Christlieb.

Daß gebildete Hindus der Missionspredigt von den Thaten Jesu je und je mit einem höhnischen Hinweis auf Strauß und Renan, oder der Darlegung der christlichen Gottesanschauung mit einer Berufung auf Paine Age of reason und dergl. antworten, war uns aus den Klagen vieler Missionare längst bekannt. Daß aber auch die wissenschaftlich wertloosesten Produkte und Pamphlete modernster atheisticcher Schreier sofort ihren Weg nach Indien finden, dort von gewissen Centren aus verbreitet und von ungläubigen Zeitschriften als Waffe gegen das vordringende Christentum thünlichst verwertet werden, ist erst seit wenigen Jahren deutlicher ans Licht getreten. Einige Notizen hierüber dürften auch manchen unsrer Leser von Interesse sein.

Eine im März 1884 in London gehaltene Missions-Konferenz faßte den Beschluß, daß „in anbetracht der weiten Verbreitung ungläubiger Literatur in Indien eine systematische Anstrengung gemacht werden solle, um jeden Studenten, der eine indische Universität verläßt, mit einer genauen Darlegung der christlichen Wahrheit und des festen Grundes, darauf sie ruht, zu versehen.“ Durch die religiöse Traktatgesellschaft in London wurde dieser Beschluß an den erfahrenen und verdienstvollen Sekretär der Christian Vernacular Education Society in Indien, Dr. Murdoch, und von diesem an die verschiedenen Bibel- und Traktatgesellschaften in Indien übermittelt, die nun Schritte thaten, zunächst über den Umfang der Verbreitung ungläubiger Literatur in den einzelnen Präsidenschaften sich näher zu informieren. Dr. Murdoch stellte die Resultate hievon zusammen. Auch hielt Missionar Dr. Weitbrecht von Batala (Punjab), früher theologischer Lehrer am Predigerseminar in Lahore, im November vorigen Jahres einen Vortrag hierüber vor der Diöcesan-Konferenz von Lahore, der gedruckt erschien (Infidel Literature in India, — Lahore 1886), dem wir das folgende entnehmen. Er hatte als einer der Sekretäre der relig. Bütchergesellschaft für das Punjab sich speciell auch mit dieser Frage zu befassen.

Das Liebäugeln vieler gebildeten Europäer mit ungläubigen Autoren ist in Indien ungefährr dasselbe wie in England. Nur nimmt sich

¹⁾ Man vergl. die bezüglichen Mittheilungen in der letzten Rundschau S. 380.

der Anglo-Indier selten Zeit zu tieferen Studien. Daher enthalten die Kataloge der großen Buchhändlerfirmen in den Hauptstädten nur wenige der umfangreicheren oder abstrakteren neologischen Werke. Man macht sich mit den agnostischen und pantheistischen Lehren des heutigen Tages durch Schriften von kürzerer oder anziehenderer Form bekannt, wie Edwin Arnolds *Light of Asia*. Dagegen werden antichristliche Zeitschriften und Zeitungen in Indien wahrscheinlich verhältnismäßig mehr gelesen als von derselben Klasse von Gebildeten in England. — Die eurasischen Mischlinge sind keine starken Leser und in religiöser Hinsicht meist konservativ. Unter ihnen finden sich wohl weniger ungläubige Schriften verbreitet als in der korrespondierenden Klasse der Gesellen, Kommis u. s. w. in England. Ebenso auch unter den europäischen Soldaten.

Unter den Eingeborenen wächst die Zahl derer, die englisch verstehen und die daher auch von der englischen Literatur des Unglaubens beeinflusst werden können, täglich. Unter denen, die nur eine der Landessprachen verstehen, giebt es zwar auch eine Anzahl materialistischer Atheisten in Verbindung mit alten philosophischen Schulen und zwar sowohl unter Mohammedanern als unter Hindus, und sie haben auch mehr oder weniger etwas von einer Literatur in der betreffenden Sprache; aber ihr Einfluß ist nur ein geringer, und sie dürften ohne Zweifel von der atheistischen Schule, die von Europa her inspiriert wird, bald absorbiert werden.

Das Centrum für Verbreitung europäischer ungläubiger Literatur ist Madras. Dort besuchte Dr. Murdoch die zwei hauptsächlichsten Depots für Freidenkerschriften. Jährlich geht neuer Vorrat im Betrag von etwa 2000 M. ein. Mindestens eines derselben soll ganz gute Geschäfte machen. Kataloge werden frei versandt. Einer derselben enthält 124 Schriften, darunter 34 von Bradlaugh, dem berühmten atheistischen Parlamentsmitglied, dessen Eintrittseid eine Zeit lang nicht angenommen wurde, 19 von einer atheistischen Schriftstellerin, Frau Besant, 16 von dem amerikanischen atheistischen Wanderredner Rob. Ingersoll, andere von Foote, Abeling, Paine u. s. w. Ein anderer weist 133 Nummern auf, meist von denselben Schreibern, dann auch von Hume, Mirabeau u. a., dazu noch einige in indischen Sprachen. Die Schreibereien von Ingersoll, Bradlaugh und der Frau Besant werden nach Murdoch am meisten gekauft.

Auch nach dem Bericht der Traktatgesellschaft in Bombay verkaufen eingeborene Buchhändler ungläubige Schriften in erheblichem Umfang; so besonders „des Freidenkers Textbuch“ von Bradlaugh und Frau Besant; die Essays des ersteren, „Mein Schritt zum Atheismus“ der letzteren;

Voltaire's Philosophical Dictionary, die Werke von Paine, Jagersoll und Herbert Spencer. — Vom Punjab berichtet Dr. Weitbrecht, daß dergleichen Bücher und Traktate auch in diese Provinz eindringen und in den Händen von Studenten und anderen englisch verstehenden Leuten sich finden, namentlich Schriften von Paine und Frau Besant. Ein Blatt in Raskutta, The Indian Witness, brachte vor einiger Zeit die Nachricht, daß ein eingeborner Verlagsbuchhändler in Lahore sich ein Geschäft daraus mache, europäische ungläubige Schriften sofort nach ihrem Erscheinen zu übersetzen und sie in verschiedenen Sprachen zu verbreiten, von den Nordwestprovinzen und Centralindien bis jenseits der afghanischen Grenze. Hieran ist mindestens so viel richtig, daß englische Publikationen ungläubiger Schriftsteller fortwährend in Lahore Studenten und andern zum Kauf angeboten werden. — Das in Lahore erscheinende Arya Magazine (Organ des Arya Samadsh, einer neuen nationalen Sekte, die für jene Länder von größerer Bedeutung zu werden droht als der bekannte Brahmo Samadsh) enthält auf dem Umschlag die Notiz: „Antichristliche Traktate werden im Bureau des Arya Magazins angenommen und verkauft. Es folgen dann die Titel von 15 Schriften, z. B. „Wer war Jesus Christus?“ — „Der biblische Teufel.“ — „Die Schöpfungsgeschichte“ u. a. —

Die Gründer der „theosophischen Gesellschaft,“ deren Schwindeleien nun glücklich entlarvt wurden, waren von giftigstem Haß gegen das Christentum beseelt. Noch ehe Oberst Dcott nach Indien kam, sandte er ein Cirkular dahin, worin er die ganze Laufbahn des Christentums als eine lange Kette von „Selbstsucht, Brutalität, Ungerechtigkeit und Betrug“ bezeichnet. „Es erzeugt Heuchelei, verzeiht sinnliche Lüsternheit, bemäntelt das Verbrechen!“ Dabei rühmte er sich, seine „entschleierte Isis werde das Christentum in Felsen zerreißen.“ Nach Gründung der Gesellschaft in Indien verkündigte ihr Organ, daß „unwiderlegliche antichristliche Traktate“ auf dem Bureau zu erhalten seien. — Der Umschlag einer neueren Veröffentlichung enthält eine Liste von „Freidenkerschriften,“ die stets vorrätig seien, und Rev. A. Alexander bezeugt, daß er eine Anzeige sah, welche jene Schriften den Studenten christlicher (!) höherer Lehranstalten zum halben Preise anbiete. —

Die verderblichste Sorte ungläubiger englischer Literatur ist nach Dr. Murdoch diejenige, welche Freidenkerei und freie Liebe kombiniert. Da hat sich z. B. ein in den drei Präsidentschaften wohlbekanntes Buch verbreitet, das unter dem unschuldigen Titel „Übel der Enthaltensamkeit“ (Evils of Abstinence) die schmutzigsten Lehren aufstellt. „Es ist sehr unverständlich, sagt es, zu meinen, daß unsre Hauptpflicht hinsichtlich

unsrer Begierden und Leidenschaften die sei, Selbstverleugnung zu üben. Dies Verhalten ist bei weitem nicht immer eine Tugend, es ist ebenso oft ein Laster.“ Dann wird zur Befriedigung alles neugierigen Nigels die Prostitution genau beschrieben und gesagt, sie sollte als ein wertvolles zeitweiliges, stellvertretendes Mittel für künftige bessere Zustände betrachtet werden.“ Die Ehe wird um ihrer „zahllosen Übel und Ungerechtigkeiten“ willen verlästert und als Hauptmittel dagegen empfohlen, daß „zwei Leute so lange als Mann und Frau zusammenleben sollen, als sie einander lieben. Dies ist die einzige Art einer wahren Verbindung der Geschlechter.“ Die dann folgenden Details sind zu ekelhaft, um wiedergegeben werden zu können. Ein weiteres Kapitel über „natürliche Religion“ führt aus, daß der Mensch an der Spitze des Universums stehe. Es sei eine feststehende Wahrheit, daß jedes menschliche Wesen, ob auch noch so tief gefallen, ein unendlich herrlicheres und anbetungswürdigeres Wesen sei als irgend ein Gott, der je erdacht wurde. Die Lehre von der Erlösung sei eine völlige Herabsetzung der menschlichen Würde. — Dieses Buch, dem ein langer Katalog von „Freidenkerschriften“ vorgedruckt ist, hatte zu Anfang dieses Jahres bereits 23 Auflagen erreicht. Es wird buchhändlerisch als „ein Segen für das Menschengeschlecht“ angezeigt. Dazu noch etwa ein Duzend anderer Schriften von ähnlichem Charakter. Rev. J. Lazarus sagt von jenem Buch: „es geht so reißend ab, daß es schwer hält, ein Exemplar zu bekommen. Ich habe junge Männer gesehen, die dasselbe als unzertrennlichen Gefährten überall hin mit sich nahmen.“ — Wir haben es ja auch in Deutschland in den 70er Jahren sehen müssen, daß gemeinschädliche Schriften gegen die Monogamie rasch einige Auflagen erlebten. Aber der bedeutende Erfolg dieses Schandbuchs in Indien zeigt doch, daß der Boden, auf den dort dieser Unkrautsame fällt, ein viel tiefer vorbereiteter ist. Wohlfeile unmoralische Novellen sind es in Indien wie bei uns, die solchen Tendenzen den Weg bahnen. —

Noch ein Wort über ungläubige Zeitschriften. Es erscheinen drei Freidenkerjournale in Indien. Zwei davon wöchentlich in Madras, das dritte monatlich in Kalkutta. Von jenen ist das älteste The Philosophic Inquirer, jetzt im achten Jahr. Es erschien zuerst halb englisch, halb tamulisch und hatte zwei Herausgeber. Vor drei Jahren führten Differenzen zwischen ihnen zur Gründung einer zweiten Zeitschrift „Der Denker“ (The Thinker). Die erstere erschien von da an nur englisch, die letztere ist zweisprachig, beide 8 Seiten in Kleinfolio stark. Der Inquirer vertrat ursprünglich lediglich die Principien des Säkularismus, nahm die englische Zeitschrift „National Reformer“ zu seinem Muster,

Herrn Bradlaugh zu seinem Helden und Frau Besant zu seiner Heldin. Im J. 1882 kündigte der Editor das Aufhören seines Erscheinens an „wegen der kläglichen Unregelmäßigkeit, womit die Mehrzahl der Abonnenten ihre Beiträge bezahlen.“ Da kam Oberst Nicott dem sinkenden Schifflein zu Hilfe und machte es wieder flott. Es erschien ihm als passender Behälter für solche Angriffe auf das Christentum, die zu gemein waren, um in dem Organ der theosophischen Gesellschaft erscheinen zu können. Von da ab war natürlich das Blatt zugleich auch eine Stütze der theosophischen Bewegung. Es will materialistisch sein, erkennt aber doch zugleich „die Existenz einer geheimen Macht im Menschen“ an. Es wird, wie verlautet, in 350 Exemplaren gedruckt. —

Der jetzt dreijährige „Denker“ kämpft für Beschränkung der Bevölkerungsvermehrung nach den in der Schrift „Fruits of philosophy“ empfohlenen Grundsätzen, ist rein materialistisch und greift alle Religion an, nicht bloß wie der Inquirer das Christentum. Er erscheint in etwa 500 Exemplaren. —

Die dritte dieser Zeitschriften, der „Anti-Christian“, ein in Kalkutta erscheinendes Monatsblatt, will „die Absurditäten des christlichen Glaubens“ bloßstellen, soll aber noch geringere Verbreitung haben und zwar hauptsächlich in der Präsidentschaft Madras.

Der höchste Bildungsgrad der Herausgeber dieser Blätter ist etwa der zur Zulassung zu einer indischen Universität erforderliche. Die Originalartikel sind jämmerlich. Alte, sadenscheinige Einwürfe und schale Späße erscheinen immer wieder nebst gemeinen Schimpfreden. Die Christen sind „dickköpfige, bigotte Bluthunde“, die Lehren der Missionare „der reinste, dummste Blödsinn“, „der empörendste Betrug“, die Bibel „sinnloses Geschwätz“, „der ekelhafteste Schmutz“, „das öbscönste Buch, das je eine Menschenhand berührte“ u. s. w. — Im übrigen füllen sie ihre Spalten mit Anzeigen aus anderen ungläubigen Publikationen wie The Free-thinker, (der englisch und tamulisch erschien) Harbinger of Light u. dgl.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß jene drei Blätter unter gebildeten Hindus keinerlei Einfluß haben. Ihre innere Schwäche und ihr gemeiner Ton hat für diese vielmehr etwas Zurückstoßendes. Von dieser Seite her erleidet die Missionsarbeit schwerlich viel Schaden.

Sodann sei noch „der Theosophist“ erwähnt, den die berühmte Madame Blavatsky herausgibt, und der, wie diese Bewegung überhaupt, das ganze historische Christentum zu bekämpfen sucht. Früher enthielt er öfters Auszüge aus Ingersoll. Jetzt gehört es nach der Saturday Review

zu den Lieblingsbeschäftigungen dieser Theosophisten, auf die angebliche weite Verbreitung von Verbrechen unter dem christlichen Klerus hinzuweisen. — Auf dem Umschlag des Blattes wird ein Traktat „Selbstwidersprüche der Bibel“ in Bengali und Hindu angezeigt.

Madras besitzt auch eine „Freidenkervertraktatgesellschaft“, die monatlich etwa 40 M. Beiträge erhält. Sie ließ einige kleine Traktate in Englisch und Tamulisch drucken, z. B. „Apell an Anti-Säkularisten“; „Wer sind die Säkularisten“? von Bradlaugh; „Der Glaube des Atheisten“ von W. P. Ball; „Evolution“ von B. F. Underwood. — Vier tamulische Traktate sind hauptsächlich gegen den Hinduismus gerichtet; einer handelt von den Hochzeitsgebräuchen der Hindus.

Neustens berichtet Dr. Murdoch, daß jene beiden Madraszeitschriften eingegangen seien. Indes könnten sie einmal wieder auferstehen. Ist doch selbst, wie Dr. Weithrecht schreibt, unter den englisch verstehenden Eingeborenen der Nordwestprovinzen und des Punjab die ungläubige Literatur des Westens in erheblichem Maße verbreitet und ihr Einfluß noch viel weiterreichend als ihre äußere Verbreitung. Die Prediger und Schriftsteller des Brahman- und des Arya Samadsch wie die des Islam nehmen in ihren Kontroversreden gegen das Christentum ihre Argumente beständig aus englischen ungläubigen Schriften, und führen dem christlichen Missionar gegenüber neuere Naturforscher (z. B. Huxley) und Philosophen ins Feld als Beweis, daß auch in Europa die besten Köpfe Gegner des christlichen Glaubens seien.

Da man in Indien christlich-religiöse Bücher hauptsächlich durch die Büchergesellschaften der drei Hauptstädte, sowie der in Allahabad und Lahore bezieht, so wird es auch diesen besonders obliegen, den Einfluß der ungläubigen Literatur in Indien durch passende Gegenschriften zu bekämpfen. Die großenteils trefflichen Present Day Tracts der Londoner Traktatgesellschaft (apologetische Abhandlungen über einzelne brennende Fragen, meist von bedeutenderen Theologen und christlichen Naturforschern, wovon seit einigen Jahren bereits etwa zwei Duzend erschienen), auch einige Broschüren der Christian Knowledge Society können hierbei gute Dienste thun. Ein Anfang mit Herausgabe christlicher Traktate zur Beantwortung jener Angriffe ist auch von der relig. Traktatgesellschaft in Madras bereits gemacht worden; ebenso auch von der in Lahore durch Missionar Hoopers „Vorlesungen über einige große Religionswahrheiten“. Doch wird es noch einer systematischen und allseitigeren Abwehr bedürfen, bei der sich alle berufenen Kräfte beteiligen sollten, um nicht bloß die ungläubige, sondern auch die unsittliche Literatur Indiens durch eine gute, christliche

allen Bedürfnissen entgegenkommende aus dem Feld zu schlagen. Ein alle christlichen Schriften, die in indischen Sprachen existieren, beschreibender Katalog, der Schriftstellern und Käufern als Wegweiser dienen kann, ist bereits in der Presse, und wird allen Missionaren zugesandt werden. Desgleichen ein neuer Katalog der englischen Bücher. Wir können daher mit Ruhe der Weiterentwicklung der Literatur des Unglaubens in Indien entgegensehen. Es wird auch hier gelten: manet immota fides.

Der civilisierende Einfluß des Branntweins unter den Naturvölkern.

Das von einem bekannten Hamburger Großhändler im deutschen Reichstage ausgegebene geflügelte Wort: der Branntwein sei unter den Naturvölkern ein unentbehrliches Reizmittel zur Civilisation, erlebt immer wieder neue Auflagen. So versuchte vor kurzem Dr. Buchner in der Kölnischen Zeitung (28./8. 3. Blatt) den „Zeloten“ gegenüber — allerdings in einer etwas schüchternen und eingeschränkten Weise — es neu zu verteidigen in einem „Zwei afrikanische Tagesfragen: Sklaverei und Schnaps“ überschriebenen und mehr witzelnd als tief behandelten Artikel. Es ist nicht unsre Absicht, auf denselben einzugehen, wohl aber ihn zu illustrieren durch das erst jüngst abgelegte Zeugnis eines Mannes, der auch von Dr. Buchner weder zu den „Zeloten“¹⁾ noch zu den Ignoranten

¹⁾ Aber er ist wahrheitsliebend und dankbar genug, die Unterstützung, welche er seitens der englischen Missionare gefunden, nachdrücklich öffentlich anzuerkennen. Wie es scheint, ist schon das in gewissen Kreisen anstößig. Der deutsche Übersetzer des genannten Buches (W. v. Freeden) kann es sich nämlich nicht versagen, diese Anerkennung durch folgende Anmerkung (S. 168) sofort abzuschwächen: „Es ist bezeichnend, daß Thomson niemals des gleichzeitig an der Küste und im Binnenlande anwesenden Landsmanns Johnston, des Kongofahrers, erwähnt, der für seine Reisepläne nach dem Kilimandscharo, den er botanisch untersuchen wollte, keinerlei Unterstützung bei den Missionaren fand, weil — er ihr Treiben in Westafrika etwas unvorsichtig der Wahrheit gemäß geschildert hatte.“ Auf was für eine Gesinnung gegen und was für Vorstellungen über die Missionare lassen allein die paar Schlusszeilen schließen! Unsern Lesern ist bekannt, daß diese ganze Behauptung erfunden ist. Wir haben seiner Zeit den authentischen Beweis dafür erbracht, nämlich einen Brief Johnston's selbst (1885, 79 f.), in welchem es u. a. heißt: „Soweit mich die Sache betrifft, ist sie ein vollständiges Lügengewebe. . . . Jedermann weiß, wie ich von Bombasa abreiste, wie mich die Missionare während einer gefährlichen Fieberkrankheit hegten und pflegten und mich dermaßen verwöhnten, daß sie mir die Abreise dadurch schwer machten, wie sie überdies wesentlich zu meiner Ausrüstung zu derselben beitrugen. . . .“ Aber, nachdem jene „schändlichen Erfin-

in afrikanischen Dingen gerechnet werden kann; wir meinen den bekannten Verfasser des interessanten Buches: „Durch Massailand“ — Joseph Thomson. Nach der Rückkehr von seiner ostafrikanischen Reise (an das Nordostende des Viktorianyanza, von Pangani aus an dem Kilimandscharo und Kenia vorbei durch das Massailand, eine Tour, die vor ihm kein Europäer gemacht) begab sich Thomson im Auftrage einer englischen Handelsgesellschaft an den Niger und über das, was er dort gesehen, spricht er sich in einigen sehr lesenswerten Briefen aus, welche das „Ausland“ (1886 Nr. 31—35) mitteilt. In dem ersten dieser Briefe geht der Afrikareisende auch auf den Branntweinhandel und seine angebliche civilisatorische Bedeutung ein und wir wollen uns darauf beschränken ohne jede Hinzufügung unsrerseits seine Urteile wiederzugeben. Sie reden deutlich genug.

„Über einen Monat bin ich in die engen Grenzen eines westafrikanischen Handelsdampfers eingepfercht gewesen. Ich bin des mir selbst vorgesetzten Zeitvertreibs müde geworden, mir zu bemerken, wie viele Ballen oder Päckchen nützlicher Artikel die Kaufleute des civilisierten Europa den unglücklichen Negern liefern und dieselben mit den verderblicheren Handelsartikeln zu vergleichen. Dies hat sich als ein sehr einseitiges Geschäft erwiesen. In jedem Hafen, wo man anlegte, wird das Auge verwirrt, wenn es sieht, wie tausende von Kisten Genever, hunderte Korbfaschen (Demijohns) voll Rum, Kisten auf Kisten von Schießgewehren, ungezählte Fäßchen Schießpulver, Myriaden von Thonpfeifen ausgeladen werden, während man dagegen nur wie zufällig einmal einen Ballen Tuch ausladen sieht. . . .

„Die Untauglichkeit der Eingebornen zur Civilisation zeigt sich nirgends deutlicher als unter den Kruboy, ¹⁾ einem Stamme, der nach allgemeiner Annahme der gelehrigste, der am leichtesten zu handhabende und der intelligenteste an der ganzen Küste ist. Die Kruboy haben Mann für Mann jahrelang in Berührung mit solchen verbessernden Einflüssen gelebt wie sie in diesen Gegenden gefunden werden und doch haben sich ihre Geschmäcke nicht höher erhoben als zu einem Verlangen nach Gin, Schießpulver und Tabak. Wenn sie diese als Lohn für die Arbeit einiger Monate oder eines Jahres erhalten, so kehren sie nach Hause zurück und dungen“, wie sie Johnston selbst nennt, durch einen Korrespondenten der „R. Z.“ W. Joest, einmal in die Welt gesetzt waren, so werden sie trotz des authentischsten Dementis immer weiter gegeben. Man ist eben in weiten Kreisen noch weit davon entfernt, vorurteillos und gerecht gegen Missionare zu sein.

¹⁾ Diese bilden bekanntlich ganz vorwiegend die gedungenen Arbeiter an der Westküste.

genießen einige kurze Tage eine teuflische Festzeit. Ich besuchte eines ihrer Dörfer und ein solches Schauspiel von Schmutz und Elend habe ich noch selten gesehen! . . .

„In diesen Dörfern wird man von Männern, Weibern und Kindern, welche kaum einen Faden Zeug auf dem Leibe haben, buchstäblich verfolgt, wie sie um etwas Gin oder Tabak betteln. Ewig nur Gin, Tabak oder Schießpulver. Diese sind die einzigen Bedürfnisse, welche ein Jahrhundert des Handels und der Berührung mit Weißen in ihnen erweckt hat. . . .

„Wenn man weiter nach Süden geht, so findet man überall denselben Stand der Dinge und in vielen Bezirken werden der Reichtum und die Bedeutung der Dörfer nur nach der Größe der Pyramiden von leeren Schnapsflaschen gemessen, welche sie besitzen. . . .

„Sie werden sich der strengen Ausdrücke erinnern, mit welchen ich in meinem letzten Briefe des Handels in Gin und andern Spirituosen an der Küste gedachte. Als wir weiter ins Binnenland kamen, habe ich mit großem Vergnügen eine ungeheure Umwandlung zum Besseren bemerkt und nun ist es an Orten wie Abutschi¹⁾ ein wahres Vergnügen, durch die Warenhäuser zu gehen und die ungeheuren Vorräte von Tuchballen und einer großen Mannigfaltigkeit europäischer Eisenwaren und den verhältnismäßig unbedeutenden Vorrat von Branntwein zu sehen. Diese vielversprechende günstige Wendung verdankt man ganz dem verständigen Verfahren der Kompanie, welche sich angelegentlich bemüht, den Branntweinhandel zu unterdrücken und die Sünden des alten Handelssystems wieder gut zu machen. Gegenwärtig kann die Kompanie den Handel nicht absolut einstellen und sie giebt klugerweise den wilden Begierden des Volkes einigermaßen nach, da es andererseits nur die grundlossten Händler nach dem Niger einladen hieße, welche dann die armen Schwarzen nach Herzenslust mit dem feurigen Getränk versehen und jeden Versuch vereiteln würden, einen anständigen, rechtmäßigen Handel einzuführen oder einen Wunsch nach besseren Zuständen zu wecken. Ohne die Thatfache, daß der Handel am Niger nur von einer Kompanie betrieben wird, würde dieser Bezirk wie viele andre Teile der Küste, durch den schändlichen Tauschhandel mit Branntwein überschwemmt werden. Seitdem ich die Handlungsweise der Kompanie kennen gelernt habe, erfüllt mich der Gedanke mit Stolz, daß mindestens alles, was ich für die Eröffnung des Binnenlandes thun kann, zur Einführung nützlicher Artikel benutzt werden wird. . . .“²⁾

1) In der Nähe des auch als Missionsstation bekannten Onitja.

2) Abdruck erwünscht.

Das russische Centralasien.

Von Oberpfarrer Dr. Rathmann in Schönebeck.

(Schluß.)

Uzfabvy erzählt, daß der Chan von Kokan bei der Einnahme der Stadt durch die Russen 3000 Frauen gehabt habe. Der Emir von Buchara hatte etwa 300. Vor einem russischen Richter behauptete ein Weib von schlechtem Rufe, dem Harem des Emirs angehört zu haben. Alle Frauen, denen der Emir in der Stadt begegne, mußten sich an der Mauer des Hauses aufstellen und den Schleier lüften. Diejenigen, welche er grüßte, würden in den Harem geführt. Wenn sie keine Kinder bekämen, würden sie irgend einem Hösflinge zum Weibe gegeben. Im andern Falle blieben sie für den Rest des Lebens im Harem. Darum gehen die Frauen in Buchara sehr selten aus dem Hause, nur ältere; jüngere gar nicht. Sind sie einmal durch Nothwendigkeit gezwungen, so nehmen sie einen Stab und kriechen wie ein altes Weib dahin.

Dr. Ransdell erkundigte sich, wie der König passende Gattinnen fände, da die Frauen doch so abgeschlossen gehalten würden. Der eine meinte, es würden wöchentlich zwei mit Gewalt aus der Bevölkerung aufgegriffen. Selbstverständlich müssen alle Frauen des Königs Sunniten sein. Wenn er eine Kibdin zur Frau nimmt, so wird sie sofort zur Mohammedanerin gemacht. Doch soll es in neuerer Zeit nicht mehr vorgekommen sein. Ein anderer Gewährsmann erzählte, es würden alte Weiber dafür bezahlt, um zu den Familien zu gehen und die Mädchen aufzusuchen, die dann in den Harem geholt und entweder zurückgeschickt oder zu Gattinnen des Emirs gemacht würden. Etwas glaublicher scheint die andere Aussage, der zufolge der Emir bei den Vätern um die Töchter bittet und für sie einen reichen Kalim zahlt, d. h. mehr als das mohammedanische Gesetz vorschreibt, nämlich 400 M. für ein Mädchen und 200 M. für eine Witwe. Andere sagen, der Kalim sei im Gegentheil nur unbedeutend, und die Eltern seien daher gewöhnlich nicht damit einverstanden, daß der Emir die Tochter zur Gattin nehme. Zwar haben sie das Recht, das Mädchen dem Emir zu verweigern, allein im Chanat dürfen zwei Personen sich ohne Erlaubnis der Lokalbehörden nicht heiraten, und so sorge der Emir, wenn er abgewiesen ist, wie z. B. in Kermina vorgekommen war, daß niemand das Mädchen heirate. An Hösflinge stellte Dr. Ransdell die offene Frage, wie viel Frauen der Emir habe. Sie entgegneten „vier“, gaben jedoch, als er bemerkte, er habe von 300 Gattinnen gehört, zu, der Emir könne vielleicht 50 oder 60 Frauen gehabt haben, „aber niemals

mehr als vier zur Zeit.“ Einige Schwestern, ältere Frauen und sonstige Verwandte bezeichnen ihn, wenn er eine neue Ehe einzugehen wünsche, die jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft. Selbstverständlich ist der Harem kein Ort des Glücks, insbesondere für die jungen Mütter, welche, nachdem sie beiseite geschoben sind, die unnatürlichen Gewohnheiten der Männer in Centralasien nachahmen. Von Familienleben ist natürlich keine Rede. Auch das Schicksal der Töchter des Emir ist wenig be-
neidenswert. Der Vater verheiratet sie an Chodschas, die als Spielzeug der Frauen im Palaste leben; stirbt die Frau, so wird das Eigentum verkauft und der Gatte hinausgejagt, um vielleicht durch Betteln sein Leben zu fristen.

Günstigeres wird aus dem schon länger zum russischen Reiche gehörigen Lande berichtet. Unter Oberherrschaft der Russen haben die Galtshas in der Provinz Seraffchan eine vollständig demokratische Regierung. Jedes Dorf hat seinen Ältesten, der den Beschlüssen der Mehrheit Folge zu leisten hat. Bei der Geburt eines Kindes veranstalten die Eltern ein Fest. Das Kind erhält am achten Tage in Gegenwart eines Mulla einen Namen, was an das Gesetz der Beschneidung erinnert. Die Galtshas kaufen ihre Frauen und geben beim Abschluß des Kaufvertrags ein Fest. Bei Krankheiten nehmen sie nicht nur zu Arzneien, sondern auch zur Zauberei unter Leitung eines Mullas die Zuflucht. Die Toten werden in eine Matte gewickelt, in die Gruft gelegt und mit Zweigen und Erde bedeckt. Doch sind die Gräber nur sehr klein. Auch nach der Rückkehr von einem Begräbnis wird ein Festmahl veranstaltet, nach dessen Beendigung die Familie mit der Trauer beginnt. Die Witwe kann zwei Monate und zehn Tage nach dem Tode des Gatten wieder heiraten. Die väterliche Autorität ist streng, die Gastfreundschaft heilig und jedes Galtshadorf besitzt ein eignes Haus zur Aufnahme von Fremden. Der Ehebrecher wird aus dem Hause gejagt, sein Eigentum von dem Kafi konfisziert. Die Frauen verlassen selten das Haus. Sie haben, wie ein alter Tadschik sagte, nichts außerhalb des Hauses verloren, aber im Hause genug zu thun. Die Vielweiberei ist zwar erlaubt; jedoch nehmen die Galtshas selten mehr als eine Frau. Sie leben nach muselmännischen Gesetzen. Die Witwe erbt $\frac{1}{8}$, die Söhne $\frac{2}{3}$ des Restes, die Töchter das Übrige der Hinterlassenschaft. Bei Gerichtsverhandlungen ist der Eid zulässig, der in Gegenwart des Richters auf den Koran abgelegt wird. Sklaverei scheint nie bei ihnen existiert zu haben. Sie essen täglich dreimal, brauchen aus Birkenreisern angefertigte Besen zur Reinigung der Häuser und stellen aus Leinsamen eine Art Teig her, der an Stöcken befestigt wird und

als Licht dient. Doch brennen sie auch ein im Gebirge gefundenes Harz auf hölzernen Leuchtern. Sie züchten Rinder, Pferde, Ziegen und fettschwänzige Schafe, halten wachsame Hunde, rauchen hin und wieder mit narкотischem „Natscha“ vermischten Tabak und schnupfen häufig. Sie tanzen nie, doch spielen die Männer die gitarreähnliche Dautar, die Frauen die Tschilmanda. Beide singen eintönige, melancholische Lieder. Von den Stammesgenossen in der Ebene unterscheiden sie sich in moralischer sowohl als in physischer Beziehung. Aber sie gelten als in die Berge vor den anderen Stämmen Geflüchtete und Verachtete.

Unter ihnen herrscht der Aussatz, der sich durch milchweiße Flecken an Händen und Füßen und eine allgemeine Schwäche ankündigt. Die von dieser ansteckenden Krankheit Befallenen werden in besondere Weiler gebracht, mit denen zwar jegliche Verbindung verboten ist, aus denen in die Stadt zu kommen, um für sich und die Genossen Almosen zu betteln, aber nicht verwehrt ist. Dr. Haughton in Dublin hält die Krankheit nicht für ansteckend, sondern für erblich. In der That heirateten die von der Krankheit Befallenen und aus der Stadt Kokan Verbannten untereinander und hatten Kinder, welche ebenfalls wieder aussäßig sind. Der Besuch eines Aussägigen-Dorfs bei Kokan gehört zu dem Traurigsten, was aus Centralasien zu berichten ist. Zuerst wurde ein Knabe untersucht. Das Gesicht war eine einzige Masse von Geschwüren, die Augen vollständig ausgefressen. Die Augenhöhlen flossen von Eiter über. Das arme Kind, das genug zu thun zu haben schien, um die Fliegen von den Wunden fortzujagen, war von aussägigen Eltern geboren, die es hierhergebracht und verlassen hatten. Bei einem zweiten Kranken traten die Augen aus den Höhlen hervor, bei einem dritten waren die Gelenke krampfhaft verzerrt. Eine Frau hatte den Aussatz im Gesicht, einem jungen Mädchen war durch ihn die Haut über der Nase straff gezogen. Der turkestanische Kalender für 1880 giebt die Zahl der in Samarkand am Aussatz Leidenden auf 137, der ganz schwer Kranken auf 22, der Gesunden, welche in dem Aussägigen-Dorfe wohnen, auf 55 an. Mit Ausnahme von zwei Besitzern kleiner Läden, eines Grobschmieds und dessen Lehrlings, waren sie ganz auf Almosen angewiesen. — Bei Taschkent sind 31, in Ura-Tjube 20 Kranke. Das Aussägigen-Dorf bei Buchara soll 500 Hütten zählen.

Die Kalmücken in der Gegend von Kuldsha sind dem buddhistischen Schamanismus zugethan, ähnlich wie die sibirischen Burjäten, an die sie auch durch den mongolischen Typus erinnern, und bei denen auch die alten schamanischen Gebräuche noch herrschten, obgleich die Leute den Buddhismus angenommen hatten. Sie sind leichtgläubig, aber furcht-

sam, und wenn sie sich auch nicht gerade durch strenge Moral auszeichnen, so übertreffen sie doch die Chinesen an Edelmut, Freimütigkeit und Gastfreundlichkeit. Die Sorge für den Haushalt liegt allein den Frauen ob, die es mit der ehelichen Treue nicht sehr strenge halten. Doch ist hiebei zu erwähnen, daß ein sehr großer Teil der Männer Lamas sind und deshalb im Eölibat leben, wodurch andrerseits bei der geringen Zahl heiratsfähiger Männer die Polygamie begünstigt wird. Die Kalmücken sind in Sumuls von je 200 Zelten eingeteilt, die je unter den Befehlen eines geistlichen und eines weltlichen Offiziers stehen, des Gelun und des Sang.

Der Gelun hat die Befugnis, die niederen Lamas seines Sumul oder seiner Schwadron (die Kalmücken bilden die unregelmäßige Kavallerie der Chinesen) zum Gesul, dem dritten geistlichen Range zu befördern, lebt im Eölibat, rasiert seinen Kopf, fastet am 8., 13. und 20. des Monats, enthält sich des Weines und Tabaks und darf vorzüglich kein Tier, nicht einmal ein Insekt töten. Er trägt gewöhnlich eine lange Robe, welche ihn vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt, und darüber einen gelben Überrock mit weiten Ärmeln, sowie einen gelben Hut, bei religiösen Feierlichkeiten aber verschiedenartige andre Kleidungsstücke. Sein Zelt liegt im Mittelpunkt des Sumuls und kennzeichnet sich durch den weißen, dünnen Filz, sowie das mit Gebeten beschriebene Banner an einem Flaggenstocke vor demselben. Hier lebt er mit seinen Schülern, gewöhnlich fünf, von denen einige die Hausarbeiten besorgen, während die dritte Klasse, die Getsuls, bei den gottesdienstlichen Ceremonien Hülfe leisten. Der Gelun bereitet auch Arzneien. Der Supplikant legt beim Eintritt die Hand auf die Brust, worauf der Gelun ihm ein heiliges Buch auf den Kopf hält und einen Segen spricht. Der Gelun wird zum Teil auf Kosten der Regierung, die ihm jährlich 96 M. zahlt, hauptsächlich aber von seinen zerstreuten Gemeindeangehörigen erhalten, von denen er manche wöchentlich zweimal in Begleitung von einem oder zwei Schülern besucht. Bei Ankunft in einer Zeltgruppe wird er stets mit Freuden von den Kalmücken aufgenommen, die seinen Besuch als eine Ehre betrachten, ihn mit dem Besten, was sie haben, unterhalten und gewöhnlich ein Festmahl aus frischem Hammelfleisch, Thee und Kumys anrichten. Zu bestimmten Zeiten spricht er in derselben Weise, wie wenn er sich zu Hause befindet, in dem Zelte Gebete, worauf der ganze Mül, Männer, Frauen und Kinder, herbeikommt, um seinen Segen in Empfang zu nehmen.

Als Kleriker ist der Gelun seinen geistlichen Vorgesetzten unterthan, nicht aber den Civilgerichten. Er soll sich an den weltlichen An gelegenheiten seines Stammes nicht beteiligen, aber er vermag sie durch

die Lamas zu beeinflussen, die sehr zahlreich sind, weil von drei Brüdern einer Familie stets einer den geistlichen Beruf ergreift. Die Lamas eines Sumul leben für sich allein, stehen in beständiger Verbindung mit dem Gelun und werden von diesem unterstützt. Die Vorgesetzten des Gelun sind die Vorstände der Klöster, welche ihn zu einer Geldstrafe verurtheilen und ihm sogar körperliche Züchtigungen zu teil werden lassen können, was allerdings wegen der Toleranz der Kalmücken gegen die Schwächen ihrer Geluns selten vorkommt.

Die Lamas sind Lehrer, ärztliche Zauberer und Priester. Deshalb werden ihre Dienste beständig in Anspruch genommen: bei der Geburt eines Kindes, damit sie über die Mutter, die einen Monat lang als unrein gilt, ein Gebet sprechen und dem Neugeborenen den Namen geben; später um den Knaben zu unterrichten, ihn zu verheiraten, wenn er erwachsen ist, ihn mit Gebeten und Arzneien zu behandeln, wenn er erkrankt ist, und nach dem Tode desselben zu entscheiden, ob die Leiche beerdigt, auf der Steppe ausgesetzt, um dort, wie in Urga, von den Hunden verzehrt zu werden, oder verbrannt werden soll. Der Lama ist der Haupt- ratgeber bei allen wichtigen Vorkommnissen des Lebens und versorgt seine Gemeindeangehörigen mit Amuletten und Burchans (Idolen).

In Kuldscha besitzen die Kalmücken besondere Betställe und am Tekes ein Kloster; in den Zelten haben sie bewegliche Burchans oder Götzenbilder und um den Hals tragen sie Amulette, die aus Stücken Zeug bestehen, auf welche kurze Gebete genäht sind. Auf der Reise tragen sie noch ein besonderes Amulett; die Bilder sind mit Ölfarben auf Zeug gemalt, auf Kupfer graviert, aus Holz oder Stein geschnitten, aus Thon angefertigt oder einfach auf Papier gedruckt. Die auf Zeug gedruckten Burchans sind auf eine Holzrolle gewickelt und festgebunden, werden aber beim Gebete abgerollt und im Zelt aufgehängt. Auf kleinen schwarzen Pyramiden von der Größe eines Taubeneis, auf denen tibetanische Buchstaben in Reliefschrift stehen, wird Ehrfurcht erwiesen. Dieselben kommen aus Tibet und sind aus einer Mischung von Thon mit der Asche der frommen Buddhisten, deren Leichen verbrannt sind, angefertigt. Sie werden von den Kalmücken auch in kupfernen oder silbernen Büchsen als heilige Amulette auf der Brust getragen.

Das Kalmückenmädchen ist Hirtin. Es wird frühzeitig verheiratet, ohne Rücksicht auf seine Vorliebe und oft sogar gegen seinen Willen. Dafür steht es ihm frei, den Gatten zu verlassen und zu seinen Verwandten zurückzukehren. Wenn das Mädchen den Freier liebt, verläßt es das Zelt, sobald die Eheverhandlungen beginnen, im anderen Falle bleibt es

bei der ganzen Beratung zugegen. Die Eltern nehmen jedoch selten Rücksicht auf den Geschmack der Tochter; mit ihrer Einwilligung paßt der Freier die Gelegenheit ab, um das Mädchen zu ergreifen und mit Gewalt fortzuschleppen, und jene glauben vollständig ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie dies nur nicht sehen. Eine Kalmückenwitwe kann drei Monate nach dem Tode des Gatten, ja sogar nach einmonatlicher Trauer wieder heiraten.

In Kuldscha ist auch eine dunganische Moschee mit einem hohen und hübschen Minaret und die von dem letzten Tarantschi-Sultan Abil Dgu restaurierte Dschumma- (Freitags) Moschee der Tarantschis. Diese beiden wichtigsten Moscheen sind im chinesischen Stile mit an den Ecken aufwärts gebogenen Dächern gebaut. Überhaupt haben die Dunganen viel von den Chinesen angenommen. Sie richten sich nach den muslimännischen Gesetzen, haben aber gewöhnlich nur eine Frau. Beim Tode des Mannes erbt die Mutter, und wenn diese nicht mehr am Leben ist, der älteste Bruder und dann erst die Witwe, wenn sie auch schon wieder eine neue Ehe eingegangen ist. Sie leisten keinen Eid, weil der Mensch verpflichtet sei, die Wahrheit zu sprechen. Verstößt er gegen letztere, so wird er gesetzmäßig zu der Strafe verurteilt, welcher er durch Ablegung des falschen Zeugnisses zu entgehen gesucht hat.

Auch eine buddhistische Pagode, die einzige und noch dazu armselige in ganz Kuldscha, suchte Dr. Lansdell auf. Von der Straße aus gelangte er durch ein Vorzimmer in einen Hofraum, wo die Kinder sich zum Unterricht in den Lehren des Confucius versammeln und, jedes ein Buch in der Hand haltend, wie in den türkischen Schulen alle zusammen lesen. Von dem Hofraum betritt man das Hofhaus, in welchem sich die Götzenbilder befinden. An der Mauer stand eine große Tafel, auf welcher allerlei Eßwaren, sowie Lampen und Gefäße zu Brandopfern aufgestellt waren. Rund herum bemerkten wir Abbildungen von Drachen, und hingen Banner und Glocken. Der Gottesdienst wurde von einem schmutzigen und zerlumpten Individuum gehalten, das mit einem Bündel brennender Räucherstäbe in der Hand mit endlosen Bücklingen und unter fortwährendem Läuten der Glocken vom Altar vorschreitet und wieder zurücktritt. Bei wichtigen Gelegenheiten wird kein mündliches Gebet gesprochen, sondern mit Bitten beschriebenes Papier verbrannt, weil letztere auf diese Weise schneller das Ohr Gottes erreichen sollen. Ein Gebetsrad war hier nicht vorhanden, doch war der Tempel außerordentlich dunkel und unsauber.

Auch andre hervorragende Moscheen und Heiligtümer, zumeist der Mohammedaner wurden besucht. Vor der Stadt Ura Tjube

war das sagenhafte Grabmal eines Heiligen, über welchem ein Bogen gebaut ist, der sich im Laufe der Zeit in der Mitte etwas gesenkt hatte. Es wurden infolgedessen Arbeiter geschickt, welche ihn abstützen sollten und 100 Bäume fällten, ohne daß jedoch einer gepaßt hätte. Als sich die Leute zum Schlafe niedergelegt hatten und wieder erwachten, waren die 100 Bäume nach Mekka gewandert, und Mohammed hatte an ihrer Stelle einen Steinpfeiler geschickt, welcher gerade an der Stelle aufgestellt war, wo der Baum hatte stehen sollen.

Samar kand ist die alte Hauptstadt der Timuriden. Hier ist der im Jahre 764 (nach Christi Geburt: 1386) längere Zeit vor seinem Tode von Timur für die Überreste seines Lehrers Said gebaute Gur-Emir, ein kleines Mausoleum mit melonenförmigem Dom von 60 bis 75 m Höhe, das das Grabmal auch Tamerlans und Timurs und anderer Timuriden enthält und vordem das Ziel vieler Pilger war, seitdem die Russen aber im Besitz der Stadt sind, vernachlässigt scheint. Wie Chomikav erzählt, kroch man während seiner Anwesenheit im Jahre 1841 auf Händen und Füßen in die Gruft hinein. Als Bamberg im Jahre 1863 dort war, standen am Kopfe der Gräber zwei Kähle oder Lesepulte, auf denen heilige Bücher für die Mullahs waren, die Tag und Nacht Gebete aus dem Koran lasen. Ein weiteres Pult mit einem von Othmann, dem Sekretär Mohammeds und dem dritten Chalifen, in Folioformat geschriebenen Koran, einer Reliquie, welche Timur von Brussa mitgebracht und in Samar kand geheim gehalten haben soll, damit andere mohammedanische Länder wegen des Schazes nicht eifersüchtig werden sollten, stand in der Gruft. Etliche Blutflecken am Buche sollen von dem Chalifen herrühren, der beim Kopieren des heiligen Werkes erschlagen wurde.

Noch andre Monumente sind in Samar kand, so das ziemlich zerfallene Ak-Serai, wo nach der Sage einige Frauen Timurs beerdigt liegen, mit einer Strähne vom Barte des Propheten, ferner die Schah-Sindeh-Moschee mit einem ungeheuren Koran, der geöffnet 1,8 m lang und 1,2 m breit war, und einem Betpult aus weißem Marmor von ungeheurer Größe, das auf neun niedrigen Pfeilern ruht. Das Betpult mit dem großen Koran wurde vor ein hohes Fenster gestellt, an welchem nach der Tradition Bibi-Chanum saß und zu lesen pflegte, die Lieblingsgattin Timurs und die Tochter eines Kaisers von China, welche die jetzt in Trümmern liegende vormalig prächtige Bibi-Chamun-Hochschule in Samar kand baute. Gegenwärtig besteht das Hauptverdienst des Pultes in der wunderwirkenden Heilkraft bei Rückenmarksleiden, wenn der Kranke unter ihm durchkriecht. In einer unterirdischen Zelle der Schah-Sindeh-

Moschee lassen sich die Frommen zu vierzigtägigem Beten und Fasten einschließen. Von den 15—20 Personen, welche diese Fastenzeit jährlich durchmachen, essen einige täglich einmal abends, andere alle drei Tage einmal, sämmtlich aber so wenig wie möglich.

Das Innere der großen Moschee von Buchara, wo Dschingis-Chan seine Kriegshunde gegen die Stadt losließ, ist ein großer unbedeckter Hof von etwa 90 qm, wo nach der Behauptung der Eingebornen 10 000 Andächtige Platz finden. Derselbe ist von einem breiten, aus Backsteinen aufgeführten gewölbten Gang mit zwei und stellenweise drei Schiffen umgeben, Kolonnaden, welche, weil sie fünf Bogen oder Säulenhallen haben, an das hebräische Bethesda in Jerusalem erinnern. Unter einer Kuppel, die sich auf zwei Bogen erhebt und das Heiligtum bildet, predigt der Mufti.

Derselbe begann, als Dr. Vansdell dem Gottesdienst beiwohnte, vielfach von den kirchlichen Gebräuchen des Westens abweichend und eher an den alten Tempeldienst in Jerusalem erinnernd, den Gottesdienst mit einem langgezogenen Tone, worauf die Leute sich mit größter Genauigkeit aufstellten, dann niederknieten, wieder aufstanden und schweigend ein Gebet verrichteten. Einige der Andächtigen knieten in Gruppen von zweien und dreien, stets aber eine gerade Linie bildend. Unter einer der bedeckten Säulenhallen stand ein Mann, wie die Phantasie den Pharisäer vorstellt, als er in den Tempel trat, um zu beten. Er trug ein Gewand von hochrotem Sammet und einen schneeweißen Turban und hatte einen hervorragenden Platz eingenommen, während ein armer Mensch mit nackten Füßen sich seinen Platz ganz hinten wählte, wo er, nicht im Besitz eines kostbaren Bettuches, sein Kleid abnahm, auf den Erdboden legte und darauf sein Gebet verrichtete. Das Benehmen der ganzen Versammlung wird als höchst angemessen und ehrerbietig bezeichnet. Die Worte des Mufti, sowie diejenigen eines anderen, der unter einer Säulenhalle zur Rechten stand und gewisse Responsorien sagte, waren deutlich in der ganzen Moschee hörbar. Am Schlusse standen die Andächtigen wieder auf, verbeugten sich, warfen sich zur Erde, und dann war die Dschumma vorbei. Ungern hatten die Begleiter den Christen in die Moschee geführt. Die Leute, so hatten sie auch eingewendet, würden zu ihnen hinsehen und keinen Vortheil von den Gebeten haben. Dr. Vansdell hatte einfach geantwortet: dann sage ihnen, daß sie uns nicht ansehen. Aber bei dem Ausgang aus der Moschee scharte sich eine bedrohliche Menge um ihn, der er nur durch die Sorgfalt der Begleiter entging.

In Chiwa ist die einzige bemerkenswerte Moschee die Hasreti-Beliwan-Moschee, die einen großen Dom von 18 m Höhe, mit grünen Ziegeln

gedeckt, wie sie auch sonst bei Minarets verwendet zu werden pflegen, sowie zwei kleinere Kuppeln besitzt. Die Gebete, welche elf Männer im Kibleh, dem Eingang gegenüber, mit lautem Geschrei und unter heftigen Körperbewegungen hervorstießen, wurden von den in der Moschee auf der Erde hockenden Gläubigen weniger aufmerksam angehört als in Buchara. Die Gebete lauteten etwa: *Hasbi rabi dschal Allah* (Der Herr ist mein Hort, Allah sei gepriesen). *Mo fi kalbi hir Allah* (Es lebt nur Gott in meinem Herzen!) *Nuri Mohammed soell Allah* (Mein Licht, Mohammed, Gott segne ihn) *Ea iloha il Allah* (Es giebt keinen andern Gott als Allah). Diese Worte werden nach verschiedenen halbmusikalischen Melodien gesungen, anfänglich in tiefen Tönen, wobei der Kopf zunächst über die linke Schulter, dann zurück nach der Brust, darauf über die rechte Schulter und dann wieder hinabgebogen wird, um gleichsam die Bewegungen des Herzens anzudeuten. Zuweilen rief einer der Männer, der sich vor den übrigen durch seine Erregung auszeichnete, mit lauter Stimme einen Satz, warf die Arme empor, tanzte, sprang und schlug sich mit solcher Gewalt auf die linke Brust, daß es klatschte. Der Text der Gebete wird mehrere hundert Mal wiederholt, bis die Betenden so erschöpft sind, daß ihr Ruf nur noch wie ein anhaltendes Stöhnen klingt und der Schweiß durch die Kleidung dringt. Einige werden von dem leitenden Ischan zur Seite geschoben und durch neue Andächtige ersetzt. Allmählich bilden sich mehrere konzentrische Kreise, die von einer Seite der Moschee zur andern schwanken, hin und her und auf und nieder springen und dabei wie eine Bande Wahnsinniger *Hai, Allah Hai!* schreien, bis der Ischan eine Ruhepause vergönnt, ein Gebet herjagend, oder ein *Hafis* ein Gedicht vorträgt, oder, wie in Samarkand, ein *Derwisch* mit kreischender, schriller Stimme einen Sologefang beginnt.

Im Bazar von Chiwa waren auch tanzende *Derwische*, welche auf der Straße herumtanzten. Sie berühren nie ihren Kopf mit einem Messer, tragen zuckerhutförmige Mützen, sind in Lumpen gekleidet und tragen je eine Art Schnappsfack, sowie ein aus Kürbis angefertigtes Trinkgefäß. Sie singen heilige Gesänge in persischer und türkischer Sprache und schreien dabei so laut wie möglich und begleiten ihre Melodien mit allerlei Sprüngen, Drehungen und Körperverrenkungen. In Konstantinopel wohnte der Verfasser einem Gottesdienst dieser Sekte der tanzenden *Derwische* bei.

Mit einem buchariotischen *Mirsa* führte er ein religiöses Gespräch und fragte ihn u. a. auch, was er von einem zukünftigen Leben denke. Dieser meinte, nach dem Tode bleiben die Toten bis zur Auf-

erstehung liegen, um dann, da die Erde platt, wie Gras empor zu wachsen. Gott scheidet darauf die Guten von den Bösen und schickt erstere zum Himmel, letztere in die Hölle. Der Himmel ist der Ort, wo im ewigen Leben den Leuten jeder Wunsch erfüllt wird, jedoch könne der Gläubiger dort den Schuldner auffuchen und ihm zwar kein Geld abnehmen, aber doch, falls er ein guter und er selbst ein böser Mensch gewesen sei, ihm alle gute Thaten nehmen und sich selbst dadurch retten.

Es bleibt übrig von dem zu berichten, wie gegenüber den gewaltigen Massen des armseligsten Mohammedanismus die christliche Kirche in Centralasien sich entwickelt hat.

Kirchen und geordnete christliche Gemeinden der orthodoxen Kirche giebt es in Centralasien nur in den Städten, in denen die Russen an Zahl größer sind, vornehmlich an den Stationsorten der Truppen. Wyselok-Karibulatsk war ein Dorf, das, was sehr selten ist, eine Kirche hatte und mit seinen bebauten Ländereien an die in manchen Poststraßen in Sibirien zahlreichen Dörfer erinnert. Das Gotteshaus in Kuldscha gleicht in seinem Baustile dem einer chinesischen Pagode. Das Innere war ein langes Schiff mit Säulengängen und hölzernen Pfeilern und hatte der Form nach mehr Ähnlichkeit mit einer englischen Kirche als sonst in Rußland. Der Chor bestand aus russischen Soldaten, die auch dem Geistlichen Hülfeleistungen reichten. Die Kirchengänger gehörten zur Elite der Stadt.

In Kuldscha ist übrigens auch eine Kapelle der kleinen, aus 65 Chinesen bestehenden römisch-katholischen Gemeinde, die keinen eigenen Priester hatte und deshalb den Dr. Ransdell hat, trotz seines protestantischen Glaubens bei ihnen den Gottesdienst zu halten.

Auffallend ist es dem evangelischen Leser, daß wenigstens soweit die deutsche Bearbeitung des Reiseberichts darüber Auskunft giebt, der Reisende den in der Diaspora lebenden Protestanten nicht näher getreten ist. Daß in Taschkent mit seinen 76 000 Mohammedanern, 3473 griechischen, 155 römischen Katholiken und 400 Juden auch 115 Lutheraner wohnten, war demselben nicht unbekannt. Wie sie sich gefreut haben würden, wenn sie mit einem englischen Reverend zusammen gekommen wären, geht aus dem Bericht über die Wirksamkeit der Unterstützungskasse für evang.-luth. Gemeinden in Rußland während der ersten 25 Jahre ihres Bestehens hervor,¹⁾ welchem wir jetzt folgendes entnehmen.

¹⁾ Festschrift von Nöltingk 1884. St. Petersburg, Eggers. Bernburg, Jr. Bacmeister. 237 S. Der Bericht über die Bezirkskomitees Moskau und Irkutsk steht S. 95 ff.

Apotheker Kruse stellte die Bitte an das betreffende Komitee um einen Besuch des Pastors von Orenburg. Derselbe trat am 21. Aug. 1877 seine große Reise an und bediente, 5131 Werst zurücklegend, 315 Personen mit Wort und Sakrament. Taschkent und Samarkand, das Fergana und Syr-Darja-Gebiet wurden binnen vier Monaten besucht, an 16 Orten wurden 24 Gottesdienste gehalten, 23 Kommunionen gefeiert, 19 Kinder getauft und ein Paar getraut. In Taschkent fand in dem mit Blumen und Weinlaub geschmückten Saale eines russischen Obersten viermal Gottesdienst statt, jedesmal mit dem heil. Abendmahl verbunden. Ein Kirchenvorstand ist gewählt, ein sonntäglicher Besegottesdienst eingerichtet und für den Bau einer Kirche ein Kapital gesammelt, das bereits so groß ist, daß die Zeit vielleicht nicht fern ist, wo in Taschkent ein lutherischer Geistlicher an einer lutherischen Kirche sich niederläßt.

Der lutherische Pastor in Barnaul-Tomsk hat im Jahre 1883 eine Reise von 5300 Werst in die Gebiete Semipalatinsk und Semiretschensk gemacht, wo ihm ein ähnliches lebhaftes Verlangen nach kirchlicher Versorgung entgegentrat. Seit 16 Jahren waren diese Gebiete von ihrem Pastor nicht besucht worden. Diese Zeit hatte bei dem fluktuierenden Charakter der lutherischen Bevölkerung hingereicht, um jede Verbindung zwischen ihr und dem Pfarramt aufzuheben. Es fand sich von den im Jahre 1870 verzeichneten Personen nur eine einzige noch vor, und dieselbe um 1250 Werst verschlagen von ihrem früheren Aufenthaltsorte. Man wußte nicht mehr, wohin sich wenden, um den Segen seiner Kirche zu erlangen. So hatte ein lutherisches Paar ungetraut gelebt, weil es nicht zur orthodoxen Kirche übergehen wollte. In Wernoje fanden sich 50 Lutheraner, meist den gebildeten Ständen angehörig. Das Ergebnis ihrer Sammlung war die Wahl eines Kirchenrats und der Beschluß, ein Bethaus zu bauen. Vielleicht erweist sich ein Zusammenschluß mit dem 800 Werst entfernten Taschkent zu einem selbständigen Kirchspiel als ausführbar. —

Im nördlichen Chiwa traf Dr. Vansdell in Chodscheili eine Mennonitengemeinde. Die Mennoniten waren in der Krim und an der Wolga ansässig gewesen. Als aber 1874 die allgemeine Dienstpflicht in Rußland eingeführt wurde, waren etwa 1000 Familien nach den Vereinigten Staaten und Canada ausgewandert. Andere blieben in Rußland und absolvierten die Dienstzeit nicht als Soldaten, sondern als Forstbeamten. Etwa 150 Familien zogen 1880 nach Turkestan, wo sie sich anfänglich in Taschkent aufhielten. Eine Streitigkeit trennte sie. Einige ließen sich bei Aulie-Ata unweit Taschkent nieder. Andre begaben sich an

die Grenze von Buchara und schlossen schließlich mit dem Chan von Chiwa eine Vereinbarung ab. Sie reisten in ungeheuren europäischen Wagen, die sie, als sie an die Sandwüste zwischen Karakul und dem Amu kamen, auseinandernahmen und auf Kamelen weiter beförderten. Jetzt bilden etwa 64 Familien eine kleine Kolonie am linken Ufer des Oxus, die unter dem Schutze des Chans von Chiwa steht.

Der orthodoxe Erzbischof von ganz Turkestan und Taschkent wohnt in Wernoje, das etwa 17 000 Russen griechischen Bekenntnisses, 137 Katholiken, nach Vansdell 24 Protestanten (nach Nölting j. oben 50), 702 Mohammedaner, 203 Buddhisten, 14 Juden, 28 Dissidenten enthält. Dennoch hat Wernoje nur zwei orthodoxe Kirchen. Doch ist der Grundstein zu einer Kathedrale gelegt. Der Erzbischof, ein älterer Herr, war nach dem Tode seiner Frau Mönch geworden, hatte die Akademie absolviert, als Priester in Petersburg fungiert, der Mission in Peking angehört und war auch Kaplan in Rom gewesen. So besaß er eine gute Bibliothek und Bibeln in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache, deren sich kein anderer Priester in Turkestan rühmen kann. Er sprach fließend Italienisch und Chinesisch, hatte das Französische aber fast gänzlich vergessen. An den Wänden des Empfangszimmers hingen italienische Bilder, auf den Tischen lagen Photographie-Albums mit Ansichten aus Rom, chinesische und japanische Münzen und Talismane, Altertümer von Sissihul und viele Kostbarkeiten, teils Geschenke, teils an früheren Aufenthaltsorten billig erworben.

Und die Mission? Nur wenig ist davon zu melden. Durch Ukas von 1840¹⁾ hat Kaiser Nikolaus alle nicht russischen Missionare aus den russischen Besitzungen entfernt, weil die orthodoxe Kirche die ganze Missionsthätigkeit thun soll. So ist denn auch nach Buchara seit der Vertreibung des englischen Missionars Dr. Wolff im Jahre 1845 kein evangelischer Missionar wieder gekommen. Im Khanat Chiwa ist im Jahre 1884 ein amerikanischer Missionar Dr. Vanorden thätig.

Während des chinesischen Bürgerkrieges im Jahre 1867 überschritten einige hundert Tarantschis, Schutz suchend, die russische Grenze und erhielten in derselben Weise wie die russischen Kolonisten Land zu Niederlassungen. Jede Familie erhielt landwirtschaftliche Geräte und Samen, sowie 130 M. bar. Durch den großen Fleiß und die geschickte Bodenbereitung dieser Halbchinesen hat das Gebiet sich zu einer blühenden Kolonie entwickelt. Die Russen sorgten aber auch für ihr geistiges Wohl und veranlaßten sie bald, 800 an der Zahl, sich taufen zu lassen. Es sind

¹⁾ Siehe Allg. Miss.-Ztschr. 1883. S. 447.

dies die sogenannten Konvertiten, die allerdings die neue Religion nicht verstanden, aber angeblich mit dem Buddhismus gebrochen haben und bereit sind, sich belehren zu lassen. Die Orthodoxe Christliche Bruderschaft in Wernoje schickte im Jahre 1868 einen Geistlichen und Schul-lehrer nach Sarkan. Doch veranlaßte das geringe Gehalt, jährlich 1400 Mark, denselben bald, nachdem er Schule und Kapelle gebaut hatte, den Posten wieder aufzugeben. Sein Nachfolger war ein Geistlicher, Namens Pokrowsky, welcher trotz der ihm entgegenstehenden vielen Hindernisse, doch einige Fortschritte mit seiner Lehre machte.

Der russische Oberst Friedrichs lobt die Nettigkeit ihrer in chinesischem Stil gebauten Wohnungen, sowie den Fleiß und das moralische Verhalten der Kolonisten in Sarkan, die auf ihren Feldern so reiche Erträge erzielen, daß die Kosaken ihre Vorräte bei ihnen holen. Es gab in Sarkan zwei Schulen, in denen die Kinder, zum größten Teile Tarantschis, die russische Sprache und Rechnen lernten. Die Einwanderer bekannten sich ohne Zögern zum orthodoxen Glauben, weshalb der Oberst auch die Ausdehnung dieser Thätigkeit befürwortet.

In Wernoje wurde 1871 eine Schule für christliche Kalmückenknaben und in Verbindung mit derselben ein Asyl für die Söhne der neu getauften Kalmücken eröffnet. Das Heim verdankte seine Entstehung hauptsächlich dem Erzbischof Putinzew, nach dessen Beispiel der Geistliche der Stadtkirche, Pater Bielajarsky in seinem eigenen Hause ein ähnliches, mit einer Schule verknüpftes Asyl gründete. In Wernoje wurde das christliche Werk jedoch nicht lange fortgesetzt. Auch die Bruderschaft bestand 1880 nur noch auf dem Papier.

Erzbischof Alexander erzählte nur, daß die Gründung einer Missionsstation am Issuk-Kul in der Provinz Semipalatinsk erwogen werde. Die Missionare sollten Mönche sein, die kein Fleisch essen, und ihre Bestrebungen hauptsächlich auf die Nomaden richten, welche kein Brot genießen. Die Nachbarschaft des Sees war gewählt worden, damit die Geistlichen sich von Fischen nähren könnten. Ihre Aufgabe sollte anfänglich eine wissenschaftliche sein und erst später eine religiöse werden, da die Kara-Kirgisen nach der Beschreibung des Erzbischofs sich zwar gute Muselmänner nennen, aber doch keine wirklichen Mohammedaner sind, weil sie den Koran nicht kennen.

Wann wird ihnen das Licht des Evangeliums aufgehen? Es ist schmerzlich, von der Unthätigkeit der griechischen Kirche an den vor ihrer Thür liegenden Ungläubigen hinausblicken auf die Anstrengungen, die sie im Augenblick macht, um die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen zu unterdrücken.

Lesefrüchte aus Livingstones Last Journals.

Von D. Grundemann.

Die letzten Tagebücher des großen Missionsreisenden haben bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen erregt. Nach den Mittheilungen, welche Stanley, nachdem er Livingstone am Tanganjika-See aufgefunden hatte, über dessen Mühsale und Leiden machte, durfte man nicht erwarten, daß er imstande gewesen sei, irgend welche ausführliche Aufzeichnungen über seine Erlebnisse und Beobachtungen zu machen. Nur nach seiner Heimkehr konnte man hoffen eine von ihm selbst bearbeitete Darstellung seiner Reisen zu erhalten. Diese Hoffnung aber schien verschwunden, als statt des Forschers nur dessen Leiche das Vaterland erreichte. Man mußte annehmen, daß die wichtigen Ergebnisse jener eigenartigen Wanderungen¹⁾ uns nie anders als in sehr allgemeinen und unbestimmten Umrissen bekannt werden würden. Wie aber staunte man, als (auf dem Auswärtigen Amte in London) bei der Öffnung des Blechkastens, der die Papiere des Reisenden enthielt, ausführliche und vollständige Aufzeichnungen zu Tage kamen, die nur durch einige Lücken da unterbrochen sind, wo die Bewußtlosigkeit des kranken Reisenden jede Notirung unmöglich machte. Die Führung dieser Tagebücher, die zum Theil wegen Mangels an Papier und Tinte, mit dem braunen Saft einer Baumsfrucht auf alte Zeitungen geschrieben wurden, verdient nicht weniger Bewunderung, als die kühnen Wanderungen selbst, die darin beschrieben sind. — Für die Veröffentlichung sind diese Schriften von einem Freunde Livingstones bearbeitet, Rev. Horace Waller, der als Missionar bei der unglücklichen ersten Schire-Mission beteiligt war, und daher aus eigener Erfahrung über innerafrikanische Verhältnisse manche Erläuterungen beifügen konnte. Die zwei starken Bände unter dem Titel: *The Last Journals of David Livingstone*, denen in Stanfords geographischer Anstalt eine nach den Originalskizzen bearbeitete treffliche Karte beigelegt ist, bilden für die Kenntniss Innerafrikas einen Schatz, dessen Wert kaum hoch genug anzuschlagen ist. Die Geographen von Fach haben denselben gründlich benutzt.²⁾ Aber es ging dem Werk wie manchem andern, dessen wichtigster Inhalt bereits zum Gemeingut geworden ist, und das dann nur noch selten benutzt wird, weil man meint, die Quelle sei schon ausgeschöpft.

1) Vom April 1866 bis zum Mai 1873 zog Livingstone hin und her, größtentheils durch Gebiete, die noch nie von einem Europäer betreten waren. Seine Entdeckungen gaben den Anstoß zu der neuen Weltstellung, in welche Afrika jetzt eingetreten ist. Während jener ganzen Zeit hat er (Stanley ausgenommen) keinen Europäer gesehen, und unbeschreibliche Entbehrungen und Mühsale erduldet.

2) Wie Livingstone selbst in Bezug auf die wichtige Nilquellenfrage noch in Irrthum oder im Zweifel war, und wie dieser Zweifel durch die gründlichen Berechnungen meines unvergeßlichen Freundes Dr. C. Behm noch zu L. Lebzeiten gelöst wurde, sei hier nur angedeutet. Vergl. Jahrg. 78, S. 4.

Ich hatte Gelegenheit die Tagebücher jetzt gründlich durchzuarbeiten und habe in ihnen eine solche Fülle bisher unbeachteter interessanter und wichtiger Mittheilungen gefunden, daß ich mich verpflichtet halte, hiermit die wichtigsten Früchte meiner Lektüre unsern Lesern darzubieten, um so mehr als sie vielfach für unsere neuen Beziehungen zu Ostafrika zu verwerten sein dürften.

I. Livingstone im Verkehr mit den Eingebornen.

Unter dieser Rubrik schließe ich mehrfach Livingstones Verkehr mit seinen Dienstleuten ein, wenn auch dieselben von den Eingebornen der bereisten Gebiete zu unterscheiden sind. Zum Theil waren sie gar keine Afrikaner — aber doch Angehörige niedriger stehender Völkerschaften. (Wir geben über dieselben später einige besondere Bemerkungen). Es ist interessant, die Schwierigkeiten des Verkehrs mit solchen Leuten zu beobachten, gerade da, wo sie einem so nahe gerückt sind, wie im Dienstverhältnisse.

Die Aufgabe des Verkehrs mit den Eingebornen deutet L. dahin an, daß auf die letzteren ein verbessernder Einfluß zu üben sei. Dazu bietet sich ganz von selbst Gelegenheit. Wenn man bei einem Dorfe eintrifft, die angebotene Herberge annimmt, Nahrungsmittel für die Karawane einkauft, nach Auskunft fragt, höfliche afrikanische Fragen nach dem Zweck der Reise beantwortet — überall beginnt man Bekanntschaft mit dem Volke zu verbreiten, durch dessen Vermittlung ihr Land einst erleuchtet und vom Sklavenhandel befreit werden wird (I, 13). L. hat hier besonders die englische Nation als Bekämpferin des Sklavenhandels im Sinne. Wir können, ohne von seinem Gedanken abzuweichen, die Aufgabe dahin erweitern: Möge jeder christliche Reisende sich dessen bewußt sein, daß er unter allen Umständen den Eingebornen als ein Vertreter der Christenheit gegenüber tritt, deren ernstes Bestreben es ist, dem Elende der heidnischen Völker abzuhelpen. Könnten doch diese goldenen Worte insonderheit jedem Afrikareisenden an erster Stelle in's Herz geschrieben werden!

Vor allem gilt es auf die eingebornen Reisebegleiter Einfluß auszuüben, mit denen uns die gemeinsamen Interessen und Gefahren verbinden. „Nichts als die erbärmlichste Jungenhaftigkeit (puerility) könnte ein männliches Herz verleiten ihre Inferiorität zum Thema der Selbsterhebung zu machen, wie es leider oft geschieht“ — (I, 14). Bescheidenheit und demüthige Selbsterkenntnis also bleibt das vornehmlichste Requisit für den Verkehr mit Eingebornen.

Dadurch wird die hochfahrende Rücksichtslosigkeit von vornherein

ausgeschlossen, die sicherlich im Umgang mit Eingebornen viel verdirbt und Unheil anrichtet. L. bemühte sich freundlich auf die Interessen und Vorstellungen der Eingebornen einzugehen und benutzte jede Gelegenheit, dieselben kennen zu lernen: er studierte sie, besonders die religiösen Vorstellungen (vergl. I, 45). Viele Mißverständnisse und daraus folgende Schwierigkeiten könnten vermieden werden, wenn die Europäer in dieser Weise die Eingebornen zu verstehen sich bemühten, anstatt sich hochmüthig über dieselben hinweg zu setzen.

L. nahm auch Rücksicht auf die geringere Fähigkeit zu körperlichen Anstrengungen, wie sie ihm z. B. bei Herstellung einer Pichtung durch den dichten Urwald entgegentrat. Die hochgewachsenen Gestalten ermüdeten am ehesten, die untersehten hielten länger aus; aber auch ihre Kraft war nach einigen Tagen erschöpft. L. findet den Grund im Mangel an Fleischnahrung (I, 21).

In freundlicher Rücksicht hütete sich L. einem Eingebornen wehe zu thun. Als ihm eine Frau mit aussätzigen Händen eine Mahlzeit bereitete, und sie dem kranken, ausgehungerten Manne mit freundlichem Drängen darbot, durfte er sie ja wegen der Ansteckung nicht genießen. Aber er wies sie nicht zurück, sondern brachte sie in der Stille über die Seite und „segnete das mütterliche Herz“ der Geberin (II, 41).

Mit den Eingebornen unterhielt er sich bei jeder Gelegenheit über Religion, Gott und die zukünftige Welt — immer im freundlichen Gespräch. Auch zeigte er ihnen biblische Bilder (I, 190. 197). Er hatte nämlich ein illustriertes Bibellexikon bei sich, das an den Rasttagen und Wochen seine Lektüre bildete.¹⁾ Auf die Frage, weshalb er so weit hergekommen sei? antwortete er: „Um Land und Leute der übrigen Welt bekannt zu machen. Wir seien alle Kinder eines Vaters, und ich möchte, daß wir uns besser kennen lernten, und einander freundlich in Sicherheit besuchen könnten. Ich sagte ihnen, was die Königin zur Beförderung des Baumwollenbaues am Sambesi gethan habe, und wie unser Werk durch die Sklavenhändler und ihre Genossen vereitelt worden sei. Als sie darum baten, zeigte ich ihnen mein Notizbuch, Uhr, Kompaß, Brennglas“ (I, 314). „Ich zeigte ihnen die Bibel und sagte ihnen etwas von ihrem Inhalt.“ (ib.) „Ein paar hübsche junge Männer . . . fragten, ob die Leute bei uns auch stürben und wo sie nach dem Tode hinkämen? „„Wer tötet sie?““ „„Habt ihr kein Zaubermittel (Buanga) gegen den Tod?““ — Ich sagte, daß wir zu dem großen Vater, Mulungu,

¹⁾ Während des Aufenthalts in Manyuema hat er die ganze Bibel viermal durchgelesen. (II, 154.)

beteten und Er hörte uns alle. Sie meinten, das sei natürlich" (II, 29). Die wenigen andern Beispiele, in denen L. Proben seiner Unterredungen mit den Eingebornen über die Religion gegeben hat, stimmen mit den obigen völlig überein. Auf den ersten Blick erscheint es befremdlich, daß er nirgends die christliche Hauptlehre von der Erlösung in den Vordergrund stellt. Man möchte diese Unterlassung a priori für unmöglich halten. Da aber nirgends etwas anderes erwähnt wird, können wir nicht umhin anzunehmen, daß sich L. in seinen Unterredungen mit den Eingebornen zunächst auf die Lehren des 1. Artikels beschränkte. Mit Rücksicht auf den rein vorbereitenden Charakter seiner so vorübergehenden Unterweisung wird er wohl das Rechte getroffen haben.

Neben diesen elementarsten Andeutungen über die Glaubenslehre benutzte L. jede Gelegenheit zu freundlicher¹⁾ Ermahnung vom Unrecht abzulassen. „Du mußt nicht wieder zanken“ sagte er zu einer infolge einer Zänke mit ihrer Gefährtin weggelaufenen Frau, als sie wiederkehrte (II, 193). In Nyangwe hörte er, wie eine Frau ihre Sklavin öfters prügelte. Er hielt ihr vor, daß dies nicht recht sei und bat sie, freundlich zu der Sklavin zu sein, da sie allein hier deren Mutter sei (II, 131). Die Händler ermahnt er auf ihren Zügen keine Mordthaten zu begehen: Elfenbein, wenn mit Blutvergießen erworben, sei nicht rein, sondern (wie sie sagen) unglückbringend. „Vergießt nicht Menschenblut, meine Freunde, es bringt eine Schuld auf euch, die sich mit Wasser nicht abwaschen läßt.“ Hernach stellte sich heraus, daß die blutgierige Partei nur 1½ Elefantenzähne heim brachten, während die, welche das Morden vermieden, deren 54 erhielten (II 46). Besonders oft ermahnte L. die Häuptlinge von dem schändlichen Sklavenhandel abzustehen. Freilich fehlte dafür manchmal alles Verständnis. Der Kasembe hörte ihn eine Weile an und brach dann in eine lange Tirade über die Größe seines Landes und seiner Herrschaft aus (I, 263). Bei andrer Gelegenheit fand er besser Anklang (I, 74).²⁾ L.s Gedanken waren auf jenen letzten Reisen neben dem großen Zweck der Entdeckung der Nilquellen

¹⁾ Daß sein Verkehr mit den Eingebornen überhaupt freundlicher Art war, braucht kaum gesagt zu werden. Daß die Freundlichkeit auch zum Scherz werden konnte (I, 190) sei nur im Vorübergehen erwähnt. Dies Gebiet sollten andre Reisende nur mit größter Vorsicht betreten.

²⁾ Es lag ihm daran, jeden Verdacht, als seien seine Begleiter Sklaven, zu beseitigen. Als einer der in Kassid erzogenen Befreiten auf der Reise Verwandten begegnete, gestattete er es ihm ohne weiteres zurückzubleiben (I, 108). Auch sonst betont er, daß seine Leute keine Sklaven sind (I, 189).

vorzugsweise mit der Abstellung des Sklavenhandels und der damit verbundenen Greuel beschäftigt. Diese offene Wunde der Welt sollte geheilt werden (II, 182).

L. war sich dessen bewußt, daß der christliche Gottesdienst selbst auf die Eingebornen seinen Eindruck nicht verfehlen werde. Er hat mit seinen Begleitern sowohl tägliche Andachten, bei denen nur ein Lied gesungen und das Vaterunser gebetet wurde, als auch den Sonntags-Gottesdienst regelmäßig gehalten, worüber ein „S“ (Service) an den betreffenden Stellen der Tagebücher Auskunft giebt. Der Sonntag war natürlich immer Rasttag; nur einigemal drängte der bittere Hunger auch am Sonntag weiter zu reisen. — L. spricht sich darüber aus, daß die Benutzung des Prayerbooks weniger zweckmäßig sei. Die Eingebornen gewönnen dabei nicht den Eindruck, daß ein unsichtbares Wesen angeredet werde; es scheine ihnen vielmehr als spreche man zum Buche. Kniend mit geschlossenen Augen zu beten sei besser als die gewöhnliche Art des Gottesdienstes (I, 103 f.). Dennoch erfahren wir (I, 222), daß er, (obgleich zur Denomination der Independents gehörig) auf diesen seinen Reisen den Gottesdienst immer nach anglikanischem Ritus hielt. War es nur Rücksicht auf die in der Anstalt zu Nassick an diese Formen gewöhnten Begleiter — oder war L. durch die Erfahrung belehrt worden, daß für die afrikanischen Völker eine formenreichere Gestaltung des Christentums die geeignetere sei?

Es ist selbstverständlich, daß L. nicht bloß durch Unterredungen über das Christentum, sondern durch das christliche Leben selbst einen Einfluß auf Heiden und Mohammedaner ausübte. Andere Europäer haben in fernen Ländern, wo sie von keinem europäischen Auge beobachtet werden, das Gefühl, als seien allerlei Schranken der christlichen Sitte unter solchen Verhältnissen beseitigt. Ich kenne einen sonst sehr achtungswerten Mann, der ganz unbefangen zugab, daß er sich unter den Afrikanern in manchen Beziehungen nach der „Landessitte“ gerichtet habe, und zwar auch in solchen Stücken, die ihn bei uns zu Lande in der anständigen Gesellschaft würden unmöglich gemacht haben. Nur im Vorübergehen sei hier an die Praxis des Konkubinats erinnert, wie sie größtenteils in den europäischen Handelsniederlassungen unter sogenannten Naturvölkern herrscht. L. berührt dies Gebiet nicht. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß er selbst sich in dieser Beziehung rein erhielt. Er mußte es aber leider erleben, daß seine Begleiter durch die Sklavinnen der Händler verführt wurden (II, 75). Er berichtet diese Thatsache nur gelegentlich, aber man liest zwischen den Zeilen den Groll des verletzten Herzens. Gewiß hatten jene Erfahrungen dazu beigetragen, daß L. einen seiner Leute (Tschuma) sich mit einem

Weibe, die sich der Karawane angeschlossen, verheiraten ließ (II, 201.) Auch (II, 193) wird ein anderes Ehepaar erwähnt. Es scheint, daß später mehrere seiner Begleiter verheiratet waren.

Besonders erwähnt L. die Werke christlicher Liebe, durch welche auf die Eingebornen Einfluß zu üben ist. Einige tatsächliche Bemerkungen zeigen absichtslos, wie er selbst sich darum bemühte. Er sorgt väterlich für seine Begleiter, giebt ihnen beim Eintritt der kühleren Zeit Decken u. s. w. Einem verlassenen Waisenkinde, um das sich niemand kümmern will, giebt er Speise — leider ist es zu spät, um das arme Kleine von den Folgen des Hungers zu erretten (I, 156). Ein anderes verlassenes Kind rettet er (II, 149). Wenn seine Leute die Eingebornen bestohlen haben, gleicht er den verursachten Schaden durch Geschenke aus, was mit viel Anerkennung aufgenommen wird (II, 256). Wohlthätigkeit empfiehlt er nachdrücklich als Mittel der Civilisation. „Keine Taschenspielererei oder Kunststücke, wie sie Napoleon dem III. empfohlen wurden,¹⁾ würden irgend eine Wirkung zur Civilisation der Afrikaner ausüben. Dazu haben sie zu viel gesunden Menschenverstand. Nichts bringt sie dazu, einem Europäer völliges Vertrauen zu schenken, als lange fortgesetztes Wohlthun (a long course of well-doing). Sie glauben bereitwillig an überirdische Kräfte als Ursachen irgendwelcher ihnen neuen Vorgänge oder Kunstleistungen, denn es ist ein Teil ihres ursprünglichen Glaubens alles, was ihre Erfahrung übersteigt, unsichtbaren Geistern zuzuschreiben. Güte und Selbstlosigkeit machen mehr Eindruck auf ihr Gemüt als irgendwelche Geschicklichkeit und Macht (II, 201).²⁾ Es wäre sehr zu wünschen, daß im Verkehr mit den Afrikanern die europäische Superiorität überhaupt von den Europäern aus diesem Gesichtspunkt betrachtet werde. Alles Imponieren, selbst mit Schießgewehren und Dampfmaschinen, kann nur einen sehr vorübergehenden Eindruck machen.

Ein sehr wichtiges Stück der Ausrüstung eines Afrikareisenden ist die

¹⁾ Es ist mir nicht bekannt, auf was sich diese Bemerkung bezieht. Vielleicht ist jener thörichte Versuch eines französischen Entdeckungsreisenden gemeint, der sich einen elektrischen Apparat konstruieren ließ, mittelst dessen er den Eingebornen beim Händedruck eine unheimliche Empfindung beibringen konnte, während ein an seiner Nüke befindlicher Knopf in zauberischem Glanze zu leuchten begann. Man hat nichts von Erfolgen dieser Taschenspielererei vernommen.

²⁾ Er fügt hinzu: „Sie sagen: „Ihr habt andre Herzen als wir; aller schwarzen Leute Herzen sind schlecht, aber eure sind gut.““ Das Gebet zu Jesu, um ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist empfiehlt sich sofort als zweckmäßig. — Musik hat auf die, welche musikalisches Gehör haben, großen Einfluß und führt oft zur Befehrung.“

Geduld. L. scheint sie in ganz außergewöhnlichem Maße besessen zu haben. Er hat den Afrikanern, besonders seinen Dienern gegenüber, in kaum glaublicher Weise die Liebe, welche auch der Sünden Menge decket, sowie das Entschuldigen und alles zum Besten kehren geübt. Man kann billig Zweifel hegen, ob er nicht durch eine unrichtige, zu große Milde manches versehen hat. Wir meinen nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er im Laufe seiner Reise durch die unbeschreiblich bitteren Erfahrungen sich bewegen ließ, seine anfänglich wohl etwas zu theoretische Auffassung zu ändern.

Es klingt freilich rührend, wenn er bei dem schwersten Verluste, der ihn auf der Reise treffen konnte, und bei dem er selbst mit aller Anstrengung nach Ergebung in diese Zulassung ringen mußte, als ihm nämlich die Medizinkiste gestohlen wurde, doch eine ausführliche Entschuldigung der Thäter in sein Tagebuch schreibt und wir finden nichts von Strafe erwähnt, die demjenigen zudiktiert worden wäre, der durch bloße Nachlässigkeit den Unfall verursacht hatte (I, 178). Bei einer späteren Gelegenheit wird ein Verzeichniß aller Übelthaten dieses Schuldigen gegeben, nämlich als er schließlich desertiert war. — Als einmal die Zungen absichtlich (aus Furcht) einen unrichtigen Weg einschlagen (sie logen übrigens auch noch dabei) thut L. sein Bestes — und schweigt (I, 196).¹⁾ Selbst als seine Begleiter ihn in offener Meuterei verlassen, hat er für sie noch Entschuldigungen und für den zweizüngigen arabischen Verführer eine Erklärung seiner Handlungsweise. „Das Bewußtsein meiner eigenen Fehler,“ sagt er, „macht mich milde“ (I, 287). Die Unfreundlichkeit der Eingebornen, unter der er öfters zu leiden hatte, entschuldigt er mit ausführlicher Darlegung der Lasten, welche ihnen aus der Aufnahme der Fremden erwachsen (I, 219).

Daß diese Geduld und Langmut L.'s nicht in Schwachheit, sondern in aufrichtiger Herzensgüte ihren Grund hatte, ersieht man aus der Festigkeit, mit der er unverschrämten Ansprüchen gegenübertritt. Speke und Burton hatten den Häuptlingen alles gegeben, was sie forderten. Einer der früheren Begleiter jener Entdeckungsreisenden war bei L. und es scheint, daß er zuweilen die Häuptlinge ermutigte unverschrämte Forderungen zu stellen, die L. ruhig aber entschieden von der Hand wies (vgl. I, 190). Als ein Häuptling von ihm ohne Nahrungsmittel oder sonst etwas geben zu können, ein Stück Zeug (das gangbare Tauschmittel) erpressen wollte,

¹⁾ Man muß in diesem Falle berücksichtigen, daß L. von seinen Begleitern ziemlich abhängig war. Dasselbe gilt aber auch von der spätern Zeit, in der wir ihn eine strengere Zucht anwenden sehen.

weil ihm das Land gehöre, erwidert L. in voller Ruhe: „So ziehen wir weiter und schlagen unsre Zelte auf Gottes Land (d. i. auf unbebautem Gebiete) auf.“ Diese Festigkeit hatte den Erfolg, daß er gebeten wurde zu bleiben (I, 170).

Die volle Ruhe bewahrte L. selbst in solchen kritischen Momenten, wo kampfbereite Eingeborne ihm mit erhobenen Waffen entgegentraten. Seine leidenschaftslosen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht (vgl. I, 202).

Ruhe, Besonnenheit und Festigkeit sind im Verkehr mit den Eingebornen unentbehrlich; und wo Freundlichkeit und Herzensgüte damit gepaart sind, werden sie mehr, als alle äußere Gewalt ausrichten. Doch sind der Liebe in Wirklichkeit oft Grenzen gezogen, so namentlich durch das Verhalten der Eingebornen, die von ihrem Standpunkte aus in der Liebe nur Schwachheit ja Feigheit sehen, und dann der Freundlichkeit eine sich schnell steigende Unverschämtheit entgegensetzen, gegen die alle unsre Energie und Festigkeit zu schanden wird, wenn sie nicht in der Form strenger Zucht eine den Eingebornen verständlichere Sprache redet. L. hat in dieser Beziehung gerade auf seinen letzten Reisen¹⁾ sehr schwere Erfahrungen machen müssen. Sein liebewarmes Herz hatte den Drang, den armen vom Sklavenhandel schwer verwundeten Kindern Afrikas Gutes zu thun. Aber in seiner idealistischen Auffassung unterschätzte er das heidnische Verderben, das bei den Unterdrückten sich ebenso findet wie bei den Unterdrückern. Seine Leute haben ihm seine Liebe schlecht vergolten. Es ist kaum glaublich, wie sie dem großen Philanthropen das Leben verbittert haben. Ich sehe hier von der Mitteilung einzelner Züge ab, da es interessant sein wird, die Reisegefährten noch besonders in's Auge zu fassen. Vor allen waren es ja freilich die Sepoys²⁾ und die Männer von Johanna,³⁾ welche ihn durch ihre Faulheit, Unbarmherzigkeit gegen das Vieh, Lügenhaftigkeit, Dieberei, Gefräßigkeit und viele andre Schlichkeiten bis auf's Blut peinigten. Dieselben aber verführten auch die befreiten jungen Afrikaner, die in der Anstalt zu Nassick erzogen waren, und denen von vornherein die rechte Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen christlichen Wohlthaten fehlte (I, 120), bei denen auch noch viel Sklavensinn vorhanden war (I, 13). Augenscheinlich hatte sich L. ihr Verhalten

¹⁾ Bei seinen früheren Reisen lagen die Verhältnisse wesentlich anders. Vielleicht finden wir später einmal Gelegenheit dieselben näher zu betrachten.

²⁾ Indische Soldaten (Mohammedaner), die ihm von der Regierung für die Reise zur Verfügung gestellt waren.

³⁾ Einer der Komoren-Inseln. L. hatte sie als Träger angeworben; auch sie waren Mohammedaner.

und ihre Dienste auf der Reise zuvor ganz anders gedacht und wurde nun durch die Wirklichkeit nicht wenig enttäuscht. Schon etwa 4 Wochen nach dem Aufbruch finden wir die liebevolle Behandlung, die er ihnen zu teil werden ließ, gewissermaßen erlahmend, so daß er froh ist, wenn er ihnen weit voraus wandert und sich mit ihrer „niederträchtigen Gesinnung“ nicht herumzuärgern braucht (I, 37), da er sich außerstande sieht ihren Schlechtigkeiten Einhalt zu thun. Unter dem 18. Juni 1866 (5 Wochen später) finden wir im Tagebuche die erste Androhung von Prügelstrafe (I, 54), die zunächst ihre Wirkung ausübte, aber sehr bald vergessen wurde. Fortgesetzte Nichtswürdigkeit führte am 7. Juli zur ersten Ausführung der Drohung. L. gab einem Sepoy mit einem Rohrstoß einige tüchtige Hiebe, „aber ich fühlte,“ schreibt er, „daß ich mich selbst erniedrigte, und beschloß in Zukunft die Strafe nicht selber zu vollstrecken“ (I, 70). In der Folge enthalten die Tagebücher für lange Zeit keine Notiz von der Anwendung körperlicher Züchtigung, obgleich auch nach der Rücksendung der nichtswürdigen Sepoys und der Flucht der feigen, diebischen Johanna-Leute über die übrigen Begleiter oft genug Klage zu führen war. Vielleicht hat L. die Strafen mit Stillschweigen übergangen; zum Teil mochte auch sein leidender Zustand die Verhängung solcher Strafen hindern. Auf der letzten Reise aber finden wir sie ausdrücklich mehrfach erwähnt. Zwei Kassicker (von der zuletzt eingetroffenen Karawane) verlieren aus reiner Nachlässigkeit alle Rühre. Susi mußte jedem mit einer Rute zehn Hiebe aufzählen (II, 232). Weiter mußten Männer, weil sie unnützerweise Pulver verknallten, bestraft werden (II, 236), ebenso zwei unnütze Burschen, weil sie bei Annäherung an ein Dorf nach den Rationen schrien (II, 244). Später schreibt L.: die Träger gehen da, wo sie nichts zu fürchten haben, ohne Erlaubnis in die Häuser und stehlen Kassawa ohne Scham. Ich habe zu drohen und zu prügeln, um sie ehrlich zu erhalten (II, 256). Tschirango erhielt öffentlich 15 Hiebe, weil er Perlen gestohlen hatte (II, 275).

Bemerkenswert ist es, daß die von Sansibar Livingstone zugesandten Träger die Prügelstrafe ausdrücklich forderten — wenn auch das ein Vorwand war unter dem sie die Rückkehr verlangten. Sie wären Sklaven, sagten sie und brauchten einen freien Mann, der sie prügeln.

So hat denn L. unter den Erfahrungen seiner letzten Reisen augenscheinlich sich zur Anwendung einer strengeren Zucht genötigt gesehen, während er ursprünglich alles mit Liebe und Milde zu erreichen hoffte. Auch finden wir in einem Falle seinen Entschluß verzeichnet, die von den Eingebornen zur Fortsetzung seiner Reise verweigerten Kanoes mit Gewalt zu nehmen (II, 287 f.). Früher würde L. sicherlich eher umgekehrt sein, als

Gewaltmaßregeln angewendet haben. Es war ihm denn auch sehr lieb durch eine bloße kriegerische Demonstration seinen Zweck zu erreichen. — Sein Urtheil über die Eingebornen war schärfer geworden. Früher wenigstens dürfte er sich kaum so ausgedrückt haben wie (II, 197): „Hier zu Lande kann man nichts glauben ohne es schwarz auf weiß zu haben, und auch dann nur wenig. Die nebenächlichsten Angaben sind oft bloße Erfindungen des Gehirns. Die eine Hälfte dessen, was man hört, kann sicherlich falsch genannt werden, die andere Hälfte ist zweifelhaft oder unerwiesen.“ Auch die Anwendung solcher Ausdrücke wie: *genuine niggers* (II, 71), *he is evidently a niggard* (II, 291) und zwar nicht bloß von den afrikanischen Moslims, von denen solche Ausdrücke öfter gebraucht werden, sondern von seinen desertierten Begleitern und von eingebornen Häuptlingen zeigt, daß L. einen tieferen Blick in die Fehler der Negernatur gethan hatte, die er sonst möglichst zu entschuldigen suchte. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus, selbst einen solchen Ausdruck wie „*black brutes*“ (I, 57) wird man an der betreffenden Stelle gerechtfertigt finden. Aber das lernen wir, daß es in der Natur des Afrikaners Züge giebt, die auch seinen treuesten Freund mit Entrüstung erfüllen können.

Nach den bisherigen Anführungen könnte man erwarten, daß alle Liebe und Freundlichkeit, die L. nichtsdestoweniger bis an sein Ende befeelt, völlig erfolglos gewesen sei. Keineswegs! In seinen Tagebüchern ist davon natürlich wenig erwähnt, denn nichts lag L. ferner als eine eitle Selbstbespiegelung. Doch finden wir ganz gelegentlich ein paar sehr charakteristische Zeichen seines Einflusses. Im Manjuema-Lande hatte er leider mit den gottlosen Arabern, die unter den Eingebornen furchtbar hausten, zusammen sein müssen. Das Volk unterschied ihn von jenen sehr bestimmt. Im Zuge wurde er erkannt und als „*der Gute*“ bezeichnet (II, 105). Als er sich von den Arabern getrennt hat, kommen die Eingebornen ihn freundlich zu grüßen und erbieten sich seine Lasten zu tragen (II, 141). Ein Angriff auf ihn erfolgte nur aus Versehen, nur weil er für einen Araber gehalten worden war (II, 146). Vor allen Dingen aber ist der große Leichenkondukt, mit dem L.'s Geschichte abschließt, ein Zeugnis dafür, daß die Samenkörner der Liebe, die er oftmals auf sehr steinigem Boden ausstreute, dennoch nicht verloren waren, sondern überaus reichend Frucht gebracht haben.

II. Livingstones Begleiter.

L. trat seine letzte Expedition trefflich vorbereitet an. Den Hauptbestandteil seiner Karawane bildeten die von der Regierung zur Verfügung

gestellten 13 Sepoys. Dem alten Kulturvolke der Hindu angehörig, von Jugend an das Tropenklima gewohnt und im europäischen Waffendienste geübt, schienen sie für eine Forschungsreise in Innerafrika besonders brauchbar zu sein. Sie haben sich jedoch gerade am wenigsten bewährt. — Als Träger hatte L. 10 Männer von der Komoreninsel Johanna angeworben, darunter einen, Musa, der bereits an der zweiten Expedition als Matrose auf dem Dampfschiffe teil genommen hatte. Auch sie erwiesen sich als gänzlich unbrauchbar. Durch Mißachtung der religiösen Vorurteile dieser mohammedanischen Reisebegleiter hat L. in keiner Weise das Verhältniß erschwert. Er ist ihnen vielmehr mit der denkbar größten Rücksichtnahme entgegengekommen. Schwerlich wird jemals ein Afrikareisender solchen Versuch mit Ausländern wiederholen.

Verhältnismäßig brauchbarer, wenn auch viel Veranlassung zur Unzufriedenheit gebend, bewiesen sich L.'s afrikanische Begleiter. Es waren dies 9 junge Leute, die als Knaben aus der Sklaverei befreit, in der für diesen Zweck auf der Missions-Station Nassid (Prov. Bombay) gegründeten Anstalt eine christliche Erziehung erhalten hatten, wahrscheinlich sämtlich getaufte Christen. Dazu kamen noch 2 von L. selbst befreite Waiyau (Abshawa), die drei Jahre lang in der Pflege der Universtitäten-Mission gestanden hatten. Einer von diesen ist Tschuma.

Später erhielt L. in Abshidschi eine Anzahl afrikanischer Träger zugesandt. Sie waren Sklaven indischer Kaufleute zu Sansibar (Bania-nen), von denen sie für L. gemietet worden waren. Auch diese haben ihm das Leben recht verbittert. Nicht viel besser waren die zuletzt von Stanley zu Sansibar für L. angeworbenen Mannschaften, denen eine weitere Anzahl von Jöglingen der Anstalt zu Nassid zugeteilt war.

Betrachten wir die verschiedenen Klassen dieser Begleiter etwas genauer.

Die Sepoys, denen zunächst die Besorgung der mitgebrachten Lasttiere (6 Kamele sowie Büffel, Maultiere und Esel) oblag, benahmen sich von vornherein in der niederträchtigsten Weise. Die Pflege der Tiere wurde von ihnen gröblich vernachlässigt. Nach beendigtem Marsche blieben die armen Tiere oft mit der vollen Last in der Sonnenhitze stehen, während die Führer saßen, rauchten und aßen. Dazu kamen die unbarmherzigsten Mißhandlungen, sodaß ein Stück Vieh nach dem andern krepierete. Ob und in wie weit die Tsetse-Fliege den Schaden mit verschuldet hatte, ließ sich nicht feststellen (I, 35). Ihr letztes Werk war, daß sie den letzten Esel totschlugen und den letzten Ochsen schlachteten und verzehrten. Sie gaben an, der Tiger habe ihn gefressen, und beteuerten auf L.'s Anfrage,

daß sie die Streifen des wilden Tieres deutlich gesehen hätten (obgleich in ganz Afrika der gestreifte Tiger nicht vorkommt) (I, 75). Die Faulheit dieser Menschen war unbeschreiblich. Trotz der kurzen Märsche (vier engl. Meilen) blieben sie oft stundenlang am Wege sitzen und schliefen. Vor lauter Faulheit wurden ihre Glieder steif (I, 54). Oft schützten sie Krankheit vor, obwohl sie den besten Appetit an den Tag legten. Ihre Gefräßigkeit war geradezu viehisch. Sie verschlangen oft so viel — auch gestohlenen Mais und andere Früchte — daß sie die Masse durch Erbrechen wieder von sich geben mußten. Gegen die Eingebornen waren sie rücksichtslos und beschmutzten ihre reinlichen Hütten. Mit der größten Unverschämtheit mietete einer einen Eingebornen als Träger des Gepäcks, das er selbst tragen sollte und verlangte, L. sollte jenem den Lohn zahlen (I, 65). Ein anderer, der etwa 20 Pfd. Thee tragen sollte, warf zuerst die Bleihülle der einzelnen Päckchen fort und schließlich auch 15 Pfd. Thee, so daß der ganze Vorrat auf 5 Pfd. reduziert wurde (I, 55). Viel schädeten die Sepoys auch dadurch, daß sie die Kassicker aufheßten und mit ihnen intriguierten (I, 53). Ihre gemeinen Reden und Schimpfworte waren unerträglich. Besonders zeigte sich, wie sie für solche Reise moralisch unfähig waren in der Munterkeit, die sie sofort an den Tag legten, als ihre Rückkehr gesichert war (I, 76). Zuvor waren sie in der jämmerlichsten Haltung mit einer hang-dog expression (Ausdruck eines gehängten Hundes) hingegangen und die Eingebornen hielten sie oft für die Sklaven des Zuges (I, 75). L. war schließlich froh, als er sie mit einem arabischen Händler zur Küste zurückschicken konnte. Wenig über ein Vierteljahr hat er ihre zweifelhaften Dienste, die ansehnlich genug bezahlt worden waren (I, 287), benutzt. Schon nach dem ersten Monate schrieb er in sein Tagebuch: Sepoys sind ein Mißgriff.

Wenig besser ging es mit den Johanna-Männern. Sie waren ein diebisches Gefindel. Überall bestahlen sie die Eingebornen. Nächstdem werden sie durch ihre Feigheit charakterisiert. Obgleich Glaubensgenossen der Sepoys kamen sie mit diesen doch zuweilen in Zänkereien z. B. über die Art und Weise wie nach den religiösen Vorschriften eine Ziege geschlachtet werden müsse. Dabei bezeichneten diese wie jene einander als „Kasern“ (Ungläubige), und es kam zur Prügelei. L. scheint fast eine gewisse Befriedigung empfunden zu haben bei der Beobachtung, wie auch unter den Mohammedanern sich konfessioneller Parteihader findet (I, 22. vgl. 64. 114). Die Geschichte wie jene feigen Menschen aus Furcht vor den Masitu ihren Herrn verließen und das Gerücht, [er sei] ermordet worden verbreiteten, ja ganz genau alle Einzelheiten der erlogenen Kata-

strophe zu Protokoll gaben, ist bekannt genug, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen haben.

So war denn L. tief im Innern des dunkeln Erdteils mit der kleinen Schar seiner befreiten Afrikaner allein geblieben. Billigerweise sollte man erwarten, daß er an diesen treue Begleiter und folgsame Diener gehabt habe. Gerade in ihrer alten Heimat, wo die Greuel der Sklaverei, aus denen sie errettet waren, ihnen wieder vor die Augen traten, hätte man erwarten sollen, müßten sie mit doppeltem Danke erfüllt worden sein, und ihrem Wohlthäter mit doppeltem Eifer Beistand geleistet haben. Wir sind zu solcher Erwartung um so mehr berechtigt, als jahrelange christliche Erziehung solche Gefühle in ihren Herzen weiter ausgebildet haben mußte. War Livingstone bei der Auswahl dieser Begleiter auch sicherlich etwas weniger optimistisch gewesen, als jemand, der die Sache nur theoretisch betrachtet, und hatte er gewiß auf manche Schwierigkeiten bei ihnen gerechnet, so ist doch auch er durch sie augenscheinlich enttäuscht worden.

Die Erinnerungen an die eigenen Leiden in der Sklaverei waren bei diesen jungen Leuten fast erloschen und infolgedessen war ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihre Befreier sehr gering. Auch Tschuma, der als Kind von seinen eignen Verwandten verkauft worden war, wäre gern in seine alten Verhältnisse wieder zurückgekehrt (I, 120). Wikatani, einst der Lieblingsbursche des Bischof Mackenzie, traf auf der Reise einen Bruder an. Er wurde mit einem Steinschloßgewehr und etwas Papier zurückgelassen und wie es scheint erwog er nicht einmal, ob er nicht etwa doch bei seinem weißen Wohlthäter verharren sollte (I, 108). Manche von diesen Burschen zeigten noch viel Sklavensinn, besonders die mit der dunkleren Hautfarbe (I, 13). Auch über die Stufe ihrer intellektuellen Entwicklung hatte sich L. getäuscht.¹⁾ Es war z. B. von ihnen über afrikanische Verhältnisse, die ihnen von Jugend auf bekannt sein mußten, nichts in Erfahrung zu bringen (I, 28). Dazu kam ein gut Teil Leichtsinns, wie dies von Wikatani ausdrücklich erwähnt wird (I, 108). Er und Tschuma ließen sich einmal mit den Leuten eines Häuptlings in ein langes Geschwätz ein. Diese aber waren abgefeimte Diebe, welche die Burschen mit ihren Späßen zum Lachen brachten, und während dieselben mit aufgerissenem Munde zum Himmel stierten, stahlen jene ein Stück nach dem andern von L.s Waren (I, 66).

(Fortsetzung folgt)

¹⁾ Wainwright (der aber erst 1872 zu L. kam) war der gebildetste von ihnen (II, 229). Wie es scheint war er der einzige, der es im Lesen und Schreiben zu einiger Fertigkeit gebracht hatte.

Missionsrundschau.¹⁾

IV.

Von G. Kurze.

Amerika.

Die Eingeborenen von Alaska haben einen ihrer besten Freunde, den Missionar Sim, im Frühling vorigen Jahres durch den Tod verloren; man darf sein frühzeitiges Ende wohl der Überanstrengung zuschreiben, welche seine Missionsreisen im Zukongebiet im Gefolge hatten. Erfreulicherweise ist sein in der letzten Missionsrundschau (Allg. Miss.-Ztschr. 1885, S. 343) erwähnter Appell an die C. M. S. nicht vergeblich verhallt, sondern ein Ersatzmann ist auf dem Wege nach jenem, wie es den Anschein hat, besonders hoffnungsvollen Missionsfelde (Intell. 88). — Die Presbyterianernmission in Sitka, der Hauptstadt Alaskas, hatte im vorigen Sommer eine Zeit der Verfolgung durchzumachen. Unter stillschweigender Billigung des nur kurze Zeit in Sitka verweilenden Gouverneurs hezten die Unionsbeamten, vor allem der Staatsanwalt Haskett, die russischen Kreolen gegen Dr. Sheldon Jackson, den damaligen Direktor der Sitkaer Missionsindustrieschule, auf, suchten den Betrieb der Missionschule zu hindern und hielten sogar Dr. Jackson ein paar Tage gefangen. Präsident Cleveland hat übrigens Haskett und seine Genossen ihrer Unterlustig erklärt und der Presbyterianernmission außerdem noch die Genugthuung gegeben, daß er Dr. Jackson zum Schulinspektor für das Territorium Alaska ernannte und ihm 100,000 Mark für Schulzwecke zur Verfügung stellte. (Report. Comm. Indian Affairs 1885, 261 f. Miss. Record, Nov. 1885, 3). — Die Sendboten der Herrnhuter Alaskamission sind am 19. Juni vorigen Jahres glücklich an der Mündung des Kuskokwimflusses eingetroffen und haben bei Muntrethlagamut die Station Bethel angelegt; der eine derselben, Torgerßen, ist leider am 10. August vorigen Jahres über Bord des Missionsbootes „Bethel-Stern“ gefallen und in den Wellen des Kuskokwim ertrunken. (M.-Bl. d. Brüderg. 137 f. 170 f. 4 f.).

Der verhältnismäßig schnell unterdrückte vorjährige Aufstand im Nordwesten der Dominion of Canada hat deutlich bewiesen, daß für die Regierung die beste Garantie eines dauernden Friedens in der Förderung und Begünstigung der evang. Mission liegt; denn mit verschwindenden Ausnahmen hat sich kein unter dem Einfluß der evangelischen Mission stehender Indianerstamm am Aufstande beteiligt; ohne die vermittelnde und beschwichtigende Thätigkeit der Missionare würde Riels Unternehmen einen ganz andern Umfang gewonnen haben (Intell. 182 f.). Leider dürfte inzwischen manche Missionsstation in den nördlichen Theilen der Dominion eine Zeit der Hungersnot und Entbehrung durchzumachen gehabt haben, da die für die Missionen bestimmten jährlichen Vorratsendungen zum größten Theile von den Aufständischen erbeutet worden sind. Missionar Quinney ist aus der Gefangenschaft des „Großen Bären“, des gefürchteten Häuptlings der Prärienindianer, glücklich entronnen; seine Erlebnisse waren nicht gewöhnlicher Art (Canadian Miss., Jan. 1886).

¹⁾ Die zweite Missionsrundschau wird in diesem Jahrgange ausfallen müssen; dafür aber der neue Jahrgang mit einer desto ausführlicheren beginnen. D. H.

Aus der Diöcese Musoni kommen wiederum Klagen über Krankheitsnot auf den Missionsstationen; es wächst die Zahl der Indianerwitwen und -Waisen immer mehr und damit auch die finanzielle Last, die auf den Schultern des Bischofs Horden liegt. Das jährliche Proviantschiff „Prinzeß Royal“ ist leider im vorigen Herbst im Süden der Hudsonsbai gescheitert (Mission. Leaves 42 f.). In der Diöcese Neu-Westminster am Stillen Ozean stellt es sich leider deutlich heraus, daß die Provinzialbehörden im Gegensatz zu den guten Absichten der Centralregierung die Indianer ungerecht, besonders bei Zuweisung von Reservationen, behandeln (New Westminster D. Chronicle 1886, 310f.) — In Metlakatla ist noch immer keine vollständige Klärung der durch Dancans Starrsinn verfahrenen Verhältnisse erfolgt, so daß sich die C. M. S. zur Absendung einer neuen Kommission veranlaßt sah. — Über das Gedeihen der Indianermissionsposten Kincolith und Ahyansch berichtet Bischof Ridley voller Freude; auch erwähnt er die guten Dienste, die ihm sein kleiner Dampfer „Evangeline“¹⁾ leistet (Int. 814, 183). — Auf den Königin-Charlatte-Inseln und zwar auf der Station Massett hatte Missionar Harrison im vorigen Herbst ein Häuflein von 78 Christen und 80 Katechumenen um sich gesammelt; unter den zuletzt Getauften waren 3 mächtige Häuptlinge. Ein neuer Kirchenbau macht sich nötig, auch hofft der Missionar am Süden der Hauptinsel eine zweite Station anlegen zu können (Int. 184 f.).

Im Senate der Vereinigten Staaten ist die Bill durchgegangen, wonach der Stammesverband der Indianer aufgelöst und jeder einzelnen Indianerfamilie ein bestimmter Teil der Reservationsländereien als eigener, auf eine längere Reihe von Jahren unveräußerlicher Besitz zugewiesen werden soll; von da ab sollen sie auch als volle Bürger der Vereinigten Staaten betrachtet werden. Was bei der Austeilung von den Reservationen übrig bliebe, solle zu Gunsten der Indianer veräußert werden. Bis jetzt steht noch die Zustimmung des Repräsentantenhauses zu diesem Gesetze aus. Interessante Skizzen über die einzelnen Indianermissionen der Presbyterianer bringt seit einiger Zeit das Organ derselben, der Foreign Missionary (Dezemb. 1885 f.).

Mittelamerika. In Britisch-Honduras arbeitet der Wesleyanische Missionar Ford zusammen mit einem spanischen Katechisten auf den 3 Stationen Corozal, Consejo und Orange Walk außer an der Kreolenbevölkerung auch an den Mayaindianern; freilich ist bis jetzt noch eine Geduldsarbeit ohne große sichtbare Erfolge (West. M. Not. 161 f.).

Im Moskitogebiete nimmt besonders die jüngste Station Yulu einen vielversprechenden Aufschwung; die dortige Schule wird von 100 Kindern besucht; auch haben die Eingeborenen sich wacker beim Bau des Missionshauses angestrengt; allein an Transportkosten haben sie der Mission 1200 Mark erspart. Aus dem nicaraguanischen Gebiete sind eine Anzahl getaufter Indianer in die Moskitoreserve übergesiedelt, da sie von einem katholischen Pater gedrängt worden waren, sich gegen ein Entgelt von 4 Mark pro Person noch einmal taufen zu lassen. Derselbe suchte auch, freilich vergeblich, durch ein Taschenspielerkunststück zu imponieren, indem er ein in ein Buch gelegtes Kreuz ver-

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Missionsdampfer des Bischofs von Algoma.

schwinden ließ. Das Missionschiff „Gerald“ ist untauglich geworden und soll bald durch ein neues ersetzt werden (M.=Bl. d. Brüderg. 214 f.)

Westindien. Auch aus dem Jahre 1885 tönte von Westindien die alte Klage über das Daniederliegen des Handels und der Zuckerindustrie herüber; dazu kam noch die außergewöhnliche Trockenheit des vorigen Sommers in Westindien. Natürlich hatte die äußere Notlage auch die üble Folge, daß für die Missionsstationen die Mittel schwächer flossen; denn nicht wenige Pflegebefohlene derselben mußten auswandern, um nur ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Noch schlimmer waren die Folgen für das innere Leben der Gemeinden. So berichtet z. B. ein Herrnhuter Missionar von Tabago, daß der Kirchenbesuch stark nachgelassen habe, weil vielen die nötige Kleidung fehlt, um im Gotteshause zu erscheinen (M.=Bl. d. Brüderg. 128 f.).

Südamerika. Auch diesmal wieder können wir von dem Weiterblühen der anglikanischen Indianermission in Britisch-Guyana berichten; auf 18 Stationen waren zu Anfang dieses Jahres 6929 getaufte Indianer gesammelt. Leider ist einer der Hauptarbeiter, Missionar Brett, der sich auch literarisch durch mehrere Werke über Britisch-Guyana bekannt gemacht hat, am 10. Februar d. J. heimgegangen (West Indian Q. 1886, 16 f., 106 f., Report. Guiana D. C. S. 1886). Was die Kulibevölkerung anlangt, so hat die anglikanische Mission 1200 indische und 2400 chinesische Christen in Pflege; letztere zeigen sich besonders opferbereit für ihre kirchlichen Bedürfnisse.

Aus der Herrnhuter Mission in Suriname kommt Trauer- und Freudenbotschaft. Bruder Raag, ein treuer, unermüdlicher Arbeiter, der schon krank dennoch die beschwerliche Reise zu den Buschuegergemeinden im Herbst vorigen Jahres machte, entschlief am 24. November 1885. In Paramaribo konnte unter herzlicher Anteilnahme der Behörden und der Bevölkerung die 3. Stadtkirche der Mission, die Banikakirche, eingeweiht werden. In Bezug auf die industrielle Notlage hat sich noch nichts gebessert (M.=Bl. d. Brüderg. 112 f.).

Im Feuerlande sind die Nachwirkungen der die Eingeborenen decimierenden Maserepidemie so ziemlich überwunden; insolgedessen hat auch Missionar Bridges auf dem sich vortrefflich bewährenden Missionsdampfer „Allen Gardiner“ im vorigen Jahre mehrere Küstfahrten im Feuerlandarchipel machen und dabei die Wohnsitze der Alakaluf- und Ona-Stämme näher erforschen können. Unter letzteren gedenkt er seinen Wohnsitz aufzuschlagen, während zu seiner Ablösung nach Ushuwaja 2 neue Missionare ausgesendet werden. Die Beziehungen zu den argentinischen Behörden sind im ganzen noch freundliche (S. American M. M. 101 f., 130 f.).

Ozeanien.

Festland Australien. Missionar Gribble, der die blühende Warangesda-Mission in Neusüd-wales ins Leben gerufen hat, ist im Sommer vorigen Jahres nach Westaustralien gereist, um dort ebenfalls den Grund zu einer Papuamission zu legen; auf seiner Reise nach der ihm zugedachten Missionsreservation in den Dalgettybergen am Oberlauf des Gascoyne-Flusses — die Reservation liegt 185 engl. Meilen östlich von dem nächsten Hafen Carnarvon — wurde er oft Zeuge der Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche die Eingeborenen von den Kolonisten zu erleiden haben. Als Gribble

einen der eklatantesten Fälle zur Anzeige brachte, schritt weder Polizei noch Gouverneur ein. Vielmehr erhob sich ein Sturm der Entrüstung unter den Farmern und Herdenbesitzern über den „freschen“ Missionar, der den „idyllischen Frieden“ des Landes zu stören wage; Meetings wurden abgehalten und Petitionen dem Gouverneur und Bischof in Perth gesandt, den Missionar auszuweisen. Als Gribble sich nicht abschrecken ließ und im Herbst 1885 von Perth nach Carnarvon zurückkehrte, um dort zunächst eine Niederlassung zu begründen, wurde er von der weißen Bevölkerung „boykottet“, so daß er sich schließlich doch zur Rückreise nach Perth bequemen mußte. Auf dem Dampfer, der ihn dahin brachte, wurde er von Kolonisten mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Zum Glück läßt sich der mutige Mann nicht einschüchtern, sondern ist mehr denn je von der Notwendigkeit durchdrungen, daß den armen Papua leiblich und geistlich geholfen werde (Perth Standard, Aug. 1885, Church Work 369 f., Mission Field 33 f.).

In Südastralien arbeitet die lutherische Immanuelssynode im Verein mit der Neuendettelsauer Missionsanstalt im Innern unter dem Dieri-Stamme der Papua, aus dem sie in Bethesda — östlich von Hergott Springs, dem jetzigen Endpunkte der südastralischen Inlandbahn — eine kleine Christengemeinde gesammelt hat. Da bei der geringen Seelenzahl der dortigen Papuastämme auf eine große Ausdehnung der Missionsarbeit nicht zu rechnen war, so machte sich Missionar Flierl I, welcher bis dahin in Bethesda gearbeitet hatte, von dort im Herbst v. J. auf, um den Papua im Kaiser Wilhelm-Lande das Evangelium zu bringen. In Cooktown, von wo er Überfahrtgelegenheit nach Neuguinea zu finden hoffte, längere Zeit aufgehalten, gründete er auf einer von der Queensländer Regierung angebotenen Reservation bei Cap Bedford die Station Elim, die hoffentlich einen vortrefflichen Stützpunkt für die Neuguineamission abgeben wird. Nach einer Nachricht vom 20. April d. J. war Missionar Meyer von Südastralien auf der Reise nach Elim, um Flierl I für die Weiterfahrt nach Kaiser Wilhelm-Land frei zu machen (Kirchl. Mitt. Jahrg. 1885 f.).

Im vorigen Sommer hat auch, wie bereits in der letzten Umschau erwähnt, Missionar Hagenuer im Auftrage der Presbyterianischen Kirche von Viktoria eine Untersuchungsreise nach Queensland gemacht, um geeignete Punkte für den eventuellen Beginn einer Papuamission ausfindig zu machen. Er empfiehlt in seinem höchst interessanten Berichte am meisten den Bloomfield-Distrikt, wo zahlreiche Eingeborene verkehren (M.-Bl. d. Brüderg. 42 f., Austral. Christenhote 137 f.). Die Herrnhuter Station Ebenezer in Viktoria feierte am 12. August 1885 in lieblicher Weise ein Jubelfest zum Gedächtnis des Erstlings aus den Schwarzen Viktorias, Nathanael Pepper, der an jenem Tage 25 Jahre zuvor getauft wurde (M.-Bl. d. Brüderg. 38 f.).

Im niederländischen Anteile von Neuguinea hat die Utrechter Missionsgesellschaft in aller Stille, aber nicht ohne Erfolg weiter gearbeitet. So konnte Missionar van Hasselt in Maufinam wiederum zwei Papua taufen, und außerdem aus der Mitte der jungen Christengemeinde einen Ältesten und Diakon berufen. Aber auch an Lebensgefahr hat es nicht gefehlt, insofern van Hasselt zwischen zwei streitende Scharen Papua geriet und durch einen Pfeilschuß verwundet ward. Auf der neuen Station Rhoon steht die Missionsarbeit

naturgemäß noch in den Anfängen, doch wird die Stationschule bereits von 30 Kindern besucht. Leicht möglich ist es, daß die Utrechter Missionare auf dem Festlande von Neuguinea, und zwar an der Wendessie-Rüste eine Station begründen, wenigstens hat die dortige Bevölkerung den Missionaren gegenüber mehrfach das Verlangen nach einer solchen Niederlassung geäußert. (Verslag Utrechtsche Zend. 1885, S. 3.)

Kaiser Wilhelm-Land wartet noch immer auf evangelische Glaubensboten; wenigstens war Missionar Flierl, der von Neuendettelsau und Südaustralien gemeinschaftlich nach Neuguinea bestimmt ist, Mitte Juni noch auf der Missionsreserve Elim in Queensland. (Kirchl. Mitt. 1886, S. 49.) Wann die Rheinische Mission ihre Arbeit in unserer Kolonie beginnt, steht noch nicht fest. Eine dritte Mission für Kaiser Wilhelm-Land dürfte eventuell von dem allgemeinen evangl.-protst. Missionsverein ins Werk gesetzt werden. Über die Stellung des Landeshauptmanns, Baron von Schleinik, zur Missionsfache sind vorderhand noch entgegengesetzte Meinungen im Umlauf, so daß wir uns am besten eines Urteils enthalten.

Britisch-Neuguinea ist seit kurzem durch die Einrichtung einer monatlichen Dampferlinie zwischen Thursday Island und Port Moresby¹⁾ in den Weltverkehr einbezogen worden; nebenbei bemerkt hat der erleichterte Verkehr auch seine Unbequemlichkeiten; denn die Missionare werden jetzt in Port Moresby von Zeitungskorrespondenten überlaufen, deren jeder aus seinem kurzen Aufenthalt auf der Insel womöglich ein dickes Buch über Neuguinea herauschlagen möchte. Die von der australischen geographischen Gesellschaft ausgegangene Forschungsexpedition hat einen großen, rechtsseitigen Nebenfluß des Fly, den Strickland River, eine weite Strecke ins Innere verfolgt, im übrigen aber wenig Ergebnisse geliefert, der Verkehr mit den Eingeborenen war nicht gerade der friedlichste. Auch der Forschungsreisende Forbes konnte wegen Mangel an Mitteln und Begleitmannschaft seine Reise in das Hochgebirge Neuguineas nur teilweise verwirklichen. Einen empfindlichen Verlust hat die Londoner Mission dadurch erlitten, daß der eine von den neu ausgesandten Missionaren, Namens Sharpe, bereits in diesem Frühjahr dem Malariafieber erlegen ist. Sein überlebender Genosse Savage, wird von der Dinner- oder Samurais-Insel aus im Ostende Neuguineas zu missionieren suchen. Die Berichte von den „Mair-Bersammlungen“ auf Murray Island klingen recht ermutigend; die Missionskollekte ergab die schöne Summe von 1290 Mark; es geht dort die Hauptanregung von dem Institut zur Heranbildung von Papua-Evangelisten aus, von welchen übrigens vier verheiratete Paare und zwei Jünglinge sich zum Missionsdienste am Dittap — dem notorischen Kannibalandstritte — förmlich gedrängt haben. (Ch. London M. S. S. 89, 221.) Von dem Missionsbezirke, der von Port Moresby aus versehen wird, konnte Missionar Chalmers berichten, daß in Saroa zwei neue Kirchen eröffnet worden sind; das große Gotteshaus von Kalo war ziemlich vollendet, und in Motumotu waren zwei Kirchen im Bau. In Kapakapa und Kaile ließen sich mehrere Eingeborne taufen und waren geneigt, später Evangelistendienste an ihren Landsleuten zu verrichten. Am

¹⁾ Wir bekamen bereits zu Anfang dieses Jahres einen Brief mit dem deutlich ausgeprägten Poststempel „Port Moresby, New Guinea.“

Südkap, in Aroma, Kerepunu, Boera, Delena und Maiva harreten Katechumenen sehnsüchtig der Taufe. (ibid. S. 41.) — Die katholische Mission auf der Yule Insel, die sich bekanntlich so recht absichtlich mitten in das evangelische Arbeitsgebiet eingedrängt hatte, klagt über „diolettianische Verfolgung“. Die Sache hat folgenden Zusammenhang. Der inzwischen verstorbene Generalgouverneur von Britisch-Neuguinea, General Scratchley, sandte Anfang September vorigen Jahres seinen Sekretär nach der Yule Insel zu Pater Verius, mit dem offiziellen Rat, seine Mission an die Südostküste Neuguineas, oder noch besser auf die Louisiaden zu verlegen, wo noch keine evangelische Mission existiere. Zu diesem Behufe wolle der General dem Missionar einen Dampfer zur Verfügung stellen. Als der Pater für einen solchen wohlgemeinten und vernünftigen Vorschlag nur taube Ohren hatte, sandte am 15. September v. J. der Generalgouverneur die „Ellengowan“ mit der dringenden Einladung an Pater Verius, das Schiff zur Abreise nach Thursday Island zu benutzen, wo der Chef der katholischen Neuguineamission, Pater Navara residierte. Diesmal konnte Pater Verius sich nicht weigern, sondern verließ wohl oder übel die Insel. Dabei liefert er aber eine Beschreibung von dem herzerreißenden Abschiede, den die Papua von ihm nahmen, und von den reichlichen Thränen, die sie vergießen, welche Stilübung in ihrer Übertreibung um so widerlicher wirkt, als dieselben Eingebornen sich zuvor fast gar nicht um den Missionar gekümmert haben, und nach der Abreise des Pater Verius nicht Eiligeres thaten, als die katholische Missionsstation aufs gründlichste auszuplündern. Die englische Kolonialbehörde, die in Australien bekanntlich die Katholiken eher verhätschelt, als hintansetzt — ich erinnere nur an die jüngste Ragenbuckelei vor dem Kardinal Moran — erhält natürlich bei dieser Gelegenheit eine schlechte Censur, und zwar in der liebevollen Fassung: „Der Teufel will unsere Arbeit hindern!“ (Miss. Cath. 1886, S. 124.) Kaum war indes im December General Scratchley am Malariafieber gestorben, als auch Pater Verius sich wieder nach der Yule Insel aufmachte, wo er am 9. Februar d. J. landete, um die alte Station zu beziehen (ibid. S. 265 f.). Wir sind gespannt darauf, was der neue Generalgouverneur dazu sagen wird.

Die Missionsnachrichten aus dem Bismarckarchipel sind im großen und ganzen erfreulicher Art. Zwar mußte wegen Mangel an Hilfskräften der Topaia-Missionsbezirk in Neuirland zeitweilig verlassen werden; aber auf den anderen Stationen wurde um so energischer gearbeitet, so daß sich das Christenhäuflein im Jahre 1884 um 121 Seelen vermehrte. Zehn neue Kirchen sind erstanden. Nach der uns zugegangenen neuesten Statistik — vom Frühjahr 1885 — betrug die Zahl der Kirchen 26, der Predigtplätze 29, in welchen drei europäische und acht eingeborne Missionare das Wort Gottes vor ca. 3000 Eingebornen verkündigten. Die Mitglieder der Abendmahlsgemeinde waren auf die Zahl 365 gestiegen, und in den 24 Schulen wurden 690 Kinder unterrichtet. Das dringendste Bedürfnis bei dem gegenwärtigen Stande der Mission ist eine Verstärkung der eingebornen Hilfskräfte und die Schaffung von Schulbüchern in der Sprache der Eingebornen. Etwas Näheres über die Züchtigung, welche in diesem Frühjahr deutsche Kriegsschiffe über einige Küstenstämme verhängten, haben wir, abgesehen von den Notizen in australischen Tagesblättern, nicht in Erfahrung bringen können. Der „Sydney

Advocate“, das offizielle Organ der Wesleyanischen Mission in Australien, schweigt sich vollständig darüber aus. (Report Australasian Wesl. M. M. S. S. 23 f.)

Die Nordinsel von Neuseeland, speciell der vulkanische Seendistrikt am Tareweraberge, welcher bisher mit seinen Naturwundern den Anziehungspunkt für zahlreiche Touristen bildete, ist am 10. Juni d. J. von fürchterlichen vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben heimgesucht worden. Die eingehende Schilderung des Unglücks, wie sie uns in der Juninummer des „Church Herald for the Diocese of Waiapu“ vorliegt, macht einen erschütternden Eindruck, und es ist kein Wunder, daß viele Zeugen der Katastrophe glaubten, der jüngste Tag mit seinen Schrecken sei angebrochen. Von den Eingebornen waren, soweit es sich ermitteln ließ, ungefähr 100 umgekommen; Missionsstationen wurden von dem Unglück nicht berührt, die Kirche, welche im Dorfe Wairoa mit versank, gehörte der Hauhaufekte an. Vielleicht wird diese Heimsuchung für die Maori des „King Country“, die fast allein von dem Unglück betroffen wurden, ein Antrieb, wieder der reinen evangelischen Lehre sich zuzuwenden. Wenigstens konnte Archidiacon Clarke bei Gelegenheit der Maorisyhnode in Pehiawiri am 25. März d. J. darauf hinweisen, daß die Maorimissionare, welche unter Tamhiao und Te Kootis Anhängern das Evangelium gepredigt hatten, sehr bereitwillig aufgenommen worden waren. Auch hat bisher König Tamhiao sein Versprechen gewissenhaft gehalten, für die Mäßigkeitsache unter seinem Volke zu wirken. An demselben Tage, an welchem die Synode in Pehiawiri tagte, wurde daselbst in Gegenwart von sieben eingebornen Geistlichen und vielen Maoris und europäischen Gästen eine neue stattliche Kirche eingeweiht. Die Maori bewiesen ihren europäischen Besuchern eine großartige Gastfreundschaft, indem sie denselben 10000 kg Kartoffeln, 5000 kg „Kummara“, 1000 kg Mehl, 1000 kg Zucker, 8 Ochsen, 30 Schweine und eine große Menge frische und geräucherte Fische zur Verfügung stellten. (Auckland Church 1886, S. 32 f.; Church Miss. Int. 1886, S. 709.)

Auf der Loyalty-Insel Mare ist seit diesem Frühjahr eine Art Waffenruhe in der Verfolgung der Evangelischen eingetreten. Während noch im Herbst vorigen Jahres die nach Neukaledonien transportierten eingebornen Katechisten mit deportierten Verbrechern zusammen in elende Löcher eingesperrt wurden, kam im Februar d. J. der Kolonialdirektor des Innern, Lacascade, nach Mare, um etwas gelindere Seiten aufzuziehen. Gegenüber dem versöhnlichen Auftreten dieses Mannes machte Missionar Jones aus der Not eine Tugend und traf mit Lacascade das provisorische Übereinkommen, daß der französische Militärgeistliche Erü die Verfügung über die kirchlichen Gebäude und zugleich die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen übernehmen solle. Den Eingebornen, welche die „Staatspfarrer“ nicht annehmen, wird nur Hausgottesdienst gestattet. Missionar Jones darf in der Missionskirche zu Rho predigen und im übrigen unbelästigt seinen literarischen und erziehlischen Arbeiten leben. Wie wir nun hinterdrein aus einer Märznummer des „Independant de Nouméa“ erschen, hat Lacascade bei dieser Verhandlung auf eigene Faust gehandelt; denn vom Gouverneur Neukaledoniens hatte er den Auftrag, mit militärischer Gewalt die Eingebornen einzuschüchtern, die Missionskirche in Rho zu schließen, mit einem Wort Schrecken um sich zu verbreiten.

Als Lacascade nach Numea zurückkam, mußte er sein Amt niederlegen und zur Verantwortung nach Paris reisen. Hier scheint man aber Lacascades Verfahren zu billigen; denn der Gouverneur von Neukaledonien ist nach Guadeloupe versetzt worden und Lacascade soll Gouverneur von Tahiti werden. So sieht es also doch aus, als ob die Evangelischen auf den Loyalty-Inseln etwas ruhigere Tage erleben würden. (Chron. London M. S. S. 375, 123, 303; Gazette Géogr. S. 348, 368, 411.)

Auf der Witi-Inselgruppe ist im Herbst vorigen Jahres das Missionsjubiläum unter reger Theilnahme der Kolonistenbevölkerung in Städten und Dörfern festlich begangen worden. (Suva Times, November 1885.) Der alte Missionsveteran Calvert ist jetzt trotz seiner hohen Jahre noch einmal nach den Witi-Inseln gereist, um den Schauplatz seiner langjährigen Thätigkeit und die Segensfrüchte, die dort erwachsen sind, vor seinem Ende wieder zu sehen. (Sydney Advocate, 16. Juli 1886.) Leider hat in diesem Frühjahr ein Orkan auf einigen Inseln des Archipels ziemliche Verheerungen angerichtet.

Die Marmartikel, welche von der wesleyanischen Presse über die „Verfolgung“ auf den Tonga-Inseln veröffentlicht werden, geben wir vorläufig nicht wieder, da sie uns etwas übertrieben erscheinen. Wir werden dagegen später ausführlich auf diese Angelegenheit zurückkommen, wenn von dem früheren Missionar, jetzigen tonganischen Premierminister Baker direkte Nachrichten eingelaufen sind.

In Bezug auf die Besiznahme der Marshall-Inseln für Deutschland durch Kapitän Rötger vom „Nautilus“, und speciell über die Ereignisse in Ebon, wo bekanntlich die Eingebornen mit einer größeren Geldstrafe belegt wurden, weil der eingeborne Missionar sich gegenüber dem Handelsverkehr Eigenmächtigkeiten habe zu Schulden kommen lassen, müssen wir diesmal nähere Mittheilungen machen, die nicht nur unter den Missionsfreunden allgemeine Entrüstung hervorrufen werden. Weil die Christengemeinde von Ebon den für ihre Glieder bindenden Beschluß gefaßt hatte, mit keinem fremden Händler in Verbindung zu treten, der berauschende Getränke an Land bringe, deshalb hat Kapitän Rötger der Eboneser Gemeinde eine Geldstrafe von 2000 Mark auferlegt! Welch eine Schmach für die deutsche Flagge in der Südsee. Daheim bilden wir Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht, und draußen in unserem Südseegebiete wird namens des Deutschen Reiches von armen Insulanern, die sich gegen die Branntweinpest schützen wollen, eine hohe Geldstrafe erpreßt!

Auch in Kusaie hat Kapitän Rötger keinen guten Ruf hinterlassen; dort erschien der „Nautilus“ Sonntag, den 18. Okt. v. J. Da die Kusaianer auf strenge Sonntagsfeier halten, so erklärten sie der deutschen Schiffsmannschaft, welche Einkäufe machen wollte, daß sie sich bis Montag gedulden müßten. Darauf hin sprachen die Deutschen die Drohung aus, sie würden wiederkommen und den Eingeborenen, besonders den Missionaren, den deutschen Sonntag heibringen. Einige von der Schiffsmannschaft brachen die Thüren zu den Hütten der Eingeborenen auf und eigneten sich Kleinigkeiten an. Gegenüber solchen traurigen Ereignissen thut es uns wohl, zu konstatieren, daß dagegen der Kapitän des „Albatros“ auf seiner Kreuzfahrt durch die Carolinen

sich des gerechtesten und liebenswürdigsten Verfahrens gegenüber den eingeborenen Christen befleißigt hat. Wir fügen noch hinzu, daß die Anklagen, welche wir hier vorbringen müssen, auf unanfechtbaren Zeugenaussagen beruhen, wie sie gegenüber einem Ehrenmanne, Dr. theol. Hyde, dem Direktor des Missionsinstituts in Honolulu, gemacht worden sind. Wir haben so viel Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe unsrer Reichsregierung, daß sie nach genommener Kenntniss jenes im Marshall-Archipel begangenen Unrechts sühnen wird.

Literatur-Bericht.

1. **Bahn** (nicht der Missionsinspektor sondern Adolf, D.): „Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche auf dem europäischen Festlande im 19. Jahrhundert.“ (Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung 1886. 3 Mk.). — Auf nur 198 Seiten einen Geschichtsabriß der ev. Kirche des europäischen Kontinents über einen an Ereignissen nicht armen Zeitraum von fast 100 Jahren liefern zu wollen, das ist gerade keine leichte Aufgabe. Aber der Verf. hat sie aufs Ganze gesehen nicht ohne Geschick gelöst. Nicht nur daß Ereignisse, Erscheinungen und Personen von Bedeutung ihm kaum entgangen sind, er stellt sie in den meisten Fällen auch unter treffende Beleuchtung. Mit wenig Worten fällt er oft ein schlagendes, je und je freilich ein zu scharfes, manchmal auch ein wirklich schiefes Urteil. Im großen Ganzen muß man dem strengen Reformierten der alten Schule, obgleich er hier und da seinen Standpunkt einseitig vertritt, das Lob erteilen, der historischen Objektivität, speciell auch der Gerechtigkeit gegen die lutherischen Strömungen sich befleißigt zu haben. Dazu durchzieht das ganze Büchlein ein wohlthuender religiöser Ernst; neben dem heiligen Eifer für die Verherrlichung Gottes auch eine schmerzliche Wehmut über viele Zerstörung innerhalb der evangelischen Kirche, sonderlich über die Untergrabung ihres Schriftgrundes. Vielleicht sieht und urteilt der Verfasser doch zu pessimistisch; aber in vielen seiner Klagepunkte wird man ihm doch recht geben müssen. Ganz besondere Beherzigung verdient, was er sagt über den Kampf gegen Rom, der auch ihm als der Hauptkampf der Gegenwart und Zukunft erscheint, und über unsre Schwäche in diesem Kampfe. Wollte Gott, daß es allseitig Beherzigung fände.

Weit zurückhaltender mit unsrer Anerkennung müssen wir allerdings sein, wenn wir uns speciell dem Abschnitt zuwenden, welcher von der Mission handelt und der natürlich unser Interesse an dem vorliegenden Buche in erster Linie beansprucht. Zunächst gewährte es uns allerdings einige Genugthuung, daß selbst in einem so knappen „Abriß“ der Mission doch ein specieller Paragraph (15 in Kap. XIV.) gewidmet ist, und wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten, daß dieser Paragraph (inkl. Judenmission und Evangelisationsthätigkeit unter den Katholiken) nur ca. 5 Seiten umfaßt, obgleich diese Kürze zur relativen Ausführlichkeit mancher andern aufs Ganze gesehen minder wichtigen Partie

(3. B. zu dem Exkurs über Prof. Wichelhaus) uns nicht in proportioniertem Verhältnis zu stehen scheint. Leider läßt der Inhalt dieses Missionsparagraphen sehr zu wünschen übrig. Zunächst enthält er neben manchen Ungenauigkeiten verschiedene starke Irrtümer. So — abgesehen von der kategorischen Behauptung: der Missionsbefehl habe nur den Aposteln gegolten — daß Zänicke in der Brüdergemeinde eine Missionschule gegründet; daß die Brüdergemeinde für ihre Mission 1 Million M. jährlich vereinnahme;¹⁾ daß Wallmann neben Gützlaff ein Schüler der Zänicke'schen Missionschule gewesen; daß Beck zu „den Inspektoren und Lehrern“ der Baseler M.-G. gehört habe; daß die Hermannsburger Missionare „zu den Gallas in Natal“ (!) gekommen seien und dergl. Auch ist mangelhaft, was über die dänische (114), schwedische (117) und norwegische (119) Mission kurz gesagt worden ist. Der Verf. kann demnach kaum die an der Spitze des qu. Paragraphen angegebenen Quellen gründlich eingesehen haben! Sodann — und dieser Mangel hat uns besonders überrascht — beschränkt sich der kurze Missionsparagraph viel zu sehr auf die Mitteilung von Namen und Zahlen, statt — wie wir gerade in einem solchen „Abriß“ erwartet — das neue Missionsleben unter größere kirchengeschichtliche Gesichtspunkte zu stellen und mit kurzen Strichen die Bedeutung zu zeichnen, welche ihm im Ganzen der religiösen Lebensentwicklung unsres Jahrhunderts zukommt. Wir konnten uns bei diesen Mängeln des doppelten Eindrucks nicht erwehren: einmal, daß es, Gott sei Dank, nicht mehr angeht, in kirchengeschichtlichen Compendien die Mission zu umgehen und sodann, daß auch sonst recht gründlich unterrichtete Männer die Notwendigkeit einer Behandlung der Mission in einige Verlegenheit setzt, weil ihre Kenntnis derselben noch immer auf schwachen Füßen steht. Also unser ceterum censeo: es thut eine allgemeinere und gründlichere Beschäftigung mit der Mission not gerade auch in den wissenschaftlichen theologischen Kreisen. Wir wissen nicht, ob der Verfasser vielleicht eine Fortsetzung seines „Abriß“ über die Geschichte der evangelischen Kirche der Völker englischer Zunge folgen läßt. Wir wünschen, daß er es thäte; aber auch, daß dann das Missionskapitel etwas solider ausfiele.

Schließlich empfehlen wir sein Buch nochmals aus vollster Überzeugung; es ist sehr anregend und enthält trotz der angedeuteten Einseitigkeiten viel Salz.

2. **Drummond:** „Das Naturgesetz in der Geisteswelt: Aus dem Englischen nach der 17. Auflage (50stes Tausend). Leipzig Hinrichs'sche Buchhandlung, 1886. 6 M. — Streng genommen liegt eine Anzeige dieses Buches allerdings außerhalb der Grenzen desjenigen Literaturbereichs, auf welchen eine Missionszeitschrift sich beschränken muß; aber da uns die Lektüre desselben eine Menge fruchtbarer Anregungen auch bezüglich der Betrachtung des Missionslebens und seiner Entwicklungsgesetze gegeben hat und wir des Dankes jedes unserer Leser gewiß sind, der infolge unserer Anzeige das gehaltvolle Buch studiert, so haben wir geglaubt einmal eine Ausnahme von der Regel machen zu dürfen. Daß in dem Inhalt dieses Buches eine Zugkraft liegen muß, geht

¹⁾ Umgekehrt wird S. 76 viel zu niedrig die Summe, welche „bis jetzt“ für die Zwecke der 51 Diakonissen-Mutterhäuser verausgabt worden sein soll, auf nur „weit über 1 Million Thaler“ angegeben.

schon daraus hervor, daß es — obgleich gerade keine leichte Unterhaltungslektüre — in England in kurzer Zeit in 50 000 Exemplaren verbreitet worden ist. Und diese Verbreitung verdient es; denn es ist eine Apologie — nicht der historischen Grundlagen des christlichen Glaubens sondern — des innern, geistlichen übernatürlich gewirkten Lebens, welche durch ihre neuen, oft überraschenden Beleuchtungen fesselt und nicht in der Terminologie des Theologen sondern des Naturforschers redet. Der Verfasser ist naturwissenschaftlicher Professor und zugleich wohl vertraut mit den Geheimnissen des verborgenen Lebens aus Gott und in Gott. Dieses Leben — das ist der Grundgedanke seines aus Vorträgen vor Arbeiterkreisen entstandenen Buches — obgleich übernatürlich ist doch durch und durch natürlich, d. h. es entsteht und entwickelt sich nach ganz den gleichen Gesetzen, welche innerhalb des Gebietes des Naturlebens herrschen. Der Verfasser behandelt den religiösen Inhalt in der Ausdrucksweise der Naturwissenschaft; er stellt das in der Geisteswelt (d. h. in der Sphäre des vom göttlichen Geiste erzeugten und beherrschten Lebens) waltende Naturgesetz genau in den Ausdrücken der Biologie und Physik dar, weil es im Grunde nur ein und dasselbe Gesetz ist, unter welchem hier wie dort das Leben und seine Entwicklung steht. Es mag sein, daß er den wissenschaftlichen Wert der dadurch der Religion verliehenen neuen Beglaubigung etwas überschätzt; auch ist manche seiner geistvollen Beleuchtungen und tiefsinnigen Beweisführungen nur der Form nicht dem Inhalte nach neu; vielleicht ist sein Versuch: „Die Natur in der Religion nachzuweisen“ durch die Übereinstimmung ihrer beiderseitigen Gesetze auch nicht frei von einer zu weit gehenden Accommodation an die Ergebnisse der Naturforschung und darum nicht ohne jede Gefahr — aber jedenfalls eröffnet das Buch eine neue Methode der wissenschaftlichen Apologetik, die vermutlich eine Zukunft hat. Auch für den praktischen Schriftausleger ist es eine Fundgrube tiefsinniger Erklärungen und oft geradezu überraschender Beleuchtungen bekannter Bibelworte, die durch ihre Beziehung auf das Naturleben als Ausdruck derselben ewigen Naturgesetze des Geisteslebens sich darstellen, welche für jenes die maßgebenden sind.

Außer einem Vorwort und einer längeren Einleitung, welche die allgemeinen Grundsätze entwickeln, die den Verfasser geleitet, enthält das Buch 11 Kapitel mit folgenden Überschriften und charakteristischen Schriftmottos: Die Entstehung des Lebens. („Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht.“) Entartung. („Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?“) Das Wachstum. („Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen.“) Der Tod. („Fleischlich gesinnet sein ist der Tod.“) Absterben. („So tötet nun eure Glieder, die auf Erden sind.“) Das ewige Leben. („Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“) Die Umgebung. („Ihr seid vollkommen in ihm.“) Übereinstimmung mit dem Typus. („Bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne.“) Halb-Parasitismus und Parasitismus. („Schaffet, daß ihr selig werdet.“) Klassifikation. („Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“)

Leider können wir dieses Orts auf eine weitere Angabe und Besprechung dieses bedeutenden Inhaltes uns nicht einlassen. Schade, daß es dem Verfasser

nicht gefallen hat, den bezüglich des individuellen Geisteslebens geführten Nachweis seiner Beherrschung durch das Naturgesetz auch auf das christliche Gemeinschaftsleben und speciell auf die Pflanzung und Ausbreitung des Reiches Gottes in dieser Welt auszu dehnen. Auch hier geschieht nichts in unnatürlicher oder gar widernatürlicher, wohl aber alles in natürlicher Weise, und es wäre eine lohnende Aufgabe, sonderlich gegenüber allen ungesunden, künstlichen und schwärmerischen Missionsmethoden und Missionserwartungen, einmal im Zusammenhang das Naturgesetz in der Pflanzung und Ausbreitung des Reiches Gottes aufzuzeigen. Schrift und Geschichte bieten dafür Anhalt genug.

3. Völter: „Wünschet Jerusalem Glück. Reden aus der Judenmission.“ (Ludwigsburg, 1886. S. 54. 1 M.) Eine „dem Dolmetscher des Evangeliums für Israel“, dem Prof. Dr. Delitzsch gewidmete Sammlung von 9 Predigten und Ansprachen über die Judenmission, auf Grund verschiedener Texte, welche wohl geeignet sind, Verständnis und Liebe für das schwierige und unter dem Banne so vieler Vorurteile stehende Werk zu wecken und die wir darum unsern Lesern gern empfehlen.

4. „Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli 1886.“ (Basel, Missionsbuchhandlung). Ein alter Bekannter, der jährlich mit einem frischen Strauße wiederkehrt und auch diesmal viel schöne Dinge mitbringt. Möge er in manchem Hause freundliche Aufnahme finden.

5. Andree: „Allgemeiner Handatlas in 120 Kartenseiten mit vollständigem Namenverzeichnis. (Leipzig, Velhagen & Klasing 1886) zweite verbesserte und um ein Viertel vermehrte Auflage. — Diese zweite, gleichfalls in Lieferungen (12) à 2 M. erscheinende Auflage des weithin bekannten und geschätzten Andreeschen Handatlas unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß 9 Seiten alter Karten weggefallen, dagegen 33 Seiten neuer hinzugekommen sind. Auf diesen neuen Karten finden nicht nur wichtige europäische Länder (Frankreich, Großbritannien, Italien) eine Darstellung in bedeutend vergrößertem Maßstabe, sondern auch die kolonialen Besitzungen, spec. natürlich die deutschen, eine ausgedehnte Berücksichtigung. Neben einer neuen großen Karte von Afrika in 6 Blatt werden ziemlich große Spezialkarten der deutschen Schutzgebiete und Besitzungen in West-, Süd- und Ostafrika wie in der Südsee gegeben. Die erste uns vorliegende Lieferung enthält bereits von den überseeischen Ländern 2 ganz neue Karten: das nordwestliche Afrika (Doppelblatt) und auf einem Blatt 4 Kartons der westafrikanischen Kolonialgebiete, unter ihnen Togo land und Kamerun. Schade, daß die Missionsstationen, welche allerdings nicht sämtlich aber zum großen Teil verzeichnet sind, nicht als solche kennbar gemacht worden sind. Nur bei Bethel (Kamerun) ist das der Fall, auf der Sklaven- und Goldküste, wie dem unteren Kongo nicht. Die technische Herstellung ist der ersten Auflage mindestens ebenbürtig.

Die 33 Seiten neuer resp. wesentlich veränderter und vergrößerter Karten der 2. Auflage werden in 3 Lieferungen à 2 M. den Besitzern der ersten Auflage des Atlas als Supplement dargeboten und ist zu erwarten, daß von dieser Offerte ein sehr umfassender Gebrauch gemacht werden wird.

6. Die Mittheilungen aus China Nr. 6 (Auslage 10, 000), von Pastor Spieß an der Hofkirche zu Breslau herausgegeben, sind zum 15. August versandt worden. Dieselben erscheinen unter Mitwirkung des Berliner Missionshauses und des Vorsitzenden des Berliner Hauptvereins für China. Sie bezwecken die Missionsarbeit in China durch Verbreitung der Kenntniss derselben zu befördern, nirgends die örtlichen Sammlungen für die Mission durch Einhebung neuer Gaben zu neuem Zweck zu stören. Sie werden postfrei, wohin man sie begehrt, soweit der Vorrat reicht, versandt; aber von den Freunden der Mission, besonders der China-Mission, wird mit Zuversicht die Deckung der Herstellungskosten erwartet, der geringste Beitrag zu diesem Zwecke wird mit Dank angenommen.

Inhalt von Nr. 6: Wirkung des Wortes Gottes an einem Chinesenherzen. Mit der Sünde soll man es nicht leicht nehmen, vom Katecheten Tschin a hui. Ein Besuch im heidnischen Findelhaus in Canton. Chinesen außerhalb Chinas. Allerlei kurze Nachrichten. Gabenverzeichnis.

7. Merensky: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?“ Berlin, Walther & Apolant. 1886. 50 Pf. von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Wir müssen uns begnügen, in dieser Nummer dieses Schriftchen, welches uns soeben bei der Korrektur erst zugeht, einfach anzuzeigen, um uns demnächst genauer mit ihm zu beschäftigen. Vorläufig drücken wir nur unsre Freude darüber aus, daß unter 64 Preisbewerbern ein alter Missionar den Vogel abgeschossen hat!

Handel und Mission.¹⁾

Von F. M. Zahn.

Im Jahre 1786, also gerade vor einem Jahrhundert, wurde zu Northampton in England eine für die Missionsache wichtige Konferenz abgehalten. Durch besondere Umstände war es gekommen, daß der Konferenz ein Thema zu gemeinsamer Besprechung fehlte. Da forderte der Vorsitzende, ein alter ehrwürdiger Geistlicher, seine jüngeren Amtsbrüder auf, ein Thema zu nennen. Die schwiegen, bis endlich einer der jüngeren, damals 25 Jahre alt, heraustrat mit der schüchternen Frage: „ob der Befehl an die Apostel, alle Völker zu lehren, nicht für alle ihre Nachfolger im Dienste am Worte bis zum Ende der Welt verpflichtend sei, sintemal die ihn begleitende Verheißung: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende, doch die gleiche Ausdehnung habe?“ „Sie sind ein Schwärmer,“ fuhr ihn der Vorsitzende an, „solche Frage zu stellen. Ohne Zweifel kann nichts geschehen, ehe nicht ein neues Pfingsten gekommen ist, welches die Wundergaben, insbesondere die Sprachengabe bringt und so den Auftrag Christi möglich macht, wie in den ersten Zeiten.“

Heute, nach hundert Jahren, begreift man einen solchen Vorgang kaum. Die Zeiten sind vorüber. Jener junge Geistliche, William Carey, hat sich nicht einschüchtern lassen. Wenige Jahre darauf ließ er ein Buch ausgehen unter dem Titel: „Eine Untersuchung über die Verpflichtungen der Christen, das zu thun, was zur Bekehrung der Heiden dienen kann,“ und dieses Buch war die Veranlassung zur Gründung der ältesten unter den neueren Missions-Gesellschaften, wie der Verfasser der erste der Missionare ist, die in unsern Zeiten ausgegangen sind, das Evangelium den Heiden zu verkündigen. Aus dem kleinen Anfang, der mit Widerspruch und Befeindung zu kämpfen hatte, ist aber ein großes Werk geworden. Heute giebt es kein Volk, in dem Bekenner des evangelischen Glaubens sich befinden, das noch unbetheiligt wäre an dem

¹⁾ Der nachfolgende Vortrag ist von mir in Hamburg und dann mit einigen Veränderungen und Erweiterungen in Stettin auf der Versammlung der Pommerischen Missions-Konferenz gehalten worden.

Missionswerke. In den evangelischen Kirchen giebt es keine Richtung oder Partei, die es noch wagte, den Missionsbefehl für unverbindlich zu erklären und sich nicht aufgemacht hätte, ihn nach ihrer Weise zu erfüllen. Aus der einen Gesellschaft sind im Laufe des Jahrhunderts einhundert und vier geworden, die über 2100 Stätten in heidnischen Ländern gegründet haben, auf und von denen aus ihre 2675 ordinierten Missionare die Wahrheit zur Gottseligkeit verkündigen. So wenig sind ihre Arbeiten vergeblich gewesen, daß mehr denn zwei Millionen Heiden jetzt als Christen gesammelt sind, von denen wieder schon 23 000 als verordnete Prediger oder Gehilfen in dem mannigfaltigen Dienste des Reiches Gottes den Boten aus der alten Christenheit zur Seite stehen. Wie immer, so erweist sich auch heute noch das Christentum als Lehrer der Menschheit. Fast 12 000 Schulen hat die evangelische Mission gegründet und in denselben 645 000 Schüler gesammelt, die lernen, was für das irdische wie das himmlische Leben Wert hat. Und wenn ich noch hinzufüge, daß die evangelische Christenheit jetzt jährlich 30 Millionen Mark für diese Arbeit verwendet, so ist auch dies ein Zeichen, welche Umwandlungen in den Meinungen innerhalb eines Jahrhunderts vor sich gegangen sind.

Woher diese Umwälzung? Ist das neue Pfingsten, welches jener Vorsitzende in der Pastorenkonferenz für nötig hielt, mit Wundergaben und besonders der Sprachengabe gekommen? Ja, wenn auch nicht in dem Sinne, daß der Pfingsttag zum zweitenmal gekommen wäre; das ist nicht möglich und nicht nötig. Aber die Christenheit ist seitdem zu einem besseren Verständnis dessen gekommen, was ihr mit dem Pfingstfest gegeben ist. Die Christenheit hat nicht immer die gleiche Teilnahme an dem, was Gott zur Erlösung der Welt gethan hat. Vor einem Jahrhundert war die Teilnahme der Christenheit nur sehr matt, aber es bereitete sich schon vor und ist seitdem gekommen ein neuer Frühling, ein Erwachen des geistigen Lebens, eine Belebung des Christenvolkes zu lebendigerem und tieferem Verständnis der Güter, die wir haben, weil wir Christen sind, und dieses Leben hat die Mission so wachsen lassen, wie es geschehen ist. Es ist zu jeder Zeit heilsam, daß jeder, der an diesem Werke sich beteiligt, es sich selbst sagt, und es ist gerade jetzt für alle Missionsarbeiter gut, es einer dem andern zu sagen, daß ohne Pfingsten keine Mission, daß ohne eine Belebung des Christenvolkes kein Wachstum in der Mission, und daß alle Hoffnungen, die man heute etwa für die Mission haben kann, eitel sind, wenn nicht auch eine fortschreitende Vertiefung und Belebung des Christensinnes unter uns sich findet. Man mag dem Naturforscher, dem Geographen, dem Philo-

logen, dem Kaufmann sagen, daß die Mission auch ihnen nützt. Aber nur in dem Sinne, daß die Hauptsache, auf die es bei der Mission ankommt, auch Hauptsache bleibe. Wenn nur aus diesen Nebendingen eine Missionsfreundschaft erwächst, so kann sie nicht echter Art sein, und nach kurzer Zeit werden die sich um so schlimmer befinden, die ohne Einigung im Centrum zusammengegangen sind. Wer Religion verbreiten will, muß religiös sein; wer Christliche Religion ausbreiten will, muß christlich religiös sein, und geistlich sein muß, wer geistliche Dinge verstehen, beurteilen, treiben soll. Das ist die Vorbedingung gedeihlichen Arbeitens im Reiche Gottes.

Ein Pfingsten war gekommen, doch die Wundergabe, die Sprachengabe, hatte es nicht gebracht. Dagegen war es von andern Zeichen und Thaten der alles regierenden Hand Gottes begleitet gewesen. In jenem Buche, das ich erwähnte, hat W. Carey das Resultat mehrjähriger Studien niedergelegt. Er war ein merkwürdiger Mann. Seines Handwerks ein Schuhmacher hatte er mit großer Energie sich herausgearbeitet. Aus sich heraus mit spärlichen Mitteln hatte er es fertig gebracht, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Holländisch, Französisch zu lernen, und ohne die Wundergabe des Zungenredens hat er später diese Sprachengabe verwertet, indem er in manche Sprache Ostindiens die Bibel übersetzt hat. Er hatte noch andre geistige Interessen. In seiner Werkstätte hing eine Karte der Welt, und wenn er von einem Volke hörte, so suchte er zu erfahren, wo es zu Hause sei und schrieb an der betreffenden Stelle der Karte den Namen ein. Was er nun von diesem Volke lernen konnte, besonders über seine religiösen Meinungen und sittlichen Zustände, das notierte er auf lange Streifen, die er an diese Stellen anheftete. So sammelte er ein seltenes Wissen von den Zuständen der Heidenwelt, das er in dem Buche von den Pflichten der Christen an den Heiden niederlegte. Solche Studien lagen jener Zeit nahe; es war eine neue Periode der Erderforschung angebrochen. Im Jahre 1771 war Cook von seiner ersten Weltreise zurückgekehrt; Australien war entdeckt. Das ist eines der Zeichen, von denen ich sprach. Gleichzeitig mit dem Erwachen des Missionssinnes ist über die christliche Welt ein neuer Trieb und Drang, die Erde zu erforschen, gekommen, der uns eine Kenntniss der Erde gebracht hat, wie sie nie zuvor der Menschheit eigen war. Es liegt auf der Hand, wie nahe miteinander verbunden sein müssen die Arbeit: das christliche Zeugnis bis zu den äußersten Grenzen der Erde zu bringen und die Arbeit: diese Grenzen kennen zu lernen. Aber nicht nur diese Kenntniss ist gewonnen — sie allein würde nicht viel nützen —

es ist auch in derselben Zeit die Macht der Menschen unglaublich gesteigert, diese äußersten Grenzen zu erreichen. Der Dampf und die Electricität haben dem Menschen Macht gegeben, den Raum zu überwinden und mit Blitzesschnelle seine Botschaft um die Erde zu senden. In deutschen Städten werden Dampfschiffe gebaut, die in den chinesischen Meeren fahren sollen. In den letzten Monaten ist oft hin und her geredet davon, daß ein Consortium von Deutschen den Chinesen Geld leihen werde, damit die Bewohner dieses himmlischen Reiches mit deutschem Eisen Eisenbahnen bauen. Das war vor 100 Jahren ganz unmöglich. Auf jenen Eisenbahnen, wer immer sie bauen mag, werden auch Missionare fahren, wie sie auch die Dampfer benutzen, welche aus deutschen Häfen und den Häfen der christlichen Welt ausfahren und die Meere durchkreuzen. Der Weltverkehr, wie er sich entwickelt hat, ist das begleitende Zeichen der Weltmission, die entstanden ist. Es hat Gott nicht gefallen, die Wundergaben zu erneuen, aber er hat die Welt so regiert, daß der verhüllende Schleier von den unbekannten Orten der Erde hinweggezogen wurde, und daß den Menschen Macht gegeben ist, die entferntesten Punkte mit einer Schnelligkeit und Leichtigkeit zu erreichen, die früheren Zeitaltern versagt war.

An dieser Umwälzung hat auch unser deutsches Volk seinen Anteil gehabt. Schon lange sind deutsche Forscher — bereits Cook war von den beiden Forster, Vater und Sohn, auf seiner zweiten Weltreise begleitet — mit dabei gewesen, als es galt, das Dunkel, das über der Erde lag, zu lichten. Deutsche Kaufleute sind immer bereit gewesen, jeden offenen Weg zu benutzen. Auch deutsche Missionare endlich sind nicht zurückgeblieben, um mit ihren Gaben der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden zu dienen. Und sie alle haben durch ihre Gründlichkeit und Thätigkeit, durch die Fähigkeit, auf fremde Persönlichkeiten und Zustände einzugehen, durch die Gabe, sich mit wenigem zu behelfen, die den Deutschen eigen ist und durch ihren Fleiß dem deutschen Namen Ehre gemacht. Aber doch sind wir später gekommen, als die andern. Bei der Uneinigkeit Deutschlands hatten wir die Macht auf dem Meere verloren, die uns zukam, und die früher auch dort die ersten waren, mußten daheim bleiben, als neue Wege sich öffneten. Es gab fast nur europäische Fahrten für unsre Schiffe. Auch hierin ist die erste Änderung erst ein Jahrhundert alt. Als die amerikanischen Kolonien den Weg gingen, den gesunde Kolonien zu gehen pflegen, als sie sich vom Mutterlande losrissen, da war der deutschen Flotte die erste Gelegenheit gegeben, weiter hinauszugehen. Und seit in unsrem Jahrhundert immer mehr die Erkenntnis sich Bahn brach, daß man

sich selbst beschädige, wenn man die Kolonien den Fremden verschließe, wurde Raum geschafft auch für die Deutschen, einen immer größeren Anteil an dem Weltverkehr, seinen Arbeiten und seinen Erträgen zu bekommen. Schon als in dem Anfang der siebziger Jahre der englische Staatsmann Sir Bartle Frere mit dem Sultan von Sansibar wegen des Sklavenhandels zu verhandeln hatte, alarmierte er seine Landsleute mit der Nachricht, daß man überall den deutschen Kaufmann finde, wohl unterrichtet, fleißig und geschickt. Und die Kommission, welche die englische Regierung kürzlich berief, um den Gründen der geschäftlichen Depression nachzuforschen, hat wieder als einen der Gründe genannt, daß der britische Kaufmann nicht so wohl unterrichtet, betriebsam und eifrig sei, wie der deutsche Kaufmann, der allgegenwärtig sei. Die Machtstellung, welche das geeinigte Vaterland gewonnen hat, stand diesen Tausenden seiner Bürger, die in der weiten Welt zerstreut waren, schützend zur Seite. Und in den letzten Jahren ist es nun auch dazu gekommen, daß wir festen Besitz in überseeischen Ländern bekommen haben, und deutsche Kolonien gegründet sind in den beiden Erdteilen, die in den letzten hundert Jahren in den Weltverkehr hineingezogen wurden: in Australien, und Afrika.

Ist es nun wahr, was wir sagten, daß neben jener Hauptbedingung, der inneren lebendigen Teilnahme am Christentum auch die Weltlage die Mission zu ihrer gegenwärtigen Ausdehnung hat erwachsen lassen, dann muß der steigende Anteil Deutschlands an dem Weltverkehr, dann müssen die kolonialen Erwerbungen der letzten Jahre auf die Mission, insbesondere die deutsche Mission Einfluß üben im Guten, so hoffen wir, aber es wäre auch möglich im Bösen. Denn da doch die innere Teilnahme an der Sache des Christentums die Hauptsache ist, so kann, wo bei unrichtigen Voraussetzungen eine Teilnahme an der Mission stattfindet, diese zu Schaden kommen. Darum haben sich schon viele Stimmen erhoben, berufene und auch unberufene, zu warnen und aufzumuntern, zu warnen, daß wir die uns gegebene Gelegenheit, ein Segen zu werden, nicht in das Gegenteil verkehren, aufzumuntern, daß wir sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Auch an den deutschen Kaufmann haben sich diese Stimmen gewandt und mit Recht. Denn wer ist mehr beteiligt an den neuen Verhältnissen, als der Kaufmann! In größerer Zahl als die Forscher und Missionare zieht der Kaufmann auf den Weltstraßen, die er, wenn nicht eröffnet, so doch nach der Eröffnung eifrigst benutzt hat. Daß auch unser Vaterland an dem Weltreichtum Anteil bekommen hat, das haben wir dem deutschen

Kaufmann zu verdanken. Und unsre Kolonien in Westafrika wie in Australien sind keine Schöpfungen aus dem Nichts, sondern wo Deutsche gearbeitet, da sind sie entstanden, und diese Deutschen waren Kaufleute. Die einzige koloniale Erwerbung, von der dies nicht gilt, ist die in Ostafrika. Aber auch dort waren, wie ich schon im Vorübergehen bemerkte, längst deutsche Kaufleute thätig, und werden sie noch mehr thätig sein müssen, wenn diese Erwerbungen Wert haben sollen. Bei dieser hervorragenden Stellung der Kaufleute ist es gewiß angebracht, daß die Missionsfreunde sich an den deutschen Kaufmann wenden und um seine erleuchtete Mitarbeit werben. So wird das Thema, welches uns heute beschäftigen soll, Handel und Mission, sehr zeitgemäß sein und besonders am Platz in den deutschen Hafenstädten, deren Industrie wie Handel den regsten Anteil hat an dem deutschen überseeischen Verkehr.

Handel und Mission! Lassen Sie mich zunächst im Anschluß an die einleitenden Bemerkungen sagen, daß sie ein großes gemeinsames Interesse haben und wenigstens soweit dieses Interesse geht, gute Freunde sein könnten und sollten; sie haben beide das Interesse, im Weltverkehr zu stehen und denselben frei und ungehindert zu sehen. Die Mission hat die Aufgabe, allen Völkern, oder geographisch ausgedrückt „bis an das Ende der Erde“ das Evangelium von Christo zu bringen. Diese Aufgabe war einem Volke zunächst anvertraut, welches durch eigene Schuld von dem bequemsten, billigsten Wege, die Enden der Erde zu erreichen, ausgeschlossen blieb und bis auf den heutigen Tag, wenn das Sprichwort Wahrheit sagt, eine Scheu vor der See hat. Es ist darum nicht zufällig, daß die älteste Missionschrift, die eines der Bücher unsrer h. Schrift geworden ist, sich ausführlich beschäftigt mit der Seereise eines Gliedes dieses Volkes, das Missionar geworden ist, und uns im einzelnen seine Erlebnisse auf dem Meere schildert. Die Mission und die Seefahrt haben viel miteinander zu thun. Es ist ebensowenig zufällig, wenn diese älteste Missionschrift mit dem Worte: „unverboten“ schließt; so hat Luther übersetzt, „ungehindert“ heißt es genauer in weiterem Sinne. Dahin ist es gekommen, daß der leitende Missionar seiner Zeit, Paulus, übers Meer in den Mittelpunkt des damaligen Weltverkehrs gekommen ist, und da, was ihm auch sonst entgegenstehen mag, „ungehindert“ das Reich Gottes verkündigt. Dies lebendige Interesse an den Weltstraßen und an einem leichten Weltverkehr ist der Mission bis heute geblieben. Wenn der Missionar die Länder in der Nähe mit dem Schalle des Evangeliums erfüllt weiß, so wünscht er zu wissen, wo noch Völker und Länder sind, denen er gleichfalls ein Zeuge göttlicher Liebe sein

soll und hat ein Interesse daran, Wege und Mittel zu besitzen, dieselben zu erreichen. Das gleiche Interesse hat der Kaufmann. Denn wenn er die Länder in der Nähe mit seinen Waren überfüllt sieht, so wünscht er zu wissen, wo noch Länder sind, in die er seine Waren abführen kann und hat ein Interesse daran, Wege und Mittel zu besitzen, sie zu erreichen. Handel und Mission, Missionar wie Kaufmann, beide müssen wünschen, daß die Welt ihnen offen stehe und zuweilen öffnet der Missionar dem Kaufmann, zuweilen ebnet der Kaufmann dem Missionar den Weg. Jene Länder Afrikas, in denen ein merkwürdiges Staatengebilde, der Kongostaat, in unsren Tagen entstanden ist, sind zwar nicht eröffnet, aber ihre Eröffnung ist doch veranlaßt durch einen Missionar, Livingstone, der fürs Evangelium offene Wege suchte. Auf jene Länder im Osten Afrikas, wo jetzt deutsche Männer ein großes Reich zusammengekauft haben, ist zuerst durch die Missionare Krapf, Ehrhardt und Rebmann der Blick gelenkt worden. Als die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in den Anfängen ihrer westafrikanischen Arbeit stand, empfand sie es schwer, daß fast gar keine Verbindung zwischen Deutschland und Westafrika vorhanden war, und dies veranlaßte ein Mitglied des Vorstandes, den jetzt schon heimgegangenen Herrn Carl Vietor, ein Schiff in Fahrt zu setzen und damit eines der ältesten deutschen Geschäfte in Westafrika zu beginnen. Hier ist die Mission dem Handel vorausgegangen und hat ihm den Weg gezeigt. Häufiger noch werden von dem Handel, wenn nicht die Wege gezeigt und geöffnet, so doch die Mittel, sie zu benutzen beschafft werden. Ich habe wenigstens noch nicht in den Motiven zur Gründung oder Subventionierung einer Dampferlinie gelesen, daß sie nötig sei, damit Forscher oder Missionare befördert werden. Dagegen giebt der Handel, geben die Güter, welche er zu vertreiben wünscht, hier den Ausschlag. Doch, wer auch der erste ist, beide, der Kaufmann wie der Missionar, verlangen, daß die Welt ihnen offen stehe, daß Mittel gegeben werden, das äußerste Ende der Erde zu erreichen. Sie haben hier das gleiche Interesse und das könnte und sollte sie verbinden.

Doch wozu wollen beide den offenen Weg und die guten Verkehrsmittel benutzen? Gehen ihre beiderseitigen Interessen noch weiter zusammen, und ist darum ihre Freundschaft besser begründet als Interessenfreundschaften zu sein pflegen? Es will auf den ersten Blick scheinen, als ob die Antwort nicht erfreulich sein könnte und als ob beide nicht viel miteinander gemein hätten außer dem gleichen Interesse am Weltverkehr. Denn was will eigentlich der Handel? Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich zunächst antworte: er will verdienen, er will für sich

gewinnen. Ich betone, zunächst ist dies meine Antwort, denn ich werde sie nachher beschränken und erweitern müssen. Aber lassen Sie uns fürs erste mit dieser Antwort zufrieden sein. Die Kaufleute gehen nach Afrika und Australien und in die ganze Welt, um zu verdienen, um für sich zu gewinnen. Das ist kein Vorwurf, ebensowenig, wie es ein Vorwurf ist, wenn man sagt, daß der Landmann, der Handwerker sein Geschäft treibt für sich zu gewinnen, zu verdienen. Es ist natürlich auch gar nichts Neues, sondern von jeher bekannt gewesen. Aber es ist nötig, diese alte Wahrheit, so einfach sie ist, heute laut zuverkündigen. Denn es ist eine krankhafte Erscheinung unsrer Zeit, insbesondere in unserm deutschen Vaterland, daß jeder, der seinen Vorteil sucht und zwar ganz berechtigterweise sucht, irgend ein wohlklingendes, erhabenes Motiv vorschützt. Sie wollen alle reich werden, aber keiner sagt ehrlich, zunächst für mich selbst, sondern alle behaupten: zum Besten des Vaterlandes. Es ist darum gut, an dieses erste, wirkliche Motiv zu erinnern. Auch unsre Kolonien und alles, was damit zusammenhängt, haben nur diesen Grund ihres Daseins, daß wir hoffen, dadurch reicher zu werden, und der Handel ist es, welcher zuerst diesen Reichtum einernnten will. Da scheint denn allerdings die Freundschaft zwischen Handel und Mission aus zu sein. Denn wie könnte man mehr auseinander gehen, als Mission und Handel auseinander gehen müssen! Der Kaufmann, wenn er zu den Völkern kommt, sucht ihre Güter; der Missionar folgt seinem großen Vorgänger mit dem Wahlspruch: Ich suche nicht das Eure, sondern Euch (2 Kor. 12, 14). Die Mission geht, um zu geben, der Handel, um zu nehmen, die Mission, um die Völker zu bereichern, der Handel, um sich zu bereichern, die Mission im Dienste der Liebe, der Handel im Dienste des Egoismus.

Es scheint unvermeidlich, die beiden, so sehr ihnen auch beiden an einem offenen Wege liegt, werden sich auf dem Wege zanken. Ein vielgereister Mann, der auch unsre Kolonien in West-Afrika gesehen hat, sagt, er sei weit in der Welt herumgekommen, aber überall habe er gefunden, daß Missionar und Kaufmann auf schlechtem Fuße miteinander stehen. Erfreulicherweise giebt es noch andre Zeugnisse. Ich für meine Person habe allein in dem Vorstande meiner Gesellschaft drei Kaufleute kennen gelernt, die lange Zeit in überseeischen Ländern als treue Freunde und Mitarbeiter der Missionare gelebt haben, und die in die Heimat zurückgekehrt, es in Wort und That geblieben sind. Aber leider ist es vielfach so, wie dieser Reisende es bezeugt. Die auseinander gehenden Interessen der beiden Berufe legen die Gefahr des Konflikts nahe, und es kann der

Widerstreit nicht ausbleiben, wenn in der That der Handel nur geht, um zu nehmen, um für sich zu gewinnen. Ich sage: wenn und man muß gestehen, dieser Fall tritt nicht selten ein. Es sind in der That Händler, die nichts anderes treibt, als zu gewinnen, die nichts auch zurückhält, diesem Triebe zu folgen. Da kann es nicht anders sein, als daß sie Feinde der Mission werden und daß sie der Sache der Mission Schaden bringen. Ihr persönliches Leben, ihr Verhalten gegen die Personen der Eingeborenen, ihr Handel schadet, während sie mit dem allen nützen könnten.

Gott hat die Völker, welche nach Christus genannt sind, zu Herren der Welt gemacht und tausende ihrer Glieder, insbesondere vom Kaufmannsstand, über die ganze Erde zerstreut. Wohin sie auch kommen, zu civilisierten oder uncivilisierten Völkern, mögen sie dieselben unterwerfen oder als Fremdlinge und Gäste bei ihnen wohnen, üben sie eine Suprematie aus, und es ist von der größten Wichtigkeit, was sie mit ihrer Person, ihrem Leben den Heiden vor Augen stellen. Hier wird die Person von der größten Wichtigkeit für die Mission, von segensreicher oder verderblicher. Wenn diese tausende mit ihrem Leben bezeugen, daß die Religion, welche die Missionare bringen, auch ihre Religion ist, daß ihre Missionare den Heiden nur Lasten auflegen, die ihre eigenen Landsleute auch tragen wollen, so sind sie die wirksamsten Gehilfen der Mission. Nehmen Sie z. B. die Negerstadt Lagos in Westafrika. Nach dem Censur von 1881 gab es dort 73 Deutsche, wohl alle Kaufleute. Denken Sie sich, daß diese 73 Deutsche am Sonntag mit den Negern in den Gottesdienst gehen, sei es, daß er englisch oder daß er in der Landessprache gehalten wird, daß sie in ihren Häusern Gottes Wort gebrauchen, daß sie durch ihren Wandel ihm nachleben, daß sie dem Missionar helfen, heidnisches Laster zu bekämpfen, indem sie es wenigstens nicht gutheißen — ich will nicht weiter gehen —, welche Hilfe hätten die Missionare an diesen deutschen Kaufleuten! Und solche Möglichkeit und in noch viel höherem Maße giebt es in der ganzen heidnischen Welt, in allen Erdteilen.

Dagegen wie verderblich muß es sein, wenn diese Christen mit ihrem ganzen Leben dem Zeugnis des Missionars widersprechen, und wie leicht kann dies geschehen? Die überseeische Welt ist doch für uns kein Heimatland. So angenehm es sich liest, was die Reisenden von den Wundern der Welt erzählen, es erlebt sich meistens nicht so angenehm. Für einen Spaziergang um die Welt ist die bunte Mannigfaltigkeit wohl sehr anziehend, aber die, welche an irgend einem einsamen Orte bleiben und dort arbeiten sollen, zählen in der Regel die Jahre, bis sie wieder zurück-

kommen dürfen. Sie wünschen rasch zu verdienen, um wieder heimkehren zu können. Im Anfang mögen die schwarzen, braunen, gelben Gesichter mit ihren fremden Sitten und Gebräuchen interessieren, aber das Neue schwindet bald. Die Palmen sind auch, wenn man sie täglich sieht, nicht viel anziehender, als unsre Tannen. Vereinsamt oder mit nur wenigen Gleichgebildeten, sehr oft junge Leute mit nicht zu großen Ressourcen für geistige Beschäftigung, wie sollen und werden sie sich die Jahre der Verbannung vertreiben, wenn sie hinausgegangen sind, nur vom eigenen Vorteil getrieben? Die Zucht, welche in der Heimat die Gesellschaft und die Sitte üben, ist ganz oder zum großen Theile weggefallen. Die edlen geistigen Erholungen sind meistens nur schwer zu haben, und dafür tritt die Versuchung zu manchem Bösen offener und mächtiger heran, als in unsern geordneten Verhältnissen. Durch die ganze Welt geht die Klage, daß viele ihr erliegen, und daß der unsittliche Wandel so vieler Christen wieder niederreißt, was der Missionar gebaut hat. Je mehr unser Volk an dem Weltverkehr theilnimmt, desto mehr Familien wird es geben, schon jetzt sind es viele, die eines ihrer Glieder in der Heidenwelt haben. Die Väter und Mütter, die Brüder und Schwestern würden den Ihrigen wie der Mission einen großen Dienst thun, wenn sie dieselben mit mündlicher und schriftlicher Bitte gegen die Versuchung der heidnischen Fremde stark machen wollten. Auch die Kirche, wenn sie Gott bittet, daß er sich den Dienst seiner Knechte an dem Werke der Evangelisierung wolle wohlgefallen lassen, hätte Anlaß, ihn zu bitten, daß er die über die Erde zerstreuten Glieder nicht an der eigenen Seele möge Schaden nehmen und andern nicht Schaden thun lassen wolle.¹⁾

Und wie mit seiner persönlichen Haltung, so kann der Kaufmann mit seiner Behandlung der Person der Eingeborenen nützen

¹⁾ An dieser Stelle habe ich in Hamburg folgendes gesagt: „Der von mir erwähnte Reisende hat das schlechte Verhältniß zwischen Missionar und Kaufmann sich zu erklären versucht. Aber wie wenig er den eigentlichen Grund ahnt, sieht man daran, daß er es unternommen hat, öffentlich unter uns zu rechtfertigen, daß die Kaufleute mit den Töchtern des Landes in wilder Ehe leben. Wie kann der Missionar sich freundlich stellen zu dem Kaufmann, der ihm die Mädchen seiner Gemeinde verführt? Wie kann er mit dem Betrunkenen an einem Tische sitzen, wenn er in seiner Gemeinde die Trunkenen in Kirchenzucht nimmt?“ Da mir dies einen heftigen Angriff von einem Hamburger Kaufmann zugezogen hat, so wollte ich nicht den Schein erwecken, als ob ich jetzt hierüber schwiege. Der Angriff hätte sich freilich gegen Herrn Hugo Zöller, nicht gegen mich, richten sollen. Aber als ein Zeugnis, daß der Kaufmannsstand nicht so urteilt und beurteilt sein will, wie es von jenem Reisenden geschah, war der Angriff nur erfreulich.

oder Schaden. Das Evangelium hat die Menschen gelehrt, jede Person zu achten. Die alle andern für Barbaren achtenden Athener hat Paulus daran erinnert, was ihnen doch wie eine Neuigkeit war, daß Gott gemacht hat, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und diese Wahrheit der Einheit des Menschengeschlechtes ist die Voraussetzung aller Mission. Während die Heiden sich selbst überlassen wie die Einheit Gottes, so die Einheit der Menschheit verloren haben, sammelt das Evangelium mit der Predigt von dem einen Gott die zerrissene Menschheit wieder in das eine Reich Gottes. Diese elementare Wahrheit hat der von mir erwähnte Reisende, Hugo Zöllner, wohl ganz vergessen, als er die angeblich über die Welt verbreitete Gegnerschaft zwischen Kaufmann und Missionar dadurch zu erklären versuchte, daß die Missionare den Eingeborenen wie ihresgleichen behandelten und damit dem Kaufmann seine Stellung zu dem Eingeborenen erschwerten. Ohne weiter auf diese Sache hier einzugehen, möchte ich nur beiläufig bemerken, daß doch niemand wünschen wird, der Pastor in der Heimat möge mit seinen Gemeindegliedern reden, wie etwa der Kaufmann mit seinem Rüper, der Offizier mit den Soldaten u. s. w. Doch, wie dem auch sei, keinesfalls darf der Missionar den Heiden verschweigen, daß wir alle vor Gott gleich, und kann nicht verhindern, daß diese Grundwahrheit in der Heidenwelt dieselben Wirkungen herbeiführt, die sie in der Christenheit veranlaßt hat. Es ist nötig, in Deutschland es heutzutage recht laut und deutlich zu sagen, daß diese schwarzen, braunen und gelben Leute unsre Brüder sind, daß sie an den allgemeinen Menschenrechten teil haben. Die Mission wenigstens hat den Auftrag, ihnen zu sagen, daß sie mit uns in Gottes Haus Kinder werden sollen, daß, wo ein Neger oder Papua oder Eskimo in Christo eine neue Kreatur wird, zwischen ihm und dem Deutschen kein Unterschied vor Gott ist, was auch ihre Stellung hier auf Erden sein mag. Wenn das in der That den Kaufmann in seinem Werke stören sollte, dann müßte Krieg sein zwischen Handel und Mission; die Mission kann nicht ein Titelchen hierin nachgeben. Wie viel wird doch verdorben, nicht nur für die Mission, auch für die politischen Verhältnisse, durch hochmütige, oft nur auf Unkenntnis gegründete Mißachtung der Eingeborenen! Oft kommen ganz junge Leute hinaus und thun, als wenn sie ein göttliches Recht hätten, die Herren zu spielen. Wie jener Taubstummenlehrer den Engländer, der nicht Deutsch konnte, mit bedauerlichem Kopfschütteln als einen Taubstummen ansah, so halten viele Gebildete den Eingeborenen, dessen Sprache zu lernen, dessen Anschauungen zu studieren sie nicht Zeit und Geduld haben, für einen halben Idioten,

wodurch die schlimmsten Mißverständnisse entstehen. Ihre Mißachtung schadet dem Missionswerk, welches nur gelingen kann, wo man auch in dem Niedrigen den hohen Adel eines nach Gottes Bild geschaffenen Menschen achtet.

Lassen Sie mich endlich daran erinnern, daß der Kaufmann, wenn er nur hingeht, um einen Gewinn zu machen, nur getrieben vom Egoismus und durch nichts zurückgehalten, auch durch den Handel selbst Schaden anrichtet. Hier wirkt die Anschauung, von der ich eben sprach, daß der Eingeborne eigentlich uns nicht gleich, oft in der Art, daß man ihm gegenüber für erlaubt hält, was man seinesgleichen nicht anzuthun sich erlaubt. Stanley hat die Landankäufe am Kongo, wo um ein Geringses ganze Länderstrecken angekauft sind, durch ein Beispiel zu rechtfertigen versucht. Er erzählt, daß die Diamantfelder in Südafrika gefunden seien, indem ein Reiter ein Kind sieht, das am Wege mit einem Steine spielt. Der Reiter erkennt darin einen Diamant, den er für eine Kleinigkeit an und für eine große Summe verkauft. Mir scheint diese Ausnutzung der Unwissenheit in dem einen wie dem andern Falle unmoralisch. Wie viel wird doch die Unwissenheit der Eingeborenen mißbraucht! An manchen Orten haben die Missionare sich genötigt gesehen, selbst Handel zu beginnen, wenigstens Ladengeschäfte, um ihre Pflegebefohlenen vor betrügerischer Ausbeutung durch den weißen Händler zu schützen. Ein westafrikanischer Neger hat ein kleines Buch in Englisch geschrieben, in welchem er seine und seines Leidensgefährten Reise von Ada am Volta nach Liverpool erzählt. Sie wollten dort sich Recht holen, da sie einem Kaufmann in Liverpool 2000 Pfund Sterling gesandt, damit dieser ihnen ein kleines Dampfschiff für den Volta sende. Dieser nahm das Geld, sandte aber die Steam Launch nicht. Sie kamen leider zu spät, um ihr Geld wieder zu bekommen und konnten nur dabei sein, wie der Mann wegen betrügerischen Bankrottes verurteilt wurde. Solche Erfahrungen legen den Heiden die oft gehörte Rede in den Mund: Befehrt doch zuerst eure weißen Brüder!

Ich will nur im Vorbeigehen erwähnen, daß auch der ehrliche Handel, wenn er nur auf seinen Gewinn, und zwar den augenblicklichen, bedacht ist, dadurch Schaden kann, daß er wertlose Waren, nutzlose Spielereien den Eingeborenen verkauft. Es wird kaum zu umgehen sein, den Handel anzuknüpfen, indem man bringt, was ins Auge sticht; aber ein verständiger Kaufmann wird in eigenem Interesse darauf bedacht sein, immer mehr diese kleinen, unschuldigen aber auch nutzlosen Reizmittel durch Waren zu ersetzen, die dem Eingeborenen von Nutzen sind. Der Reisende

spottet über den halb Wilden, der sich mit allerlei Kulturerzeugnissen, die für ihn nicht passen, versehen hat; der Missionar beklagt es, daß so sein Pflegling verbildet und von dem Wichtigsten abgelenkt wird. Aber wer giebt ihm diese Spielereien in die Hand?

Doch leider ist Schlimmeres zu sagen. Nicht nur Unnützes, nein Schädliches kann der Händler den Völkern bringen und hat solches gebracht. Sie werden alle daran denken, welches Verderben die Christen über die Heidenvölker in Amerika, Afrika, Australien gebracht haben, indem sie ihnen das schädliche Gift gebrannter Wasser zuführten. Nur Asien ist verschont geblieben, weil die Völker dort schon selbst verstanden, zahlreiche berauschende Getränke und Genußmittel zu bereiten, höchstens, daß sie von den Christen gelernt haben, die Bereitung zu vervollkommen und gezwungen sind, diese Gifte zu kaufen. Ich habe schon wiederholt Gelegenheit und Auftrag gehabt, über diesen großen Schaden zu reden und will darum hier nicht weiter darauf eingehen. Nicht, weil der Kampf schon zum Siege schon gekommen. Nein, es sind zu mächtige Interessen hier im Spiel, als daß sie schnell könnten überwunden werden. Aber es ist nicht nötig, in dieser Versammlung von der Verderblichkeit dieser Sache zu reden. Auch im Osten Deutschlands kann man, wie ich in diesen Tagen in Ostpreußen und Pommern gesehen, wie im Westen auf offener Straße der Stadt, am frühen Morgen wie am späten Abend, die traurigen Wirkungen des Branntweins sehen. Wie sollte dies denn da ausbleiben, wo keine Macht des Christentums dem Übel hindernd gegenübersteht! Kein Ehrlicher bestreitet die schädlichen Folgen. Es fragt sich nur, ob wir den nachhaltenden Ernst haben, nicht zu ruhen, bis unser Volk sich von der Schuld frei gemacht hat, wehrlose Völker mit seinem Branntwein zu verderben. So sehr wir sonst von manchen seiner Anschauungen abzuweichen uns genötigt sehen, wir begrüßen in diesem Kampf mit Freuden einen Mann wie Dr. Schweinfurth, als Bundesgenossen, der jetzt wieder auf dem Naturforscherkongreß ernste Worte gegen dieses Übel geredet hat. Es muß ein Bund aller Gutgesinnten entstehen, daheim wie über dem Meere, diese offene Wunde der Menschheit zu heilen.

Doch es ist Zeit, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf anderes richte. Wenn wir bei der ersten Antwort auf die Frage nach Zweck und Absicht des Handels stehen bleiben, so kommen wir namentlich auf solches zu sprechen, worin der Kaufmann mit seinem persönlichen Leben, mit seiner Behandlung der Mitmenschen, mit seinem Handel der Mission schadet oder doch schaden kann. Aber ich versprach, diese Antwort zu beschränken und zu erweitern. Der Händler geht allerdings in die weite

Welt um zu verdienen, aber er geht doch als ein Mann, der ein Gewissen hat, unsre Volksgenossen gehen meistens als solche, die Anspruch darauf machen, ein christliches Gewissen zu haben. Sie gehen als solche, die für sich anerkennen das Wort unsers Meisters — lassen Sie mich ein sehr ernstes nennen: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele? Ist dem so, dann müssen sich Kaufmann und Missionar wieder zusammenfinden, ja sie haben allen Anlaß zusammenzuhalten. Sie sind beide losgerissen von der größeren, lebendigen Gemeinschaft der Heimat; was dieselbe an geselligen, geistigen, geistlichen Kräften jedem von uns zur Bildung seines Charakters bietet, entbehren sie. Man sollte denken, wo sich die beiden in der weiten Welt treffen, da werden sie sich die Hand reichen und sagen: Wir wollen zusammenstehen, um uns die reichere Heimat zu ersetzen. Und wo beide wünschen, ihr Gewissen unbefleckt, ihren Christennamen in Ehren zu halten, da werden sie es auch so halten. Wie in jeder Gemeinschaft wirds nötig sein, daß beide sich selbst verleugnen, sich tragen um gute Freunde zu sein, aber dann wirds auch möglich sein. Die älteste protestantische Missions-Gesellschaft, die Society for Propagation of the Gospel, war in erster Linie eine Gesellschaft für die britischen Kolonisten, aber über diese hinaus wollte sie der Heiden sich annehmen. Diese Kombination zweier Aufgaben hat sich nicht sehr bewährt, denn lange Zeit ist die Gesellschaft über der Fürsorge für die Kolonisten nicht zu den Heiden gekommen, und es ist eines der vielen Zeichen, daß viele Missionsfreunde bei uns entschlossen sind, weder von der Geschichte noch von den ältern Arbeitern in der Mission zu lernen, wenn dieser Gedanke noch einmal soll versucht werden. Doch eine Wahrheit liegt ihm zu Grunde. Es ist ein großes Interesse der Mission, daß den christlichen Volksgenossen in den überseeischen Ländern geholfen werde, wie es ein Interesse dieser ist, ihr christliches Leben nicht verkümmern und verkommen zu lassen. So kommen hier Handel und Mission in gleichem Interesse wieder zusammen, auch wenn zunächst nur der Egoismus, aber der durch ein christliches Gewissen gezügelte, Motiv des Handels ist.

Oder wird ein christliches Gewissen überhaupt keinen Egoismus zulassen und damit unsre erste Antwort ganz aufheben? Ich glaube nicht. Allerdings hebt das Christenleben mit einer Selbstverleugnung an, aber nicht um sich selbst zu verlieren, sondern um sich selbst wieder zu gewinnen. Auch für den Christen gilt es, daß ihm Gott sein Leben, sein besonderes Leben, sein Ich gegeben hat und mit diesem Ich eine Liebe zu sich selbst,

so daß sogar das höchste Gebot die Fassung erhalten hat: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Das ist ein großer und gewaltiger Faktor in der Menschengeschichte, daß der Mensch sich liebt, sich zu erhalten bestrebt ist. Auch der Christ hat diese Selbstliebe, nur daß ihn sein christliches Gewissen treibt, auch den Nächsten zu lieben als sich selbst und Gott über alles. Je höher jedoch der Mensch in geistiger Entwicklung steht, desto weniger kann er sich damit zufrieden geben, desto mehr fühlt er sich getrieben zu fragen, welche Stellung er mit seinem Ich und seinem Egoismus in dem Weltganzen einnimmt. Ist er ein Christ, so begehrt er zu wissen, wie er mit seinem Leben hineinpast in die großen Gedanken Gottes, welche die Welt regieren. Ein christlicher Kaufmann wird sich fragen: Was will und soll ich denn mit meinem Verdienen? Welche Stellung habe ich im Weltganzen auszufüllen? Welche Bedeutung hat meine Arbeit für das Reich Gottes? Schon sein Gewissen lehrt ihn, daß bald das Verdienst aufhört, wenn er nur verdienen will. Ehrlich währt am längsten, sagt unser Sprichwort. Aber er sucht und wird finden noch eine bessere Antwort auf die Frage: welche Stelle sein irdischer Beruf in der Ordnung der Welt und des Reiches Gottes einnimmt.

Der Missionsbefehl: Gehet hin in alle Welt und macht alle Völker zu meinen Jüngern ist nicht am Anfang, sondern in der Fülle der Zeit gegeben, er ist nicht an die gesamte Menschheit, sondern an die in Christo erneuete gerichtet. Wir haben einen andern Befehl Gottes, der sich auch über die ganze Welt erstreckt, der nicht nur an die christliche, sondern an die gesamte Menschheit sich richtet, der nicht in der Fülle, sondern am Anfange der Weltzeit gegeben ist. Ich meine den Befehl: Machet die Erde euch unterthan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriechet. In Kraft dieses an die ungeteilte Menschheit gerichteten Befehles ist die Welt ein großer Arbeitsplatz; die Menschen sind von Morgen bis Abend beschäftigt, die Erde sich unterthan zu machen, was sie hat, für sich zu gewinnen. Auf der Erde und unter der Erde arbeiten sie, um ihre Schätze zu heben; der Industrielle verarbeitet, was so gewonnen, damit es zum Nutzen des Menschen sei; der Händler vertreibt, was so gewonnen und verarbeitet ist oder werden soll. Der Kaufmann, indem er für sich verdienen will, bringt die Güter der Erde zum Austausch. Das ist sein Beruf im Welthaushalt, und ihn soll er erfüllen. Gott will, daß die Menschen gebrauchen, was auf und in der Erde ist, und daß die Menschheit ihre Güter austauscht. Je länger, desto mehr wird die Menschheit ihrem Ziele zugeführt, daß sie eine Menschheit sei, und desto leb-

hafter wird der Austausch der Güter, welchen der Handel zu besorgen hat. Schon gehören Fabrikate Deutschlands zu den notwendigen Lebensbedürfnissen einer Negerfamilie, und bei uns hat der ärmste Hausstand Lebensbedürfnisse, die Amerika, Asien, Afrika und andre Länder befriedigen müssen. Oder wollen wir vielleicht dem Deutschen statt des Kaffees die Cichorie, den Pfälzer Tabak für den amerikanischen oder indischen geben und Baumwolle oder Reis oder Petroleum aus unsern Haushaltungen entfernen? Wir sind auf die ganze Welt angewiesen für unsern einfachsten Haushalt, und werden es immer mehr sein, um den hierzu nötigen Austausch zu besorgen, daß andre unsre Güter, wir die andrer empfangen, das ist der höhere Beruf des Handels. Und auch so angesehen, sage ich, sollten Mission und Handel gute Freunde sein.

Wenn der Händler in die Fremde geht seine Güter zu bringen, die des fernen Landes dafür einzutauschen, so pflegt er zunächst, wenn Sie den Ausdruck gestatten, das Fett von der Suppe abzuschöpfen. Er ist noch nicht die Veranlassung, daß Güter erzeugt werden, sondern was sich vorfindet, was gleichsam am Wege liegt und nur aufgenommen werden muß, das empfängt er. In dem Stadium z. B. steht in West- und Ostafrika noch heute im wesentlichen der Handel, und zwar meistens in der Weise, daß nur, was an die Küste kommt, dem Händler in die Hand gegeben wird. Das Weideland ist schon etwas abgegrast, und wir sehen eine Bewegung ins Innere hineinzukommen, die europäische Handelsstation vorzuschieben. Wer wird der beste Bundesgenosse sein, den Weg zu öffnen? Nun im Einklang mit dem Zeugnis der Regierungen, vieler Reisender und Kaufleute selbst ist der beste Pionier der Missionar. Schon die Küste ist manchen Ortes unwirtlich, wenn nicht zuvor der Missionar da gearbeitet. Ist er erst eine Zeit lang wirksam gewesen, dann kann der Kaufmann auch mit seinen Waren kommen. In England hat man eine Rede: Zuerst der Missionar, dann der Kaufmann, und ich muß leider hinzufügen: endlich der Soldat. Als dritter im Bunde wäre dieser oft unnötig gewesen, wenn man den ersten, der von Rechts wegen ein Friedensstifter ist, hätte seine Arbeit thun lassen. Es ist im Interesse des Handels, daß der Missionar sein Werk treibe, denn er öffnet ihm die Wege, weil er den Schlüssel zu den mißtrauischen heidnischen Herzen hat.

Doch der Handel kann in diesem ersten Stadium nicht stehen bleiben. Das Fett, um im Bilde zu bleiben, wird einmal abgeschöpft sein. Was dann? Die Arbeit muß eintreten, um neue Güter zu erzeugen. Nun giebt es allerdings einige wenige Länder, wo die Angehörigen der bis jetzt christianisierten Welt, wenn die Landeskinde nicht wollen, die

Arbeit übernehmen können. Aber in dem weitaus größten Theile der Erde ist das unmöglich. Da müssen die Eingebornen arbeiten, oder es ist dort nichts zu gewinnen. Insbesondere unsre deutschen überseeischen Besitzungen sind gar nichts wert, wenn nicht die Eingeborenen, nachdem der erste Gewinn gemacht ist, anfangen zu arbeiten oder besser gesagt, mehr zu arbeiten, daß neue Güter gewonnen werden. Sie sind jetzt und werden, wenn nicht eine Erdrevolution eintritt, immer ungeeignet bleiben für den weißen Arbeiter. Nun, was soll da werden?

Es ist eine gefährliche Sache, wenn sich die Weißen und die Farbigen begegnen. Nur zu oft ist es geschehen, daß bei der Berührung der Farbige den Tod gefunden hat, so daß manche, auch gelehrte Leute den Aberglauben hegen, es sei ein Naturgesetz, daß der Naturmensch dem Kulturmenschen unterliegen müsse. Dem ist nicht so, aber gefährlich ist es allerdings, und nur einer Macht ist es gelungen, dem Einhalt zu thun. Bei Indianern und Australiern hat die Mission es bewiesen, daß unter ihrer Pflege die Eingebornen am Leben blieben und sich mehrten. Man hat nur nicht zugelassen, daß diese Versuche in größerer Ausdehnung und ungestört fortgesetzt wurden. Wir wissen noch nicht, ob die Völker in unsern Kolonien zäher und kräftiger sind. Wenn sie etwas ruinieren kann, dann wird es der Branntwein sein, den eine verblendete Gewinnsucht ihnen zuführt. Wenn sie etwas retten kann, dann ist es die Erhebung und sittliche Befestigung, welche die Mission ihnen zu teil werden läßt.

Hatte man den Eingebornen getödet, so mußte man sich dann nach andern Arbeitern umsehen. Für die Indianer holte man die Neger, und brachte unermessliches Elend über ihre Heimat, sich selbst, den Herren, aber durchaus keinen Segen. Auch in Australien hat man zwar nicht Sklaven, aber sogenannte freie Arbeiter geholt und schwere Schuld auf sich geladen. Es ist beschämend zu sehen, wie in Deutschland diese Greuel so vergessen sind, daß sich Stimmen finden, diese Verbrechen günstiger zu beurteilen und leichtfertige Worte über die edlen Männer zu reden, welche für die Befreiung der Gebundenen gekämpft und ihre Lebenskraft in diesem Kampfe verzehrt haben. Wir sollten doch aus dieser Geschichte gelernt haben, daß der Zwang der Knechtschaft nie zur Arbeit erzieht. Die australischen Arbeiter, wenn sie auf ihre heimathlichen Inseln zurückkehren, kehren keineswegs als zur Arbeit Erzogene zurück, sondern meistens als ein Verderb für ihr Land. Auch die Negerklaven in Amerika haben unter der Peitsche nicht arbeiten gelernt. Der Zwang verdirbt den Arbeiter und den Arbeitgeber, und für immer kann der Zwang doch nicht bleiben.

Man hat, wie ich wohl weiß, wenn man neuerdings von „mildem Zwang“, von „väterlicher“ Erziehung redet, nicht die Sklaverei im Auge. Man denkt etwa an den Vorgang der römischen Mission, deren Wert man denn auch uns als Musterarbeit vor Augen stellt. Nun, in der That, sie hat einige sogenannte Musteranstalten. Es sind Treibhäuser, aber wo hat man es erlebt, daß diese Pflanzen an die raue Luft des offenen Weltlebens konnten gesetzt werden und fortlebten? Seit vier Jahrhunderten arbeitet die römische Kirche in Amerika, Afrika, Asien! Wo hat sie denn ein arbeitsfleißiges und geschicktes Volk erzogen? Und doch sollen wir sie uns von Unkundigen als leuchtendes Vorbild vorhalten lassen!!

Wer soll denn den Eingebornen erziehen, daß er die Güter seines Landes gewinne? Etwa der Kaufmann selbst? Nun, ich bezweifle nicht, daß, wenn der Händler dem Eingeborenen ein Stück buntes Zeug, einen schönen Sammet, ein silbernes Theeservice, einen Spiegel, eine Mahagonikommode, Korallen, Pfeifen, Tabak, Pulver, ein Glas Rum vorhält, er sich für den Augenblick bewegen läßt etwas zu thun. Ich bestreite nicht, daß in dem allen ein Reiz zur Arbeit liegt, wenn nicht etwa das Glas Rum den ganzen Menschen verdirbt. Aber erzogen wird ein Mensch so nicht, dazu gehören andre Mächte, und unter allen, die auf dem Schauplatz erschienen, dem Regierungsbeamten, dem Soldaten, dem Kaufmann, ist nur der Missionar im Besitz solcher Macht. Nicht etwa, daß der Missionar zu dem Zweck hinausginge, um zur Arbeit zu erziehen. Das zu behaupten, wäre meines Erachtens ein grundstürzender, das Evangelium fälschender Irrtum. Aber es fällt dies bei seiner Arbeit nebenher ab. Dies wird ihm „hinzugethan“, wenn er seinem Berufe treu lebt. Erziehung ist nicht Dressur; sie bedarf zu ihrem Gelingen einer in den Menschen gepflanzten inneren Geistesmacht. Und eine solche bringt das Evangelium, die Mission.

Es giebt zwei große Erziehungsmittel, ich denke jetzt speciell an die Erziehung zur Arbeit. Das eine ist die äußere Not, das andre ist der innere Drang des Geistes, der die Welt gebrauchen will, um ein reiches Leben führen zu können. Bei den Völkern, mit denen wir es zu thun haben, ist die Not nur wenig Lehrmeisterin. Das tägliche Brot wächst ihnen leicht zu. Sie können zu höherem Fleiß nur gebracht werden, wenn sie innerlich erneuert, gehoben werden; wenn man ihnen höhere Lebensziele steckt und die Lust im Herzen weckt, sich danach auszustrecken. Und das kann die Mission, und sie thut es. Ihr Auftrag geht dahin, die Herzen für das Ewige, das Himmlische, für Gott zu gewinnen. Das ist ihr

einzigster Auftrag, aber indem sie ihn ausführt, läßt sie in der Wüste eine Quelle entspringen, welche die Einöde zum blühenden Garten macht. Sie pflanzt ein Arbeitsmotiv in die Herzen und reinigt die Herzen von der Trägheit, der Genußsucht, der Untreue u. s. w., kurz von der Sünde, welche das größte Arbeitshindernis ist. Ihr Wort und ihr Beispiel wirkt dahin. Weil dies eine gründliche Erziehung ist, geht sie freilich langsam. Wer in 24 Stunden Französisch, Englisch oder sonst etwas lernen will, der geht nicht zu einem Meister, sondern zu einem Charlatan. Wer die Völker von heute auf morgen gewandelt sehen will, der muß nicht zur Mission gehen, sondern sich einem Quacksalber anvertrauen, und es stehen ihrer genug am Wege. Alles Große, alles Gründliche bedarf der Zeit. Man muß den Eingebornen, den der Einfluß der Mission berührt hat, vergleichen mit dem, der unberührt blieb, um den Unterschied zu erkennen. Man muß ein Auge dafür haben, wie sich langsam seine Kleidung, sein Haus, sein Acker, seine Baumpflanzung, sein Weg, sein Geschirr wandelt, wie neue Bedürfnisse entstehen, wie, weil sein Auge auf das Höchste gerichtet ist, auch diese Erde hier unten sich ihm verwandelt.

Als W. Carey nach Ostindien ging, da glaubten die fürstlichen Kaufherren, die ostindische Kompanie, welche damals im britischen Theile der Halbinsel herrschte, und sie hat es lange geglaubt, der Missionar sei des Kaufmanns Feind und ihm sehr gefährlich. Carey hat darum in Kalkutta nicht bleiben dürfen und zu dem dänischen Sirampur seine Zuflucht nehmen müssen. Auch darin ist eine Änderung eingetreten. Die Regierung von Ostindien hat es längst öffentlich anerkannt, daß die evangelische Mission ein großer Segen für ihre Besitzung ist, nicht nur in den hunderttausenden, die sie bekehrt, sondern auch durch die Belebung und sittliche Erhebung, welche durch sie über die toten Massen der Völker gekommen sind. Gleich günstig hat die Regierung in Südafrika von der Mission geurtheilt. Die Engländer wie die Amerikaner haben es eingesehen, daß auch für ihre irdischen Interessen der Missionar der beste Bundesgenosse ist und nach ihrer Art haben sie sogar ausgerechnet, wie viel ein Missionar wert ist für den Nationalwohlstand, und wie reichlich der Aufwand für die Mission durch die Vorteile, welche der Missionar dem Handel bringt, verzinst und amortisiert wird. Auch die Gegner der Sache haben diesen Calcul anerkannt, indem sie den Missionseifer der Engländer ganz oder zum Theil ihrem Krämergeiste zuschreiben. Ich theile diese Meinung nicht und übernehme auch nicht die Garantie für die Berechnung der weltlichen Rentabilität der Missionare. Aber im Grunde

ist die Rechnung richtig. Für die Blüte des Welthandels, für die vortheilhafte Entwicklung der Kolonien kann niemand so viel thun, wie der Missionar, wenn er seinen eigenen Dienst verrichtet. Und andrerseits werden alle Vorteile, die vielleicht im ersten Augenblick gewonnen sind, ganz verloren gehen, wenn nicht die Eingebornen innerlich gehoben werden, und solche Erhebung kann nur das Evangelium von Christo bringen, welches der Missionar verkündigt. Der Handel hat das höchste Interesse an der Mission. Versteht er sein eigenes Interesse, so muß er ein Freund der Mission werden.

Wie ich früher bemerkte, ist in England und Amerika diese Erkenntnis schon zum Durchbruch gekommen und sie nicht allein, aber sie nebst andern hat der Mission viele Hilfe gebracht. Zwar sind auch da wie bei uns die eigentlichen Träger der Mission die, welche nur Scherflein zu geben haben. Aber es sind auch die reichen Handelsherren, welche helfen. Als vor zehn, zwölf Jahren Livingstones Tod, Stanleys Entdeckung des Kongolaufes und anderes die Aufmerksamkeit auf Inner-Afrika richtete, da regnete es Gaben. Kleine Gaben von armen Leuten kamen, aber auch Gaben von 20, 40, 100 000 Mark, um am Viktoria Nyanza, Tanganika, Nyassa Missionen zu gründen, um den Lauf des Vinue und des Kongo für die Mission nutzbar zu machen. Seitdem wir Kolonien haben, regnet es bei uns auch, aber **keine Gaben**, sondern Aufforderungen Missionen zu beginnen, Belehrungen und Ermahnungen, wie man eigentlich Mission hätte treiben sollen, Rat schläge — und bekanntlich ist nur der gute Rat teuer — wie man es in Zukunft halten müsse. Das alles aber meistens von solchen, die nie einen Pfennig gegeben haben und auch jetzt mit leerer Hand ihren Rat erteilen. Das gute Beispiel, welches die Pastoren in Halle gegeben haben, hat nicht in gleichem Maße Nachfolge gefunden.

In England hat jemand gesagt, es gehe noch nicht recht vorwärts mit der Mission, denn man mache noch nicht ernst, bisher habe man Mission nur gespielt. Und doch bringt England von den 30 Millionen, die jährlich für evangelische Heidenmission gegeben werden, fast 17 Millionen auf, während Deutschland nur 2 700 000 für dies Werk giebt. Und daran hat der Handel einen sehr geringen Anteil. Große Städte, deren ganzer Beruf sie über die See weist, thun nicht so viel für die Mission, wie mancher kleine Landkreis im Binnenland, in welchem nur Landratten wohnen. Man darf wohl sagen, der Handel „spielt“ noch nicht einmal Mission. Mancher Kaufherr giebt vielleicht noch nicht den 50. oder 100. Teil von dem, was ihm jährlich seine Equipage kostet.

Man kann in der That nicht sagen, daß der deutsche Handel schon zu dem rechten Verständniß von dem Werte der Mission für seine eigenen Interessen gekommen ist.

Wie soll das anders werden? Lassen Sie mich noch einmal fragen: Was will der Handel? Er will verdienen, er will seine wichtige Stelle im Welthaushalt ausfüllen. Der christliche Kaufherr hat aber noch eine andre Antwort. Wenn im prophetischen Wort die Zukunft des Reiches Gottes auf Erden geschildert wird, so zeigt es uns auch die Kaufleute, wie sie von fern kommen, um die Güter der Welt zu bringen, damit auch sie mit ihren Gaben die herrliche Pracht des Gottesreiches erhöhen. Der Christ als Kaufherr legt auch den Ertrag seiner Arbeit seinem himmlischen Könige zu Füßen. Nicht nur, was er an Gütern erworben, auch die Geistesgaben, die er in seiner Arbeitsschule gewonnen, gehören seinem Herrn. Wir haben ein Psalmlied, das schließt mit dem Ruf: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Und dieser selbe Psalm hebt an mit dem Zeugnis: Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. Eine der mächtigsten Börsen der Welt, die zu London, trägt diese Worte als Inschrift über ihrem Eingang. Jeder Kaufherr, der eintritt, um seine Geschäfte zu treiben, kann es lesen und beherzigen. Möchte überall, wo die Güter der Welt durch die Hände der Menschen zum Austausch kommen, dieses Wort in den Herzen geschrieben sein: Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. Dann wird es nicht ausbleiben, daß auch wieder aller Gewinn dem Herrn dient, und daß es an nichts fehlt, wo sein Reich gebaut wird. Wenn unser deutsches Volk mehr als bisher an dem Weltverkehr teil nimmt, so möge es auch mehr denn bisher sich erweisen als ein Volk, das den Segen des Christentums zu schätzen weiß. Unser Volk hofft auf Gewinn, wenn es in der Heidenwelt festen Fuß faßt; der Kaufmannsstand muß der berufene Vermittler dieses Gewinnes sein und wird den ersten Anteil daran haben. Allein dieser Gewinn wird nur kommen, oder doch als ein Segen nur kommen, wenn wir nach allen Seiten unsre Pflicht thun und auch über der See als ein Christenvolk uns zeigen. So möge der Handel auch darin die Führung übernehmen und in gut begründeter Freundschaft mit der Mission seine Arbeit treiben. Als vor 1000 Jahren das Christentum den Norden und Osten Europas deutscher Kultur und christlichem Glauben eroberte, ist mit dem Missionar und dem Ritter der Kaufmann im Bunde gewesen. So sei es auch jetzt wieder, wenn aus unsern Seestädten Schiffe in alle Welt gehen! Gott gebe, daß Handel und Mission, die einander bedürfen, ein gutes Werk gemeinsam ausrichten, das unserm Volke Gewinn und Ehre, den Völkern

Heil und Segen bringt und Gott zur Freude gereicht! Ihm gehört, wie wir selbst, so die Erde und was darinnen ist, der Erdboden und die darauf wohnen.

Lesefrüchte aus Livingstones Last Journals.

Von D. Grundemann.

(Schluß.)

Die Erziehung zu Massick war in manchen Beziehungen nicht zweckmäßig gewesen, und L. unterzieht sie einer ausführlichen Kritik. Die Burschen hatten europäische Handwerke gelernt, die ihnen in ihrer alten Heimat nichts nützen konnten, so daß in dieser Beziehung der Zweck, durch sie Kulturkeime in ihrer Heimat pflanzen zu lassen, völlig verfehlt war. Abraham z. B. hatte das Schmiedehandwerk gelernt. In Afrika aber muß der Schmied selber das Eisen aus dem Erz ausschmelzen; und da er davon nichts verstand, nützte ihm seine Kunst überhaupt nichts. L. meint, die Erziehung würde viel mehr ihren Zweck erreichen, wenn die Knaben an die einfachsten Formen des Ackerbaues gewöhnt würden (I, 77). Einen besonders hohen Grad christlicher Charakterbildung wird man bei diesen Burschen nicht eben voraussetzen; dennoch sollte man kaum erwarten, daß Sufi, als er von einem der mitreisenden Mohammedaner „Kaser“ geschimpft wird, so wenig Selbstbeherrschung hat, daß er eine Prügelei anfängt, die in einen fanatischen Religionskampf ausartet und einem seiner Freunde nahezu das Leben kostete (I, 275).

Mehrfach finden sich Andeutungen über die große Feigheit der Massicker. Aus Furcht vor einem Häuptlinge dolmetschen sie falsch und bringen L. dadurch in Ungelegenheit (I, 190). Aus Furcht schlagen sie einen unrechten Weg ein und lügen dazu, daß sie die Marke¹⁾ nicht gesehen hätten (196). Aus Angst vor Eingebornen, denen gegenüber sie nicht auf äußere Gewalt trogen können, machen sie vor diesen einen langen Schwatz mit kindisch zitternder Stimme, um sie nur ja nicht zu verletzen sondern möglichst günstig zu stimmen (I, 312). — Auch Faulheit wird gerügt. Am fleißigsten (und intelligentesten) waren zwei Galla (I, 13). Aber selbst Tschuma war so faul, daß Ntaoéka, ein hübsches junges Weib, das L. gern mit einem seiner Begleiter vermählen wollte, ihn darum nicht zum Gatten nehmen mochte. Die übrigen waren ihr zu häßlich — ob sie viel fleißiger waren ist nicht gesagt. Als dem Tschuma

¹⁾ Der Führer der Karawane legt über jeden sich abzweigenden Pfad, der vermieden werden soll, einen Zweig — oder bezeichnet ihn mit dem Fuße.

diese Kritik seiner ihm zugeordneten Braut vorgehalten wurde, gestand er kleinlaut seine Faulheit ein, entschuldigte sie aber damit, daß er eben noch keine Frau habe (er mag damals 20—22 Jahre alt gewesen sein). Er versprach sich zu bessern und Ntaoéka, die L. als ein Muster des Fleißes rühmt, ließ sich erweichen ihn zum Gatten zu nehmen (II, 200).

Die grobe Vernachlässigung, durch welche zwei Massider L. um seine beste Milchkuh und bald darauf nochmals um eine solche gebracht haben, ist schon erwähnt worden (II, 231. 232). Auch in sittlicher Hinsicht bewiesen sie leider nicht die Festigkeit, die wir nach der langjährigen Erziehung in der Missionschule erwarten möchten. Ihre größten Schlechtheiten kamen freilich erst unter dem demoralisierenden Einflusse der Araber und ihres Anhanges zu Tage, dem sie nicht gewachsen waren. (The were not proof of the contaminating presence of Arabs II, 47, vgl. 45). So geschah es, daß sie mit den von L.s Gepäck gestohlenen Waren die Reize der arabischen Sklavinnen erkaufte (II, 75). Selbst zur offenen Meuterei kam es. Amoda schämte sich nicht, frech zu erklären: er wünsche bei seinen Brüdern (Volksgenossen) zu bleiben. Ein anderer hatte die übrigen mißtrauisch gemacht, daß sie den ihnen versprochenen Lohn nicht erhalten würden: „denkt an die Sepoys!“ hatte er gerufen. (Die letzteren hatten ihren reichlichen Lohn von der Regierung erhalten (I, 286). Sehr betäubend mußte für L. die widerliche Arroganz sein, mit der sich diese durch christliche Barmherzigkeit befreiten Sklaven nach den jahrelang genossenen Wohlthaten nun als „freie Leute“ brüsteten, die nicht zu arbeiten brauchten, wie sie als „Engländer“ selbst den Arabern zu imponieren suchten, obgleich sie sich durch den Eifer, mit dem sie sich an den Sklavenjagden der letzteren beteiligten, als „richtige Nigger“ erwiesen (II, 71).

Wir haben bereits oben die Langmut L.s erwähnt, mit der er auch beim Ausbruch dieser Treulosigkeit über seine Begleiter nicht ein absprechendes Urteil fällt, sondern zur Erklärung ihrer Vergehungen die Nachwirkungen der Sklaverei, und den bösen Einfluß der Araber anführt. Er stellt ihnen an der betreffenden Stelle (II, 75) sogar das Zeugnis aus, daß sie sich gut betragen hätten, bis sie in Berührung mit den Mohammedanern kamen. Es ist dies die einzige positive Anerkennung für die befreiten Afrikaner, welcher L. in diesen seinen Tagebüchern Ausdruck gegeben hat, neben den zahlreichen Klagen, die er nicht verschweigen konnte. Unter dem „demoralisierenden Einfluß der Mohammedaner“ dürfen wir übrigens nicht bloß den der arabischen Händler, und ihrer wilden Horden verstehen. Die Massider waren von vornherein schwach

genug, sich von den Sepoys verführen zu lassen und machten z. B. mit diesen in der schlechten Behandlung der Lasttiere gemeinsame Sache, sodaß L. es aufgab, sich mit diesem niederträchtigen Wesen (sneaking spirit) zu ärgern (I, 37).

Es ist sehr betäubend, und möchte auf den Philanthropen fast entmutigend wirken, wenn wir den Vorkämpfer für das Wohl der Eingebornen Afrikas mit diesen ihren Vertretern so ungünstige Erfahrung machen sehen, um so mehr, da wir uns kaum verhehlen können, daß er in gewissem Maße unter dem Einflusse von Vorurteilen stand, wenn er alle Schlechtigkeit auf Rechnung der Sklaverei und der Verführung durch Sklavenhändler schrieb. Denn in seinen ausgedehnten Bemerkungen über die in ihren ursprünglichen Verhältnissen lebenden Eingebornen finden wir neben vielen Lichtseiten doch genug Schattenseiten erwähnt,¹⁾ welche vermuten lassen, daß L. nicht viel bessere Erfahrungen würde gemacht haben, hätte er statt befreiter Afrikaner freie Afrikaner zu seinen Reisebegleitern gehabt.²⁾

Am meisten hatte L. allerdings zu klagen über die übrigen afrikanischen Begleiter, die ihm zu verschiedenen Malen von der Küste nachgesandt wurden. Von dem einen Trupp, der in Udschidschi zu ihm stieß, wird ausdrücklich gesagt, daß er aus Sklaven von Banianen (indischen Kaufleuten, die auf Sansibar und manchen Punkten Ostafrikas ansässig sind) bestand. Auch von den von Stanley gemieteten Leuten müssen wir wohl annehmen, daß sie größtenteils aus ähnlichen Verhältnissen kamen. Die ersten Zehn dieser Art führten sich sofort bei L. mit groben Lügen ein. Sie behaupteten gesandt zu sein, um ihn an die Küste zurückzubringen (II, 99). Je mehr Wohlthaten er ihnen erzeugte, desto unverschämter wurden sie — wie er sagt, versuchten sie, mit Hufeisen über ihn zu reiten. Sie meuterten bei jeder Gelegenheit. Als er unter vielen Schwierigkeiten in Nyangwe ein Boot zu kaufen suchte, um den Qualaba abwärts zu befahren, verbreiteten sie das Gerücht, er wolle nur die Manjuema jenseits des Flusses bekriegen und vereitelten dadurch die Er-

1) Der für eine weitere Serie dieser Lesefrüchte gesammelte Stoff enthält reichliche Beläge derauf.

2) Als er einst mit den Makololo reiste, hatte er ein Gefolge, das ihm mit der dem Häuptlinge gebührenden Autorität ergeben war. Dadurch gestalteten sich die Verhältnisse wesentlich anders. Es wäre eine interessante Arbeit: L. und seine Begleiter nach dem ersten Reisewerke darzustellen.

D. B.

Eine solche Ergänzung würde sehr wünschenswert sein. Das Bild, welches in den beiden Reisewerken von den afrikanischen Begleitern gezeichnet ist, enthält erfreulicherweise mehr Lichtseiten, als das aus den „letzten Tagebüchern“ gezeichnete.

D. H.

werbung eines Bootes. Im Lügen waren sie Meister und gebrauchten jedes Wort, das sie von der Manjuemasprache lernten, um Unwahrheiten auszusprengen (II, 116). Um die Weiterreise zu verhindern und nach Sansibar zurückzukommen, machten sie alle möglichen Anstrengungen. Wir erwähnten bereits, wie sie sich zu diesem Zwecke sogar auf ihr gutes Recht, geprügelt zu werden, beriefen. In der Folge schmiedeten sie das Komplott, falls sie zur Weiterreise gezwungen würden, beim ersten Zusammenstoß mit den Eingebornen ihre Gewehre abzufeuern und schleunigst davon zu laufen, den fußkranken L. aber, der ihnen nicht würde folgen können, seinem Verderben zu überlassen. Ein Araber, der ihre Verabredung belauscht hatte, warnte L. Dieser beschloß schon die Verräter zu entwaffnen und fortzujagen. Aber sie kamen, (wahrscheinlich mit kriechender Heuchelei), thaten sehr reumütig und versprachen, ihrem Herrn überall zu folgen. Diese nichtsnutzigen Menschen haben ihm das Leben verbittert unter den Sympathien des ganzen Sklavenhaufens (der Araber) (II, 124. vgl. 130.)

Auch mit den zuletzt für ihn angeworbenen Mannschaften hat L. keine besseren Erfahrungen gemacht. Es waren verkommene Menschen, darunter ein notorischer Hanfraucher. L. klagt über ihr ungehörliches Benehmen und mußte etliche bestrafen, weil sie beim Einzug in ein Dorf in unziemlicher Weise nach ihren Rationen schrien (II, 244). Wo sie nicht beaufsichtigt waren gingen sie in die Häuser der friedlichen Eingebornen und stahlen ohne Schonung. Bei kriegerischen Stämmen dagegen benahmen sie sich sehr zahm (II, 256).

Das aus den vorstehenden Citaten zusammengestellte Mosaikbild, macht einen ziemlich trostlosen Eindruck. Wäre mir dasselbe vor die Augen gekommen, ehe ich L.s Tagebücher selber gelesen, so würde ich angenommen haben, daß es nur durch eine tendenziöse Auswahl zustande gebracht sei. Aber ich habe mich gewissenhaft bemüht, L.s sämtliche, auf seine Begleiter bezüglichen Bemerkungen zusammenzustellen.

Ich kann das Bild jedoch nicht abschließen ohne ein paar hellere Züge nachzutragen. Zwei Frauengestalten in der Karawane sind die einzigen, an denen das Licht der Anerkennung den Schatten des Tadels überwiegt, während das erstere bei den Männern überhaupt beinahe ganz fehlt. Zwar konnten sich Halima und Ntaoéka auch verb zanken, einmal sogar dermaßen, daß jene davonlief. Sie stellte sich aber von selbst wieder ein. Sonst hat sie sich immer außerordentlich gut betragen, und L. brauchte sie nicht ein einziges Mal zu tadeln. Sie war immer fleißig und geschickt, stahl niemals und erlaubte auch ihrem Gatten nicht zu stehlen.

L. nennt sie „die beste Speiche am Rade“ und jenes Fortlaufen wurde ihr bald vergeben. Um ihr dieses zu versichern, schenkte ihr L. ein warmes Stück Zeug zum Schutz gegen die Kälte. Er hatte sich vorgenommen, wenn er Sansibar erreichen würde, ihre redlichen Dienste dadurch zu belohnen, daß er ihr dort ein Häuschen und Garten samt der Freiheit schenken wollte (II 193). Daß sie später einmal die Angeberin machte (II, 275), kann ihr nicht zum Vorwurf gereichen; doch wird an jener Stelle, wenn ich mich recht erinnere¹⁾, angedeutet, daß sie ein böses Mundwerk besaß. — Die andre Ntaoéka, Tschumas Gattin, wird als ein Muster von Fleiß beschrieben. „Seitdem habe ich sie immer vom frühen Morgen bis zum späten Abend in harter Arbeit gesehen: die erste auf, in der Kälte des Morgens, Feuer und heißes Wasser machend, (Sorghum) stampfend, Wasser und Holz tragend, fegend und kochend“ (II, 201). Gegen diese trotz ihrer Fehler doch lichten Frauengestalten müssen die Männer leider um so nichtswürdiger — L. selbst braucht öfter diesen Ausdruck — erscheinen, und nach diesen Proben dürfte von den Afrikanern wohl nicht viel zu hoffen sein.

Aber die Medaille hat ihre Rehrseite. Als die zuerst fabelhaft klingende Nachricht über den großen Leichenzug von Malala bis zur Küste nicht mehr bezweifelt werden konnte, war das ganze evangelische Europa voll vom Lobe der treuen Diener, die ihren Herrn noch im Tode also ehrten. Sicherlich kann man diese großartige That kaum hoch genug schätzen. Bei rechter Erwägung mag sie die emporgeschnellte Wagsschale der an L.'s Begleitern geübten Kritik so ziemlich wieder ins Gleichgewicht bringen. Es ist daher nicht mehr als billig, daß wir an dieser Stelle auch den L.'s Tagebüchern beigelegten Bericht über den Transport der Leiche berücksichtigen.

Nach dem, was wir bisher von L.'s Leuten erfahren haben, wird man kaum etwas anderes erwarten, als daß nach dem Eintritte des Todes die Karawane, deren Ordnung bereits vielfach gelockert sein mußte, sich völlig aufgelöst habe. Dagegen ist die Einmütigkeit ganz überraschend, mit der sich alle ihre Mitglieder sofort unter die Führung der beiden stellten, welche am längsten mit L. gereist waren: Tschuma und Susi. Diesen wurde von allen der volle Gehorsam gelobt (II, 309). Es findet sich keine Andeutung, daß trotz der großen Schwierigkeiten der Reise irgend welche Unbotmäßigkeit vorgekommen sei. Ebenso überraschend ist die Um-

¹⁾ Leider habe ich inzwischen das Werk selbst zurückgeben müssen, und bin auf meine Excerpte angewiesen. Aus diesem Grunde bitte ich zu entschuldigen, wenn hier und da eine Seitenzahl um 1—2 differiert.

sicht, mit der von jenen Führern alle erforderlichen Maßregeln getroffen wurden. Raum war es konstatiert, daß der vor seinem Lager kniende Herr seine Seele ausgehaucht habe, als die beiden Genannten sich daran machten, ein Inventar seiner Sachen aufzunehmen, wobei Wainwright als Schreiber diente (ib.). Das traurige Ereignis wurde sämtlichen Mitgliedern der Karawane noch vor Tagesanbruch mitgeteilt und die nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, daß dem Häuptlinge, Tschitambo, dasselbe nicht sogleich bekannt werde, da zu befürchten war, daß er in abergläubischer Furcht die Fremdlinge sofort aus seinem Gebiete verweisen werde. Zu gleicher Zeit wurde einstimmig der Entschluß gefaßt, den Leichnam nach Sanjibar zu schaffen. Um sich die Größe dieses Entschlusses klar zu machen, möge man sich die Schwierigkeiten vorstellen, die es einigen Duzend deutscher Arbeitsleute machen würde, wenn sie nur unter der Leitung aus ihrer Mitte gewählter Führer eine Leiche von Stettin nach Madrid befördern sollten, vorausgesetzt, daß keine andern Wege als schmale Fußpfade vorhanden wären und in den zu durchwandernden Gebieten der Schutz geordneter Regierungen gänzlich fehlte. Ich glaube, daß selbst preußische Soldaten (ohne andre Vorgesetzte), sich unter solchen Verhältnissen zum Transport der Leiche ihres Generals schwerlich entschließen würden. Die Großartigkeit des Unternehmens wird auch besonders noch dadurch illustriert, daß, als der Transport bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, die Führer des Livingstone East Coast Aid Expedition die Vollendung desselben für unausführbar erklärten und 2.8 Leute — freilich vergeblich — zu bestimmen suchten, die Leiche in Tabora beizusetzen.

Es würde uns hier zu weit führen, die Motive jenes staunenswerten Werkes im einzelnen genauer zu untersuchen. Z. B. die nicht ausgeschlossene Mitwirkung gewisser abergläubischer Vorstellungen dürfte bei der Schätzung in Abrechnung zu bringen sein. Nichtsdestoweniger ist das Maß von Anhänglichkeit, Treue, Thatkraft und Geschick, das sich hier offenbart, ein sehr gewichtiger calculus zur günstigen Beurteilung dieser Afrikaner.

Bemerken wir noch einige einzelne Züge in der Ausführung jenes Entschlusses, die charakteristisch sind. Nachdem Tschitambos Erlaubnis dazu eingeholt, wird außerhalb des Dorfes ein eignes Lager gebaut, und um die Leiche ein besonders festes Gehäuge hergestellt. Daß man die Veranstaltung landesüblicher Totenklage seitens Tschitambos und seiner Frauen (315) sowie einen weiteren Trauertanz (316) gestattete, wollen wir nicht allzustrenge beurteilen — es galt, dem gestorbenen Herrn Ehre zu erweisen. Der von den Portugiesen eingeführten Sitte gemäß wurde in

demselben Sinne auch von den Leuten der Karawane bei dieser Gelegenheit viel Pulver verknallt. Es versteht sich, daß sie ihrem Herrn auch eine christliche Leichenfeier bereiteten. Zuvor aber mußte die Leiche für den Transport zubereitet werden. Es ist geradezu staunenswert, wie dies letztere bewirkt wurde. Einer von den Trägern, Faradschila war früher im Dienste eines Arztes in Sansibar gewesen und hatte damals gelegentlich bei Sektionen helfen müssen. Er wurde beauftragt, auch hier eine solche zu vollziehen. Er scheint sich dieses Auftrages mit Geschick entledigt zu haben. Während mehrere Diener ehrerbietig ein großes Tuch über den Leichnam hielten, öffnete er denselben unter Assistenz eines Massickers, und legte die Eingeweide in eine bereitgehaltene Kiste, die alsbald verschlossen wurde, um der Erde übergeben zu werden. Wainwright, der das Common Prayerbook in der Hand schon während der Operation zur Seite gestanden hatte, eröffnete den Zug nach dem großen Mvulabaum, wo die Kiste in geziemender Weise beigesetzt und die Begräbnisliturgie verlesen wurde (317). In diesen Baum wurde später der Name L. und das Datum seines Todes eingeschnitten, und Tschitambo ersucht, die Umgebung von Gras frei zu halten, damit der Baum nicht vom Buschfeuer zerstört werde. Auch setzte man ein einfaches Holzkreuz auf das Grab.

Die Leiche, die weiter nur mit etwas Salz und einer Flasche voll Spiritus behandelt werden konnte, wurde ohne Hindernis in 14 Tagen an der Luft gedörrt, dann mit einem Cylinder von Baumrinde umhüllt, und in Segeltuch fest eingenäht, das hernach zum Schutz gegen die Feuchtigkeit mit Teer getränkt wurde.

Takt, Umsicht und ein verständiges Wesen wird durch diese Maßregeln klar genug bezeugt.

Es ist hier nicht der Ort, den weiteren Verlauf des großartigen Leichenzuges zu beschreiben. Nur im Vorübergehen seien die großen Schwierigkeiten angedeutet, welche die Karawane zu überwinden hatte. Schwere Krankheiten, die sie einen Monat lang an einem Orte festhielten, konnten die treuen Diener in der Ausführung ihres Planes nicht entmutigen. Ebenso wenig das Hindernis offenen Kampfes verschiedener Stämme, das selbst, wie erwähnt, europäischen Offizieren unüberwindlich schien, weil alle Wege gesperrt waren. Wirklich wurde es nur durch eine List ermöglicht, die Leiche durch ein gewisses Gebiet zu bringen, dessen Bewohner sie bestimmt zurückwiesen. Es ist sehr bezeichnend, wie die Führer mit großer Geschicklichkeit es dahin brachten, dieselbe in Form eines gewöhnlichen Warenballens zu verpacken, und so den weiteren Transport zu ermöglichen (341).

Es ist bekannt, daß das eigenartige Unternehmen glücklich vollendet wurde. Alle Achtung vor diesen Afrikanern! Mögen wir nach den Erfahrungen, die L. im Leben mit ihnen machte, an ihnen viele grobe Fehler erkennen, so lehrt uns dieser letzte Liebesdienst, den sie ihrem Herrn erwiesen, auch Vorzüge an ihnen kennen, die man fortan bei der Beurteilung der Eingebornen Ostafrikas sicherlich nicht unberücksichtigt lassen darf.

Und nun noch ein Kontrast! Die Karawane hat den Meeresstrand erreicht. Ein Kriegsschiff liegt bereit, die irdischen Überreste des großen Missionars und Kulturpioniers aufzunehmen. Die schwarzen Männer übergeben den weißen Matrosen ihre teure Bürde, die unter den üblichen Ehrenbezeugungen an Bord geschafft wird — um nach Sansibar und dann nach dem fernen Heimatlande geführt zu werden. Und die treuen Diener, wo bleiben sie? „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ Das ist die Antwort christlicher Europäer auf diese That treuer Anhänglichkeit. „Nicht einmal die Fahrt nach Sansibar hat man ihnen angeboten“ sagt der Herausgeber bedauernd und wünscht, daß wenigstens nachträglich das an ihnen begangene Unrecht wieder gut gemacht werden möge. Ob es, und wie es geschehen ist, ob man der Halima und ihrem Manne das ihnen zugedachte Häuschen mit Garten geschenkt hat? Wir haben es nicht erfahren; aber selbst, wenn es geschehen wäre, würde die über Jahr und Tag ausgedehnte Versäumnis in den Augen der Afrikaner die christlichen Weißen in recht ungünstigem Lichte erscheinen lassen.

Und wenn jene Afrikaner nach ihren Erfahrungen mit L. und seinen Volksgenossen Charakterbilder zusammenstellen würden, wie wir soeben solche von ihnen gezeichnet haben, müßten ihnen nicht auch unvereinbare Kontraste entgegentreten: einerseits eine ihnen unverständliche Güte und Freundlichkeit und dann schließlich dagegen eine unsaßbare Härte und Undankbarkeit?

Der Herausgeber dieser Blätter hat einmal sehr treffend in Bezug auf das Verhältnis der Europäer zu den Chinesen betont, daß wir sie ebensowenig, wie sie uns verstehen. Daher denn auch das Verkehrte in der gegenseitigen Behandlung. Es ist zwischen uns und den Afrikanern im Grunde nicht anders. Hören wir darum nicht auf das vornehm absprechende Urteil, das vielfach selbst noch von solchen, die jahrelang mit ihnen verkehrten, gefällt wird, und nach dem sie unfähige Geschöpfe sein sollen, an denen von vornherein Hopfen und Malz verloren ist — ebensowenig wie auf die idealistischen Schwärmer, die mit Entzücken die „edeln Wilden“ ans Herz drücken möchten. Vernen wir die Afrikaner immer

mehr aus sich selbst verstehen und messen wir sie nicht nach unsern Maßen. Ihre Schattenseiten wie ihre Anlagen zu manchem Guten werden uns so immer klarer werden. Trotz heidnischer Roheit und Verkommenheit werden uns die Reste des göttlichen Ebenbildes auch an ihnen immer mehr enthüllt werden; und so werden wir immer mehr die Wege finden, sie richtig zu behandeln. Wäre es dem großen Reisenden selbst vergönnt gewesen, die Erfahrungen seiner hier besprochenen Reisen zu verwerten, und hätte er auch derartige Erfahrungen machen dürfen, wie wir sie in der Beweisung der Treue seines Gefolges vor Augen haben, er würde sicherlich bei einer nochmaligen Rückkehr zu den Afrikanern manches anders gemacht haben.¹⁾ Weitere Gedanken über das „Wie?“ gehören nicht in den Rahmen dieser Arbeit.

Missionsanfänge unter den Chuhraas im Punjab.

Von D. Theodor Christlieb.

„Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Überall wird diese Reichsregel von der Missionsgeschichte bestätigt. Die Ärmsten, Verachteten, Unterdrücktesten sind es stets, die den ergiebigsten Boden für den Samen der christlichen Predigt bilden. So auch in Indien. Die Reste der vor Jahrtausenden unterdrückten Ureinwohner, die kastenlosen Auswürflinge oder alleruntersten Kasten leihen, wie bekannt, der Predigt durchschnittlich ein weit offeneres Ohr, als die social höher Stehenden. Es sei nur an die Kolhs, Santals, auch an die gesellschaftlich am niedersten stehenden Māngs und Māhars im Mahratta-, an die Dherds im Gujeratgebiet (Punjab), an die Shanars und Pariahs im Madrasgebiet und Südindien erinnert. Um das Jahr 1880 kamen hier beispielsweise auf 1000 evangelische Christen aus den drei höheren Kasten 20 000 aus den verschiedenen Abteilungen der Sudras, 36 000 aus den Shanars in Tinnevely und 30 000 aus den Pariahs; dazu 5000 aus gemischten Kasten, den Bergstämmen u. s. w.

Es ist eine ebenso beachtenswerte Thatsache, die uns aus der neueren Missionsgeschichte, zumal bei noch wenig entwickelten Völkern entgegentritt, wie bei vielen Negerstämmen West-, Central- und Ostafrikas, in den Inseln des indischen Archipels bei den Battas, den Dajakas u. s. w., daß an vielen Orten für die evang. Mission die erste Stunde wenigstens insofern angebrochen ist, als, wenn wir nicht eilen, der Islam uns sicher

¹⁾ Man vergleiche unsre obige Andeutung über die schon im Laufe der Reise wahrzunehmende Veränderung seines Verhaltens.

zuvorkommt und da und dort solche Stämme als leichte Beute einsteckt, die dann auf Generationen für das Evangelium verschlossen sein dürften, während sie kurze Zeit zuvor noch verhältnismäßig leicht hätten gewonnen werden können. Für beide Thatfachen bilden die neuesten Missionsanfänge unter den Chuhras im Punjab einen neuen Beleg.

Der Name dieser Volksklasse tritt wohl zum erstenmal vor das Auge unsrer Leser. Deutsche Missionsblätter haben, soviel uns bekannt, über die unter ihnen begonnene Arbeit bisher noch nicht berichtet. Ich schicke daher voraus, daß mir Notizen über sie zuerst in den Berichten der amerikanischen unierten Presbyterianermission begegneten, die in Sialkot, Pasrur, Gujranwala (nördlich und nordöstlich von Lahore) und Umgegend arbeitet, und deren dreißigster Jahresbericht (Sialkot 1886) vor mir liegt. Einer ihrer Missionare, Rev. A. Gordon in Madhopur, der jahrelang unter diesem Volk arbeitete und sich über dessen Geschichte und Verhältnisse am genauesten unterrichtete, wird demnächst ein Buch über dasselbe veröffentlichen. Seit kurzem hat aber auch die im Punjab arbeitende anglikanische Church Miss. Soc. unter diesem Volk Eingang gewonnen durch Miss. Bateman und Dr. Weitbrecht in Batala. Letzterer berichtet Näheres darüber in dem Jahresbrief an sein Komitee in London vom Ende März dieses Jahres, den er uns freundlich zur Verfügung gestellt hat.¹⁾

Der Chuhrastamm zählt im Punjab etwa eine Million Seelen, wovon auf den Distrikt von Batala ungefähr 20000 kommen. Er gehört zur alleruntersten Rasse, ja wird oft als kastenlos betrachtet. Derjenige Teil von ihm, der das Geschäft der Kotsfeger (scavenger) in den Städten betreibt, wird auch mit einem persischen Namen Rhakrob (Staubkehrer, Kotsfeger) genannt. Sehr wahrscheinlich gehören sie zu den Ureinwohnern, die einst von den arischen Eroberern zu Sklaven gemacht wurden. Ihre Hautfarbe ist in der Regel dunkler als die der gewöhnlichen Punjabis, ihr Körperbau weniger robust. Indes sehen wir sie heute vielfach vermischt mit anderem Blut, vermutlich infolge unerlaubter Verbindungen höherer Kasten mit ihnen. Unter ihren Feldarbeitern sieht man so schöne Gestalten, als nur irgendwo unter den Sikhs oder Pathans. Die Mazhabi Sikh Regimenter, die im wesentlichen aus solchen Chuhras bestehen, welche um gewisser Dienste willen zur Sikhbruderschaft zugelassen wurden, sind bei weitem nicht die schwächsten Soldaten der indischen Armee.

Über die Religion der Chuhras ist weniger bekannt als über irgend

¹⁾ Vergl. auch Church Miss. Intell. 1886. S. 763 ff.

eine andere der dortigen Stämme. Sie glauben an einen Gott und an ein zukünftiges Leben mit Lohn und Strafe. Ihr hauptsächlich, jetzt vergötterter Religionslehrer (Guru) heißt bald Lal Beg, bald Balmif, bald Bala Shah, wahrscheinlich eine und dieselbe Person bedeutend, nämlich einen Hindulehrer in der Zeit der Moguls, der sich soweit herabließ, das religiöse Haupt dieses verachteten Stammes zu werden, auf das sie seitdem mit anbetender Ehrfurcht und Dankbarkeit zurückblicken, freilich ohne daß sie imstande wären, über seine Lehren etwas Bestimmtes auszusagen. Die einzige Praxis, darin sie ihm folgen, scheint die Errichtung von Erdhügeln zu sein, meist von sehr einfacher Struktur, bisweilen aber auch mit Terrassen. Darauf wird ein Bambusrohr gesteckt mit einem farbigen Tuchfegen als Flagge. Hier zünden sie ihre chirags an d. h. kleine irdene Lämpchen mit einer Schnauze, aus der der Docht hervorhängt, werfen sich nieder und beten um allerlei zeitliche Segnungen von ihrem Guru Lal Beg. Stock und Flagge sind fast immer ganz kurz, nicht wie die von den Fakirs aufgerichteten, vermutlich weil die höheren Kasten nicht erlauben wollten, daß der verachtete Chuhra ein sehr in die Augen fallendes Zeichen seines Glaubens irgendwo anbringe.

Im übrigen sind die Chuhras vielfach unter dem Einfluß der religiösen Vorstellungen der Hindus oder auch der Mohammedaner; je nach der Religion der Herren, denen sie dienen. In den westlichen Teilen des Punjab ist bereits eine beträchtliche Zahl Chuhras von den Mohammedanern en masse in den Schoß ihres Glaubens aufgenommen worden, und diese heißen Musallis (kleine Moslems). In den Centraldistrikten dagegen sind diese verhältnismäßig noch selten. Da und dort beobachtet ein Chuhra das Ramasanfasten und die Gebetszeiten in der Hoffnung, unter die Moslems aufgenommen zu werden. Gelingts ihm, so wird er nur unter der Bedingung zugelassen, daß er das Rottfegen und den Genuß von verwesendem Fleisch aufgebe.

Wie andere Stämme, so haben auch die Chuhras ihre eigenen Fakirs, die manchmal die Weise der Hindus, manchmal die der Mohammedaner annehmen. Im übrigen sind sie äußerst unwissend und oft völlig herabgekommen. Das eheliche Band ist sehr locker. „Unverträglichkeit des Temperaments“ ist hinlänglicher Grund zur Scheidung vermitteltst eines sehr formlosen Scheidungsbriefs. Danach kann jeder Teil nach Belieben wieder heiraten. Wie unter einigen andern Kasten existiert auch unter den Chuhras eine Art von Leviratshe, Karewâ genannt, indem der überlebende Bruder „seinen Mantel breitet“ über die Witwe des gestorbenen Bruders und mit ihr auch ihr Erbe übernimmt. Bisweilen wird die

Hochzeit nach mohammedanischer Weise vom Dorfmullah vollzogen, bisweilen nach Hindu Sitte durch viermaliges Umwandeln des heiligen Feuers.

Selten findet man jemand unter ihnen, der lesen kann. Wenn je so, so sind es in der Regel nur die Gurmukhibuchstaben (worin gewöhnlich das Punjabi geschrieben wird), die er lesen kann. Einer, der die persische Schrift verstände, in der das Urdu geschrieben wird, wird sich nicht leicht finden, er hätte denn eine Missionschule besucht. „Unser Leben ist weltlich, sagte einer vor kurzem zu einem Missionar, wir essen und trinken ein bißchen, verrichten unsre Arbeit als Kotsfeger und thun Dienste bei den Landbauern. Ab und zu kommt der Polizeidiener mit einem Stock und treibt uns fort zum begâr (Zwangsarbeit, die sie statt der Steuern je und je leisten müssen, eine Steuereintreibung, die sich sehr gut bewährt in Indien), und wenn wir entlassen werden, so ruhen wir; so geht unser Leben dahin.“

Indes dürfen wir nicht meinen, die Chuhras seien lediglich ein Stamm von Kotsfegern und ihr Leben eine bloße Last. Diejenigen, welche ihren Unterhalt durch sanitäre Maßregeln, Straßenreinigung u. dergl. gewinnen, sind nur in den Städten; denn in den Dörfern Indiens ist alle Sanitätspolizei den Naturelementen selbst überlassen, und der einzige Dienst dieser Art, den hier der Chuhra zu verrichten hat, ist die Abführung toter Tiere nach der Grube außerhalb des Dorfs, wo ihre Gebeine in Haufen zerstreut liegen. Hier ziehen sie die Haut ab als ein ihnen zukommendes Nebengefäll, und nehmen so viel Fleisch, als sie essen mögen, während der Rest den Dorfhunden überlassen bleibt. In der letzten Zeit ist jedoch der Preis des Leders so sehr gestiegen, daß die Landbauern die Chuhras dieses wertvollen Vorrechts zu berauben beginnen. Hierbei können sich diese aber doch insofern schützen, als sie die Abführung des Nasens verweigern können, und die höheren Kasten dürfen ja dasselbe für ihr Leben nicht mit einem Finger berühren.

Die Hauptbeschäftigung des Dorfschuhra ist aber die eines landwirtschaftlichen Arbeiters. Er ist der geringe Fronbauer des Bodens, der das härteste Werk für den Grundbesitzer verrichtet und seinen Anteil an der Ernte erhält, wie auch seine Gebühren bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten. Er kann Korn und Zuckerrohr betasten, ohne es zu verunreinigen; aber wehe dem Dorfbewohner, der fertiges Brot oder Zucker äße, die eines Chuhra Hand berührt hat. — Sonst sind noch einige von ihnen Lederhändler, andere Tagelöhner für Töpfer u. s. w. In den Städten haben die Kots fegenden Chuhras außer dieser Verrichtung im

öffentlichen Sanitätsdienst ein Erbrecht auf den Dienst in gewissen Häusern, von deren jedem sie nach Erfüllung ihrer Tagesaufgabe ein oder mehrere Stücke Brotkuchen erhalten. Da mit diesem Erbrecht allerlei Gebühren bei Hochzeiten, Geburten u. s. f. verbunden sind, so wird es oft sehr wertvoll; in Batala z. B. soll es nach glaubwürdigem Bericht bisweilen vorkommen, daß dieses Recht um 300 bis 400 Rupien verkauft wird. Kein Dorf und keine Stadt ist vollständig ohne ihre tatti (Umzäunung) d. h. die Gruppe von Hütten, die der Chuhragemeinde gehören, und die hiermit einen anerkannten Platz im socialen System einnimmt, auch keineswegs ohne Mittel zum Selbstschutz oder ohne Anlässe zu Freudenfesten ist.

Jetzt, nachdem der Chuhra Jahrtausende hindurch als ein von religiöser und socialer Gemeinschaft Ausgestoßener betrachtet wurde, kommt das Evangelium auch zu ihm mit seiner Botschaft von einer Erlösung und Erhebung für alle. Man kann nicht sagen, daß die Missionare in der Regel von Anfang an ihre Aufmerksamkeit auf diese Klasse gerichtet hätten. Im Gegentheil; wenn der Reiseprediger ein Dorf besuchte, ging er meistens an dem tatti der Chuhras vorüber. Diese Leute haben fast wie zufällig von der neuen Botschaft gehört. Da meldet z. B. ein Katechist von Batala vor einiger Zeit, wie uns Missionar Weitbrecht berichtet, einige Männer seien von einem Nachbarort gekommen mit der Bitte um Unterricht im christlichen Glauben. Der Missionar geht dahin, hat aber Mühe, einen dieser Männer in sein Zelt zu bekommen. Es zeigt sich bald, daß er über das Christentum noch in völliger Unwissenheit war. Auf die Frage aber, warum er denn darin unterrichtet sein wolle und wo er davon gehört habe, giebt er die rührende Antwort: „Sie haben in Batala eine Halle, und eines Tages waren Sie darin mit christlichen Knaben, die Lieder sangen. Dann predigten Sie und sagten, Isa (Jesus) sei ein Guru (Religionslehrer), der jeden Sünder auffordere, zu ihm zu kommen, um Heil zu erlangen, sei er Mohammedaner oder Hindu oder Chuhra; und da dachte ich, wenn dem so sei, so könnten auch wir von ihm unterrichtet werden, obgleich die Hindus und Mohammedaner uns ausstoßen.“ — Natürlich wurden diese Leute in christlichen Unterricht genommen. Einer sagte bald dem andern von der neuen Religion, die auch sie als Mitglieder zulassen und zu voller Menschenwürde erheben wolle.

Auch äußere Rücksichten vermischten sich ohne Zweifel hierbei mit einer gewissen Sehnsucht nach Gotteserkenntnis und Befreiung von Sünden, ja mögen letztere öfters an Stärke übertroffen haben. Indes, wie dem

auch sein mag, diese neuen Ideen verbreiteten sich immer mehr unter ihnen, so daß man jetzt Anzeichen einer großen Willigkeit, ja Sehnsucht nach Unterricht im Evangelium und Aufnahme in die neue Bruderschaft findet, und eine tiefgehende Bewegung unter diesem Volke herrscht. Im Punjab begann sie zuerst im Sialkotdistrikt, und verbreitete sich rasch im nördlichen Teil desselben, wie auch in Gujranwala und Gujrat. Die Mission der unierten Presbyterianer von Amerika, deren Hauptquartier in Sialkot, hat das Verdienst, sich zuerst dieser Bewegung angenommen zu haben, und die Arbeit dieser Missionare unter diesen Auswürflingen hat namentlich in den letzten Jahren schnell an Ausdehnung gewonnen.

Im o. g. letzten Jahresbericht werden aus dem Gujranwaladistrikt 252 Tausen berichtet (211 von Erwachsenen, 41 von Kindern), die größte Zahl, die je in diesem Distrikt vorkam; und von ihr gehörten mit sehr wenigen Ausnahmen alle „der niedersten Sekte der Kastenlosen, den Chuhras an, deren Exempel leider noch ohne allen Einfluß auf die indische Gesellschaft ist.“ Von dem Dorf Chahal im Westgujranwaladistrikt wird gemeldet, daß „hier die Kastenlosen nahezu alle Christen geworden sind und große Freude an religiösen Übungen haben.“ Ihr Fortschritt in Erkenntnis und in der Gnade sei überaus ermutigend. Eine Knaben- und eine Mädchenschule blüht daselbst. Es scheint der am meisten versprechende Ort des ganzen Distrikts zu sein. Von einem andern, Badoke West, sagt der Bericht, es sei zu hoffen, daß dort und in den Dörfern der Umgegend alle Kastenlosen binnen kurzem das Christentum annehmen werden. Ähnlich auch anderwärts. Das Jahr 1885 scheint für die Arbeiter dieses Distrikts ermutigender gewesen zu sein als je ein früheres. Es fehlt aber noch an tüchtigen und treuen Katechisten daselbst.

Auch im Zafarwaladistrikt (nordöstlich von Lahore), wo die Zahl der Kommunikanten im letzten Jahr um 250 stieg und jetzt schon 1069 beträgt, die der Christen 1600 (etwa die Hälfte der von dieser Gesellschaft in Indien überhaupt Gewonnenen), wo im letzten Jahr allein 390 Tausen stattfanden (darunter 261 Erwachsene), sind die Chuhras schon in beträchtlicher Zahl vom Christentum berührt und seiner Annahme geneigt. Wenigstens wird dort von den 695 Kindern in den 32 Missionschulen (635 Knaben, nur 60 Mädchen) erwähnt, daß darunter 276 Christen, 180 Mohammedaner, 66 Hindus und 163 Chuhras seien, und die letzteren seien Kinder von Angefaßten, nach dem Heil Suchenden und dem Christentum sich Zuneigenden. Viele dieser Schüler bitten bereits um

die Taufe. Und die Knaben aus den niedern Kasten, wird bemerkt, zeigen sich als ebenso aufgeweckt wie die der Hindus und Mohammedaner.

Von hier drang diese Bewegung unter den Chuhras weiter nach Süden, in die Distrikte von Batala, Umritsur und Lahore, wo nun der anglikanisch kirchlichen Mission die Aufgabe zufällt, sie in dieser überbevölkerten Gegend zu leiten und zu fördern. Und sie fängt an, derselben nachzukommen.

(Schluß folgt.)

Die Missionsbeiträge der hochadligen und reichen Kreise in England.

Nach einem Artikel des Ch. M. Int. von P. v. Zyčlinský.

Vorwort des Herausgebers. Es ist bei uns die Annahme ziemlich allgemein verbreitet, daß die im Verhältnis zu den unseren bedeutenden Missionsbeiträge Englands wesentlich darin ihren Grund haben, daß die reichen Klassen große Summen beisteuern. Je und je bin ich allerdings schon in der Lage gewesen, diese Annahme als eine wenigstens teilweise irrige zurückzuweisen. Der nachstehend mitgeteilte freilich nur sehr kurze Auszug aus einem mit großer Sorgfalt gearbeiteten Artikel des Ch. M. Int. führt in einer die deutschen Leser gewiß höchst überraschenden Weise den zahlenmäßigen Beweis, daß auch in England die weitaus größte Summe der Missionsgaben den Kreisen der mittleren und niederen Klassen entstammt. Allerdings führt er diesen Beweis zunächst nur bezüglich der Einnahmen einer englischen Missions-Gesellschaft, der größten unter allen, der Church M. Soc. und es ist wohl möglich, daß eine ähnliche Prüfung der Einnahmen der hochkirchlichen Prop. G. Soc. ein etwas günstigeres Resultat für die reichen Klassen ergeben würde. Dagegen wird man kaum irren, so man annimmt, daß bei den freikirchlichen Missions-Gesellschaften, deren Gesamteinnahme trotz der viel geringeren Anzahl ihrer Mitglieder weit größer ist als die der staatskirchlichen, das Verhältnis der Gaben der Reichen zu denen der Ärmern sich weit ungünstiger stellen dürfte, als bei der Church M. S. Vielleicht bietet uns einmal die methodistische oder baptistische oder independentistische Missions-Gesellschaft eine ähnliche Arbeit, wie sie der Ch. M. Int. gebracht. Auch für England wird man es also als eine erwiesene Thatsache ansehen dürfen, daß wesentlich die mittleren und ärmeren Klassen das Werk der Heiden-

mission tragen und jedenfalls die reich begüterten ihrer großen Mehrzahl nach nicht solche Beiträge leisten, welche im Verhältnis zu ihrem Besitz nobel genannt werden können.

Trotzdem bleibt bezüglich der Höhe der Gaben noch ein großer Unterschied zwischen England und Deutschland. Bei uns sind nicht nur die Gaben von 10 und 5 Pfund (200, 100 M.), sondern selbst die von 2 und 1 Pfund selten. Es wäre lehrreich, wenn seitens einiger unsrer größeren Missions-Gesellschaften hierzu befähigte Leute einmal beauftragt würden: eine Übersicht der eingegangenen Gaben sowohl nach ihrer Höhe wie nach den gesellschaftlichen Kreisen, aus denen sie geflossen sind, zusammenzustellen. Die jüngst veranstaltete Sammlung zu außerordentlichen Gaben für neue deutsche Missionen in deutschen Schutzgebieten setzt auch den Herausgeber dieser Zeitschrift in den Stand, einen charakteristischen Beitrag zu einer solchen Zusammenstellung zu liefern — und er gedenkt damit auch nicht hinter dem Berge zu halten. Vorläufig seien aber allein die nachfolgenden Mitteilungen aus England dem Nachdenken unsrer Leser empfohlen.

Wer die Briefe des großen Heidenapostels Paulus mit Aufmerksamkeit liest, wird finden, daß es in ihnen an eindringlichen Ermahnungen zu thatkräftiger Unterstützung des Missionswerks, wie durch Gebet, so auch durch Gaben nicht fehlt. Um die Leute zur Opferwilligkeit, nicht bloß zum fröhlichen, sondern auch zum nobeln Geben anzuapornen, setzt er viele Hebel in Bewegung. Bald erinnert er an die Barmherzigkeit Gottes, der das größte Opfer gebracht, das Liebste, was er hat, seinen Sohn dahingegeben; bald an die Opferwilligkeit des Heilandes, der reich war und doch arm geworden ist um unsertwillen; bald weist er hin auf das Fluchwürdige des Geizes, der sich am allerwenigsten für Christen geziemt und der, weil Abgötterei, vom Reiche Gottes ausschließt; bald auf die Segensernte, die dem erwächst, der auch in dieser Beziehung reichlich säet. — Außer diesen und andern Mitteln wendet er aber noch eins mit Vorliebe an: das Beispiel von Opferwilligkeit, das andere Christen, einzelne, wie ganze Gemeinden gegeben haben. (Röm. 15, 26 f.; 2 Kor. 8, 1—4; 9, 1—2; auch Apftg. 11, 29 f.)

Wer heutzutage zu Gaben für die Mission auffordert, wird gut daran thun, alle jene bewährten „Hebel“ des Apostels auch zu versuchen; und wenn er beispielsweise die Christen Deutschlands ermahnt; doch in großartigerem Stile, in noblerer Weise als bisher Gaben auf den

Opferteller der Mission zu legen, so wird er ganz gewiß berechtigt sein, auf das Beispiel der Christen zu exemplifizieren, die heutzutage am nobelsten das Missionswerk unterstützen, auf das von Christen in England. Man mag ja sonst an den Engländern manches aussetzen haben, aber das muß man ihnen lassen: in der angedeuteten Beziehung sind sie uns Deutschen entschieden weit voraus! Während die deutschen evang. Missionsgesellschaften jährlich etwa 2708218 M. für Missionszwecke ausgeben, beläuft sich die Summe der jährlichen Ausgaben der englischen evang. Missionsgesellschaften auf 16838907 M. Sämtliche deutsche Missionsgesellschaften bringen noch nicht zusammen so viel auf, als die eine Church Miss. Society in England, welche jährlich über 200000 Pfd. Sterl. = 4 Mill. Mark Einnahme nachweist.

Und diese große Summe wird nicht etwa, wie man meist anzunehmen pflegt, von den Vornehmen und Reichen aufgebracht, sondern merkwürdigerweise hauptsächlich von den mittleren und niedrigeren Klassen. Daß in der That die Angesehensten und Reichsten Englands es nicht sind, die die Kasse der C. M. S. wesentlich füllen, wird in einem beachtenswerten Artikel des Organs der Kirchl. Miss.-Ges., dem Ch. M. Intelligencer (p. 321 ff.), in überzeugender Weise dargethan. Der beachtenswerte Aufsatz, der die Überschrift führt: „The titled and the Wealthy: Their contributions to Foreign Missions“ ist in der Absicht geschrieben, namentlich den „titled“ und „wealthy classes“ das Gewissen zu schärfen.

Die betreffenden Mitteilungen sind das Resultat einer sorgfältigen Prüfung des im Jahresbericht der C. M. S. pro 1884/85 enthaltenen Missionsgaben-Verzeichnisses. Dasselbe quitiert über c. 60000 einzelne Beiträge (contributions); diese sind entweder bestimmte alljährlich feststehende (subscriptions) oder nur gelegentlich den Kollektanten gegebene größere oder kleinere Summen (benefactions) im Gesamtbetrage von eben über 200000 Pfd. Sterl.

An dieser Summe beteiligen sich nun — man staune! — nur 362 Personen, welche den „titled classes“, d. h. denen, welchen erbliche Standesauszeichnungen zukommen (hereditary distinctions, Erbadel), mit nur 1065 Pfd. Sterl. 5 Sch. — während doch, wie Whitaker's Almanack (Jahrbuch) und Dod's Peerage (Pairsverzeichnis, Hochadelbuch) nachweisen, die Zahl der in England lebenden „titled persons“ sich auf über 7000 beläuft!! Also: 6638 dem höheren Adel angehörige Personen zahlen nichts an die qu. Missionsgesellschaft.

Gehen wir auf einzelnes ein: In 7 Graffschaften (Cambridgeshire,

Westmoreland, Cumberland, Huntingdon, Monmouth, Northampton, Worcester) ist keine „titled person“, die einen Beitrag den dort bestehenden Missionsvereinen (associations) hätte zukommen lassen und auf der Insel Man finden sich nur 3 durch einen Verein vertreten, deren ganze Leistung sich auf 4 Pfd. Sterl. 13 Sch. 6 d stellt. Auffällig ist die Gleichartigkeit der Beiträge. So zahlen z. B. in Hereford 3 „titled subscribers“ 4 Pfd. Sterl. 1 Sch.; in Oxford 3: 4 Pfd. Sterl. 2 Sch. An den „Special-Fonds“ gaben 3: 4 Pfd. Sterl. 3 Sch. In Cheshire sind 4, die 13 Pfd. Sterl. 4 Sch., in Rutland 10 Pfd. Sterl. 3 Sch. beitrugen; in Middlesex kommt auf einen der 50 subscribers, welche 95 Pfd. Sterl. 16 Sch. zahlten, noch nicht einmal 2 Pfd. Sterl. und in Kent auf einen der 21 Beitragenden nicht mehr als 2 Pfd. Sterl. 2 Sch. Das sind redende Zahlen.

Den Mangel an warmer Sympathie, an selbstverleugnender Liebe der titled classes für die Mission erweist ferner die Thatsache: daß kaum ein Duzend Missionsbüchsen von den etwa 12000 Büchsen, die vom Missionshaus ins Land gesandt werden, in ihren Kreisen aufgestellt worden sind. Das Beispiel des am 15. März a. c. verstorbenen Präsidenten der C. M. S., des ehrwürdigen Grafen von Chichester, hat wenig Nachahmung bei seinen Standesgenossen gefunden. Er nämlich überwies fast jeder der im Bericht erwähnten Büchsen im letzten Jahr je 24 Pfd. Sterl. 10 Sch. 6 d.

Vier titled persons haben zu der oben angegebenen Summe von 1065 Pfd. Sterl. 5 Sch. über $\frac{1}{5}$ davon beigetragen, 20 brachten etwas über $\frac{1}{3}$, nämlich 383 Pfd. Sterl. zusammen auf; von den andern 338 Personen haben 179 Gaben von nur 1 Pfd. Sterl. oder höchstens 1 Pfd. Sterl. 1 Sch. gespendet, eine Summe, die in keinem Verhältnis zu dem Vermögen und dem Ansehen der qu. Personen stehen dürfte. Wir sind überzeugt, daß die meisten solche Abgaben ehrlicherweise selbst für „eine wahre Kleinigkeit“ (veriest trifle) erklären, zumal, wenn sie sie mit den ungeheuren Summen vergleichen, die sie für rein weltliche Zwecke, für Luxusgegenstände, Liebhabereien, Vergnügungen zc. ausgeben. Jedenfalls kann man diese paar Pfund nicht als ein „Opfer“ erkennen.

1065 Pfd. Sterl. 5 Sch. — wie winzig erscheint eine solche Gabe im Vergleich mit anderen Einnahmequellen der kirchl. Missionsgesellschaft. Ihre Missionsbüchsen bringen jährlich nahe an 20000 Pfd. Sterl. (400000 M.) auf. Es ist aber eine Thatsache, daß dieselben von den ärmeren Klassen der Gesellschaft „gehalten“ werden. Dieselben geben also ca. 20mal mehr als jene 362 „titled persons“. Die Sonntags-

schulen (ungerechnet die Einnahmen aus den „Juvenile Associations“) sammeln jährlich für die C. M. S. ca. 5500 Pfd. Sterl., wobei man wissen muß, daß die Beitragenden thatsächlich den ärmsten Klassen der Bevölkerung angehören; in den meisten Fällen sind es Kinder, denen ihre armen Eltern nur hin und wieder einmal ein kleines Taschengeld, einen Penny (9 Pfg.) oder einen Farthing ($\frac{1}{4}$ Penny) zukommen lassen. Ist es nicht beschämend für die höheren Klassen, wenn diese armen Kinder 5mal mehr als sie für das Missionswerk thun?! Wahrlich, von diesen Kindern gilt: Sie haben „mehr in den Gotteskasten“ der Mission „gelegt, denn alle Reichen, die eingelegt haben.“

Eine andere Vergleichung zu Ungunsten der titled classes ist die Vergleichung ihrer Beiträge mit denen aus einzelnen besonders armen Parochien. Z. B. aus Orton Waterville (Grafschaft Huntingdon). Sie zählt 306 aus lauter Armen bestehende Einwohner. Aus ihrer Mitte ist die im Verhältnis zu ihrer Armut stattliche Summe von 118 Pfd. Sterl. 5 Sch. 6 d. aufgebracht worden. Die C. M. S. General-Association zu Hampstead ferner, deren Mitglieder durchaus nicht zu den wohlhabendsten gehören, übertrifft mit ihrem 1119 Pfd. Sterl. betragenden Beitrag nach Abzug einer 38 Pfd. Sterl. 10 Sch. hohen „benefaction“ die jährlichen „subscriptions“ des gesamten Adels noch um ca. 15 Pfd. Sterl. Die Parochie von St. Margarets, Brighton, trug 1885 allein 1152 Pfd. Sterl. bei. In dieser Summe befindet sich aber nur ein Einzelbeitrag von 30 Pfd. Sterl., einer von 20 Pfd. Sterl., einer von 14 Pfd. Sterl. und 4 von 10 Pfd. Sterl., die von „titled persons“ herrühren. Der Rev. H. B. Macartney von Melbourne gab allein 1450 Pfd. Sterl. — dieser eine Geistliche (also keine titled person) giebt noch 385 Pfd. Sterl. mehr, als jene 362 titled persons zusammen geben!!

Die gelegentlichen Liebesgaben (benefactions) seitens dieser letztgenannten bedürfen weiter keines Kommentars. Es sind nur 4 Beiträge, der eine allerdings von 100 Pfd. Sterl., die andern von 40 Pfd. Sterl.; 31 Pfd. Sterl. 10 Sch.; 26 Pfd. Sterl. 5 Sch. —

Ehe wir uns zu den „wealthy classes“ wenden, soll nicht unerwähnt bleiben: daß Beiträge von Gliedern des englischen Königshauses an die Ch. M. S. bis dato nicht geleistet wurden und daß in den Listen der jährlichen subscribers zwanzig Namen zweimal vorkommen. —

Was nun den Ausdruck „wealthy classes“ anbetrifft, so sind damit alle diejenigen gemeint, welche der nobility nicht angehörend, jährliche subscriptions und benefactions von mindestens 10 Pfd. Sterl. und darüber an die C. M. S. gelangen lassen. Die Zahl derjenigen wealthy

(wohlhabenden) Personen, welche bestimmte Jahresbeiträge zahlen, ist 379; die Zahl derer, welche gelegentliche Gaben spenden, ist 335; jene brachten 7986 Pfd. Sterl. 14 Sch. 3 d; diese 27596 Pfd. Sterl. 1 Sch. auf. —

Der Jahresbericht konstatirt, daß in fünf Grafschaften und auf der Insel Man auch nicht einer vorhanden ist, der wenigstens eine subscription von 10 Pfd. Sterl. gebe; und daß aus drei dieser Grafschaften und von der Insel Man auch nicht eine benefaction von 10 Pfd. Sterl. eingenommen worden ist. In acht andern Grafschaften und in Wales ist je ein einziger annual subscriber und der gesamte Betrag dieser neun subscriptions beläuft sich auf nur 132 Pfd. Sterl. Aus sieben andern Grafschaften und aus Wales ist eine benefaction eingegangen und überhaupt nur 105 Pfd. Sterl. Die 16 subscribers in Hertfordshire sandten 100 Pfd. Sterl. Surrey hat einen mit 100 Pfd. Sterl., einen von 60 Pfd. Sterl., einen von 25 Pfd. Sterl. und zwei, die je 20 Pfd. Sterl. zahlten. Northampton brachte 1117 Pfd. Sterl. auf — aber alles Beträge unter 10 Pfd. Sterl. Cumberland sammelte 1463 Pfd. Sterl., darunter nur drei Beiträge von je 52 Pfd. Sterl. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Lancashire, Middlesex und Yorkshire. Unter den Wohlhabenden selbst sind es doch sehr wenige, welche wirklich bemerkenswerte Beiträge gespendet haben. Sehen wir von den allerdings sehr nobeln „stillschweigend dargereichten Gaben“ ab, die 7749 Pfd. Sterl. 15 Sch. 3 d betragen, so beläuft sich der Gesamtbetrag der benefactions doch nur auf 19846 Pfd. Sterl. 5 Sch. 9 d, eine Summe, die die durch die Missionsbüchsen aufgebrachte nicht übertrifft, ja ihr nicht einmal gleichkommt. Ferner ergibt eine Zusammenzählung aller der Einzelsbeträge von je 200 Pfd. Sterl. und über 200 Pfd. Sterl. auch nur 10213 Pfd. Sterl. Das Gabenverzeichnis enthält, um auch das noch zu erwähnen, auch nicht eine Spende von 1000 Pfd. Sterl., nur eine von 500 Pfd. Sterl. und 11 von 100 Pfd. Sterl. pro Jahr.

Wir sehen aus dem Angeführten: die kirchliche Missionsgesellschaft, diese „vielumfassende Organisation“, empfängt ihre Einnahme nur zu einem verhältnismäßig geringen Bruchteil von Gliedern der vornehmen und reichen Gesellschaftsklassen Englands.

Ein Missionschiff für die deutschen Südseekolonien??

Unter den mancherlei wunderlichen Nebelgebilden, welche die deutsche Kolonialbewegung bezüglich neuer Missionsunternehmungen hier und da hervorgebracht hat, wohl das phantastischste ist das in der Überschrift genannte, welches ein sich jetzt in Deutschland aufhaltender Deutsch-Amerikaner, E. Schneider, aufs Tapet gebracht hat. In einem von diesem Herrn kürzlich herausgegebenen seltsamen Blättchen:¹⁾ „Der Morgenstern. Missionsblatt für die deutschen Südseekolonien“ wird jetzt öffentlich für dieses deutsche Südsee-Kolonial-Missionschiff geworben und der Bau, wie die Ausrüstung und Führung desselben in einer unbegreiflich zuversichtlichen Weise schon als so gut wie abgemacht behandelt, auch der „allmähliche Übergang der amerikanischen Missionen in den deutschen Südseekolonien in deutsche Hände“ verlangt. Nur eine Stelle aus dem Aufrufe sei citiert:

Der Bau eines deutschen Missionschiffes würde auf einer deutschen Werft, mit welcher bereits Unterhandlungen gepflogen sind, 120 000 M. kosten. Ein großer Teil dieser Summe könnte in deutsch-amerikanischen Sonntagsschulen aufgebracht werden (? d. R.) und ist dazu bereits ein Anfang gemacht worden. Soll dieser Bau, wie es im Plane der Begründer liegt, ein gemeinsames Liebesband um die Volksgenossen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen schlingen, so muß das Unternehmen auch in Deutschland sich über die engen Schranken kleinlicher Sonderbestrebungen erheben und gleichmäßig allen Gesellschaften, welche an dem nationalen Werke der deutschen Missionsarbeit in deutschem Lande sich beteiligen, seine Dienste zur Verfügung stellen. Seine Leitung muß durch eine Gesellschaft erfolgen, deren Sitz im Vaterlande ist.

Als Schiffsführer hat sich ein deutscher Predigersohn erboten, der zugleich tüchtiger Seemann und Missionar ist (? d. R.). Auch für alle Plätze der Besatzung sind Anmeldungen deutscher Seeleute erfolgt (? d. R.), die mit freudigem Herzen den Bedingungen der Aufnahme zustimmen, unter welche christlicher, streng sittlicher Lebenswandel, Enthaltung von allen berauschenden Getränken und Beteiligung an den täglichen und sonntäglichen Andachtsübungen gehören. Das Schiff wird eine kleine Druckerei an Bord nehmen, die Arbeiten in den Landessprachen (!! d. R.) herstellen kann. Begabte Eingeborene könnten auf dem Schiffe selbst geeignete Ausbildung erlangen (!! d. R.), um einst Lehrer ihrer Volksgenossen zu werden.

Allmählich würden so sich regelmäßige Verbindungen zwischen den Häfen von Kaiser Wilhelms Land, Bismarck-Archipel, den östlichen Carolinen, welche auch unter spanischer Oberhoheit völlig unter deutschem und amerikanischem

¹⁾ So wird z. B. auch in demselben „die Errichtung einer vollen deutsch-amerikanischen Universität in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“ gefordert und als ein Unternehmen behandelt, das sich nur so im Handumdrehen ins Werk setzen läßt.

Einflüsse bleiben werden, — den Salomons-, Marschall- und Gilbert-Inseln herstellen lassen, so daß die Missionare auf den entlegensten Korallen-Klippen öfter als jährlich einmal besucht werden können und verstreute Weiße der seelsorgerischen Pflege nicht völlig entbehren müssen. Die Missionskonferenzen könnten wie auf englischen, so auch auf dem deutschen Missionschiffe abgehalten werden. Als Hauptstationen würden Jaluit, Gazellen-Insel, Matupi, Rusaie, Ponape (!! d. N.) und ein besonders dazu geeigneter Hafen auf Kaiser-Wilhelms-Land bestimmt werden.

Zur Aufnahme ist die Empfehlung einer deutschen oder deutsch-amerikanischen Missionsgesellschaft, auf deren Seminar der Zögling seine Ausbildung erhalten haben muß, oder das Bestehen einer eingehenden Prüfung vor dem Schiffsdirektorium (!! d. N.) mit Bezug auf christlichen Charakter, Seilserfahrung und Kenntnisse erforderlich.

Der Reiseplan des Schiffes wird mindestens auf ein Jahr vorher in allgemeinen Umrissen festgestellt und den beteiligten Gesellschaften angezeigt, auch von Zeit zu Zeit über die Fahrten, Erfolge und Erfahrungen auf dem Missionsgebiete eingehender Bericht erstattet.

Die Mittel sollen möglichst durch Beiträge von Kindern aufgebracht werden, doch sind auch Schenkungen von Erwachsenen willkommen. Über jede Zahlung von 25 Cent oder 1 M. und darüber wird ordnungsmäßig Quittung erteilt, welche einen Anteilschein am Schiffe darstellt. Die Sammelstellen sind verpflichtet, größere Beträge sofort an die Schiffsbaugesellschaft abzuführen.

Für den Unterhalt des Schiffes werden Jahresbeiträge von 10 Cent oder 40 Pf. vom Tage des Stapellaufs für jeden Anteilschein erhoben.

Das Schiff erhält volle Segeltakelage und eine Hilfsdampfmaschine, um bei widrigem Winde gegen Monsun und Meeresströmung anzuweichen. Die Kommandosprache ist deutsch, doch haben alle Schiffsangehörige auch das Englische zu erlernen.

Nun steht allerdings nicht zu befürchten, daß der Inhalt dieses gerade nicht an einem Überfluß weder von Klarheit noch von Richtigkeit leidenden Aufrufs einigermaßen gereifte Missionsfreunde bewegen werde, sich blindlings in dieses Schiffsabenteuer zu stürzen und ich würde die Sache auch einfach ignoriert haben, wäre ich nicht von maßgebender Seite aufgefordert worden, wenigstens ein kurzes Warnungswort zu schreiben.

Vorläufig haben wir noch gar keine deutsche Südseemission; eine solche Mission aber mit dem Bau eines Südseemissionschiffes anfangen, das kommt mir gerade so vor, wie bei einem künftigen Landwirt die Anschaffung von Pferd und Wagen, ehe er es noch zum Besitz eines Gutes gebracht hat. Also zuerst: die Anlegung von Missionsstationen. Unse Leser wissen, daß für Neuguinea dieselbe bereits in Aussicht steht. Ist sie erfolgt, so ist ein Missionschiff immer noch ein sehr überflüssiges Ding; denn unsere Missionare haben reichlich Gelegenheit mit andern Schiffen nach Neuguinea zu gelangen und für die Reisen in Neuguinea

selbst brauchen sie kein Schiff; zu den etwaigen Küstenfahrten aber wird es ihnen an Fahrgelegenheit nicht fehlen. Ein deutsches Missionschiff in der Südsee hat erst dann einen Sinn, wenn es eine ausgedehnte und über viele Inseln zerstreute deutsche Mission in der Südsee giebt. So weit ist es aber heut noch nicht. Und da der Stifter der Mission befohlen hat: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe“ — so wäre es eine Thorheit, heute schon für ein Missionschiff zu sorgen, das wir vielleicht erst in Jahrzehnten brauchen. Es ist eine so einfache und selbstverständliche Weisheit, daß man nicht zu viel auf einmal anfangen sondern hübsch eins nach dem andern thun soll — aber wie es scheint soll sie jetzt „in die Kumpelkammer historischer Antiquitäten geworfen“ werden. Wenn die hawaiisch-amerikanische Mission in Mikronesien ein Missionschiff hat, weil sie es zur Visitation ihrer vielen über zahlreiche Inseln zerstreuten Stationen notwendig braucht, so folgt doch nicht daraus, daß eine deutsche Mission, die noch gar nicht da ist, auch ein Missionschiff haben muß.

Es wird mit Missionschiffen von phantastischen Missionsfreunden ein wenig romantische Spielerei getrieben. Ich achte, daß es manches englische Missionschiff giebt, welches man nicht braucht, und dessen Nutzen in gar keinem Verhältnis zu dem Kostenaufwand steht, den es verursacht. Wir wollen das in Deutschland nicht nachmachen, können's auch nicht, weil uns die Mittel fehlen. Ein Missionschiff — nicht bloß seine Anschaffung sondern auch seine Unterhaltung — ist ein teurer Gegenstand und seine Beschaffung nur dann gerechtfertigt, wenn wie z. B. am Niger oder in Mikronesien der Besuch einer größeren Stationenreihe nur zu Wasser möglich ist. Zu den Überfahrten von Europa resp. von Amerika nach den Missionsgebieten braucht man überhaupt keine eignen Missionschiffe. Die Kandaze hat ihrerzeit der Hermannsburger Mission viel mehr gekostet als die Reisekosten ihrer Missionare auf andern Schiffen würden betragen haben. Man hat darum auch keine zweite Kandaze gebaut. Vertagen wir also in Deutschland die Missionschiffromantik. Wir haben gerade vollauf genug zu thun, sollen die neuen Missionen, welche unsre Kolonialära bereits ins Leben gerufen hat, auskömmlich unterstützt werden. Auf Luxus und romantische Missionsspielereien können und dürfen wir uns nicht einlassen. Ein weiteres Eingehen auf die sonstigen Seltsamkeiten des mitgeteilten Aufruß dürfte überflüssig sein.

Wd.

Literatur-Bericht.

Merensky: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?“ Preisgekrönt von der deutsch-ostafrik. Gesellschaft. Berlin, Walthers und Apolant. 1886. 50 Pf. — Bekanntlich hatte die genannte Gesellschaft das obige Thema als Preisaufgabe gestellt. 64 Bearbeitungen waren eingegangen und einstimmig hat das Preisrichter-Kollegium: Kohns, Schweinfurth und P. Reichard dem Miss.-Sup. Merensky den ersten Preis (1000 Mk.) zuerkannt. Wir wiederholen, was wir schon neulich gesagt: es ist uns eine Freude, daß einem alten Missionar diese Ehre zu teil geworden. Hoffentlich trägt sie dazu bei, der Stimme der Mission auch noch in manchen andern kolonialen Fragen Gehör und Ansehen zu verschaffen. Das knapp gehaltene, nur 39 Seiten umfassende Büchlein ist das Zeugnis eines Mannes, der Erfahrung hat, der die Eingebornen Afrikas aus langem Umgange kennt und darum befähigt ist, besonnene und praktische Ratschläge zu geben, denen auch wir größtenteils zustimmen. Vom Rat zur That ist freilich noch ein weiter Weg.¹⁾ Es wird der deutsch-ostafrik. Gesellschaft nicht ganz leicht werden, den und jenen Ratschlag Merenskys zur Ausführung zu bringen, zumal seitens mancher in ihr maßgebender Persönlichkeiten bisher auch ziemlich andre, ja teilweise entgegengesetzte Anschauungen vertreten worden sind. Doch rekapitulieren wir zunächst einigermaßen den Inhalt.

Ausgehend von der unbestreitbaren Thatsache, daß die „Arbeiterfrage“ für Kolonien im tropischen Afrika die absolute Lebensfrage bildet, faßt Merensky das gestellte Thema sofort in der praktischsten Weise auf, indem er es dahin präcisiert: „Wie gewinnt man den Neger für den Dienst bei weißen Leuten?“ Von unserm Standpunkte aus ist das eine sehr bedeutende Beschränkung der Arbeits-Erziehungsfrage. Wir haben bei der Beantwortung dieser Frage in erster Linie nicht das Interesse des weißen Kolonisten sondern das des afrikanischen Eingebornen selbst im Auge; wir denken darum auch an eine wirkliche Erziehung desselben zur Arbeit, nicht bloß an seine Gewinnung für den Dienst bei den Weißen. Ohne Zweifel ist sich Merensky über diese Beschränkung völlig klar gewesen, und hat er die Frage absichtlich in dem für den Kolonisten praktischen Sinne aufgefaßt, wie sie denn von den Fragestellern auch gewiß nur in diesem Sinne gemeint gewesen ist. Immerhin hätten wir einige Andeutungen gewünscht, daß diese ausschließlich im Interesse der Kolonisten gegebene Beantwortung nur eine einseitige Auffassung einer an sich weit umfassenderen Frage sei, welche selbst durch die Befriedigung des doch nur egoistischen Arbeiterbedürfnisses der weißen Plantagenbesitzer durchaus nicht gelöst werde. —

Zuerst beantwortet der Verf. die Frage? „Weshalb ist der Neger nur schwer dazu zu bewegen, bei Weißen um Lohn zu arbeiten?“ Der Grund liege weder in der Arbeitsunfähigkeit noch in der Trägheit oder der barbarischen

¹⁾ Wie es scheint, ist für die deutsch-ostafrik. Gesellschaft allerdings kaum der Rat nötig; denn der Präses derselben hat auf dem Berliner Kongreß wiederholt mit Nachdruck versichert, daß die Farbigen auf ihre Stationen sich förmlich „drängen“ zur Arbeit und der Herrschaft des Weißen sich „willig und gern“ unterwerfen.

Bedürfnislosigkeit, sondern „weil noch fruchtbarer Boden in Menge vorhanden, durch dessen Bearbeitung er seine Bedürfnisse befriedigen kann.“ „Afrika ist noch zu dünn bevölkert, deshalb brauchen die Bewohner dieses Erdteils weder untereinander noch bei den Weißen zu dienen.“ Sodann werden „falsche Wege“ beleuchtet. Als ein solcher wird zu unserer großen Freude mit allem Nachdruck zuerst die Sklaverei bezeichnet, in welcher Form dieselbe auch immer aufträte, sodann die Anwendung jedes Zwanges, auch des gesetzlich fixierten. „Wenn Zwang wirken soll, müssen Leute da sein, die sich dem Zwange fügen“ und natürlich auch Leute, welche Macht genug besitzen, ihn zu üben. „Der Ostafrikaner, behauptet Merensky mit Recht, widersteht dem Zwange oder findet Mittel sich ihm zu entziehen und beweist das durch den Hinweis auf die in Transvaal gemachten Erfahrungen. Auch die Bedeckung von Bedürfnissen wird nicht zur Plantagenarbeit im Dienste der Weißen sondern höchstens zur energischeren Betreibung des Handels führen.

Im dritten, dem Hauptkapitel, werden nun die Wege gezeigt, welche zum Ziele führen, unter der Voraussetzung, daß eine kräftige Kolonialregierung vorhanden ist. Das empfohlene System scheidet die Eingebornen eines Koloniallandes in 3 Gruppen: 1. in Unterthanen von freien Häuptlingen, deren Gebiet von der Kolonialregierung als „Protektorat“ angesehen wird; 2. in Bewohner von Lokationen, d. h. solcher Gebiete, wo der Grund und Boden der Kolonialregierung zweifellos gehört und 3. in Eingeborne, welche als Hörige auf Grund und Boden wohnen, welcher im Besitz von Privatleuten, Pflanzern, ist. Eine klare Scheidung der Eingebornen in diese 3 Gruppen erklärt Merensky für die erste und wichtigste Aufgabe jeder Kolonialregierung. Um die sub 1 genannten zur — selbstverständlich ganz freiwilligen — Arbeit bei Pflanzern zu bewegen, müsse man sich der Erlaubnis der Häuptlinge versichern, aber nicht durch Geschenke, welche leicht als Tribut angesehen werden, sondern so, daß die heimkehrenden Arbeiter von ihrem Lohn ihren Häuptlingen eine Abgabe entrichten; auch durch Bestellung einer Art von Konsuln an den Höfen derselben. Da dieses Arbeiterangebot indes dem Wechsel sehr stark unterworfen, so befriedige es das Bedürfnis der Kolonisten nicht. Die Lokationen seien eine Quelle von regelmäßigeren und geübteren Arbeitskräften. Hier sei die Oberhoheit der Kolonialregierung anerkannt und werden Abgaben an dieselbe gezahlt. Wenn nur den dort wohnenden Schwarzen wirklicher Schutz gewährt werde, so werde es an Zuzug nach den Lokationen nicht fehlen. Was der Verf. über die Behandlung der Bewohner dieser Lokationen, speciell der Häuptlinge, sagt, dünkt uns praktisch und weise, nur wird es mit der Ausführung ein wenig hapern. Doch lassen wir das, ebenso wie unsre Bedenken bezüglich des ganzen Lokationensystems. Arbeitszwang verwirft Merensky auch hier unbedingt, er würde auch in keiner Weise zum Ziele führen. Nur zu Landesarbeiten, die im Interesse aller liegen, also z. B. zum Straßenbau, dürfe die Kolonialregierung die Leute nötigen, aber gegen einen mäßigen Lohn. Dagegen solle man Geldabgaben auflegen und zwar auf die Hütten; dies werde die Eingebornen indirekt zwingen, bei den Pflanzern Arbeit zu suchen. Neben der Hüttentaxe werde auch eine Heiratsabgabe und zwar steigend für die 2. 3. 4. Frau

günstig wirken zur Einschränkung der Vielweiberei, die ein Hauptgrund dafür, daß die Männer nicht geneigt sind, auf Arbeit auszugehen. Von der Einführung des so oft empfohlenen niederländischen Arbeitszwangssystems will Merensky mit Recht nichts wissen. Voraussetzung für die Gewinnung von Arbeitern auch aus den Lokationen sei die Gewährung von Schutz, die Vermeidung jeder kleinlichen Schikane, Darreichung der von den Eingebornen gewünschten Lohngegenstände mit unbedingter Ausnahme von Branntwein und bedingter von Gewehren, genaue Verständigung über Dauer der Dienstzeit, Länge des Arbeitstages, Höhe des Arbeitslohnes, reichliche Beköstigung, Erlass eines Dienstgesetzes zc.

Trotzdem würden die Ansiedler wenigstens zu Zeiten noch über Mangel an Arbeitern zu klagen haben. Sie müßten daher auch einige Eingeborne beständig bei sich wohnen haben, die gleichsam einen „eisernen Bestand“ bilden, Schutzbefohlene, Hörige, welche sie als ihre Häuptlinge anerkannten. Solche Leute würden sich finden aus freigelassenen Sklaven, allerlei Flüchtlingen, Resten versprengter Stämme, elternlosen Kindern — aber nur unter der Voraussetzung, daß sie sich auf der Farm des Weißen sicher und wohl fühlten, „damit sie, wie sie freiwillig zu ihm gekommen sind, nun auch freiwillig bei ihm bleiben.“ Wir können unter diesen Einschränkungen der Ansiedelung von „Schutzbefohlenen“ auf den Plantagen der Weißen zustimmen, aber — — **Hörige** sind das nicht. Im Begriff der Hörigkeit liegt durchaus die unfreiwillige Gebundenheit an die Scholle. Wir freuen uns, daß Merensky dieser unfreiwilligen Gebundenheit an die Scholle d. h. der partiellen Sklaverei nicht das Wort redet; aber wir hätten gewünscht, daß er darum auch die Bezeichnung: „Hörige“ vermieden hätte. Man wird vermutlich ihn nun anführen als einen Verteidiger der Hörigkeit auch in dem eigentlichen Sinne des Worts. Was er über die Behandlung dieser sog. „Hörigen“ bemerkt, ist meist wieder treffend, nur fürchten wir, daß die weißen Ansiedler die Idealmenschen nicht sind, welche dabei vorausgesetzt werden. Überhaupt erscheint uns gerade in diesem ganzen Passus über die „Hörigen“ manches widerspruchsvoll, unklar und bedenklich. So z. B. daß den „Hörigen“ kein Lohn¹⁾ für geleistete Dienste gezahlt, daß sie den „freien“ Arbeitern nicht gleichgestellt werden, sondern in ihrem Abhängigkeitsverhältnisse eine Ehre suchen sollen. Nach Merenskys eigener Erklärung sind sie ja freiwillig gekommen und bleiben freiwillig; so sind sie doch auch „freie“ Arbeiter, nur daß sie sich auf den Besitzungen von Weißen angesiedelt haben. Auch Merensky wird diese Ansiedler höchstens für eine bestimmte Zeit, beispielsweise wie in Natal für

¹⁾ Um bei denen, welche die qu. Schrift noch nicht gelesen, einem Mißverständnis vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß Merensky diesen „Hörigen“ zur eignen Bewirtschaftung Garten- und Ackerland, auch Geräte und Baumaterial und gelegentliche Geschenke gegeben und sie nicht „Tag für Tag ohne Lohn in Dienst gestellt“ haben will. Sein Vorschlag läuft also auf eine Art geregelten Frondienstes hinaus. Wer noch selbst erlebt hat, mit welchem Grimm bei uns der Frondienst und wie schlecht die Arbeit geleistet worden ist, der kann sich für die Einführung einer solchen Institution bei den Schwarzen nicht erwärmen. Wohl leisten die Neger ihren eignen Häuptlingen Frondienste; aber es ist ein ganz ander Ding, wenn die weißen Kolonisten sie von ihnen fordern.

3 Jahre gebunden haben wollen. Alles, was er selbst vorher so treffend wider den Zwang gesagt hat, findet gleichfalls seine Anwendung auf die von ihm als „Hörige“ bezeichneten Arbeiter. Sie werden Mittel finden, sich dem Zwange zu entziehen und der Pflanzer resp. die Kolonialregierung wird z. B. der Flucht gegenüber machtlos dastehen, wohl aber sich viele Ungelegenheiten bereiten.

Von der eminentesten Bedeutung sind die beiden Schlußbemerkungen Merensky's: „In jedem Fall und überall vermeide man Kriege soviel als irgend möglich“ und — „von dem Charakter der **Beamten und Kolonisten** wird es zuletzt abhängen, ob es möglich sein wird, die eingebornen Unterthanen einer europäischen Kolonie in Afrika zu brauchbaren gesitteten Menschen und einen Teil von ihnen zu Plantagenarbeitern zu erziehen.“

Erst in seinem Schlußwort kommt Merensky auch kurz auf die Mission zu reden. Er hat klüglich daran gehandelt, daß er vorerst zeigen wollte, was die Kolonialregierung und der Pflanzer zu thun hat und wir freuen uns, daß er gegenüber den vielen Begriffsverwirrungen, die heute auch in den Köpfen mancher Missionsfreunde spuken, rund und klar erklärt hat: die Mission hat nicht die Aufgabe, Eingeborne zu Arbeitern der weißen Ansiedler zu machen, obgleich sie die wirksamste Arbeitserzieherin ist. Auch in seinen Bemerkungen über den arbeitserzieherischen Einfluß der Mission ist er nüchtern und knapp, und wir können ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er nicht noch tiefer in die ganze Frage vom Missionsstandpunkte aus eingegangen ist; es lag dies nicht in der Tendenz des ihm gestellten Thema. Da wir hoffen, bald eine Ergänzung nach dieser Richtung hin bringen zu können etwa unter der Frage: „Welches Interesse und welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit?“ so halten wir uns für jetzt eines weiteren Eingehens auf diesen Gegenstand für überhoben.

Nur noch eine Bemerkung. Merensky exemplifiziert wesentlich auf Südafrika, speciell auf die durch englische Erfahrung und Gesetzgebung dort gefundene Regelung der vorliegenden Frage. Diese Erfahrungen und Gesetze sind jetzt von der deutsch-ostafrik. Gesellschaft preisgekrönt. So werden wir ja nun wohl erwarten dürfen, daß wenigstens von dieser Seite über die Behandlung der Eingebornen seitens der kolonialerfahrenen Engländer. nicht mehr — so arg verächtlich oder auch nur geringschätzig geurteilt werde

Wd.

Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong in China.

Von Pastor Wedepohl.

Was im 18. Jahrhundert noch so vielen dunkel war, ist im 19. wohl hell und klar, nämlich, welcher von den drei Ringen Lessings, von denen sein Nathan fabelt, der echte sei. Soll dieser die Kraft haben, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, so hat das Christentum abermals seine Echtheit unter den häßlichsten und unangenehmsten Heidenvölkern durch die Kraft der wunderbaren Veränderungen und Erneuerungen bewiesen, die es bewirkt. Welchem Menschen, der nicht Chinese ist, sollte wohl der unermessliche Stolz dieses Volkes gefallen, dem alle Nicht-Chinesen nicht nur Barbaren, nicht nur Hunde, sondern „fremde Teufel“ sind. Man merkt es unsern Männern und Frauen, die dort in der Missionsarbeit stehen, aus ihren Berichten wohl an, daß es auch ihnen, die sonst Schelten gewohnt sind, nicht gleichgiltig sei, wenn man ihnen überall auf der Straße nachruft: „Fremder Teufel, fremdes Teufelsweib, ja ihrem Hündlein fremder Teufelshund“! Selbst in Hongkong, wo sie doch schon lange unter englischem Scepter und in Verbindung mit vielen Fremden stehen, kann man sich solcher stolzen Wutausbrüche nicht enthalten. Nun sehe man doch, wie dieser Hochmut schwindet, wo das Christentum eine Macht wird. Der Stolz geht bei den Chinesen, viel augenfälliger als bei uns andern Sterblichen, vom Kopf bis zu den Füßen; darum martern die Reichen ihre Mägdelein ganz grausam mit dem Unterbinden der Füße, damit sie ja klein bleiben, was schön sein soll, mögen die Frauen auch einen noch so wackligen Gang bekommen; darum giebt es gar keinen echten Chinesen, als dem der Zopf hinten hängt. Wo das Christentum mächtig wird, hört die Verstümmelung der Mägdelein auf, und auch der Zopf wird schwinden, soll man doch einmal schon nahe daran gewesen sein, ihn abzuschneiden. Wo Heiden sind, da ist auch heidnischer Schmutz. „Schwester Luise ist immer ganz entsetzt über die heidnischen Ammen, denen die Kleider vor Schmutz fast vom Leibe fallen, und so halten sie auch die armen Kinder. Leider ist das nicht zu ändern, ernstliche Ermahnungen hören sie zwar ruhig an, sagen dann aber: „Ja bei euch ist alles sehr reinlich, aber wir sind alle so.“ Sie begreifen nicht, wie man aus Lust und Freude arbeiten kann, ohne durchaus dazu gezwungen zu sein, um des täglichen Brotes willen. Der Charakter der chinesischen Frauen ist bekannt als außerordentlich

störrisch und eigenwillig. Das zeigt sich besonders auch, wenn sie auf den Krankenbetten liegen, man bekommt aller Fragen ungeachtet fast nie eine Antwort; es macht der leidende Chinese (leider auch viele Christen in dieser Lage) jedem den Eindruck, als ob er an seinem Leiden schuld sei.“ Was Wunder, wenn man solches bei den chinesischen Frauen findet, ist doch dies weibliche Geschlecht ein tief verachtetes. Das ist sehr lehrreich zu betrachten, daß nur das Christentum das weibliche Geschlecht vor Verachtung schützt, und darin zeigt es ebenfalls seinen Wert und seine Kraft, daß es bei Gott und Menschen angenehm macht. Gegen solche Verachtung hat nicht einmal das Gesetz Moses, des Mannes Gottes, geschützt, wie viel weniger haben es die Sprüche des Confutius gethan, auch hat die Kultur und Philosophie Griechenlands nichts vermocht, eben so wenig die Lehre dessen, den seine Anhänger mit Vorliebe den „Propheten“ nennen.

In China ist das Weib so verachtet, daß man sich eigentlich nur über die Geburt der Söhne freut und sich der Töchter, wenn sie zuerst geboren werden oder ihrer zu viele sind, an vielen Orten entledigt, es werden viele alsbald nach der Geburt getötet oder ausgesetzt. Oder ist das Übertreibung? Man hat neuerdings angefangen, die Thatfache des Kindermordes und des Aussetzens derselben in China anzuzweifeln, oder doch die Darstellungen davon für stark übertrieben zu erachten. Man könnte darauf einfach antworten, das Findelhaus Bethesda auf Hongkong ist der große Zeuge, daß die Sache nicht übertrieben ist. Denn laut Jahresbericht von 1885 befanden sich 81 aufgenommene Kinder im Hause, eine große Menge sind im Laufe der Jahre seines Bestehens gestorben, 24 sind verheiratet und also aus dem Hause fortgezogen. Die meisten dieser Kinder sind den Armen des Todes entrisen, für den sie bestimmt waren. Es ist nicht möglich, hier alle Geschichten derselben genauer zu erzählen, es seien nur etliche Notizen mitgeteilt, welche sich neben den Namen der Kinder finden. „Schingnan im Jahre 1855 von Missionar Hanspach in der Nähe von Bilong gefunden.“ „Jettichung sollte lebendig begraben werden, von Missionar Bellon gerettet.“ „Meiliam (Mirjam) April 1866 in Longhau in einem Kasten auf dem Flusse gefunden.“ „Nantschi aus Fultweng durch Frau Missionar Louis vom Erstickungstode gerettet.“ Wie befremdlich mußte es den Pflegern dieser Kinder lauten, wenn sie inmitten ihrer Schar hörten, es gäbe keinen Kindermord in China. Eine Lehrerin des Hauses schreibt unter dem 2. Dezember 1880: „Einen ganz unerwarteten Zuwachs erhielten wir heute direkt aus Bilong in einem zwei Jahre alten Kindchen. Frau Missionar Schaub

schreibt dazu die schauerliche Lebensgeschichte des armen jungen Wesens, dessen Vater es hatte in Stücke zerhacken und den Hühnern als Futter vorstreuen wollen. Wie manch armes Würmchen mag das Opfer solch scheußlicher oder ähnlicher Verbrechen werden, wovon niemand etwas erfährt. Im Calwer Blatt lasen wir von einem Missionar, der 20 Jahre in China gearbeitet hatte und nach seiner Erfahrung behauptete, der Mädchenmord käme gar nicht mehr vor. Es muß also in den verschiedenen Theilen des chinesischen Reiches sehr verschieden damit sein; wir hier dürfen uns dieser Annahme jedenfalls noch nicht erfreuen. Auch Talitha erzählte, daß es in Fayün etwas ganz Gewöhnliches sei, daß unwillkommene Töchter getötet würden; die Eltern betrachteten es dort sogar als eine Art Wohlthat gegen ihre Kinder, wenn sie sie lieber töteten, als zu Schwiegertöchtern verkauften, weil sie als solche schon vom vierten oder fünften Lebensjahre an mit aufs Feld zur Arbeit müßten.“

Als der Beherrscher des himmlischen Reiches durch Gesandte mit den Fürsten Europas in Beziehung treten mußte, wollten diese gern überall die Herrlichkeit des himmlischen Reiches repräsentieren. Wie fatal war es da, in Europa die Meinung von dessen Finsternis zu finden! Was that einer von ihnen? Hören wir darüber den Bericht des jetzigen Pastors im Findelhause. „Es sind ja dieses Jahr (1884) wie alle Jahre nur verschwindend wenige Kinder hier im Hause gerettet, im Vergleich zu der großen Zahl, die auf die eine oder andere Weise umkommt. Vor einigen Wochen fand Bruder Genähr in Fufking drei Kinder (wahrscheinlich Drillinge) in einem Korbe, die — entsetzlich zu sagen — von Hunden benagt wurden. Dergleichen erleben die Missionare im Lande öfter. Die verehrten Freunde wissen also, was sie davon zu halten haben, wenn ihnen eine Abhandlung über „China und die Chinesen“ von Major Tscheng Ki Tong,¹⁾ dem Militär-Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris, zu Gesicht kommen sollte, die wir hier in der „Revue des deux Mondes“ mit großem Interesse, wenn auch mit verwundertem Kopfschütteln lasen, und die, wie ich aus dem Reichsboten ersehe, seitdem schon sechs Separat-Auflagen erlebt hat. In dieser Abhandlung kommt auch ein Kapitel über europäische Sammlungen zu Findelhäusern in China vor, das der chinesische Verfasser etwa folgendermaßen beginnt: „Die Europäer haben ein Sprichwort: „Väge nur tapfer darauf los, es bleibt immer etwas davon sitzen.“ Nach diesem Sprichwort

¹⁾ Bgl. A. M.-Z. 1886, 281 ff.

haben die gehandelt, welche aussprengten, es gäbe in China so unnatürliche Eltern, die ihre Kinder fortwürfen und womöglich Tieren zum Fraße werden ließen.“ Vielleicht hat der hohe Herr gedacht, wenn er nur jenes europäische Sprichwort als Warnungstafel für seine Leser voranstelle, dann dürfe er wohl einmal auf Kosten der Wahrheit versuchen, sein Vaterland in den Augen der Europäer von einem Schandfleck rein zu brennen. Übrigens muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er aufmerksamen Lesern es nicht ganz unmöglich macht, in diesem Punkte der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unter vier Beweisen dafür, daß keine Kinder fortgeworfen würden, ist der vierte nämlich der, daß die chinesische Regierung selbst für fortgeworfene Kinder Findelhäuser errichten lasse, so daß das ganze Gerede eigentlich wohl nur sagen soll, die Europäer könnten sich ihre Liebesmühe um die chinesischen Kinder sparen. Es ist wahr, es giebt solche Findelhäuser, aber zu was für Zwecken werden dort die Mädchen erzogen, oder vielmehr nur aufgefüttert?

Mit dem hier Gesagten stimmt ein Bericht des früheren Pastors im Findelhause genau überein, welcher, nachdem er 10 Jahre in demselben in der Arbeit gestanden und die Sitten und Gebräuche des Volks genau erforscht hat, folgendes schreibt: „Während die katholische Mission seit sehr vielen Jahren schon, wenn nicht seit einem Jahrhundert, im Süden wie im Norden allezeit Gründungen von Findelhäusern betrieben hat, steht unser Bethesda auf Hongkong als evangelisches Findelhaus, wenigstens im ganzen Süden von China, einsam und einzig da. Und doch ist es Thatsache, daß in der Kanton-Provinz allein jährlich, gering angeschlagen, etliche tausend neugeborene Mädglein ums Leben gebracht werden durch Tötung nach der Geburt oder durch Aussetzung; wie viel tausende aber erst im ganzen Reich mit seinen achtzehn Provinzen und 400 Millionen Einwohnern! Ist dieser Notstand noch nicht schreiend genug, daß von seiten der Mission Hand angelegt werde, ihn zu mindern, wenn man auch um der Größe der heidnischen Greuel willen nicht imstande ist, ihn ganz zu heben? Haben doch selbst, von dem katholischen Beispiele angeregt, die kaiserlichen heidnischen Behörden, da ihre Gesetze gegen Mord und Aussetzung der Kinder nichts als tote Buchstaben geblieben sind, Findelhäuser gegründet, in denen, wie in Kanton, 800 Kinder Aufnahme finden können und thatsächlich, wie ich mich davon durch persönliche Wahrnehmung überzeugte, sich hunderte wirklich befinden, wenn auch in elendem Zustande. Dürfen denn Christen kalt oder achselzuckend vorüber gehen, weil sie meinen, solch Greuel sei unaustilgbar,

vorübergehen an den elenden Wurmlein, die im Brand der Sonne oder an Rändern von Gräben liegend oder in Pfügen geworfen oder an Häusermauern niedergelegt oder noch lebend bis an den Hals in die Erde gegraben, sich winden, wie ein Wurm, der getreten ist und zucken und wimmern, daß es einen Stein erbarmen kann?"

Aber was soll denn dieser Sündenmacht und Sündennacht gegenüber ein Haus, in welchem man nach mehr denn einem Vierteljahrhundert noch nicht weiter gekommen ist, als darin 80 vom Tode gerettete Kinder zu pflegen, was ist ein Kinderhaus gegen einen Erdteil? Das Christentum tritt überall mit dem Anspruche auf, die Sünde der Welt zu überwinden und zwar zuerst in Zwerggestalt, wobei es nichts danach fragt, ob es den Schein der Lächerlichkeit hat. In der kleinsten unter den Städten Judas lag einst ein Kind in der Krippe, aus welcher, als das Kind ein Mann und zwar ein Nazarener geworden war, ein Kreuz wurde. Dieses Kind und diese Krippe und dieses Kreuz traten nicht nur einem Millionen-Reiche, sondern aller Welt gegenüber mit dem Anspruche auf, dieselbe zu überwinden und daraus ein Reich Gottes zu machen, in welchem auch tausendjährige sündige Sitten und Gewohnheiten keinen Bestand haben. Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong steht also nicht nur als eine Samariter-Herberge da, sondern als eine feste Burg, die immer mehr eine Macht werden soll, den erwähnten Sündengreuel Chinas zu vernichten, ja zu helfen, daß das so verachtete weibliche Geschlecht zu den Ehren komme, die ihm von Gott bestimmt sind. Es handelt sich hier nicht nur um die Rettung etlicher verwaister Kinder, was ja denen, die davon Verstand haben, an und für sich schon groß genug ist, es sollte aus diesem Hause etwas Besonderes werden. Das haben freilich seine Begründer nicht alles von vornherein klar sehen und wissen können, der Christen Thun ist in vielen Dingen ein prophetisches, so daß es davon heißt: „Solches aber verstanden seine Jünger zuvor nicht.“ Sie haben für sich reichlich gelernt, daß, wo der Herr nicht das Haus baut, umsonst arbeiten, die daran bauen. Es war zuerst ein von der Liebe aufgebrungenes und aufgezwungenes Werk. Davon erzählt Pastor Knaf: „Als der selige Dr. Gütlaff im Jahre 1850 nach Europa kam, um für die Millionen unsterblicher Seelen in Chinas finstern Reiche aller Orten lebendige Theilnahme zu erwecken, nahm er Herberge bei uns im böhmischen Pfarrhause, wo ihn einst der unbergessliche Vater Jänicke so liebevoll aufgenommen und zu dem Herrn Jesu geführt hatte; und da geschah es, daß er meine teure, selige Frau, nachdem sie im Gefühl ihres Elendes und ihrer Untüchtigkeit sich lange geweigert hatte, endlich dazu bewog,

das Amt einer Vorsteherin des Frauen-Missions-Vereins für China zu übernehmen. Bald darauf, am 18. Juni 1850, erhielt sie aus Swinemünde einen Brief von ihm, worin er ihr als „seiner lieben Frau Wirtin“ mit Freuden mittheilt, wie er überall, wohin er bisher gekommen, die wärmste Theilnahme für China gefunden habe und sie dann am Schlusse ermahnt: „Handeln Sie mit großer Entschiedenheit in dieser Sache und seien Sie versichert, daß Sie sich ganz besonders des Segens unsers Erlösers erfreuen werden.“ Ich erinnere mich noch gar wohl, wie oft die nun selig Vollendete bei den vielen schmerzlichen Anfechtungen und hohen Kreuzeswellen, durch welche unser lieber Verein seit seiner Gründung sich hindurchringen mußte, an jenen Worten des seligen Güglaff ihren Glauben gestärkt und sich durch des Herrn Gnade zu „immer neuem Liebesseifer wieder hat aufrichten lassen.“

Am 5. Juni 1850 wurde also im Betsaale des böhmischen Pfarrhauses an der Wilhelmsstraße in Berlin ein Frauenverein für China gegründet. Es trat ein Komitee von Frauen an die Spitze. Frau Pastorin Knaß wurde die Vorsteherin, Pastor G. Knaß trat mit mehreren andern Männern als helfender Beistand zur Seite. Gegenwärtig besteht dasselbe aus 26 Damen, von denen vier auswärts wohnen, die Ehrenmitglieder sind; Frau Generalin von Walsleben ist nach dem Heimgange der Frau Pastorin Knaß Vorsteherin geworden, männlicher Beistand des Vereins sind gegenwärtig Pastor J. Knaß, Missionsdirektor D. Wangemann und Generalsuperintendent Braun. Es haben sich zuerst in vielen Städten Frauen-Hilfsvereine gebildet, doch stehen dieselben mit dem Hauptvereine nicht in so organischer Verbindung, wie es bei der Berliner Mission der Fall ist. Das Werk hat aber im Laufe der Jahre eine große Anzahl von Freunden und Freundinnen gefunden, in und außerhalb Berlins, in Deutschland, Schweiz, Holland, England und besonders auf Hongkong selbst unter Deutschen, Engländern, ja auch Chinesen. Der Beweis, wie groß auch die letztere Freundschaft ist, ist der Betrag einer jährlichen Weihnachtskollekte auf Hongkong. Im Jahre 1885 sind durch dieselbe über 1400 Dollar einkommen. Darunter waren über 200 Dollar von Chinesen. Es hat bis jetzt dieses Werk ganz unabhängig von andern Missionen, denen es aber allezeit gern hilfreiche Dienste leistet, wie es auch gern Hilfe von ihnen angenommen hat, selbständig für sich bestanden.

Doch wir haben zuerst von einem kläglichen Anfange zu reden. Im Jahre 1850 sandte der durch Dr. Güglaff ebenfalls in Berlin gestiftete Männerverein für China seinen ersten Missionar Neumann aus. Der

Frauenverein nahm die Frau desselben zu seiner ersten Sendbotin an und ordnete sie am 21. Oktober des Jahres ab, arme, von ihren chinesischen Müttern ausgelagerte Kinder aufzunehmen und geistlich und leiblich zu pflegen. Damals hatte man zur Ausfendung einer einzigen Person an 1000 Thaler aufzubringen. Man fuhr noch nicht von Marseille aus auf schönen Dampfschiffen durch den Kanal von Suez in 44 Tagen von Berlin nach China, sondern ums Kap der guten Hoffnung herum in einem halben Jahre und auch länger. Neumanns waren ja auf Dr. Gützlaffs Rat und Beistand angewiesen, da starb dieser schon vier Monate nach ihrer Ankunft. Bald fing die Frau an zu kränkeln. Jungfrau Julie Poser kam ihr am Ende des Jahres 1852 zu Hilfe. Diese mußte aber nicht nur die 14 Kinder pflegen, die von Frau Neumann aufgenommen waren, sondern auch diese selbst, welche monatelang am Hongkong-Fieber krank danieder lag. Da starb diese treue Pflegerin am 22. April 1854 schnell an der Dysenterie. Zwei neue Arbeiterinnen zogen am 22. September aus, Charlotte Süßerott und Elisabeth Nagel. Als sie in China ankamen, waren Neumanns schon wegen schwerer Krankheit in die Heimat abgereist. Fünf arme Kinder waren noch da, aber unter dem Beistande der Missionare Genähr, Hanspach und Göcking wurde die Arbeit in dem leer gelassenen Neumannschen Hause, welches zu einem Findelhause eingerichtet wurde, wieder aufgenommen. Da legte Gott auch Schwester Elisabeth an der Dysenterie nieder, welcher Krankheit ein heftiges Leberleiden folgte. Der pflegenden Schwester Charlotte wollte alle Kraft verschwinden, auch sie litt an Ausschlag und Blutgeschwüren. Als es besser mit derselben geworden war und man nach ihrer Verlobung mit Dr. Göcking den Plan hegte, diese beiden sollten Hauseltern des Findelhauses werden, starb die Braut am 26. November 1855, so stand nun die noch schwache Schwester Elisabeth ganz allein. Da kam die Frage der Anfechtung, ob Gott dieses Haus nicht bauen wolle und es ein Ende mit diesem angefangenen Werke haben solle. Hanspach und Göcking riefen herüber: Vorwärts! und Gott sagte auch also, denn er bescherte drei neue Arbeiter auf einmal, und zwar die Eltern Ladendorff mit ihrer Tochter Bertha, einer Diaconissin, welche im März 1857 auf Hongkong ankamen. Auf Morrison-hill wurde ein großes Haus gemietet, die Schar der 16 Kinder, welche Ladendorffs vorfanden, vermehrte sich von Jahr zu Jahr, dieselben wurden in christlicher Pflege und Zucht erzogen.

Was es aber mit Mietswohnungen auf sich hat, zumal in großen Städten mit gemischter Bevölkerung, wenn dazu die Familie groß ist

und noch größer wird, ist ja vielen schmerzlich bekannt. Als die Wohnung auf Morrison-hill auf 1. April 1861 gekündigt wurde, war es klar geworden, daß ein eigenes Haus gebaut werden müsse, so hoch auch die Kosten für den Bauplatz und Bau sich beliefen. Es war nötig, eine Summe von 24000 Thalern aufzubringen. Die Liebe machte sich daran; doch als noch 5000 Thaler zu zahlen waren, war sie vorläufig matt geworden, und so blieb eine Schuld, die leider auch im Jubeljahre 1875 noch nicht ganz gedeckt wurde. Im Juli 1861 wurde das neue Haus mit dreifacher Feier in deutscher, englischer und chinesischer Sprache geweiht. Es war sofort darauf Bedacht genommen, in demselben auch eine Kapelle zu gottesdienstlichen Feiern einzurichten. Inzwischen war neue Hilfe gekommen. Die ersten Kinder waren so weit herangewachsen, daß sie nicht nur die Anfänge, sondern einen gründlichen Unterricht empfangen mußten. Nun war dem Frauenvereine auf wunderbare Weise ein armes chinesisches Mädchen Ahow zugeführt, welche im Hause von Pastor Knaks als Pflgetochter aufgenommen wurde. Mit ihr kam die Lehrdiakonissin Amalie Heidsiek aus Westfalen dorthin, das Chinesenkind gründlich zu unterrichten. Am 14. April 1859 wurde Ahow in der Bethlehemskirche getauft und bekam die Namen Marie Sen, und im Oktober 1860 wurden dann beide, Lehrerin und Schülerin, zur Hilfe nach Hongkong gesandt. Nachdem nun der Raum der Hütte breit geworden, entwickelte sich im Findelhause ein immer schöneres Leben. Der große Hafen bei Viktoria auf Hongkong ist ja die Pforte zum Eingange ins Land China. Hier fahren alle Schiffe, die von Europa und Indien kommen und dahin zurück wollen, aus und ein, hier steigen auch die Missionare und ihre Familien ab und auf, hier finden dieselben, wenn Verfolgungen im Lande ausbrechen oder wenn sie sich erholen wollen, eine Zufluchtsstätte. Auch die Baseler Mission hat da eine Niederlassung, es ist hier von dem treuen Missionar Lehler auch eine große Mädchenschule eröffnet. So wurde nun das Findelhaus eine Herberge für viele liebe Gäste, und die Missionare, die dort kamen, brauchten nicht bloß zu empfangen, sondern konnten auch geben, die Kapelle im Hause wurde eine Stätte mancher lieblichen gottesdienstlichen Feier zur Stärkung der Arbeiter im Hause und zur Erziehung der Kinder für das gottesdienstliche Leben. Auch wurden schon Bekanntschaften mit deutschen Seelenten angeknüpft, und wurde denen durch eine aufgehißte Fahne angezeigt, wann Gelegenheit zur Feier eines Gottesdienstes in der Kapelle war. Einer der Barmer Missionare, welcher hier öfter aus und ein ging und in Austeilung des Wortes Gottes viel Liebe erwies, fand da eine Gehilfin in der Tochter Bertha der Eltern Ladendorff. Die

Einwilligung wurde gern gegeben, man hoffte wohl damals schon, daß der Missionar bald der Pastor und Seelsorger im Hause werden solle, was auch geschehen wäre, wenn nicht der Heimgang des Barmer Missionars Genähr es unmöglich gemacht hätte. Aber doch hat diese Verbindung Bethesda vielen Segen gebracht, wie man es damals noch nicht ahnen konnte. Schwester Elisabeth Nagel mußte wegen fortwährender Kränklichkeit nach 12 Jahren treuen Dienstes auch wieder heimkehren. Da sich Schwester Amalie Heidsiek mit dem Missionar des Berliner Männervereins Hanspach verheiratete, und auch Marie Sen, die so treu geholfen hatte, in den Ehestand trat, war in drei andern Schwestern zu rechter Zeit Ersatz gegeben; 1863 kam Schwester Luise Brandt, 1864 folgten die Schwestern Luise Süß und Pauline Reesemann, sie alle drei schon zuvor durch denselben Liebesdienst verbunden und für den neuen eingeschult, sie waren Pflegegeschwestern im Elisabeth-Kinder-Hospitale in Berlin gewesen.

Inzwischen traten die ältesten Mädchen des Hauses ins Konfirmationsalter ein, und so sah man nun klar, daß dem Hause ein besonderer Seelsorger gegeben werden müsse. Am einfachsten schien es, wenn einer der dortigen Missionare für diese Stelle berufen werden könne, konnte er doch auch zugleich Missionar für die vielen Heiden auf Hongkong sein; aber ihre Zahl war zu gering, als daß die Missionsgesellschaften einen dafür abgeben konnten. So war kein anderer Weg, als einen studierten Theologen von Deutschland aus zu entsenden. Dazu empfing man ein ganz besonderes göttliches Ja, als ein großes Dotations-Kapital von 16 000 Thalern von der edlen Frau von Belthelm zu einem Gehalte für einen Pfarrer in Bethesda geschenkt wurde. Nun ging es frisch ans Werben, aber lange umsonst, das: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende“, haben die Bethesdaleute zu aller Zeit wohl mehr wie viele andere lernen und üben müssen. Endlich wurde der rechte Mann gefunden und gegeben, Ernst Klitzke, seit 1863 Rektor an der Stadtschule zu Hornburg am Harz, also auch für Schule und Erziehung praktisch vorgebildet. Am 19. Mai 1867 begann er seine Arbeit im Findelhause. Als er sich eingelebt hatte, kehrten die Hauseltern Ladedorff 1868 nach zehnjährigem treuen Dienste in die Heimat zurück. In dem Jahre 1872 und 1874 wurden neue Helferinnen ausgesandt, die Jungfrauen Fanny Schröder und Emilie Josephson. Inzwischen war Pastor Klitzke mit der Schwester Pauline Reesemann in den Ehestand getreten, so daß es jetzt eine wirkliche Findelhausfamilie gab.

Zunächst lag es dem Hausvater und Pastor von Bethesda an, daß dasselbe ganz seiner Bestimmung entsprechen solle, daß nur Findelkinder in dasselbe aufgenommen würden; das war nicht stets mit aller Strenge im Auge behalten, weil die Barmherzigkeit, insonderheit die der Frauen, der Not des Lebens gegenüber oft zu nachgiebig ist. Und auch diese Aufnahme mußte wiederum derart sein, daß dieses Hauses Arbeit sich als eine Abhilfe gegen die Unsitte der Chinesen erwies, nicht gar eine Förderung derselben war, so daß etwa ein chinesischer Vater ein stolzer Heiliger wurde, weil er sein Kind nicht getötet, sondern es „den Fremden“ überlassen hatte. „Würden wir“, schreibt Kligke, „jedes Kind ohne Unterschied aufnehmen, so würden wir nicht bloß besondere Räume für die Aufnahme sterbender Kinder einzurichten und fast wöchentlich ein Begräbniß haben, sondern wir würden auch mehr das gesetzlose Verlassen der weiblichen kranken Kinder ermutigen, als dem entgegen arbeiten. Anstatt also dem chinesischen Volke die Grundsätze höherer Sittlichkeit und die heiligen Pflichten des Familienlebens einzuprägen, würden wir eine Art von Belohnung auf die verbrecherische Handlungsweise setzen, und anstatt die Anstrengungen der Regierung zu unterstützen dadurch, daß wir Verbrechen verhüten, würden wir das gesetzwidrige Aussetzen und das verbrecherische Verlassen befördern.“ Dann war es ja seine Aufgabe, die Zucht zu üben und zwar mit der Weisheit väterlicher Liebe, um kein Moses, sondern ein wirklicher Vater in Christo zu sein. Das geschah mit solchem Ernst, daß den Pflegern der Schmerz nicht erspart blieb, daß zuweilen wohl ein Kind in Onefimi Fußstapfen trat und davon lief und wieder zurückgebetet werden mußte, wie es denn auch mit einem Kinde geschah, welches nachher eine der lieblichsten christlichen Ehefrauen geworden ist. Es mußte darum das Haus von schädlichen, heidnischen Einflüssen so viel als möglich gesäubert werden. Darum sorgte er, daß die Ammen, welche ja für die kleinen Findlinge unentbehrlich waren, nicht mehr wie bisher im Hause wohnen blieben, sondern in der Stadt wohnten und zweimal in der Woche herkommen und die Kinder vorzeigen mußten, um gewiß zu sein, daß sie eine sorgsame Pflege genössen. Um solcher Aufsicht willen ließ er auch die Kinder, welche auf den Stationen der Barmer oder Baseler Mission auf dem Festlande aufgenommen waren, sobald als möglich herüberbringen. Auch handelte es sich darum, weil doch die Kinder, mit Ausnahme etwa von Blinden, Taubstummen, Blöden, nicht ihr Leben lang im Hause bleiben sollten und konnten, daß sie nicht mit den Europäern Europäer wurden, sondern Chinesen blieben. Darum werden sie, sobald sie etwas älter werden, chinesisch gekleidet,

werden Chinesisch beköstigt, lernen so essen und trinken, reden also und werden von dem chinesischen Lehrer des Hauses in ihren Volkssitten, soweit sie nicht heidnisch sondern wirklich Sitten sind, unterwiesen. Der Schulunterricht ist ein immer gründlicherer geworden, zumal da die Schule in Bethesda seit Ostern 1880 mit in die von der englischen Regierung jährlich einer Prüfung unterworfenen Schulen eingereiht ist. Die Prüfungen sind bis dahin immer gut ausgefallen. Die Schulen, welche bestehen, bekommen von der Regierung eine Beihilfe, wie denn die unsrige schon eine von 288 Dollar erhalten hat. Für Schulfreunde wird es interessant sein, zu erfahren, daß Altkze auch ein Lesebuch, welches für sämtliche Regierungsschulen ausgearbeitet ist, mit aufgestellt hat, daß allein durch seinen Einfluß dasselbe nicht ganz konfessionslos geworden ist. Auch vor den Gefahren klösterlicher Einsamkeit und mürrischer Einsiedelei bleiben die Kinder bewahrt. Im großen Garten oder der großen Veranda des Hauses tummeln sie sich fröhlich umher, Gesang und Harfenton (etliche können auch Harmonium spielen) erklingt von Morgen bis Abend, es werden fröhliche und ernste Familienfeste gefeiert, die Geburtstage der Hauseltern und Schwestern, auch Knaks, Empfangs- und Abschiedsfeierlichkeiten, in der Kapelle sind sonntäglich Gottesdienste, zu denen Gäste aus vieler Herren Länder kommen, Tauffeiern, Leichenbegängnisse, jetzt auch Hochzeitsfeiern. Auch werden vom Hausvater größere Spaziergänge und Ausflüge veranstaltet, der General-Konsul Dr. Focke hat als Freund des Hauses expreß eine Stiftung zu solchen Zwecken gemacht und hat nachher 1883 von seiner neuen Station Odeffa aus zu deren Vergrößerung noch eine größere Gabe gesandt. Die Krone aller Feiern ist natürlich die des heiligen Weihnachtsfestes. Das beginnt stets mit einer Weihnachtsfeier in der Kapelle, zu der sich viele Deutsche, auch Engländer, Seeleute, Marinesoldaten einstellen und dann nachher an der Freude der Kinder über ihre Bescherung teilnehmen. Auch der englische Gouverneur der Insel erscheint dabei wohl mit seiner Frau zum Besuch und freut sich, daß die Liebe der Kinder sich also annimmt.

Wie gnädig Gott dieses Haus ansehen wolle, das hatten die Erbauer desselben nicht geahnt. Nach der treuen Arbeit vieler Jahre wurde eine neue Frucht geschenkt, die Kinder des Hauses, die von ihrem Volke verworfen waren, kehren als ein großer Segen unter dasselbe zurück, sie werden die Ehefrauen christlicher chinesischer Männer. „Allen Freunden wird es erfreulich sein“, schreibt Altkze 1880, „wahrzunehmen, daß unsre Arbeit das von Anfang an ins Auge gefaßte Resultat erzielt. Das aber ist nicht bloß die Errettung ausgelegter weiblicher chinesischer Kinder vom

grausamen leiblichen Tode, sondern auch, nachdem dieselben in unser Haus aufgenommen, getauft und christlich erzogen worden sind: Verheiratung an gut empfohlene chinesische Christen. Unter solchen Umständen, das ist unser Gebetswunsch, sollen sie sich an ihrer Stelle, in ihrem Volke als Hausfrauen und Mütter, gegenüber heidnischen Frauen, bestreben, ein Vorbild zu werden, soweit der Herr Gnade dazu giebt.“ Der Jahresbericht von 1885 meldet, daß bereits 24 Töchter des Hauses verheiratet sind. Sechs sind Ehefrauen von ordinierten chinesischen Pastoren oder Missionsgehilfen, vier von Lehrern, ihrer vier sind selbst zugleich Lehrerinnen, wie sie es im Hause schon gewesen. Von ihnen strömt ein reicher Segen aus, bei etlichen ist das so sichtbar, sie sind wackere Ehefrauen und Helferinnen im Reiche Gottes, daß es schwer ist, nicht mehreres davon zu erzählen.

Doch nicht nur für die Heiden sollte dies Haus zum Segen gesetzt sein, sondern auch für viele Christen. Auch für solche ist dasselbe von Anfang an zur Samariterherberge bestimmt. Viele junge Missionare, die hier zuerst den chinesischen Boden betreten, bekommen noch Trost, Beistand und Rat auf den Weg, viele ältere, die sich müde gearbeitet haben, erholen sich hier, die krank sind, kräftigen sich hier, die matt an der Seele und angefochten, schöpfen hier neuen Mut. Wie manche Frau von Schiffskapitänen ist hier leiblich genesen oder gar eines Kindleins genesen, für welches dann auch das Bad der heiligen Taufe sofort bereit war, andere Kapitänskinder sind hier, nachdem sie schon eine Zeit lang Seefahrer waren, in den Hafen der Taufe gekommen. Wie viele Gemeinschaft der Liebe, des Gebets, des heilsamen Rats ist in diesem Hause. Jetzt erhebt sich neben demselben ein eigenes Kirchlein, im Jahre 1880 erbaut, es war die erste deutsche Kirche im Südosten Asiens. In diesem Kirchlein wird jeden Sonntag deutscher und danach chinesischer Gottesdienst gehalten. Dann tönt nicht nur der Klang einer schönen Glocke in Viktoria hinein, sondern eine deutsche Fahne winkt den deutschen Seefahrern in dem Hafen Hongkongs zu, hier sich in einem noch schöneren Friedenshafen einzufinden. Denn der Pastor des Findelhauses ist auch zum Hafenprediger für die deutschen Seefahrer berufen. Diesen Dienst richtet er treu aus, er geht auf die Schiffe, besucht die Kapitäne, zeigt an, daß im Findelhause eine Volksbibliothek und bei demselben eine Kirche sei und ladet zum Gottesdienst ein. Da kommen sie denn und holen sich Bücher, kommen zum Gottesdienst und zum heiligen Sakrament. Das deutsche Herz freut sich, wenn man da liest: „Wir hatten heute noch die Freude, unsre Kapelle hübsch gefüllt zu sehen, da ein großer Teil der

Mannschaft von dem Kriegsschiff *Ariadne* anwesend war.“ „Ein Teil der Mannschaft des Kriegsschiffes *Cyklop* war in unserer Kapelle.“ „Vormittags (25. Dezember 1877) waren eine große Anzahl Marine-soldaten zum Gottesdienst gekommen, es liegen nämlich zwei von unsern preussischen Kriegsschiffen im Hafen.“ „Heute kamen 25 oder 30 Mann vom *Nautilus* zum Gottesdienste.“ „29 Mann von dem *Albatros* und viele andere Leute aus der Stadt, auch Seeleute hatten sich (Karfreitag 1878) eingefunden, um das Wort vom Kreuz zu hören u. s. w.“ Am 10. Juni 1881 hielt Klitzke einem deutschen Matrosen, den er vielfach im Hospital besucht hatte, die Leichenrede. Acht Tage später, am 17. Juni, stand er zum zweiten Male am Grabe eines jungen Mannes. Ein 19 jähriger Matrose, der einzige Sohn einer in Berlin wohnenden Witwe, war von den Raaen seines Schiffs gefallen und hatte sich den Schädel zerschmettert. Auf dem Rückwege vom Kirchhofe begegnete dem Pastor ein deutscher Herr, der ihn fragte, ob er schon wisse, daß der Kommandant S. M. S. *Fregata* nachmittags 4 Uhr gestorben sei. Abends erhielt er die officiële Todesanzeige mit der Bitte, die Grabrede zu halten. Am 18. Juni fand die feierliche Beerdigung vom deutschen Consulate aus statt. Klitzke predigte am Grabe über Jes. 55, 8. 9. Noch nie hatte er Gelegenheit gehabt, vor einer so großen Zuhörerschaft zu predigen, es sollen gegen tausend Menschen versammelt gewesen sein. Am 25. Juni konnte er trotz Fiebers einem im Hospital liegenden kranken Matrosen der *Fregata*, dem durch einen Unglücksfall der Rückenwirbel gebrochen war, auf dringendes Bitten das heilige Abendmahl reichen. Am 1. Juli ging er dann noch einmal hinüber, um den Matrosen der *Fregata* zu besuchen, andern Tages stirbt derselbe, Klitzke soll auch ihn begraben, da ruft ihn der Herr am 3. Juli 1881 selbst ab, das Begräbniß des Matrosen folgt dem seinen.

Klitzke hatte sich nur für zehn Jahre verpflichtet, dem Werke in China vorzustehen. Er ließ sich, als dieselben verstrichen waren, gern bewegen, es noch ferner zu thun. Doch wollte man ihm dafür mit seiner Frau, die dem Werke schon 13½ Jahre gedient hatte, ein Jahr der Erholung in der Heimat gönnen. So zogen sie am 15. Nov. 1877 heim, nachdem beim Abschiedsgottesdienste am Sonntage zuvor seine deutschen Landsleute fast alle ohne Ausnahme erschienen waren, auch damit den Scheidenden ein Zeichen ihrer Teilnahme zu geben. Damals konnte ja niemand ahnen, daß er heim ziehen sollte, um vom lieben Vater Knak Abschied zu nehmen, aber keinen flüchtigen, sondern einen solchen, durch welchen beide Männer noch inniger denn zuvor verbunden werden sollten

und der jüngere von dem älteren im Glauben und in der Liebe, auch in der rechten Weisheit, sein Amt zu führen, gestärkt werden. Am Abend des 27. Juli 1878 wurde es bei Knaf ganzer Ernst mit dem: „Laßt mich gehn!“ Ist das ein köstlicher Heimgang gewesen! Am 10. Juli war er mit Klizke von einer größeren Missionsreise in Westfalen heimgekehrt, die sie zum Besten ihres lieben Bethesda gemacht hatten, wovon Klizke in einer Missionsstunde in der Bethlehemskirche am 11. Juli genau erzählen mußte. Am Sonnabend, den 13. Juli, hielt Knaf seine letzte Frühstücke in dem böhmischen Saale, am 14. Juli, dem 4. S. n. Tr. seine letzte Predigt vor seiner Gemeinde, worauf er aus Klizkes Hand mit das heilige Abendmahl empfing. In beiden Predigten hat er herzliche Abschiedsworte sprechen müssen. Dann wurde er, um nicht in der Einsamkeit seines Pfarrhauses (denn er war Witwer, und die Kinder waren alle nicht mehr daheim) sterben zu müssen, zu seiner ältesten Tochter ins Pfarrhaus zu Dünnow in Pommern geführt, wo er sich eine Zeit lang erholen wollte. Nach schönen Tagen der Gemeinschaft mit den Seinen, auch die jüngste Tochter war zum Besuche da, wurde er, bald nachdem er mit herzlichen Grüßen zur Ruhe gegangen war, am Sonnabend Abend, als der Sabbath anbrach, ohne schweren und langen Todeskampf schnell abgerufen, und sein lieber Klizke hielt etliche Tage darauf in der Bethlehemskirche mit seinen nächsten Freunden die erste Andacht an seinem Sarge.

Solche, die der Findelhausache ferner standen, hatten wohl behauptet, die Sache stehe „auf zwei Augen“, und wenn Knaf, der von Anfang an die Seele der ganzen Arbeit war, einmal heimgegangen sei, sei es auch mit diesem Werke so gut als am Ende. Konnte das möglich sein? Nein. Denn dazu war der Mann viel zu demütig, als daß er sich für einen Bauherrn gehalten hätte, er wollte weiter nichts, als ein Handlanger seines Gottes sein. Darum war er ein Veter, und die nahen Freunde, welche er in seiner großen Liebe mit hinter den Vorhang ins Heiligtum nahm, wissen, wie er alles Große und Kleine stets seines großen Bauherrn Walten übergab. Aber er war auch ein Arbeiter und zwar als Handlanger Gottes auch für sein liebes Bethesda. Wie gern möchte man noch von seinen beiden letzteren großen Missionsreisen in Westfalen erzählen. Dort stand einst ein junger Amtsbruder in Ehrfurcht und Hochachtung mit leuchtenden Augen vor ihm und fragte staunend einen andern, woher jenem in so hohem Alter alle diese Kraft zum Reisen und Predigen käme. Da kam er sechs Stunden von einer Kreisstadt entfernt von einem Missionsfeste abends in derselben an und predigte am andern

Morgen in der größten Kirche vor wohl tausend, am frühen Herbstabend in einer etwas kleineren, dann reiste er mit einem jungen Pastor noch eine Stunde weit auf dessen Dorf und hielt noch abends auf einer großen Tenne eines westfälischen Bauernhauses, wo sich hunderte zusammengedrängt hatten, eine Bibel- und Missionsstunde, um dann in diesem Bauernhause in einem ganz engen Kämmerlein sich auszuruhen. Wie oft hat ihn Schreiber dieses mit einem Ackerwagen von der Bahn abgeholt; dann gings über unchauffierte Wege mit tiefen Gleisen, wo er bei den derben Stößen oft fröhlich auflachte, in die Berge hinein, und nächsten Tag war von Morgen bis Abend großes Missionsfest. Die Kirche war zu klein, im großen Bauernhause daneben war eine zweite Kirche hergerichtet, an beiden Orten wurde Gottesdienst gehalten; Knak mußte natürlich an beiden predigen, und das that er in großer Hitze den Tag viermal und mußte daneben mit wie vielen Freunden verkehren und mit müden Seelen noch besonders reden und beten. Am kommenden Tage gings dann von 6 Uhr morgens an auf dem Ackerwagen weiter, hernach dann mit einem raschen Jagdwagen 4 Stunden weit zu einem neuen Missionsfeste. Wie viele Missionsfreunde folgen diesem köstlichen Vorbilde in der Arbeit nach? —

Gustav Knaks Nachfolger ist, wie es sein eigener Herzenswunsch war, sein Sohn Johannes geworden, sowohl in seiner Arbeit an der Bethlehemsgemeinde, als in der am Findelhause auf Hongkong. Seine Einführung gerade am 3. S. n. Tr. 1879 sagte ihm, daß er es seinem Vater nach in alle Welt weiter schallen lassen solle: „Jesus nimmt die Sünder an!“

Pastor Klitzke kam am 12. Dezember 1878 mit seiner Frau wieder in Hongkong an, um mit neuer Kraft sein letztes Tagewerk auszurichten. Dazu gehörte zuerst, die schon so lange schwerfranke Schwester Emilie Josephson auf ihrem letzten Lebenswege zu stärken, sie zu fröhlichem Scheiden zu bereiten und ihr, als sie am 19. Dezember heimgegangen war, das Begräbnis zu bereiten. Dann gings an den Kapellenbau, wovon schon die Rede war. Als durch dieses Werk der Bau des Findelhauses auch neu befestigt war, war das Tagewerk dieses treuen Mannes ausgerichtet, und so wurde er von Gott abgerufen. Sein Heimgang war dem des lieben Vaters Knak ganz ähnlich. Er wurde mitten aus voller Thätigkeit weggenommen. Nachdem er die drei wichtigen Leichenpredigten gehalten hatte, von denen schon erzählt wurde, hielt er noch an dem auch ihm so wichtig gewordenen 3. S. n. Tr., diesmal war es der 3. Juli 1881, den deutschen Gottesdienst und zwar, ob er gleich über

Mattigkeit des Leibes geklagt hatte, in voller Kraft. Am chinesischen Gottesdienste hatte er nicht teilnehmen können, er war in sein Studierzimmer gegangen, ein wenig auszuruhen. Als zu Mittag gegessen werden soll, findet ihn seine Frau im Lehnstuhle sitzen und erfährt zu ihrem tiefen Schmerz, daß aus dem leiblichen Schlafe der Todesschlaf geworden ist. Hier hieß es ganz gewiß: „Du kannst durch die Todesthüren träumend führen und machst uns auf einmal frei.“

Vertreter dieses lieben Mannes ist zweimal der Missionar Louis geworden, einmal, als er zu seiner Erholung in die Heimat zog, dann wieder, als er in die ewige Heimat gezogen war. Er hat mit großer Liebe und Treue sein Tagewerk ausgerichtet. Wunderbar ist die Führung Gottes, daß als Vergeltung aller Liebe, die er und seine Frau dem Findelhause erwiesen haben, sie in demselben die Samariterherberge finden sollten, in welcher sie selbst in den letzten langen und hangen Leiden des Lebens die liebevollste Verpflegung hätten. Hier wurden sie auch zum Sterben bereitet, Frau Louis ging am 29. Oktober 1882 heim, ihr Mann folgte ihr am 27. Juli 1883, dem Datum des Todestages Knafs. Alle die entschlafenen Missionsgeschwister ruhen nahe bei einander auf dem Friedhofe, von welchem eine Schwester schreibt, es sei der schönste, den sie je gesehen habe.

Es giebt ein Lied von Adalbert Staab: „Grüß dich Gott, Westfalenland“! So werden auch viele Bethesdastreunde sagen. Schon die Schwester Amalie Heidsiek war von dort gebürtig. Die letzte Missionsreise des Vater Knaf war in Westfalen, die erste Reise des Sohnes dorthin brachte ihn auf die Spur eines neuen Seelsorgers für Bethesda, welcher so sehnlich gesucht wurde. Seine zweite dorthin ließ ihn diesen Seelsorger finden. Am 27. November 1882 wurden der Pastor Hartmann aus Oldendorf, bis dahin Pastor in Heepen, zuvor fünf Jahre lang deutscher Pastor in Liverpool und seine Frau in der Bethlehemskirche abgeordnet, mit ihnen zugleich Jungfrau Anna Schneebeli aus der Schweiz, eine Lehrerin fürs Findelhaus. Die erste Schwierigkeit der Erlernung der chinesischen Sprache ist längst überwunden und die neuen Arbeiter wirken rüstig im Weinberge Gottes. Aber auch sie erfahren es schon, wie alle andern Pfleger im Findelhause, daß dort das Kreuz regiert. Pastor Hartmann ist schon zweimal todeskrank gewesen, zum erstenmal wurde er es zehn Tage nach seiner Ankunft. Schwester Fanny Schröder, welche am 15. April 1872 abgeordnet war, ist mit gebrochener Gesundheit heimgekehrt. Den härtesten Weg hat die Schwester Luise Cooper gehen müssen. Nach siebenjähriger schwerer Krankheit, in welcher sie gelähmt

und oft sterbend niederlag, wunderbar geheilt, wollte sie zum Dank eine Arbeiterin Gottes im Findelhause sein. Am 14. Juni 1884 fing dort ihr Wirken an, aber schon am 19. Januar 1885 wurde ihr dieselbe schwere Krankheit wieder auferlegt wie zuvor. Als eine Sterbende lag sie lange Zeit danieder. Endlich genas sie soweit, daß sie es wagen durfte, am 8. April 1886 in die Heimat zurück zu kehren und kam am 28. Mai nach Borstel zu den Ihrigen zurück. An demselben Tage, an welchem sie in ihre Heimat zurückkehrte, gab der Herr einen Ersatz in Fräulein Mathilde Grotefend aus Ostfriesland, welche nun auch schon gen China gezogen ist. So wird der Bau des Hauses weiter gehen, solange man Gott bauen läßt.¹⁾

Die französisch-evangelische Mission am Sambesi.

Nach den Berichten des Journal des missions évangéliques

von E. Rikebusch-Zehdenick.²⁾

Den Sendboten der Pariser Missionsgesellschaft war das Land der Südbassutos zu eng geworden. Nachdem die Bassutokirche durch Berufung der Landessynode (25. Okt. 1872) konstituiert worden war und eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatte, ward in ihrem Schoße, angeregt durch die europäischen Missionare und getragen durch einheimische Christen der Wunsch nach Erweiterung des Arbeitsfeldes immer lebendiger, und Bassutochristen begannen von innerer und äußerer Mission zu reden. Die Ankunft neuer Missionare aus Europa: Kohler, Maitin, Cochet, insbesondere der waadtländischen Brüder Berthoud und Creux (1872 und 1873) gab die Veranlassung, daß der Gedanke, die überschüssigen Kräfte der jungen Bassutokirche in den Dienst der Heidenmission zu stellen, zur That wurde.

Wo war indes das neue Arbeitsfeld zu suchen? — eine Frage, welche nach mehrfachem vergeblichen Anklopfen an verschlossene Thüren schließlich dadurch beantwortet wurde, daß Gott die zur Rekognoscierung

¹⁾ Nachrichten über die weitere Entwicklung dieses Werks werden den Freunden durch Quartalberichte von Knaf gegeben. Die Geschichte des Findelhauses findet man auch im Berliner Missionsfreunde von 1876 und in Dr. Wangemanns Gustav Knaf: „Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, Seite 316—326.

²⁾ Als Quellen sind noch zu nennen: la Mission au Zambèze, Paris. Librairie J. Bonhoure etc. und Itinéraire de Mr. et Mme. Coillard etc. publié par la Société de Géographie.

des Terrains ausgesendeten Glaubensboten nach dem Sambesi zu dem Volke der Barotsi führte.

Orientieren wir uns zunächst auf der Karte. Selbstverständlich bot sich den Pariser Missionaren keine Gelegenheit, in nächster Nähe neue Arbeit zu suchen: jeder Schritt über die Grenze des Lessuto führt in die Gebiete anderer Missionsgesellschaften. Dagegen mußten ihre Augen auf die im nördlichen Transvaal wohnenden Makati und Magwamba gelenkt werden, um so mehr, da die Makati Lessuto sprechen, und schon mehrere Bassutochristen: Esaias Séelé im Jahre 1863 und später Eliakim und Affer dahin gegangen waren, um das Evangelium zu verkündigen. Den genannten Völkerschaften nach Norden hin benachbart sind die Matebelen. Ihr Reich erstreckt sich wie ein unregelmäßiges Fünfeck vom Limpopo bis zum Sambesi, der etwa von den Viktoriafällen bis zum 30. Grad östlicher Länge seine Grenze bildet, während die Matebelen westlich zwischen sich und der Kalahariwüste noch dem christlichen zu Schošong residierenden Bamangwatokönige Khama¹⁾, östlich aber bis zur Meeresküste der portugiesischen Herrschaft und den ihnen verwandten Umzilas Raum lassen. Einige Tagereisen nördlich vom Limpopo liegt eingeschlossen zwischen Matebelenreich und den genannten Küstenländern das den Matebelen tributpflichtige Volk der Banyai, von keiner Mission bis jetzt in Angriff genommen. Überschreiten wir bei den Viktoriafällen den Sambesi, so gelangen wir in das Reich der Barotsi, welches zwischen dem 15° und 18° südlicher Breite und zwischen dem 21° und 26° östlicher Länge gelegen ist.

Das Land der Banyai hielten die Pariser Sendboten eine Zeit lang für das ihnen bestimmte neue Arbeitsfeld, das Reich der Barotsi ist es in Wirklichkeit geworden.

I. Refognoscierungen im nördlichen Transvaal und im Lande der Banyai. Besuch bei dem Matebelenkönige Lo-Bengula.

Schon im Jahre 1873 machte sich eine Missionsexpedition, bestehend aus den Missionaren Mabilie und Berthoud und deren Frauen, sowie aus den Bassutopredigern Eliakim, Affer und Sofias auf den Weg, um den nördlichen Teil der Transvaalrepublik zu erforschen. Indes Sekukuni gebot ihnen, augenblicklich das Land zu verlassen, und es war ratsam, diesem Befehle zu gehorchen. Die Expedition löste sich insolge dessen auf, und während Sofias bei Molepo blieb, Eliakim und Affer den Auftrag

¹⁾ Steht seit ungefähr zwei Jahren unter englischer Oberhoheit.

erhielten, das Land nördlich vom Limpopo hinsichtlich einer Missionsniederlassung auszufundschaffen, kehrten die Missionare ins Bessuto zurück. Dort war der Missionseifer durch den ersten Mißerfolg nicht gedämpft worden. Vielmehr trug die Anwesenheit des bekannten Malan¹⁾ im Bessuto viel dazu bei, den Missionsfinn zu stärken, und die Gaben der eingebornen Christen für die geplante neue Mission flossen reichlich. Im Jahre 1875 beschloß die Konferenz, nachdem das kleine Gebiet in den Spelunken (A. M. Z. 1877 S. 551) den Missionaren der Waadtländischen Freikirche überlassen war, sofort eine Mission bei den Banyai zu gründen, die ganz allein von Bassutochristen zu unterhalten sei. Allein auch dieser Missionsversuch wurde vereitelt. Den abgesandten Bassutomissionaren verbot die Bauernregierung den Durchzug durch Transvaal, und als man den Eingebornen in dem Missionar Dieterlen einen europäischen Führer gab, warf die Regierung denselben samt seinem Gefolge zu Pretoria ins Gefängnis, aus dem er nur gegen eine Kaution von 5600 Mark, die der Berliner Missionar Grüneberger für ihn stellte, befreit wurde. Das geschah im Mai 1876, aber noch in demselben Jahre beschloß die Konferenz der Missionare zu Thaba-Bossiu, eine neue Expedition unter der Führung des Missionar Coillard zu den Banyai zu senden.

Coillard, der eben im Begriff stand, eine Erholungsreise nach Europa anzutreten, beriet sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern nahm ohne Zögern den Ruf an, und nach einem kurzen Aufenthalte in der benachbarten Natalkolonie, wo er reichliche Unterstützung von Missionsfreunden empfang, verließ er mit seiner Frau, seiner Nichte und vier Evangelisten Azaële, Andrease, Affer, Arone und anderen jungen Leuten im Mai 1877 die Station Veribé. Ihr Wagenlenker ist Eleazar, der Sohn des Luka Ntjaba, der 1833 die ersten französischen Missionare ins Bessuto führte. Wie hatten sich doch seit Jahresfrist die politischen Verhältnisse in Transvaal geändert! Als die Karamane am 19. Mai in der Hauptstadt Pretoria eintraf, leisteten die Beamten der Königin von England gerade den Eid der Treue. Ein Besuch des Coillard beim englischen Gouverneur Shepstone und bei dem Baron Salis-Fanjon beweist ihm, daß man für seine Expedition viel Interesse hat, und daß es bereits zum guten Ton gehörte, auf das Regiment der Buren zu schelten! Nur noch ein Besuch bei Grüneberger, und weiter geht's durch das Buschfeld, über Hofmeyrs Station Goedgedacht in Zoutpans-

¹⁾ cf. Allg. M. Z. 1882. Beiblatt S. 81.

berg und die junge Niederlassung der Waadtländer Baldezia dem Vimpopo zu, der am 26. Juli 1877 überschritten wurde. Die letzten Tagemärsche waren sehr beschwerlich gewesen: mit der Art mußten sich die Missionare den Weg bahnen. Dennoch wurde sofort, als man den Vimpopo erreichte, der Übergang bewerkstelligt. Das gab abermals schwere Arbeit und viel Schweiß, denn der Vimpopo hat ein tiefes, sandiges Bett. Desto angenehmer waren die Rasttage am nördlichen Ufer nach glücklich überstandenen Mühen und Gefahren. Der Vimpopo wimmelt dort von Krokodilen, des Nachts erhoben Löwen ihr Gebrüll, doch die Karawane hat keinen Unfall zu beklagen. Nur die Ochsenwagen tragen unverkennbare Spuren der Reise, die Leinwandplane ist von den Dornen zerrissen, und bald werden insolge dessen die Missionare unter freiem Himmel schlafen, aber das vermag nicht die gute Stimmung zu stören, in welcher sie volle drei Tage am Vimpopo rasteten. Am Montag den 30. Juli brachen sie das Lager ab. Das nächste Ziel waren die Bahoaberge jenseits des Nguanetsi, eines Nebenflusses des Vimpopo, den sie bei der Vereinigung seiner Quellflüsse passierten. Hier fand Coillard den ersten Monyai. Er floh, als er die Missionare sah, und als man ihn einholte, zeigte er sogar Neigung den Bogen auf Coillard zu spannen. Indes einige freundliche Worte und etwas Fleisch besänftigten den argwöhnischen Mann, daß er Rede und Antwort stand. Dank seinen Mittheilungen entgingen die Missionare der Gefahr in eine Grube zu fallen, wie die Betschuanenstämme sie machen, um wilde Tiere zu fangen. Solche Gruben sind leicht mit Laub bedeckt, und auf dem Boden stecken spitze Pfähle. Am nächsten Morgen ging den Missionaren das Mehl aus. Woher Brot nehmen? Es schien unmöglich, auf die Hilfe der Eingebornen zu rechnen. Denn mißtrauisch und furchtsam wagten sie sich anfangs nicht in die Nähe der Missionare, sondern versteckten sich hinter den Bäumen und huschten davon wie dunkle Schatten. Allmählich wurden etliche dreister, und ehe der Abend kam, brachten sie Mehl, Erbsen, Pistazien, Reis und andere Lebensmittel in Überfluß. Und da nun einmal die Furcht überwunden war, wurde die Karawane förmlich von Eingebornen eskortiert. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft der Missionare unter den Banyai, und man erzählte von deren schwerfälligen weißen Maschinen, nämlich von ihren Ochsenwagen, die seltsamsten Gesichten.¹⁾

¹⁾ Hieraus geht hervor, daß dieser Teil des Banyai volkes bis dahin noch wenig Berührung mit den Weißen gehabt hatte.

Zwischen dem Nguanetsi und den Bahoabergen kamen die Missionare in die Nähe eines Kraals, der einem Unterhäuptling mit Namen Nyamonto gehörte. Wie alle Einwohner dieser Gegend wohnt Nyamonto auf einem steilen, mit Felsblöcken übersäeten Berge. Auf den höchsten Spitzen kleben die Hütten der Eingebornen wie Adlersnester. Coillard machte dem Häuptling sofort einen Besuch. Indes der Aufstieg war höchst gefährlich. Man hätte nicht meinen sollen, daß an solchem Orte Menschen wohnen, wenn man nicht wüßte, daß die Banyai aus Furcht vor den Matebelen in solchen Felsklüften ihre Zuflucht suchen. Coillard schenkte dem alten Häuptling, der schlechter Laune zu sein schien, etwas Zeug. „Das ist gut genug für ein Kind,“ entgegnete er, „das ist Nyamontos unwürdig.“ Dann ging er davon, kehrte aber bald zurück und brachte sehr feierlich das Gegengeschenk, bestehend in einem kleinen Elefantenzahn. „Die Augen Nyamontos“, bemerkte er, „haben den Mann Gottes gesehen, aber du hast nicht Nyamonto gesehen.“ „Natürlich,“ antwortete Coillard, „denn Nyamonto hat mich noch nicht bei meinem Wagen besucht.“ Das ließ sich der alte Mann nicht zweimal sagen, rief seine Leute, nahm Pfeil und Bogen, und herab ging es den steilen Berg, bald rutschend bald springend, daß Coillard schwindlig wurde. Im Lager der Missionare empfing Nyamonto eine Decke von Rattun, und sein Angesicht erglänzte. „Nun“, meinte er zu Coillard, „haben deine Augen Nyamonto gesehen.“ — Es zeigte sich übrigens, daß die Missionare mit den Banyai mittelst eines Dolmetschers verhandeln mußten. Ihre Sprache ist der Sulusprache verwandter als dem Sessuto. Von dem Evangelio wollten die Leute Nyamontos nichts hören. „Wenn uns Gott liebt,“ war ihre Einwendung, „warum verfolgen uns die Matebelen?“

War die Behandlung, welche die Missionare seitens Nyamontos erfuhren, immerhin glimpflich, so gerieten sie, als sie ihres Weges weiter zogen, in eine wahre Räuberhöhle. Ein kleiner Häuptling, Masonda, der sich Maliankobés, des Banyaisürsten, Sohn nannte, lud die Missionare ein, durch sein Land zu ziehen, das sei der nächste Weg zu Maliankobé. Arglos folgte Coillard der Einladung. Aber schon der Weg zu Masonda war höchst beschwerlich. Die Missionare hatten zwei Flüsse zu passieren, den Singezi und den Lundé, etwas oberhalb ihrer Vereinigung. Mit Aufbietung aller Kräfte wird der Übergang bewerkstelligt. Dreißig Ochsen konnten kaum einen Wagen durch den Fluß ziehen, und bis zu den Achsen sanken die Räder ein. Als dann die Ochsen die steilen Ufer hinaufkletterten, da riß viermal die Kette, und viermal rollte der Wagen ins Flußbett zurück. Indes endlich wurden auch diese Schwierig-

keiten überwunden, man langte bei Masonda an und zeltete in einem lieblichen Thale unter dem Schatten eines majestätischen Baumes. In liebenswürdiger Weise empfing die Missionare der Häuptling: „Ihr seid müde, denn ihr kommt weit her, ich bringe euch eine Ziege (es war ein Ochs), esset und rastet.“ Die Missionare waren entzückt über diesen Empfang und erwiderten nach der Landessitte das Geschenk mit einer wollenen Decke. Allein schon am nächsten Morgen, es war gerade ein Sonntag, sollten sie trübe Erfahrungen machen. Masonda sandte Boten und ließ um Pulver bitten. „Masonda will die Decke nicht, Masonda will Pulver und Zündhütchen.“ Vergebens versicherte Coillard, er sei kein Händler, sondern ein Friedensbote, er habe nichts mit Pulver zu schaffen. Denn am Abend kam Masonda selbst und wiederholte die Bitte um Pulver, nur weit ungestümer. Coillard bot ihm ein anderes Geschenk an, aber das half nichts. In dichten Scharen kamen bis an die Zähne bewaffnet die Banyai von den Bergen herab, belästigten mehrere Tage lang die Missionare und plünderten sie förmlich aus. Nur mit dem Geschenk von fünf Ochsien ließ sich der hinterlistige Häuptling besänftigen.

Der Banyaufürst Maliankobé in Nyanikoé empfing die Missionare mit kalter Zurückhaltung. Hier erst erfuhr Coillard, daß die Banyai den Matebelen tributpflichtig sind, weshalb er sich sofort entschloß, Boten zu dem Matebelenfürsten Lo-Bengula zu senden. Coillard denkt bereits daran, bei Maliankobé Stationen anzulegen und will, wenn die Botschaft von Lo-Bengula zurück ist, Aaron in Nyanikoé lassen. — Schon einmal waren die französischen Missionare mit den Matebelen zusammengetroffen, als letztere nämlich die Brüder Kolland, Lemüe und Pellissier, die in das Land der Matebelen eingedrungen waren, wieder umzukehren zwangen, 1830. Damals wohnten die Matebelen südlich bis zum 25° südlicher Breite, und ihr Fürst war der bekannte Moselikatsi. Seit dem 25. Januar 1870 beherrscht Lo-Bengula dies wilde Volk. Er ist der Sohn des Moselikatsi, aber von einer nicht ebenbürtigen Frau. Es war nämlich einmal gegen Moselikatsi eine Empörung ausgebrochen, an deren Spitze Kuruman stand, der eigene Sohn des Moselikatsi. Moselikatsi schlug die Empörung nieder und ließ alle männlichen Mitglieder seiner Verwandtschaft töten, selbst die eigenen Söhne, nur Lo-Bengula verschonte er, und so ist dieser sein Nachfolger geworden. Lo-Bengula tritt in die Fußstapfen seines Vaters. In Inyati läßt er zwar eine englische Mission bestehen, aber nur, um seiner Herrschaft ein gewisses Relief zu geben. Ausgerichtet hat die Mission in den zwanzig Jahren ihres Bestehens so gut wie nichts. Das Menschenleben hat bei

Lo-Bengula keinen Wert. Als Coillard im Lande war, wurden gerade die großen nationalen Feste gefeiert, was nicht ohne zahlreiche Menschenopfer geschehen konnte.

Lo-Bengula empfing die Missionare (15. Dez. 1877) nicht ohne Argwohn, aber auch nicht ohne Würde. Es war ihm unlieb, daß Coillard den Weg durch das Land seiner „Skaven“, der Banyai, eingeschlagen hatte; er will nicht, daß die Banyai unterwiesen werden. Doch bekommt Coillard den Eindruck, daß Lo-Bengula den französischen Missionaren im Grunde nicht übel will, nur die Rücksicht, die er auf die Großen seines Reiches zu nehmen hat, hindert ihn, den Franzosen die Erlaubnis zur Anlegung einer Station zu geben. Freilich die Bassuto im Gefolge des Coillard sind ein Gegenstand des Hasses. Man klagt sie des Verrates an Vongalibalele an. „Ihr habt den Geruch von Molapo, dem unwürdigen Sohne des Moschesch, der Vongalibalele verraten und verkauft hat. Wir fürchten euch. Euch gestatten wir nicht die Niederlassung im Lande.“

So ist denn auch diese Thür verschlossen, und es bleibt nichts anderes übrig, als Lo-Bengulas Land zu verlassen. Aber wohin sollen sie sich wenden? Bis zum Sambesi sind alle Völkerschaften: die Banyai, die Bathalaka, die Maschonas, die früher zu den Balotsje, gehörten, dem Lo-Bengula unterworfen, doch jenseits des Sabi wohnen die Omzilas, und Lo-Bengula rät den französischen Missionaren, dorthin zu ziehen. Allein die Feindseligkeit dieses Volkes gegen die Weißen ist bekannt, und so giebt denn Coillard den Plan, eine Mission zwischen Limpopo und Sambesi zu gründen, überhaupt auf (April 1878).

II. Coillard wird zu den Barotsi geführt.

Zunächst wendet sich nun Coillard mit seinen Leuten nach Südwesten, und nach kurzer Rast in Tati, dessen jetzt verlassene Goldminen, ehemals wahrscheinlich von den Portugiesen angelegt, vor 20 Jahren von Mauch wieder aufgefunden, Anfang der 70er Jahre von Goldsuchern reichlich bevölkert waren, bis nach kurzer Glanzperiode eine Aktiengesellschaft nach der andern bankrott wurde, — kommt er im Mai 1878 in Schoschong (Manguato) an.

Die Manguato werden von einem noch jungen Häuptling Namens Khama (Gazelle) regiert. Er residiert zu Schoschong, der Hauptstadt des Landes, deren Bevölkerung infolge von Bürgerkriegen von 30000 bis auf 15000 Seelen herabgegangen ist. Greise und ältere Männer sah Coillard nicht in der Stadt, denn die das Schwert und die Epidemien übrig gelassen hatten, waren mit den Präbendenten Sekomi und

Macheng ausgewandert. Um so ergebener war die Jugend dem Rhama der ein weises Regiment führt. Als nach einem Hungerjahre wieder reichlich geerntet wurde, gab er eine Summe von 1600 M. zum Bau einer evangelischen Kirche. Auch die in Schoschong wohnenden Weißen, etwa 30 Personen, die dort einen festen Wohnsitz haben, müssen Rhamas Autorität anerkennen. So hatte Rhama den Branntweinhandel verboten. Als nun die Weißen trotz aller Mahnungen Rhamas das Verbot nicht beachteten, ließ er sie einmal alle zu sich kommen, strafte in ernstesten Worten ihren Widerstand gegen die Landesgesetze, die notorischen Trunkholde verurteilte er z. T. zu Geldstrafen, andern gebot er binnen 24 Stunden das Land zu verlassen.

An Rhama fand Coillard einen treuen Berater und Förderer seiner Missionsbestrebungen, und auf seinen Rat nahm Coillard eine bei den Barotji jenseit des Sambesi zu gründende Mission in Aussicht.

Die Barotji, — die Lage und Größe ihres Landes haben wir bereits kennen gelernt — führen eigentlich diesen Namen gar nicht. Sie heißen Aruji, Seruji insofgedessen die Sprache, und Lea-Luji das Land, das sie bewohnen. Den Namen Barotji haben ihnen die Makololo gegeben. Die Makololo aber sind ein Bassutostamm, der vor 50 Jahren am Mont-aux-Sources angesessen unter dem kriegerischen Sebetoane das Land verließ, nach Norden zog und an den Quellen des Sambesi den Namen Makololo annahm. Sebetoane drang bis Sesheke, ja selbst bis Kaliele vor, unterwarf sich verschiedene Stämme, die zur Familie der Bakhalaka gehörten, und gab ihnen Bassutositte und Bassutosprache. Zwar schüttelten die unterjochten Stämme, als Mpololo, der Cousin und Nachfolger des Sekelatu, des Sohnes von Sebetoane, sie allzu grausam behandelte, das Joch der Makololo ab und rotteten alle männlichen Glieder dieses Stammes aus, dennoch sprechen sie noch heute mit der größten Achtung von Sebetoane und bewahren Sitte und Sprache, die sie von den Bassuto empfangen. Es bestehen wohl neben dem Sessuto noch die Landesdialekte, aber das Sessuto ist die Sprache der Vornehmen, der Ratsversammlungen und des Verkehrs.

Nach einer äußerst beschwerlichen Reise kamen Coillard und seine Gefährten am 20. Juli 1878 in Leshoma, das einige Tagereisen südlich vom Sambesi gelegen ist, an. Ein Bote, den Rhama vorausgesandt, um den Missionaren die Erlaubnis zum Eintritt in das Barotjiland zu erwirken, kommt mit der betrübenden Nachricht zurück, daß es ihm wegen der politischen Wirren nicht erlaubt worden sei, in das Land einzudringen. Auf's neue wird er mit Geschenken hineingesandt; da aber bis zu seiner

Rückkehr mindestens sechs Wochen vergehen werden, so benutzt man die Zeit zu einem Ausflug nach den Viktoriafällen.

Coillard zu Fuß, Frau Coillard in einer Sänfte von Eingebornen getragen, Fräulein Coillard, die Nichte, auf einem Esel reitend, 12 Gepäckträger außerdem — die Ochsenwagen hatte man unter der Aufsicht eines Eingebornen in Veshoma gelassen —, so zieht die Karawane an den Sambesi, dessen entzückende Ufer am 1. August 1878 erreicht werden. Nach sechs weiteren Tagen gelangte man zu den Wasserfällen. Bekanntlich wird der Katarakt durch eine 393 Fuß tiefe und 328 Fuß breite Felspalte gebildet, in welche sich die Wassermassen des Sambesi stürzen und ebensowohl infolge der Tiefe des Falles wie infolge der plötzlichen Verengung des Flußbettes wild aufschäumen, daß fortwährend Dampffäulen sich erheben.¹⁾ Die Eingebornen nennen den Katarakt *Musi oa thunya* (= la fumeur tourbillonnante, nach anderen: Rauch, er lärmt.)²⁾ und glauben, hier sei die Wohnstätte einer Göttin. Selbst Coillard bekennt, man könne nicht vor ihm stehen, ohne die Empfindung des Schreckens zu haben.

Nicht bloß die Schönheit der Natur war es, die Coillard entzückte, sondern noch mehr erfreute ihn die Freundlichkeit, mit welcher die an den Viktoriafällen wohnenden Barotsi — sie hatten längst Kunde, daß er ihr Missionar sein sollte — ihn aufnahmen und behandelten. Das war verheißungsvoll für die Zukunft.

Nach Veshoma zurückgekehrt hörte man die widersprechendsten Gerüchte über die politischen Wirren des Landes. Seitdem nämlich die Barotsi von den Matebelen unabhängig sind, ist die Revolution in ihrem Lande permanent. Der Grund der letzten Unruhen war die Vertreibung des grausamen Königs Sepopa vor 1½ Jahren. Nguana-wina, sein Neffe, bemächtigte sich darauf der Herrschaft, wurde aber nach Verlaufe von 9 Monaten ebenfalls vertrieben, und Sepopas Sohn wurde König, gegen den Nguana-wina vergebens die Vasallenstämme aufzuwiegeln suchte. Dazu kam die beständige Furcht vor den Matebelen. Da schien denn freilich für die Anlegung von Missionsstationen im Innern des Landes

¹⁾ Eine recht anschauliche Beschreibung der Viktoriafälle findet sich in dem Buch von Joseph Spillmann, Vom Kap zum Sambesi, und im Journal des m. evang. 1879 p. 44.

²⁾ Der Name erinnert sprachlich an den Rjukan foß, den „rauchenden Fall“ in Norwegen. Auch hier die Erscheinung, daß sich von den 400 Fuß tief in eine Felspalte fallenden Wassermassen des Maanelv weithin sichtbare Dampffäulen erheben. Sonst freilich lassen die beiden „rauchenden Fälle“ keinen Vergleich zu.

vor der Hand keine Aussicht zu sein, und Rhamas Bote war auch noch nicht zurückgekehrt. Um aber nicht noch mehr kostbare Zeit zu verlieren, ging Coillard — die Frau und die Nichte bleiben in Veshoma — nach Mparira. Das ist eine hochgelegene, trockene Insel im Zusammenfluß des Shobé und Sambesi, gewissermaßen die Pforte zum Barotsilande. Drei Häuptlinge residieren dort und regieren den Vasallenstamm der Masubias. Ohne Schwierigkeiten konnte C. die Insel betreten, denn der „Missionar“ ist dort durch Livingstone zu Ehren gekommen. Selbst bis Seshéke, das schon weiter im Innern des Landes und auf dem linken Ufer des Sambesi liegt, durfte C. vordringen. Der Häuptling Morantsiane nahm ihn mit großer Freundlichkeit und mit Ehrenbezeugungen aller Art auf. Für die Mission ist dies Land klassischer Boden. Wenn Casalis einmal darauf aufmerksam macht, daß es ein Makololo gewesen, der die sterblichen Überreste Livingstones nach London gebracht hat, hier im Bezirke von Seshéke findet man überall Erinnerungen an den berühmten Mann. Einer hat sein Boot geführt ein anderer hat ihm seinen Küchengarten (oberhalb der Viktoriafälle) bestellt, ein dritter war sein Koch. Die einen hatten mit ihm die gefährvolle Reise nach Loanda gemacht, die anderen ihn nach Sansibar begleitet. „Man bewundert,“ sagt Coillard, „in Europa den kühnen Reisenden, man muß hierher kommen, um den „Menschen“ kennen und bewundern zu lernen.“

Leider erfuhr Coillard eine recht unangenehme Enttäuschung. Der Barotsifürst hatte die Botschaft Rhamas nicht verstanden und gab wegen der kriegerischen Unruhen nicht die Erlaubnis nach Lealui zu kommen. Es bedurfte einer neuen Botschaft, um den Irrtum aufzuklären, und wiederum vergingen viele Wochen ungeduldrigen Harrens. Endlich im November 1878 kam die Nachricht von Robosi, daß er die Missionare im Juni 1879 zu sehen wünsche. Bis dahin freilich konnte Coillard nicht warten. Hatte doch seine Expedition vorerst nur vorbereitenden Charakter. Darum verließ er Veshoma am 13. November 1878, um der Konferenz seine Erfahrungen mitzuteilen und einen definitiven Beschluß des Pariser Komitees herbeizuführen. An der Aufrichtigkeit Robosis zweifelte Coillard nicht.

Selbstverständlich war Coillard in Seshéke nicht unthätig gewesen. Er predigte in zahlreich besuchten Gottesdiensten das Evangelium. Man verstand seine Sprache, aber was er von Gott sagte, von seiner Allmacht und von seiner Liebe, das erregte nur Verwunderung und Staunen. Schrecklich und gleichsam eine schwere Heimsuchung erschien den Heiden

das Gebet: jetzt müssen wir sterben, sagten sie untereinander, wenn sie zum Gebet niederknieten. Beim Gesang lieben die Barotsi die Rechstrophen, in die sie mit großer Kraft einfallen u. s. w.

Was für Ansichten und Hoffnungen hat nun Coillard hinsichtlich einer Mission unter den Barotsi gewonnen? Er erkennt die Schwierigkeiten dieser Mission nicht: die Hauptstadt der Barotsi ist vom Lessuto 1500 bis 1600 km entfernt, der Weg dorthin führt durch die Kalahariwüste, ohne daß die französischen Missionare, abgesehen von Seleka, wo ihre Evangelisten arbeiten, eine Etappe hätten. Das Land ist ungesund, ein Fieberherd, hat doch Coillard selbst zwei Glieder der Expedition: Rhosana und Eleazare am Fieber verloren. „Boisé et ondulé“, schreibt Coillard, „dans les parages des cataractes de Victoria et de Gonyé, le pays des Barotsis proprement dit n'est qu'une large vallée, dénudée, basse, submergée tous les ans pendant trois ou quatre mois.“ Die Bevölkerung ist nicht homogen, das Heidentum zeigt seine häßlichste Gestalt, Polygamie und Sklaverei werden der Mission die größten Schwierigkeiten bereiten, dazu kommt der verderbliche Einfluß europäischer Abenteurer und portugiesischer Mestizen. Allein die Unmöglichkeit, unter irgend einem anderen Volke Mission zu treiben, die Geneigtheit des Barotsivolkes, einen Missionar anzunehmen, die Sympathien, welche die Barotsi ganz besonders für die Bassuto haben, die Herrschaft des Lessuto im Barotsilande und der wichtige Umstand, daß zwischen Lessuto und Schoschong regelmäßige Postverbindung ist, bestimmen Coillard, sich für die Mission unter den Barotsi einzulegen. Es ist bekannt, daß die anfangs dissentierende Konferenz der Missionare im Lessuto schließlich der Ansicht Coillards beipflichtete und daß das Komitee zu Paris den Plan, eine Mission unter den Barotsi zu beginnen, genehmigte.

Wir unterlassen es als für unsern Zweck unwichtig, über die Rückkehr Coillards ins Lessuto, über seine Reise nach Frankreich und Schottland zu berichten. Fünf Jahre später finden wir ihn bereit, im Auftrage des Pariser Komitees seinen eigenen Plan auszuführen.

III. Beginn der Mission unter den Barotsi.

Es war der 2. Januar des Jahres 1884, als Coillard seine alte Station Léribé im Lessuto verließ und eine zweite Expedition zu den Barotsi führte, welcher sich diesmal außer seiner Frau und seiner Nichte der Missionar Jeanmairé, die Handwerker Middleton und Waddell, einige Bassutokatechisten und eingeborne Diener anschlossen. Die Reise geht sehr langsam vorwärts. Anfangs war die Dürre ein Hindernis,

später der Regen. Erst am 11. Februar konnte Coillard Pretoria verlassen. Da überfiel die Missionare ein heftiger Sturm. Zum Unglück schlug die Karawane noch einen falschen Weg ein. Man hatte ihnen die Straße nach Zoutpansberg empfohlen, des Weges unkundig wählten die Missionare die Route nach Pilandsberg, die sie nach den Hermannsburg Stationen Hebron und Bethanien führt. Leicht wird der Limpopo nahe seiner Quelle überschritten, nicht so leicht die drei Zuflüsse des Limpopo, welche Bethanien und Sauls-Poort trennen. Schließlich wären sie noch im Kot stecken geblieben, wenn nicht die Stationsleute von Sauls-Poort mit Ochsen und Wagen zu Hilfe gekommen wären. Bis zum Mariko, einem Nebenflusse des Limpopo, regnet es ununterbrochen, die Wege sind unpassierbar, der Fluß angeschwollen, da blieb den Missionaren nichts weiter übrig, als ihr Lager am Ufer des Mariko aufzuschlagen und den Abfluß der Gewässer abzuwarten. Das währt 14 Tage lang. Da hielten auch die Stationsleute von Sauls-Poort nicht mehr aus, sondern liefen nach Hause. Mehrere Zugochsen fallen, die Krankheit ergreift auch die Menschen. Verlassen von aller Welt wird die Karawane noch von Buschmännern bestohlen. Schon umkreisten gierige Geier das arme Häuflein, da kam endlich von Schoschong Hilfe. — Es war ein freudiges Wiedersehen, das Coillard und Rhama feierten. Coillard wollte aber seinem alten lieben Freunde auch eine Freude bereiten: er hat ihm eine Spieluhr mitgebracht. Sie ist wohlbehalten, aber als sie Coillard beim Überreichen will spielen lassen, da — fehlt der Schlüssel. Alles Suchen in den Rock- und Westentaschen ist erfolglos: der Schlüssel ist verloren.

Von Schoschong aus besucht Coillard den Missionsposten in Seleke. Leider muß er sich davon überzeugen, daß die Arbeit der Bassutoprediger Affer und Andreas ohne Erfolg geblieben ist. Recht unhöflichen Gruß läßt ihm der Häuptling Robé von Seleke entbieten: Möchte euch doch der Regen wegschwemmen!

Nach Schoschong zurückgekehrt erhielten die Missionare Nachrichten vom Sambesi, sowohl über den Freimissionar Stanley Arnot, der bei Robosi dem Barotsikönige das Evangelisationswerk schon begonnen hatte und den Pariser Brüdern den Weg bereitete, wie über Robosi selbst, der um die Freundschaft Rhamas bittet und zum Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen eine seiner Töchter und einen schwarzen Hund als Geschenk sendet. Was die Mission anbelangt, so hatte er die Jesuiten, die von Patamatenga aus in das Land eindringen wollten, abgewiesen. „Wir erwarten Coillard“ waren seine Worte gewesen. Hierdurch ein

wenig ermutigt brachen Coillard und seine Gefährten im Mai 1884 von Schofchong auf. Der Weg führt über Kane und Patamatenga (Jesuitenstation), ihr vorläufiges Ziel ist Lesboma, wo Coillard vor sechs Jahren seine Zelte aufschlug. Aber welche Beschwerden auf dem Wege durch die Wüste! Unter strömendem Regen, der den Boden grundlos machte und die Bagage durchnässte, ging's durch Sandwüsten, Buschfelder und schweigsame, tote Einöden, deren Monotonie kaum einmal ein Strauß oder eine flüchtige Gazelle unterbrach. Einem Löwen zu begegnen wäre den Wüstenwanderern eine Erquickung gewesen. Die Buschmänner versteckten sich, wenn sie die Karawane von weitem erblickten, denn sie fürchteten ihre Feinde, die Leute von Schofchong, die sehr unbarmherzig mit ihnen umspringen und ihnen alles nehmen, was sie besitzen, Jagdbeute, Früchte und selbst die Lederbissen der Masaroa, die Raupen. Auf strömenden Regen folgte empfindliche Kälte: das Thermometer sank zuweilen drei Grad unter Null, während es zu Mittag 15 bis 20 Centigrade zeigte. Doch wurde die letzte Etappe von Kane bis Patamatenga trotz der steigenden Unzufriedenheit der aus Mangwato mitgenommenen Mannschaften verhältnismäßig leicht überwunden. Nach kurzer Rast auf der Jesuitenstation zu Patamatenga erreicht Coillard Ende Juli 1884 Lesboma. Hier will er seine Frau zurücklassen, um mit Jeanmairé auf einige Monate nach Seshéke zu gehen und von da weiter ins Innere vorzudringen. Der erste Versuch, den Sambesi zu passieren, scheitert an der Feigheit des Fährmanns, der auf das bloße Gerücht hin, die Matebelen kommen, seinen Posten verlassen hatte. Wenige Tage später — es war am 10. August — ließen aber die Häuptlinge von Seshéke den längst erwarteten Missionar holen. In Seshéke gebieten die Umstände der Missionsexpedition vorläufig Halt zu machen, denn die Briefe, die man an Robosi gesandt hatte, kamen ungelesen zurück. Arnot war nicht mehr im Lande. Statt den Pariser Missionaren entgegen zu kommen, hatte er sich an den oberen Sambesi zurückgezogen. Doch versicherte der König aufs neue seine Geneigtheit, Coillard — aber nicht die Jesuiten — aufzunehmen. Gerüchte vom Anmarsch der Matebelen verhindern Coillards Abreise. Und so bleibt er denn vorläufig in Seshéke, orientiert sich, studiert die Volksitten, wartet, ob der Zugang zu dem Thale der Barotsi sich bald öffne, und treibt unter den Leuten von Seshéke Mission. Dieser Ort ist nämlich der Sitz von einem Duzend dem Könige Robosi tributpflichtiger Häuptlinge, unter denen uns Morantiane schon bekannt ist. Aber wie ist dieser Mann seit sechs Jahren durch übermäßigen Biergenuß und durch Hanfrauchen herabgekommen

Der Ort hat auch gelitten, so daß Coillard nur eine elende Hütte, die er einen Hundestall nennt, als Wohnung benutzen konnte. In Sessheke lernt Coillard die dunkelsten Seiten des Heidentums kennen: Faulheit, Unzuverlässigkeit, Argwohn, Verachtung des Menschenlebens, Schwelgerei, Ehebruch und die Sklaverei. Jeder Häuptling hat seinen Harem und seine Sklaven, die, wenn man so reden darf, „auf dem Lande“ in Hütten wohnen. Denn Sessheke ist für diese Herren eine Art Monaco, wo sie nur ihrem Vergnügen leben. — Dank ihrem Aberglauben halten die Heiden die Missionare für übernatürliche Wesen, die sie ehren müssen, wenn sie nicht von den Göttern gestraft sein wollen.

Die Frage, wie die Sklaverei unter den Barotsi entstanden, hält Coillard für schwer zu beantworten. Nach Serpa Pinto ist sie nur eine Frucht des Handels der Portugiesen mit den Barotsi. Zu Sessheke bot man Coillard ein Kind von 8—9 Jahren für den Preis von 100 M. an. Am andern Tage erhielt er ein Billet folgenden Inhalts: „Lieber Herr Coillard, hier ist ein junger Bursche zu verkaufen. Wenn Sie ihn haben wollen, so können Sie ihn bekommen, denn ich habe von dieser Ware genug. Der Preis: ein Hut, eine Weste, zwei oder drei Taschentücher, Glasperlen u.“ Coillard ließ den Knaben kommen. Es war ein Prachtjunge von 12 Jahren, der seinen Eltern bei dem Einfall der Barotsi in das Land der Machikolumbu geraubt war. Schöne Augen, Zähne wie Elfenbein, seine ganze Gestalt wie Ebenholz. Sein Rücken aber zeigte viele Narben. Coillard hätte ihn gern gekauft, aber er durfte doch nicht das böse Beispiel des Sklavenhandels geben. Aufgebracht und zornig ging der Sklavenhändler (Portugiese? Mestize?) davon.

Im September 1884 gelangt wieder einmal die Nachricht nach Sessheke, daß die Matebelen im Anmarsch begriffen seien. Darüber große Bestürzung auch bei den Missionaren, welche sofort beschließen, nach Leshoma zurückzukehren. Allein kaum sind sie — ihre Habe, Medikamente, Photographien sind ihnen beim Passieren des Sambesi total verdorben — am anderen Ufer angekommen, da erhalten sie seitens der Häuptlinge von Sessheke die Einladung, sofort wieder zu kommen. Was war geschehen? Eine Revolution hatte den König Robosi gestürzt. Dieser, ein blutdürstiger Tyrann, machte wenig Umstände mit den Unterhäuptlingen, die ihm nicht gefielen. So lud er einmal sieben Barotsifürsten zu einem Gelage und tötete sie. Letzthin hatte er einen der geachteten Vasallen ermorden lassen und eine der Frauen des verstorbenen Sepopo, seines Vorgängers. Dann ging er daran, das Wespennest in Sessheke zu zerstören, da wurden seine Absichten entdeckt. Robosi rettet sich durch die

Flucht. In Seseke aber ausgelassene, rohe Freude, Biergelage, Mordlust, worunter die zurückgekehrten Missionare zu leiden haben. Einer aus dem Gefolge der Missionare, Namens Ben, hatte mit dem Häuptling Kanyanga Freundschaft geschlossen und erhält von Kanyanga dessen beide Töchter zum Geschenk. „Sie sind deine Frauen,“ sagt Kanyanga. Ben hält die Sache für einen Scherz, Kanyanga aber nicht. Eines Tags geht Ben an der Frau des Kanyanga vorüber, ohne mit der Zunge zu schmalzen — das ist nämlich das Zeichen der Ehrerbietung. Da wird Kanyanga über diesen Mangel an Respekt vor der Schwiegermutter so böse, daß er den Missionaren das beste Gewehr wegnimmt und Drohungen von Mord und Brand austößt. Dem Manne war alles zuzutrauen. Nur mit Mühe ließ sich Kanyanga durch reichliche Geschenke besänftigen. In einer Ratsversammlung wurde dann die Sache beigelegt, Ben und die Missionare freigesprochen (!), aber den Kanyanga wagte niemand zu tadeln. So schwebten die Missionare in fortwährender Gefahr. Auch die Häuptlinge fürchten für ihr Leben. Nur von zahlreichem Gefolge umgeben und mit Keulen (*casse-têtes*) bewaffnet begeben sie sich in das Leshotla. Bei der geringsten Gefahr bringen sie die Nächte außerhalb ihrer Hütten zu. Wie kann unter solcher Unruhe und Unsicherheit Mission getrieben werden? Not macht erfinderisch. Coillard lehrt die Häuptlinge Netze stricken, und wenn er so ihre Hände an friedliche Arbeit gefesselt hat, predigt er das Evangelium. — Jeanmairets bedenkliche Erkrankung zwingt indes die Missionare auf vier Wochen nach Leshome zu gehen, wo ja Coillards Frau und Nichte mit einigen Evangelisten und einem Teil der schwarzen Dienerschaft zurückgeblieben waren. Recht erquickend war für die Missionare dieser Aufenthalt. Sie sehen, wie in Leshome umgeben von einer schönen Natur emsiges Leben sich entwickelt. Freundliche Wohnhäuser erheben sich unter den geschickten Händen von Middleton und Waddell. Tag für Tag sammelt die Glocke frühmorgens sämtliche Stationsleute zum Gebete, bevor sie zur Arbeit gehen. Fräulein Coillard, Jeanmairets verlobte Braut, hat sich als Lehrerin einiger Masarova installiert. Kurz, die Station ist im Aufblühen begriffen. In solcher Umgebung erholt sich Jeanmairet bald. Doch bleibt er, als Coillard am 1. November 1884 abermals einen Vorstoß nach Seseke macht, in Leshome zurück, und an seiner Stelle begleiten Aaron und Middleton den Missionar.

Auch diesmal sollte die Hoffnung, nach Lealui vorzudringen, nicht in Erfüllung gehen. In Seseke traute man nämlich dem neuen Könige nicht recht, und deshalb will keiner der Häuptlinge die Missionare begleiten. — Coillard kehrt wiederum nach Leshome zurück (13. Nov. 1884).

Endlich nach wiederholten vergeblichen Bemühungen gelingt die Expedition nach Realuyi. Der neue König Akufuna läßt die Missionare holen, die sich Anfangs Dezember 1884 auf den Weg machen. Der Sambesi wird bei Gazungula überschritten, Aaron und Middleton bleiben hier zurück, um gewissermaßen die Rückzugslinie zu decken; in Sesheke aber nehmen die Häuptlinge Katau, Tahalina, Lisoane unsern Coillard sehr freundlich auf. Besonders erquickend war für Coillard das Wiedersehen mit Mahaha, der schon vor sechs Jahren zu den Erweckten gehörte. „Singet uns von Jesus,“ bat er nach der Begrüßung den Missionar, und alsbald stimmte man das Bassutofirchenlied an:

A re bineleng Jesu
Goba ke Eena Moloki.

Coillard lernt auf dieser Reise ins Innere, die zwei Monate dauerte, Land und Leute genau kennen. Das Land ist nicht unfruchtbar, auch nicht unschön. Der Sambesi hat allein auf der Strecke zwischen Mollo und Seoma (164 km) 24 Katarakte. Aber das Land zeigt die Spuren des Krieges. Das Volk ist demoralisiert, insbesondere durch die Händler. Es giebt nur Herren und Sklaven. Die Herren arbeiten nicht. Das Volk ist auch nicht homogen, vielmehr sind es wenigstens acht Völkerschaften, die unter der Herrschaft der Barotsi stehen. Und diese Völker scheiden sich in zwei große politische Parteien, in Anhänger des vertriebenen Robosi, der bei allen schlechten Eigenschaften doch zu regieren versteht, und in Anhänger Akufunas, den man für unfähig hält. „Das ist das Holz, aus dem Minister geschnitten werden,“ hat ein Unterhäuptling von ihm gesagt, „aber nicht Könige“. — Dazu kommt die eigentümliche Einrichtung des Doppelkönigtums. Malolo ist nämlich die Residenz der Königin, die nicht etwa die Frau des Königs ist, sondern eigene Herrscherrechte genießt. Als Coillard im Lande war, hieß sie Maibiba, und Maibiba wußte durch ihr würdevolles Benehmen zu imponieren.

Am 11. Februar 1885 finden wir Coillard wieder in Beshoma, das sich inzwischen in ein Lazareth umgewandelt hatte. Da waren fast alle sieben krank gewesen, und unter den Dñsen hatte die Seuche aufgeräumt. Aus Europa, aus dem Bassutolande, von allen Seiten bringt die Post unerfreuliche Nachrichten: in Toulou die Cholera, aus Bihé sind die amerikanischen Missionare vertrieben, in Frankreich fallen die Sammlungen für die Sambesimission dürftig aus, nirgends ein erquickender Sonnenstrahl. Coillard, dem bei allem Mißgeschick nicht der Humor ausgeht,

nennt sich einmal einen Vogel, dem man die Schwingen einzeln ausreißt. Die auf unerschütterliches Gottvertrauen gegründete Thatkraft dieses Mannes verdient unsere höchste Anerkennung. Wie lange hat er nun schon die Festung belagert, wie oft hat er den Sturm gewagt, wie oft hat er sich auf Leshoma (Leshoma c'est l'attente) zurückziehen müssen, und ist doch nicht mutlos geworden. Dazu die kleinen Nörgeleien des gewöhnlichen Lebens. Einmal hat er einen Griqua gedungen, Briefe nach Mangwato zu tragen, und schon hofft er auf Antwort. Da eines Morgens ist der Griqua wieder da mit seinen Briefen. Ein Kaufmann — sein Gläubiger — hatte ihn zurückgeschickt, ehe er Schoschong erreicht. Wenn Coillard in 11 Monaten fünfmal die Post erhält, dann freut er sich kindlich. Doch die Post hat ihre Capricen. Eine Verfügung vom Generalpostamt (im Lessuto?) kommt fünf Monate nach Abgang mit der Weisung: Wenn Coillard nicht binnen 21 Tagen den betr. Zoll bezahlt, würde man die für ihn bestimmten Augengläser nach Straßburg zurückschicken, woher sie gekommen seien. Eine andere Post ist in irgend einem Flusse ertrunken.

Die letzten Nachrichten, die wir gelesen, reichen bis zum Dezember 1885. Danach hatte Robosi die Herrschaft trotz einiger Niederlagen wieder erlangt. Von den Missionaren war aber, nachdem die Jesuiten die auf die Barotsi gerichteten Missionsbestrebungen definitiv aufgegeben, Sesheke als Missionsstation occupiert. Eine Außenstation ist in Mambowa am Zusammenfluß des Sambesi und Linhyanti angelegt. Leider war es im Lande noch nicht ruhig geworden. Man fürchtet Robosis Repressalien. In Sesheke bekämpfen sich zwei Parteien. Zwar die Missionsstation ist neutrales Gebiet, wo sich die Feinde begrüßen. Aber wenn die Dunkelheit hereinbricht, traut einer dem anderen nicht, und selbst die Missionare sind dann vor Dieben nicht sicher. Die Menschen sind des Nachts wie die Krokodile im Sambesi, die alles rauben und morden, was sie bekommen können. Die Bemühungen der Missionare, die Parteien zu versöhnen, waren bis dahin erfolglos gewesen. „Eure Absichten sind gut,“ erwiderte man ihnen, „ihr seid Diener Gottes, Friedensboten, ihr habt Völker gesehen, wo die Gerechtigkeit herrscht. Aber ihr kennt uns Barotsi nicht. Wir sind Blutmenschen, trinkend, scherzend, lachend vergießen wir Blut.“

Wir haben die Schwierigkeiten der Sambesimission kennen gelernt. Der Amerikaner Arnot hat das Land verlassen müssen, die Jesuiten sind nach mehrjähriger erfolgloser Arbeit abgewiesen, die Engländer haben trotz

ihres Martyriums unter den Makololo nichts ausgerichtet. Möge es den Pariser Brüdern endlich gelingen, das Volk der Barotsi für das Evangelium zu gewinnen.¹⁾

Missionsanfänge unter den Chuhra im Punjab.

Von D. Theodor Christlieb.

(Schluß.)

Am 9. März 1885 kampierten die o. g. zwei Missionare dieser Gesellschaft, Bateman und Weitbrecht, in Fathgarh, einem Städtchen von 6000 E. nordwestlich von Batala, als die Häupter der dortigen Chuhra-gemeinde erschienen und um Unterricht im Evangelium und Errichtung einer Schule für ihre Kinder baten. „Wir möchten gern den wahren Weg finden,“ sagten sie, wobei man ganz an die Zeit der urchristlichen Missionen erinnert wird, da die neue Heilslehre öfters einfach „der Weg“ oder „der Weg der Wahrheit“ hieß Apstg. 19, 9. 23; 22, 4; 24, 14. 22; 2 Petr. 2, 2. Sie versprachen, den Platz für ein Schulhaus zu schenken und die Ziegelsteinmauern dafür zu bauen, wenn die Mission das Holz für Thüren, Fenster und Dach liefere. Dies wurde angenommen und einige Monate später der Grundstein des Gebäudes von jenen Missionaren gelegt. Noch ehe dies geschehen konnte, ward einer der besten Schüler der Fathgarh-Mission als Lehrer gesandt unter Aufsicht des dortigen Hauptlehrers. Neun Monate lang mußte er im Freien unterrichten. Der Junge machte aber seine Sache so gut, daß die Knaben der oberen Klasse nach einiger Zeit recht ordentlich das Gurumukhi lesen und das Urdu beginnen konnten, auch sich schöne religiöse Kenntnisse erworben hatten. Einstweilen hatte auch ein alter Katechist, der sich jetzt in seinem Alter freut, eine Ernte heranreifen zu sehen, die Erwachsenen

¹⁾ Seitdem der obige Artikel geschrieben, sind neuere Nachrichten über einen zweiten Besuch Coillards in Lealui (März 1886) eingelaufen. Robosi (Lewanika) hat seine Macht vollständig wieder erlangt, mit ihm zugleich hat auch eine andere Mitregentin (S. 496) den Thron bestiegen, Mofuaé, Maibiba's Cousine, ein grausames Weib, doch den Missionaren nicht feindlich gesinnt. Robosi, ein unumschränkter Tyrann, wünscht dringend die Anwesenheit von Missionaren in Lealui, von denen er freilich in erster Linie Handelsartikel: Kerzen, Kaffee, Arzneien u. dgl. zu erlangen hofft. Er hat für die Missionsniederlassung in Lealui einen verhältnismäßig gesunden Platz angewiesen und verlangt, daß außerdem Missionare in Sefheke, Seoma, Nalolo, Libonta. u. a. a. O. stationiert werden. Die Zahl der Sambesimissionare verstärkt sich bereits durch Herrn und Frau Zalla, sowie durch Herrn Henri Dardier, die seit dem 10. November nach Afrika unterwegs sind.

eifrigst unterrichtet, unterstützt von einem andern, der ein guter Musiker und auch ein wenig Viederdichter im Punjabi ist. Das Viedersingen nahmen die Leute sehr warm auf und versammelten sich sehr gern jede Nacht mit ihren rohen Instrumenten, um sich im Singen und Beten unterrichten zu lassen. Ja, diese Musik scheint bei aller ihrer Rauheit einen neuen, erhebenden Ton in ihr ganzes Leben gebracht zu haben, den sie zuvor nie gekannt hatten.

Nach häufigen Besuchen des Ortes konnte Missionar Weithrecht im Oktober 1885 die erste Gruppe von 20 Katechumenen aus ihnen taufen. Gegen Ende des Jahrs und im Anfang des jetzigen folgten weitere Tausen von zusammen 65 Personen, wovon ein schwer an der Schwindsucht Leidender seither zu seiner Ruhe einging, die Erstlingsfaat auf dem kleinen, für die Gemeinde erworbenen Kirchhof. Alle, deren Kenntnisse oder sittliche Aufführung noch zweifelhaft erschien, wurden nicht zur Taufe zugelassen. Die Neugetauften, von denen mancher eine wirklich tiefe Wertschätzung des Evangeliums zeigt, blieben bei ihren früheren Beschäftigungen als Ackerarbeiter, Töpferknechte und Lederverkäufer. Es wurde aber darauf gehalten, daß sie ihre Verbindung mit der heidnischen Chuhra-gemeinde lösen und namentlich aufhören müssen, Aasfleisch zu essen.

Um letzterer Unsitte willen entstand bei etlichen eingeborenen Christen in Umritsur einige Unzufriedenheit mit der Aufnahme von Chuhras in die Kirche, die auch bei der Konferenz des Centralkirchenkomitees in Narowal einen Gegenstand der Beratung bildete. Nach Absendung von Delegierten in die neue Gemeinde in Fathgarh wurde die ohne Zweifel ganz richtige Übereinkunft getroffen, „daß kein eingeborener Christ irgend welches Recht habe, der Zulassung von Chuhras zur Taufe oder Kommunion aus Rassenrückichten sich zu widersetzen; daß aber das Aufgeben aller schmutzigen Gewohnheiten und Verbindungen zur Bedingung ihrer Zulassung gemacht werden solle, während sociale Unterschiede vor wie nach bleiben.“

Unwillkürlich gewinnen die Neubefehrten einigermaßen auch in ihrer socialen Stellung, da sie nicht länger als Chuhras, sondern als Christen betrachtet werden. Andererseits haben sie aber auch viel Widerstand und kleinliche Verfolgungen besonders von seiten der Landbauern zu erdulden, die, wenn sie bei ihnen Dienst genommen haben, ihrer Christianisierung Hindernisse in den Weg legen in der Meinung, daß sie als Christen zu selbstständig werden würden. Manche, die aufrichtig die Taufe begehren, wurden auf diese Weise zurückgehalten. — Ein Kirchenvorstand ward für

die neue Gemeinde eingesetzt, und beim Sonntagmorgengottesdienst bringen sie nun allwöchentlich ihre Beiträge in Mehl, Korn u. s. w. —

Noch an weiteren drei Orten, alle nordwestlich von Batala, hat die kirchliche Mission gleichfalls die Arbeit unter den Chuhras begonnen. In Shifar, wo unter 2500 Einwohnern etwa 300 Kotsfeger sich befinden, schien es vor einiger Zeit, als ob diese ganze Chuhragemeinde bereit wäre, überzutreten. Sie drängten sich um Missionar Weitbrecht, und ließen bei Dutzenden ihre Namen als Unterweisung Begehrende eintragen. Aber die Landbauern, stolze mohammedanische Radschputen, widersetzten sich eifrigst. Es war unmöglich, in diesem Dorfe eine Wohnung für den Katechisten zu erlangen. Ein Versuch mit einer Schule mußte infolge von Einschüchterung nach einiger Zeit wieder aufgegeben werden. Aber etwas später, als einmal jener Missionar durch den Ort ging, sah er plötzlich einige kleine Jungen atemlos hinter ihm dreinlaufen. „Warte, warte, erscholl es aus ihrem Munde, wir kommen alle.“ Bald war ihr Vater und noch weitere Brüder zur Stelle. Sie hatten von dem früheren christlichen Unterricht das meiste behalten, und so konnte am folgenden Tag dieses ganze Haus unter die Katechumenen aufgenommen werden. Der Vater versprach, eine Schule in seinem eigenen Hause einrichten zu wollen, was nun deren Wiedereröffnung möglich machte.

An einem andern Ort Talwandi Rama waren drei Familien bereit, in die Katechumenenklasse zu treten; aber der Vater der einen wurde von seinem Arbeitgeber am Erscheinen verhindert, so daß nur zwei aufgenommen wurden. Ein alter christlicher Kleinrämer, der früher zweimal aus jenem Ort vertrieben worden war, dann in Batala Bibliothekdiener wurde, ward ihnen als Lehrer gesandt. — Der am meisten versprechende Ort ist aber Talwandi Tapala, ein Dorf am Ufer des Kiran, Nebenfluß des Ravi. Hier baten die Leute sehr ernstlich und anhaltend um Unterricht, und als Missionar Weitbrecht dahin kam, machte ihr männliches, aufrichtiges Benehmen und ihre augenscheinliche Begierde nach dem Evangelium den besten Eindruck. Hier konnte nach vorheriger Prüfung der Taufkandidaten bereits eine Anzahl Familien von ihm getauft werden. Ein Christ aus Fathgarh wurde einstweilen als Lehrer bei ihnen zurückgelassen. Bei der ersten Frage nach geistlicher Fürsorge für diese schwachen Kindlein in Christo ist es ein glücklicher Umstand, daß die kirchliche Miss.-Ges. über einen guten Stab von Katechisten als Aufseher verfügt, und daß sich unter jenen Leuten selbst welche zeigen, Männer und Frauen, die nach gehörigem Unterricht ganz nützliche Missionsorgane werden können. Frä. Hörnle hat in Unterweisung dieser Frauen schon viel ge-

leistet, eine Bibelfrau in Fathgarh stationiert und eine Mädchenschule daselbst eröffnet.

Doch bleiben noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, auch abgesehen von dem niedern sittlichen Zustand und der großen Unwissenheit, die unter den Chuhras herrscht. Die schon berührte Opposition der Landbauern ist darum dem Werke so hinderlich, weil sie sehr umfangreiche Erbrechte über die Chuhragemeinden besitzen. Diese können z. B. keine Schule oder Kapelle außerhalb ihres eigenen Grund und Bodens bauen ohne Zustimmung der Bauern, die hierin sehr eifersüchtig sind. — Sodann scheint auch die Taufpraxis der uniert-presbyterianischen Mission jenseits des Ravi eine raschere zu sein, als die in der anglikanisch-kirchlichen. In jener wurden Haufen von Chuhras nach zum Teil dürftiger Vorbereitung getauft. Diese hat, um die Vermehrung bloßer Namenschristen, die der Kirche wenig Ehre machen, zu verhüten, aber auch um den ersten Eifer der eben aus dem Heidentum Heraustretenden nicht zu entmutigen, die Vorstufe des Katechumenats auch hier wieder eingeführt, was uns sehr weise und notwendig zu sein scheint. Der Bischof hat auch bereits die Feier der Aufnahme in den Katechumenenstand liturgisch fixiert. Sie nehmen von da an am Gottesdienst und den Opfern (s. oben) der christlichen Gemeinde teil, und bleiben von heidnischer Gesellschaft getrennt auch schon während dieser Probezeit. Trotz dieser Schranke konnte Weitbrecht in seinem Bezirk innerhalb eines Jahrs 104 Tausen unter diesen Leuten vollziehen und 35 unter die Katechumenen aufnehmen.

Wie der amerikanische Bericht erwähnt, fürchten einige bereits, daß durch die Aufnahme dieser Kastenlosen das eigentliche Indien, das Indien der Kaste nur umsomehr von der Kirche zurückgeschreckt werde. Sehr begreiflich, wo die Kaste noch eine solche Macht ist. Allein das Reich Gottes darf, wie auch jener Bericht sagt, keinem verschlossen werden, der aus dem rechten Beweggrund Einlaß begehrt. Das Evangelium kennt keine Kaste; es soll aller Creatur gepredigt werden. Zeigen die untersten Kasten, bezw. die Kastenlosen mehr Empfänglichkeit für die Predigt als die höhern Kasten, und drängen sich jene vor diesen ins Reich, nun so wird eben auch hier das Wort wahr: „Die Letzten werden die Ersten und die Ersten die Letzten sein.“ Das niedere Volk in Griechenland hatte auch längst den christlichen Glauben angenommen, während die Rhetoren und Gelehrten in Athen noch lange im alten Heidentum verharrten. Nur sollen die Missionare im Punjab sich hüten, den übeln Schein zu erwecken, als beschränkten sie jetzt ihr Predigen auf die Kasten-

losen, weil diese sich so viel offener zeigen, vielmehr es jedermann fühlen lassen, daß ihr Auftrag an alle geht.

Zu beklagen ist es aber, wie dies auch jener amerikanische Bericht thut, wenn ein Missionar grundsätzlich die Arbeit unter den niedersten Rassen verwirft, und dann das unwürdige Benehmen einiger Neugetauften aus ihnen als Beweis nimmt, daß sie überhaupt unfähig zur Aufnahme in die Kirche seien. Um der Fehler einzelner willen darf man nicht den ganzen Stamm verwerfen. Und in welcher Mission käme es nicht vor, daß etliche Neugetaufte in Kirchenzucht genommen werden müßten? Vollends hier bei diesen social und sittlich so niedrig Stehenden! — Schließlich dürfte es sich aber überhaupt noch fragen, wie ein anderer Missionar andeutet, ob der Beitritt der Untersten zur Kirche dazu beiträgt, die Hauptmasse des Volks von ihr fern zu halten und nicht vielmehr am Ende doch sie ihr näher zu bringen. Wenn diese Rastenlosen als Christen wirklich lebendige Steine im Tempel Christi werden, so wird dies in der Masse des Volks nicht unbemerkt bleiben, und man wird anerkennen müssen, daß nur die neuschaffende Macht des Wortes und Geistes Christi es war, was diesen niedersten und schmutzigsten Teil der Bevölkerung in anständige, rein und heilig wandelnde Leute und achtungswerte Bürger des Gemeinwesens verwandelte. Und dies muß dazu beitragen, daß sie die christliche Wahrheit hochschätzen, als den größten göttlichen Segen erkennen und darum selbst danach begierig werden und ihrem augenscheinlich so heilsamen Einfluß sich nicht länger verschließen.

Nachruf.

Am 14. Nov. hat es Gott gefallen zu Herrnhut den Missionsdirektor der Brüdergemeinde **Eugen Reichel** im bald vollendeten 55. Jahre nach längerem Leiden heimzurufen. Gottes Gedanken sind wunderbar. Nach menschlichen Gedanken war der Heimgegangene berufen der Mission noch sehr wertvolle Dienste zu leisten. Mit hervorragender Begabung und Sachkenntnis, einen weiten Blick und demutsvolle Treue bis ins kleinste verbindend war er ein Schatz für die brüdergemeindliche Mission, der er seit einer Reihe von Jahren als Mitglied der Unitäts-Ältesten-Konferenz im Missions-Departement gedient hat. Trotz großer körperlicher Schwäche führte er unter schwierigen Verhältnissen eine Visitationsreise nach Suriname durch, für deren segensreiche Frucht man ihm heute noch dankt. Unsern Lesern ist er bekannt durch den schönen, klaren, mannhaften Vortrag auf der letzten Bremer Missionskonferenz (S. 39 ff. dieser Z.), der nun zu seiner Abschiedsrede an die Missionsgemeinde geworden ist, und vielleicht auch durch den meisterhaften „Rückblick“, welchen er beim 150jährigen

Missionsjubiläum der Brüdergemeinde über die gesamte Missionsarbeit derselben that (Allg. M.-Z. 1882, 498 ff.).

Schon seit Jahren mit viel körperlicher Schwachheit behaftet, in der sich aber Gottes Kraft immer wieder verherrlichte, sah er sich genötigt, im Frühjahr seine Pensionierung zu erbitten. Die Kräfteabnahme und wie er sich ausdrückte: „das Elendsgefühl“ war außerordentlich groß, aber noch größer die Geduld, mit welcher er alles trug und die Glaubenszuversicht, die ihn ohne Unterbrechung erfüllte. Als ich ihn vor einigen Monaten besuchte und fragte: wie gehts? lautete die Antwort: „ich habe Frieden.“ Und in dem letzten von seiner Hand mir geschriebenen Brieflein erklärt er: „Bei unveränderter Schwäche und oft großem Elendsgefühl kann ich doch sagen, daß ein Morgen- glanz der Ewigkeit mein Herz erquickt. Noch nie habe ich mich so wie in dieser Zeit über mein durch Jesum Christum vollbrachtes Heil gefreut und es genossen, daß ich Vergebung der Sünden habe. Er, mein Held, ist mir nahe. Sein Friede weicht nicht und hilft über alles hinweg.“ — Wer so stirbt, der stirbt wohl. Mit mir wird aber noch mehr als ein Freund sprechen: es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan. Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Diestellkamp:** „Vortrag über Mission in Ostafrika, gehalten am 24. Februar 1886.“ Selbstverlag. 40 Pf. — Es lag ganz und gar nicht in meiner Absicht, diesen Vortrag, der auf seinen 9 Seiten ein 2 Seiten langes Briefcitat des Pf. Ottameier und, zu meiner nicht geringen Überraschung, ein 4 Seiten langes Citat aus meiner Schrift über die Kolonialpflichten, in Summa also nur 3 Seiten eigne Arbeit enthält, überhaupt anzuzeigen. Aber das Vorwort provociert mich zu einer Richtigstellung. Dasselbe lautet nämlich: „Nach Dr. Warneck, Missions-Zeitung¹⁾ Mai 1886, soll folgender Vortrag den Beweis liefern: für nicht unbedenkliche Anwandlungen in christlichen Kreisen zu einer Verweltlichung der Mission die Hand zu reichen. Jeder christl. Missionsfreund lese und prüfe den Vortrag und urteile.“ Nun, „jeder christl. Missionsfreund,“ welcher das thut und meine Bemerkungen S. 233 vergleicht, wird sehr erstaunt sein über eine solche — Verschiebung des wirklichen Thatbestandes. Ich habe meine Kritik geübt an dem Referate, welches die „Kol. Pol. Korresp.“ (S. 41) über den Diestellkamp'schen Vortrag und die ihm folgende Diskussion brachte, und diese Kritik muß jeder Sachkennner als zutreffend bezeichnen. Wiederholt habe ich seitdem Gelegenheit gehabt, den Vortragenden zu ersuchen, das Referat öffentlich zu berichtigen; es ist nicht geschehen. Statt dessen erscheint, fast 6 Monate nachdem er gehalten war, der Vortrag im Druck; in demselben stehen weder die von mir gerügten Unrichtigkeiten noch Anstöße; aber statt, wie jeder-mann erwarten mußte, nun den Berichterstatter öffentlich und

¹⁾ Beiläufig ist schon dieses Citat durch seine Accurateſſe sehr lehrreich. Es giebt bekanntlich von mir überhaupt keine „Missionszeitung.“ Ich gebe eine „Allg. Miſſ.-Zſchr.“ heraus, welche „Missionsrundſchau“ enthält.

recht ernstlich zu tadeln, welcher den P. Diestelkamp so merkwürdig falsch verstanden und Dinge hat sagen lassen, von denen der gedruckte Vortrag gar nichts weiß, beschuldigt er mich in seinem Vorwort der Leichtfertigkeit in der Kritik! Ich überlasse das Urtheil über dieses Verfahren sehr getrost dem „Christlichen Missionsfreund“ und erspare mir jede weitere Polemik. Auch verlohnt sich nicht der Mühe, die 3 Seiten eigener Arbeit, welche der Vortrag enthält und die seine Überschrift durchaus nicht rechtfertigen, einer Kritik zu unterziehen. Schon bei den mancherlei sehr merkwürdigen Druckfehlern z. B. Sir Bartle rère; Bagamago (wiederholt), Newliffe schüttelt jeder Sachkenner den Kopf. Sapienti sat.

2. Grundemann: Missions-Schulwandkarte in 3 Blättern. Nebst Erläuterungen.“ Koh in Umschlag 2, aufgez. auf Leinwand in Mappe 5, aufgez. auf Leinwand zwischen Stäben und lacirt 6 M. Kallw und Stuttgart, 1887. Vereinsbuchhandlung. — Eine lang begehrte Arbeit, deren Erscheinen allseitig dankbar begrüßt werden muß. Leider müssen wir aber unsere Anzeige mit einem Leider beginnen. Ohne jede Schuld, vielmehr zum großen Verdruß des Verfassers ist der Buntdruck zu blaß geraten, so daß die Farben nicht genügend in die Ferne leuchten, zumal auch die Wassergrenze nicht durch blaue Schraffirung bemerkbar gemacht worden ist. Dadurch verwischt sich auch der unmittelbare Eindruck, welchen die abgestufte Linirung und Druckstärke von der Dichtigkeit der Bevölkerung geben soll. — Die Farben stellen nicht die politischen Grenzen, sondern die Verteilung der Religionen auf der Erde dar, während durch unterschiedene Schraffirungen die mannigfachen Religionsbekenntnisse veranschaulicht werden. Wir haben also eine Missionskarte vor uns, welche zugleich Welt- und Religionskarte ist und die Dichtigkeit der Bevölkerung anzeigt. Abgesehen von der Mattigkeit des Buntdrucks, der freilich für weite Strecken in Asien sowie in Nord- und Südamerika im Verhältnis zur wirklichen Bevölkerungsdichtigkeit noch immer nicht blaß genug ist, erfüllt die Karte in trefflicher Weise den Zweck, welchem sie ausschließlich dienen soll: ein Veranschaulichungsmittel über die Ausdehnung der heutigen evangelischen Mission für den Schulgebrauch zu sein. Als einen großen Vorzug bezeichnen wir es, daß sie nicht überladen ist, sondern sich überall mit der Angabe des Notwendigsten begnügt hat. Hier und da ist ein grünes Kreuz, die Bezeichnung für evangelische Missionsniederlassungen, nachzutragen; z. B. am Niger, am Ngami-See, am Schire, auf dem Wege nach dem Nyanza, speciell bei Freretown, das leider gar nicht angegeben ist, bei Mauritius, in Agypten (auch bei Massana und Aden). In Indien hätten wenigstens noch zwei Kreuze bei Bombay und am Ganges stehen sollen, desgleichen in China noch eins in der Kantonprovinz und auf Formosa. Auch bei Neubritannien hätte das Kreuz stehen dürfen. Vermutlich hat der Verfasser für die Weglassung der meisten dieser Kreuze seinen Grund gehabt, zumal auch die „Erläuterungen“, die der Lehrer, welcher die Karte gebraucht, ja selbstverständlich studieren muß, diese kleinen Defekte ausfüllen. Wir hätten die reichlichere Zeichnung, wie sie z. B. Südafrika giebt, auch auf andern Missionshauptgebieten, z. B. in Indien, aber darum gewünscht, weil durch dieselbe sofort auch die weite Verbreitung der

Mission über das betreffende Land für das Auge besser veranschaulicht worden wäre.

Was die 16 große Seiten umfassenden „Erläuterungen“ betrifft, welche wesentlich für den geographischen Unterricht berechnet sind, so enthalten dieselben eine für ihren Zweck ganz vorzügliche Summa erd-, natur- und völkerkundlichen Materials, während der eigentliche Missionsstoff uns etwas zu spärlich mitgeteilt zu sein scheint. Auch vermissen wir ungern eine Reihe geschichtenartiger Einzelzüge, wie sie sich für die Behandlung des vorliegenden Gegenstandes in der Volksschule empfehlen, ein Desiderium, welches sich freilich auf so knappem Raum schwer erfüllen ließ. Wir hoffen, daß ein demnächst von dem Referenten erscheinendes „Handbuch für den Lehrer“ in dieser Beziehung manche Ergänzungen bieten wird. Im einzelnen haben wir zu den trefflichen „Erläuterungen“ Grundemanns, welche in ihrer Kürze überall den Meister kennzeichnen, wenig zu bemerken. Es ist für den mit den Missionsthatsachen noch nicht ganz vertrauten Lehrer leicht mißverständlich, wenn die statistischen Angaben der gewonnenen Heidenchristen nicht überall vollzählig oder gar auf manchen Gebieten gar nicht gemacht worden sind. So z. B. wenn bei Sierra Leone die Gesamtzahl der Christen (40 000), auf der Goldküste, am Niger, in Südafrika gar keine Zahl, in Indien nur für Tinnewel und die Kolthsmision die Zahl angegeben ist. Es hätte in diesen Angaben mehr Konsequenz herrschen sollen; denn so begünstigen sie die falsche Meinung, als ob, wo die Zahlen fehlen, dieselben nicht erheblich, wo sie bloß teilweise angegeben sind, der Bruchteil das ganze statistische Ergebnis sei. Auf der Sklavenküste vermissen wir ungern die wenn auch kleine, doch so opferreiche und jetzt erntende norddeutsche (Bremer) M.-G., wie überhaupt eine stärkere Hervorhebung der deutschen Missionen wünschenswert gewesen wäre. — Mit dem herzlichen Wunsche, daß die gediegene Arbeit Grundemanns sich bald in vielen Schulen einbürgern und zur Pflanzung des Missionsfunks in der deutschen Jugend von Gott gesegnet werden möge, sei Karte und Text allen unsern Lesern bestens empfohlen.

3. **Moody:** „Der Weg zu Gott. Zehn Reden.“ Basel, Spittler. 80 Pf. Die einfache Art zu reden, welche dem von Gott so begnadeten und gesegneten amerikanischen Evangelisten eignet, ist — glaube ich — unter uns noch nicht so bekannt wie sie es verdiente. Die 10 neuen Ansprachen, welche in guter deutscher Übersetzung das vorliegende Heftchen bringt, sind den früher veröffentlichten in Form und Inhalt völlig ähnlich. In exegetischer Beziehung sind es allerdings keine hervorragenden Leistungen, dafür aber greifen sie um so tiefer hinein ins volle Menschenleben, packen es und „ziehen“ durch ihre Fülle von zum Teil selbst erlebten Exempeln. Unsere deutsche abstrakte Predigtweise dürfte wohl bei diesem Volksredner von Gottes Gnaden in die Schule gehen; wir können solche praktische Befruchtung brauchen.

4. **Rohr:** „Die letzten Dinge und das Jenseits. Fünf Vorträge“. Basel, Spittler. 1 M. Der erste Vortrag behandelt die Beweise für die Unsterblichkeit und die Frage: wie ist das Leben nach dem Tode gestaltet? Der zweite den Hades, die Vorzeichen der Wiederkunft Christi und die Wiederkunft; der dritte: das 1000jährige Reich, die erste Auferstehung, den

letzten Kampf; der vierte: Auferstehung, Gericht, Welterneuerung; der fünfte: Verdammnis, Seligkeit. — Daß der Verf. nicht überall auf allg. Zustimmung rechnen kann, ist bei der Schwierigkeit des Stoffs selbstverständlich. Jedenfalls befließigt er sich biblischer Nüchternheit und kann als ein brauchbarer Führer in die eschatolog. Geheimnisse dienen.

5. **Gyffe und Wid:** „1887. Brüder-Almanach. Statistisches Jahrbuch der evang. Bruderkirche und ihrer Werke.“ Gnadau, 40 Pf. — Eine treffliche Orientierung über die in ihrer ganzen Organisation und Thätigkeit doch eigentlich unter uns wenig gekannten Brüdergemeinde, die wir den Liebhabern derselben dringend empfehlen.

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

	Seite
Die Pandshab-Mission der Ch. M. S.	97. 160. 217
Die Deutsch-Ostafrik. M.-G.	226
Die Missionsarbeit in Indien in ihrer Beziehung zur Staatsregierung	249
Les Chinois peints par eux-mêmes	281
Modernste Missionsgeschichtschreibung	297
Die Schleswig-Holsteinische M.-G.	318. 354
Der Ausgang der Dänisch-Halleschen Mission in Indien	345
Die Norddeutsche M.-G.	385
Das russische Centralasien	426. 442
Zur Litteratur des Unglaubens in Indien	433
Lebserfrüchte aus Livingstones Last Journals	455. 502
Missionsanfänge unter den Chuhras	510
Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong	529
Die französisch-evangelische Mission am Sambesi	545
Die Skandinavische ev.-luth. M.-Konf. in Gothenburg	134
Die 3. Konferenz javanischer Missionare	176
Einige Nachträge zur Missionsstatistik	181
Nachruf (Ball. Kalkar. Reichel.)	295. 566
Die Missionsbeiträge der hochadeligen Kreise in England	516

II. Theoretisches und Apologetisches.

Zur Beurteilung der Zeichen der Zeit	3
Der überseeische Branntweinhandel	9
Der westafrikanische Branntweinhandel	268
Der civilisierende Einfluß des Branntweins	439
Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik zur Förderung der Mission ausschlage?	39

Besetzung deutscher Kolonien mit deutschen Missionaren	56
Aus der Erfahrung der Missionsarbeit geschöpfte Wünsche und Rat- schläge betreffs der Behandlung der Eingeborenen	62
Aufruf an das evang. deutsche Volk	145
Das Missionsfest	151
Die Verweltlichung eine neue Missionsgefahr	193
Ein Mahnruf an die akad. Jugend	213
Missions-Predigtreisen	417
Handel und Mission	481
Ein Missionschiff für die deutschen Südsee-Kolonien	522

III. Religionsgeschichtliches.

Religionsgeschichtliche Studien	113. 171
---	----------

IV. Missionsrundschan.

Ozeanien	74. 470
Heimat	119. 231
Afrika	326
Asien	369
Amerika	468
Geographische Rundschau	287

V. Literatur-Bericht.

Andrée: Allgemeiner Handatlas	479
Bericht der Jahresfeste in Basel	479
Bestmann: Die evang. Mission	187
Chalmers und Gill: Neuguinea	291
Diestelkamp: Mission in Ostafrika	567
Drummond: Das Naturgesetz	477
Festschrift d. Nordd. Miss.-Gesellschaft	295
Fischer: Mehr Licht im dunkeln Weltteil	95
Frick: Geschichten und Bilder Nr. 6	143
Gesangbuch für Missionsgottesdienste	295
Grundemann: Atl. Missions-Atlas	190
— — Die Deutschen Schutzgebiete	432
— — Zur Statistik der evang. Mission	190
— — Missions-Schulwandkarte	568
Gundert: Die evangelische Mission	140
Gysie und Wid: Brüder-Almanach	570
Von Hammerstein: Der tropische Landbau	294
Landsdell: Russisch-Central-Asien	293
Mantegazza: Indien	191
Merensky: Wie erzieht man den Neger	480. 525
Missionskalender	432
Mitteilungen aus China	480
Mohr: Die letzten Dinge und das Jenseits	569
Moody: Der Weg zu Gott	569
Rind: Auf biblischen Pfaden	93
Rottrott: Adam Godoe	93
Olyp: Erlebnisse in Angra Pequenna	191
Petrich: Pommersches Missionsbuch	93

	Seite
Plath: 50 Jahre Gopnerfcher Mission	343
Reichel: Was haben wir zu thun?	141
Von Richthofen: Führer für Forschungsreisende	293
Römer: Kamerun	432
Schmidt: Joh.: Der Heidenmissionar	143
Schneider: Die Naturvölker, I.	94
Ischackert: Vorteile und Gefahren	344
Bahl: Missions-Atlas	143
Völker: Wünschet Jerusalem Glück	479
Volz: Geographische Charakterbilder	190
Wangemann: Ein 2. Reisejahr in Südafrika	141
Warned: Missionsstunden II, 1	141
Wendland: Missionsthätigkeit in den neuen Kolonien	96
Von Wobeser: Stanley und Dr. Bechuel Löfche	144
Zahn, F. M.: Der überseeische Branntweinhandel	141
Zahn, Th.: Missionsmethoden	187
— A.: Abriß einer Geschichte der evang. Kirche	476
Zeitschrift für Missionskunde	188
Zöller: Forschungsreisen in Kamerun	94

Beiblatt:

Die junge Bagandakirche. Von P. Buße	1
Missionslied	16. 47. 48
Die sieben Worte des Herrn. Missionsbetrachtungen. Von P. v. Zyglinski	17. 40
Noch einmal: Samuel Mathabata	30
Biblische Ansprache. Von Gen.-Sup. D. Möller	33
Eine dreifache Missionslojung. Vom Herausgeber	37
Bersaba	44
Die Mombas-Mission. Von P. Wernicke	49
Die Heilswege der Heiden. Von Sandegren	60
Aus der Geschichte d. Nordb. Miss.-Gesellsch. Von D. Vietor	65
55 Arbeitsjahre auf den Samoa-Inseln	71
Rückblicke am Jubelfeste der evang.-luth. M.-G. zu Leipzig. Von Senior Cordes	81
Einige Mittheilungen über chines. Sprache. Von P. Hartmann	86
Ein Missionsbettaq	93


Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

- Abeokuta 341.
 Abessinien 326.
 Aborigines Protection Soc.
 71. 74.
 Abutschi 441.
 Aben 326.
 Adi Granth 99.
 Adschama 465.
 Afghanistan 97.
 Afghanistan 106. 217.
 Afrika 19. 326.
 Agra 162.
 Ahmednagar 380.
 Ahnenverehrung in China 282.
 Ahof 376.
 Ahrens, Miss. 367 f.
 Ailinglapiap 90.
 Aintab 182.
 Aitten 242.
 Aibar 97. 161.
 Afrika 22. 409. 411.
 Atropong 23. 322.
 Arafuna 560.
 Asakafuf 470.
 Asaka 468.
 Atbers, Miss. 177.
 Atbi 359.
 Alexander d. Gr. 97.
 Alexander Rev. 435.
 Alexanderschule 108. 111.
 Algier 342.
 Ali, Rev. 162.
 Alahabad 163.
 Allen 20.
 Allison, Miss. Bbl. 30 f.
 Amalienstein 336.
 Ambernoff 77.
 Ambrum 84.
 Amerifa 287 f. 468 f.
 Amer. Board 331. 380.
 Amoda 503.
 Amoisie 137.
 Amoy 377.
 Amritsar 99. 101. 105 f. 108.
 Anu 453.
 Aname 86.
 Anarwali 162.
 Andai 77.
 Anderson 215.
 Aneitum 86.
 Angad 98.
 Angloer 409. 412.
 Angola 244.
 Angra Pequenna 9. 35.
 Anhalt-Schmidt 336.
 Annand, Miss. 86.
 Antananarivo 19. 342 f.
 Antiochia 46. 50.
 Anzato 412. 415.
 Aofi 89.
 Apaang 91.
 Apamama 91.
 Api 84.
 Apia 18. 87.
 Aquatorstation 138. 184.
 Arbeitserziehung d. Neger 233.
 Ardshan 99. 101.
 Argentinische Republik 36.
 Arnot, Miss. 331. 339. 556.
 Aroma 473.
 Arrhenius Bbl. 20.
 Arrowroot 84.
 Arthington 231. 239. 248.
 Artmann, Miss. 360.
 Arunafalam Bbl. 62.
 Arupi 552.
 Ärztliche Mission 112.
 Asante 322. 415.
 Ashe, Rev. R. P. Bbl. 3.
 Astien, 18. 369 f. 426 f. 442 f.
 Assam 379. 383.
 Atrolabe-Bai 79.
 Asu Bbl. 71.
 Attok 101. 217.
 Audh 383.
 Aufnahme i. d. Gemeinde 178.
 Aufruf an d. ev. Volk 145 ff.
 Aulie-Ata 452.
 Aurangzeb 97.
 Ausbreitungsgesellschaft, hoch-
 kirchl. 104.
 Ausfuhrzoll 37.
 Ausfah 444.
 Australien 17. 36. 74 f. 470 f.
 Bbl. 85.
 Austral. wesl. meth. Miss.
 Soc. 80.
 Ayanschi 469.
 Baber 97.
 Badeser, Dr. 242.
 Badoke West 515.
 Bagamoyo 302. 316.
 Bahana 98.
 Bahoaberge 548.
 Bailey, Miss. 165.
 Bailundu 339.
 Baker, Miss. 87.
 Bakhalata 552.
 Bakopi Bbl. 9.
 Balen v., Miss. 77.
 Ball, Dr. 295 f.
 Balle, Bischof 349.
 Balli 184.
 Bamangwato 21. 331. 332 f.
 551.
 Banerdschi Bbl. 40.
 Bangkok 378.
 Banianen 465. 504.
 Bannu 106. 222. 382.
 Bantuvölker 237.
 Banpai 546 f.
 Bapedi Bbl. 19 f.
 Baptisten 104. 340. 378 f.
 Barbadoes 46. 53.
 Barff, Ch. Miss. Bbl. 74.
 Baridua 105 f.
 Baring, Rev. 161.
 Barma 374. 378 f.
 Barnaul-Tomsk 452.
 Barotfi 546. 552 f.
 Bartle Frere 53. 485. Bbl. 49.
 Baseler Mission 340.
 Bassuto 185. 300. 545.
 Bassuto-Mission 332. 333 f.
 Bastar 357 f. 362. 368.
 Batâla 105. 107. 160. 433.
 511. 516. 564.
 Bateman, Miss. 107. 160.
 511. 562 f.
 Battamission 323.
 Bau 86.
 Bauro 82.
 Bayer, Hofpred. 237.
 Beck, B. Pfr. 139.
 Beckman, D. 135. 138.
 Bedford 471.
 Begoro 276 f.
 Behm, Dr. 273. 455.
 Belutschen 223.
 Belutschistan 104. 106.
 Benares Bbl. 62.
 Bengalen 18. 250. 380.
 Benin 22.
 Bentulen 355.
 Bentind 254. 260.
 Bergman, Miss. 184.
 Beraba Bbl. 44.
 Berthoud, Miss. 546.
 Besant, Frau 434 f.
 Betala 383.
 Bethanien 556.
 Bethel, Station 468.
 Bethesda 471. 529 f.
 Betichuanen 21.
 Betileo 343.
 Betul 137. 185.
 Beuster, Miss. Bbl. 31.
 Beutel, Miss. 160.
 Bhairam Deo 359.
 Bhamo 374. 379.

- Bhamalpur 225.
 Bhopalpatnam 359.
 Biafra-Bai 10.
 Bias 97. 99. 101. 166.
 Bibelüberf., Bengali 381.
 — —, Ewe 413 f.
 — —, japan. 371.
 — —, indische 345.
 — —, kantonesisch Bbl. 91.
 — —, koreanische 373.
 — —, Marshallsprache 90.
 — —, Rortlock 91.
 — —, Rota 82.
 — —, Pandschab 170.
 — —, Paschtu 218. 223.
 — —, Ponape 91.
 — —, Samoa Bbl. 73 f.
 — —, Suahili 227.
 — —, Tahiti 88.
 — —, Waganda Bbl. 2.
 — —, Witi 86.
 Bibi-Chanum 448.
 Bihe 339. 560.
 Bildung in Indien 259 f.
 Bimlipatam 364.
 Bink, Miss. 77.
 Binns, Miss. Bbl. 52.
 Birma 254.
 Bismarck 9 f. 35. 120. 124 f.
 Bismarck-Archipel 59. 79. 473.
 Bismampur 182.
 Black River Falls 183.
 Blantyre 330.
 Blengo 416.
 Blomstrand, Dr. 137.
 Bloomfield-Distrikt 471.
 Blythswood 334.
 Bode, Missionslied Bbl. 48.
 Boera 473.
 Boeren 48. 547.
 Bohner, Miss. 23.
 Bolivia 287.
 Bolubedu Bbl. 19.
 Boma 33.
 Bombay 434.
 Bomford, Rev. 7. 224.
 Bonny 22.
 Borabora 88.
 Borneo 384.
 Børresen 136. 185.
 Bosota Bbl. 3.
 Bothmann, Miss. 355. 361 f. 365.
 Botshabelo Bbl. 31.
 Bougainville Bbl. 71.
 Bradlaugh 434.
 Brahm 100.
 Brahma Pusei Bbl. 63.
 Brahui 104.
 Brauer, J. S. 402.
 Branntweinhandel 232. 332. 337. 340.
 — —, überseeischer 9 ff.
 — —, westafr. 268 f.
 Branntwein unter d. Naturvölkern 439 f.
 Breklum 354 f.
 Bremen 387.
 Brett, Miss. 470.
 Bridges, Miss. 470.
 Briggs, Mr. 224.
 Brinder, Miss. 337.
 Britisch-Induras 469.
 Brown, Dr. 250.
 Brown, Miss. 79.
 Bruat 83.
 Bruce, Miss. 107. 222.
 Brüdergemeinde f. Miss. d. Br.
 Brujo 290.
 Bruschin, Miss. 411.
 Buchanan 253. 257.
 Buchner, Dr. 439.
 Büchfel, D. 238.
 Budd Bbl. 21.
 Buddha 175.
 Buddhismus 114.
 Buddhist. Pagode 447.
 Buchara 427. 428 f. 442. 449.
 Bülow v., Pientn. 131.
 Bultmann, Miss. 408 f.
 Bunscholdt 135.
 Burjäten 444.
 Burton 461.
 Buschmänner 557.
 Busch neger 50. Bbl. 24.
 Busse, Pandschab-Mission 97 ff. 160 ff. 217 ff.
 — —, Wagandakirche Bbl. 1 ff.
 Butaritari 91.
 Büttner, Miss. 179.
 Calfer, van, Bbl. 45.
 Calvert, Miss. 86. 475.
 Canada 468.
 Carey, W., Miss. 253. 481 f. 499.
 Carnarvon 470 f.
 Cathcart 90.
 Centralamerika 16 f.
 Centralasien, russ. 426 f. 442 f.
 Cetewayo 21.
 Chahal 515.
 Chalmers, Dr. 472. Bbl. 79.
 Chatam-Inseln 406.
 Chester, E. Dr. 15. 78.
 Chevalier, P. 27. 78.
 China 18. 129. 373 f. 529 f.
 China Inland Miss. 240 f.
 Chinesische Sprache Bbl. 86 f.
 Chinois peints par eux-mêmes 281 f.
 Chiwa 427. 449 f.
 Choctaw Bbl. 43.
 Chodscheli 452.
 Chomikav 448.
 Chorasan 430.
 Christiansen, Miss. 323.
 Christlieb, Prof. 54.
 Christlieb, Zur Literatur des Unglaubens 433 f.
 — —, Missionsanfänge im Punjab 510 ff. 562 ff.
 Chuhra 510 ff. 562 ff.
 Chuquisaca 287.
 Church Miss. Soc. 97 ff. 239.
 Church of Engl. Zenana Soc. 239.
 Chutia Nagpur Bbl. 28.
 Clapham 255.
 Clark, R. 103. 105 f. 168. 218. 222.
 Clark, Dr. S. M. 112.
 Clartabad 107 f. 112. 160.
 Clarke, Archidiacon 80. 474.
 — —, Colonel 333.
 Clausen 355. 356. 367.
 Clausen, Miss. 323.
 Clay, Miss 108. 112.
 Cleveland, Präf. 468.
 Clive 250.
 Coan, Dr. Bbl. 41.
 Coast Castle 22. 408.
 Coba 127.
 Coerepina Bbl. 44.
 Coillard, Miss. 330. 547 ff.
 Colbeck, Rev. 379.
 Condah-See 76.
 Consejo 469.
 Cook 242. 484. Bbl. 71.
 Cooftown 75. 471.
 Cordes 352 f.
 — —, Rückblicke Bbl. 81 f.
 Cornwallis 250.
 Corozal 469.
 Corrie, Dan. 253. 255. 258.
 Cotton, Bischof 168.
 — —, Ingen. 360. 380.
 Cox, F. 107.
 Crepeland 409.
 Cromther, S. 340.
 Cru 82.
 Dajakken Bbl. 42.
 Dal, Miss. 320.
 Dalsailama 104.
 Dalgettyberge 470.
 Dalhousie 259.
 Dame, Miss. 320.

- Damon 89.
Dänemark 318 f.
Dänische Mission 136.
Dänisch-holl. Mission in Indien 345 ff.
Danfelmann, Dr. von 14. 22.
Danks, Miss. 79.
Darwin, Prof. 75.
Däuble, Miss. 411.
Daud Singh 108. 160. 219.
Davies, Miss. 87.
— —, Mr. 372.
Dera Ghazi Khan 106. 223.
Dera Ismael Khan 106. 222 f.
Deradschât 102. 106. 162. 221.
Derwische 450.
Deutsch-Ostafrika s. Ostafrika.
Decken, v. d. Bbl. 59.
Decker, Past. 355 f.
Delagoa-Bai 332.
Delena 79. 473.
Delhi 97. 104.
Demerara 17.
Dempster 21.
Dhalip Singh 102.
Dharmasala 166 f.
Diehl, Miss. 338.
Dieri-Stamm 471.
Diebstahlkamp, Past. 227. 233.
Diestermweg 21.
Dieterle, Miss. 23. 547.
Dietrich, Missionspredigtreisen 417 f.
Djerien 184.
Djimma 184.
Doane 91 f.
Dodd 242.
Dolmetscher 66.
Don, Rev. 335.
Doreh 77.
Dorner 113.
Downes 169. 221.
Dschatga 150. 329. Bbl. 57 f. 59.
Dschaluit 90.
Dschandiala 107. 112.
Dschanlam 97. 101. 167.
Duabs 105.
Duff, M. 258.
— —, Dr. 267.
Dufferin 382.
Dummagudiam 360.
Dunedin 85.
Dunganen 428. 447.
During Bbl. 23 f.
Düring, Miss. Bbl. 43.
Duta Bbl. 5.
Eben-Ezer 76.
Ebon 90. 236. 475.
Edhoff, Pfr. 137.
Edwardes, S. 217. 222.
Edwardesabad 222.
Edwards, Th. Rev. 166.
Efat, Insel 85.
Egede Bbl. 21.
Ehe eingeborner Christen 177.
Einfluß d. Branntweins 439 f.
Einfluß auf Eingeborne 460 f.
Einfuhrzoll 37.
Eingeborne, ihre Behandlung 62 f.
Eingeb. Christ als Mitglied d. Gesellschaft 180.
Einteilung der Relig. 171 f.
Etholm, Miss. 185.
Etsman 135.
Etim, Station 471.
Elice Bbl. 80.
Elnasti Bbl. 5.
Elnastie 111. 168.
Emae 85.
Emin-Bei 328.
Enbobo Bbl. 28.
Endemann, Miss. 300. 309.
England 98.
Enator 85.
Erhardt, Miss. 227. 229.
Eromanga 84.
Erstine 77.
Erziehung d. Neger 129. 498. 525 f.
Estimo 16. 44. 318.
Effer 177. 180.
Egal 91.
Evangelisierung der Welt 242.
Evangelisten 242.
Ewe 409 f. Bbl. 96.
Eyssee 75.
Faber, Miss. 179. 373 f.
Fabri, D. 271.
Fabricius 345.
Faddy, Hauptm. 107.
Falin 185.
Farinatown 75.
Farler 310.
Fathgarh 562.
Fayün 531.
Fefan 92.
Fefin, Miss. Bbl. 2.
Fergana-Gebiet 452.
Ferguson 167.
Fernando Po 340.
Festensen, A. 355. 361.
Fetischdienst 114.
Feuerland 470.
Fienisch, Schlesw.-Holst. M.-G. 318 f. 354 f.
Fila 85.
Findelhäuser in China 529 f.
Finte-Fluß 75.
Finnisch-lapp. Mission 318.
Finnlandmission 136.
Finsch, Dr. 79.
Fischer, Dr. 20. 134. 299. 305 f. 327 f.
Fitch, Miss. Bbl. 59.
Fitzpatrick, Miss. 105 f. 224.
Flato, Miss. 408 f.
Fliegen Schmidt, Pfr. 237.
Flierl, Miss. 150. 236. 471 f.
Florida 81 f.
Floß, Miss. 86.
Fly-Fluß 77 f.
Forbes 472.
Formosa 377 f.
Forster 484.
Fosterlands Stiftelse 184 f.
Fox, Rev. 242.
Frankfurter Zeitung 54.
Franklin, Miss. Bbl. 32.
Frankreich 17. 125. 342.
Französl. ev. Miss. 545 f.
Frazer, Miss. 84.
Frauenmission 381.
Frauenverein f. China 185. 534.
Freidenkertraktatgesellschaft 438.
Freistaffelnd 51 f.
French, Dr. 162. 222.
Freretown 306. Bbl. 49 ff. 60.
Frenslinghausen 345 f.
Fries, stand. Miss.-Konferenz 134 f.
Fristedt, Miss. 135.
Friße, Senator 406.
Fukien 375.
Funde, Past. 49.
Künststromland 97. 103.
Fu Tscheu 286.
Futuna 84.
Gabelenz, v. d. Bbl. 87.
Gaben für die Mission 516 f.
Gibun 125. 317. 342. 408.
Gallaland 137. 184. 235.
Galtshas 443.
Gambia 15.
Ganges Bbl. 63.
Garland, Kapit. 89.
Gast 234.
Gazellenhalbinsel 80.
Gebetswoche Bbl. 93.
Geisterdienst 173.
Gelu 445.
Genähr, Miss. 531. 535.
Gerhardt, Miss. Bbl. 45.
Geride 345 f.
Germania 120 f. 124.
Germann, Ausgang d. dän.-holl. Miss. in Indien 345 ff.

- Gesellschaft, ostafrik. 33. 227.
 Gesellschaftsinseln 17. 88.
 Ghasnevide 97.
 Ghaurs 97.
 Gilbert-Inseln 89. 90. Bbl. 80.
 Gin 13.
 Giraama Bbl. 51. 53.
 Glaubensmission 242 f.
 Glaubenswachstum Bbl. 38.
 Gloag, Spekulat. Theologie 113 ff. 171 ff.
 Gnadenhal 38.
 Göcking, Miss. 535.
 Godavary 358. 360.
 Godscham 184.
 Godt, D. 355. 361.
 Goedgedacht 547.
 Goldammer, v. 338.
 Goldküste 10 f. 12. 21. 37. 238. 322. 341. 408. Bbl. 67. 
 Gonda 185.
 Gonds 358.
 Gordon Pascha Bbl. 2.
 Gordon, Miss. 163. 223. 511.
 Göring, Dr. 338.
 Gofner Bbl. 20.
 Govindpur 101.
 Govind Singh 99. 101.
 Grace, Miss. 81.
 Graff, Miss. 408 f.
 Grant, Ch. 250. 257.
 Granth 99 f.
 Granville 9.
 Grenfell, Rev. 339.
 Grenville, Kap. 75.
 Grenzinspektierung Bbl. 39.
 Gribble, Miss. 75. 470.
 Griffith 75.
 Gring, Ambr. d. 182.
 Grönland 16. 46 f. 136. 318. Bbl. 42.
 Grönning, Miss. 323. 405.
 — —, Insp. 356.
 Groth, Miss. 410.
 Grundemann 13. 237. 248.
 — —, Les Chinois 281 f.
 — —, Livingst. Last journ. 455 f. 502 f.
 — —, Missionsstatistik 181 ff.
 Grundtvigianer 136.
 Grüneberger, Miss. 547.
 Guadeloupe 475.
 Gudscherati 104.
 Guilford 108.
 Guinea 22.
 Gujranwala 511. 515.
 Gujrat 515.
 Gunn, Dr. 84.
 Gur-Emir 448.
 Guru 99 f.
 Gurumukhi 104. 562.
 Gütlaff, Dr. 533.
 Guyana 50. 470.
 Haag, Miss. 178.
 Hackfeld 89.
 Hagenauer, Miss. 75 f. 79. 471.
 Hägert 247.
 Hahn, Dr. 51.
 Haiderabad 105 f.
 Haig, General 359 f. 363.
 Haiti 122.
 Haffasprache Bbl. 87.
 Halima 505.
 Hamburg 12.
 Handel u. Mission 481 ff.
 Handford Bbl. 53.
 Handtmann, Miss. 361.
 Hanington, Bischof 133 f. 239. 326 f. Bbl. 16. 54 f.
 Hansen, Miss. 323.
 Hanspach, Miss. 530. 535 f.
 Hardie, Ch. Bbl. 76.
 Har Govind 101.
 Harimandar 99.
 Harris 99 f.
 Harleß, Miss. 367.
 Harms, Egm. Bbl. 21.
 — —, Gl. 321.
 — —, L. 369. 402.
 Harrar 326.
 Harrington 107.
 Harrisburg 182.
 Harrison 469.
 Hartmann, Miss. 544.
 Hartmann, Chinesische Sprache Bbl. 86 f.
 Haslett 468.
 Hasselt, v., Miss. 76. 471.
 Haughton 444.
 Hauhan 80.
 Hauser, Jakob, Miss. 183.
 Hawaii 17. 86. 88. 127.
 Heber, Bischof 255.
 Heelis, Mr. 361 f.
 Hee-Wadum 349.
 Hegel 114.
 Heilsarmee 244.
 Heilswege d. Heiden Bbl. 60 f.
 Heine 406.
 Heintze, v. 355.
 Heise, Miss. 405.
 Hendrich, Miss. 384.
 Herbertsdale 336.
 Herero 51 f. 123. 127. 132. 146.
 Seri-Rud 43.
 Hermannsburger Mission 74.
 Hermannsburg, Station 75.
 Hervey-Inseln 88.
 Hewlett, Miss. 112.
 Heydt, v. d. 130.
 Higginson 84.
 Hildebrand 20.
 Hillno, Missionslied Bbl. 16.
 Himalaya 164 f.
 Hindi 104.
 Hindukusch 220.
 Hindus 44. Bbl. 61.
 Hinduistan 104.
 Hinterindien 18. 378.
 Ho 413. 415.
 Hobarttown Bbl. 77.
 Höber, Insp. 355 f.
 Hoefen, van 177.
 Hofmeyer, Miss. 547. Bbl. 30.
 Hofianga-Bai 81.
 Hoflosprache Bbl. 87.
 Holub, Dr. 21.
 Home Mission 183.
 Honduras 469.
 Hongkong 376. 529 f.
 Honolulu 89.
 Honoré 406 f. Bbl. 66.
 Hooper, Miss. 438. Bbl. 15.
 Hörberg, P. 137.
 Horden, Bischof 469.
 Hottentotten 21. Bbl. 20.
 Houghton, Miss. 326.
 Hova 19 f.
 Hoy, Miss. 183.
 Huahine 88.
 Hudsons-Bai-Komp. 16. 36.
 Hughes, Miss. 218.
 Humboldt 118.
 Hume 118.
 Hyde, Dr. 92. 476.
 Jackson, Ch. Dr. 468.
 Jagdalpur 359. 361.
 Jagt, v. d. Dr. 180.
 Jairus, Pastor 182.
 Jakobs River 408.
 Jaimaita 46. 50. Bbl. 19.
 Janfrüchte, Miss. 180.
 Jänide 387. 533.
 Janß, Miss. 180.
 Japan 18. 129. 182. 369 f.
 Jaques, Mr. 342.
 Javanische Miss.-Konf. 176 ff.
 Jeanmairat, Miss. 555. 559.
 Jennie Walker 90 ff.
 Jens, Miss. 77.
 Jensen, Past. 323. 354.
 Jespersen, Dr. 319.
 Jesuiten 120 ff. 233. 343. 561.
 Jeyppur 362. 367.

- Zehnpurgebirge 358. 362.
 Zerahim 223.
 Zlala 506.
 Zmad-ed-din 108 f. 220.
 Zmam Schah 219.
 Zmerina 19.
 Zmmanuelssynode 471.
 Zmtang 85.
 Zndianer 16. 137. 183.
 Zndianermiffion 469.
 Zndien 185. 249 f. 345 ff.
 380 f. 510 ff.
 Zndien, Unglauben in 433 f.
 Zndien, Niederl. 384.
 Zndobritifche Regierung 53.
 Zndrabatifluß 359. 363.
 Zndus 97. 102.
 Zngerfoll 435 f.
 Zngre 290.
 Znouge 369.
 Znternationale Charakter der
 Miff. 45 ff.
 Zngati 550.
 Zoest 440
 Zohanna=Inſel 465. 466.
 Zohannfen, Miſſ. 323. 325.
 Zohn Miſſ. 348 f.
 Zohnſon, L. 221. Bbl. 28.
 Zohnſton 439.
 Zones, Miſſ. 82. 134. 327.
 474.
 Zönköp. Miſſionsverein 185.
 Zordt, Miſſ. 323.
 Zofenhans, Inſp. Bbl. 67.
 Zririkſt 85.
 Zſabel 81.
 Zſchtanakaſchandscho Bbl. 43.
 Zſlam 99.
 Zſſoudun 78.
 Zſſut-Kul 454.
 Zto, Graf 369.
 Zttameier, Pfr. 234.
 Zuden in Centralaſien 429.
 Zudenmiſſion 139.
 Zühlfte, Dr. 300 f.
 Zufes, Miſſ. 218.
 Zufes, Dr. 223.
 Zufongebiet 468.
 Zung, Dr. E. 80.
 Zabaka 328. Bbl. 12.
 Zabakadai 80.
 Zabarega Bbl. 3.
 Zabir 99.
 Zabylen 342
 Zadschu, Rev. 162. 166.
 Zaffern 21. 51 f.
 Zafiriflan 220.
 Zagei Bbl. 1.
 Zaiser Wilhelms-Land 79. 367.
 471. 472.
 Miſſ.-Ziſchr. 1886.
 Raile 472.
 Raſhyen 379.
 Raſahandi 358. 368.
 Raſafaua 17.
 Raſil 80.
 Raſkar, Dr. 136. 296.
 Raſkutta 15. 19.
 Raſmiliden 444 f. 454.
 Raſo 472.
 Ramaharero 337.
 Ramerun 37. 59. 62. 120 f.
 146. 206. 238. 268. 340.
 Ramliſeni Bbl. 51. 53. 60.
 Rämmerer, Miſſ. 351 f.
 Ranakas 17.
 Randahar 163.
 Rane 557.
 Rangramiſſion 105. 166. 222.
 Rannibalen 472.
 Ranton 375.
 Ranyanga 559.
 Rapakapa 472.
 Rapitai 127.
 Rap-Rolonie 46. 51. 332. 336.
 Rarague Bbl. 3.
 Rara-Kirgiſen 429.
 Rarakul 453.
 Karatſchi 105 f. 163.
 Karenen 18. 136. 379.
 Karolinen 59. 89. 91.
 Karolinenfrage 127.
 Raſai 339.
 Raſchmir 102. 104. 106. 162.
 167.
 Raſts 429.
 Raſtholiſen 8. 78. 120 f.
 — — in Centralaſien 451.
 — — in Nule 473.
 Ratikiro Bbl. 4.
 Raſchin 379.
 Ratte-Kurgan 428.
 Rauai 89.
 Kaufmann, d. deutſche 485 f.
 Ravala 329.
 Rameri Bbl. 63.
 Rawirondo 134. 327.
 Raye 82.
 Rebi 328.
 Reene 107.
 Keith-Falconer, Miſſ. 242.
 Reniagebirge 150. 233.
 Kerbala 342.
 Kerepuru 473.
 Kermima 442.
 Kerr, Dr. 254.
 Keta 412.
 Kettſewell 77.
 Khabibarpaß 106.
 Khabatſolu Bbl. 31.
 Khabſa 101.
 Khama 333. 546. 551 f.
 Khan, Golam 382.
 Khanpur 162.
 Khaſchane Bbl. 19.
 Khung-Fu-Tſ 286.
 Kiernander, Miſſ. 250.
 Kiſebuſch, Miſſ.a. Sambeſi 545.
 Kilimandſcharo 133. 239. Bbl.
 13.
 Kincolith 469.
 Kind, Dr. 234.
 King Williams Town 335.
 Kinkunan 80.
 Kinſembo 22.
 Kioto 372.
 Kirgiſen 430.
 Kirſ, J. 309.
 Kiſtenmacher, Miſſ. 320.
 Kiſuabeli 233.
 Kiſulutini Bbl. 51. 60.
 Kiungani 307. 329.
 Kiwai 77.
 Kleinſchmidt 338.
 Klügge, E. 537 f.
 Kioſe, Miſſ. Bbl. 85.
 Knat, Paſt. 534. 541 f.
 Knoſſes 380.
 Knothe, Sup. Bbl. 32.
 Knowles 170.
 Knudſen, Miſſ. 134. f. 345.
 352. Bbl. 85.
 Kobelt, Miſſionsfeſt 151 ff.
 Koſoid 136.
 Köhnke, Miſſ. 323.
 Koimbatur 185.
 Kois 358.
 Kofan 442. 444.
 Kofi Bbl. 3.
 Kofhs Bbl. 28.
 Kolhemiffion, engl. 383.
 Kollerte 158.
 Koller, Paſt. 237.
 Kolmodin 135. 138.
 Kolonialbewegung 4 f. 9. 213.
 Bbl. 37.
 Kolonialpoſtit 39 ff. 130.
 203 f. 232.
 Kolonialregierung 46 f. 123.
 127.
 Kolonialſchulweſen 73.
 Kolonialverein 30 f.
 Kolonialverwaltung 62 ff.
 Kolonialzeitung 30. 33.
 Kolonien, dänische 56.
 — —, deutſche 56. 485 f.
 — —, engliſche 57.
 — —, franzöſ. 56.
 — —, portug. 56.
 — —, ſpaniſche 56.
 — —, Miſſion in d. 145 ff.

- Kolonisation 49 ff.
 Komoren 465.
 Konferenz dtsch.-ev. Miss.-Ges.
 9. 30.
 Kongo 21. 22. 138. 184.
 Kongo-Konferenz 10. 30. 32.
 52. 72.
 Kongo-Mission 339 f.
 Kongostaat 245.
 Königin-Charlotte-Insel 469.
 Koopmann, Bischof 324. 354.
 Kopenhagen 345 f.
 Kopp, Miss. 14. 19. 23 f.
 Kopra 86.
 Koraput 363. 366.
 Korea 373. 375.
 Korrespondenz, Kol.-polit. 297.
 Kot Kangra 166.
 Kötigär 105. 164 f.
 Kowad 367 f.
 Kpengoe 415.
 Krapf, Miss. Bbl. 49. 59.
 — —, Dr. 227. 229. Bbl. 2.
 Kreolen 20. 469.
 Kreuzberg 310.
 Krone, Miss. 325
 Krönlein, Miss. 325.
 Kronstadt 85.
 Krubong 440.
 Krüger, Präsid. Bbl. 17.
 Kschatriyakaste 98.
 Kudelur 345.
 Kulscha 427. 446.
 Kuli 75.
 Kulturvölker 174.
 Kumas 322.
 Kunamaland 137.
 Kung, Prinz 376.
 Kurden 138.
 Kuria 91.
 Kuruman 550.
 Kurze, Kundschau 74 f. 287 f.
 468 f.
 Kusaie 89 f. 475.
 Kusokswimfluß 468.
 Kuttalam Bbl. 62.
 Kwang-si 375.
 Kyselang 47. 104. 167.
 Lacascade 474.
 Ladenborff 535.
 Ladhsmith 336.
 Lagos 37. 341. 489.
 Lahör 97. 101. 104 f. 161.
 383. 433. 515.
 Lahoul 47.
 Lafemba 86.
 Lafon 378.
 La Lomo 23. 38.
 Lamaismus 165.
 Lamas 445 f.
 Lamb, Hauptm. 107.
 Landsell, Dr. 426 f. 442 f.
 Laos 378.
 La Perouse Bbl. 71.
 Laplace, Kapitän 17.
 Lappen 16. 137.
 La Roche, Miss. 387.
 Lavigerie 316.
 Lawes, Miss. 77.
 Lawrence, H. 102 f. 105. 162.
 — —, Sohn 103. 105. 261.
 Lawrie, Miss. 86.
 Lazarus, Rev. 436.
 Lea-Lunji 552. 560.
 Lechler, Miss. 185. 536.
 Leidemann, Miss. 346.
 Leighton 107.
 Lender, Defan 123.
 Lenz, Dr. 13.
 Leon, Port. 79.
 Lepers-Insel 82.
 Leribe 547.
 Leshoma 552. 557.
 Lestuto 546 f.
 Lettshebe Bbl. 32.
 Lewis, A., Rev. 223.
 Liberia 13. 37. 402.
 Lieber, Miss. 402.
 Liefeldt, Miss. Bbl. 27.
 Lilong 530.
 Limpopo 331. 546 f.
 Lindström 135. 139.
 Litchfield, Miss. Bbl. 2.
 Liturgie bei Missionsfesten 154.
 Livingstone 26. 132. 304. 487.
 553.
 Livingstones Begleiter 464 f.
 Livingstone Inl. Miss. 184.
 Livingstones Last Journ. 455 f.
 502 f.
 — — Tod 506 f.
 — — Verkehr mit Eingeb.
 456 f.
 Livingstonia-Mission 330.
 Livingstac, P. Bbl. 12.
 Loanda 244 f.
 Lo-Bengula 546. 550 f.
 Lobethal Bbl. 32.
 Logan, Miss. 90 f.
 Lohann, Miss. 323 f.
 Lohr, Miss. 182.
 Londoner Mission 77. 472.
 Longalibalele 551.
 Lopez 408.
 Lord, Miss. 469.
 Losap 91.
 Loti Bbl. 32.
 Louis, Miss. 325. 530. 544.
 Lourdes, P. Bbl. 6.
 Loufiaden 473.
 Lovedale 334.
 Löwe, Ric. 402.
 Löwenthal, Miss. 136. 218.
 Lowry, Dr. 245.
 Loyalty-Inseln 82. 474. Bbl.
 80.
 Lualaba 504.
 Lubari Bbl. 2.
 Lübeck 324.
 Lüderitz 9. 35.
 Lüderitzland 337.
 Ludhiana 104.
 Lufanor 91.
 Lufolola 339.
 Luli 428.
 Luni Bbl. 58.
 Lundaht, B. P. 137.
 Lunde 549.
 Lützens, Dr. 319.
 Mabilie, Miss. 546.
 Mabuia 78.
 Macaulay, Zach. 252.
 Macfarlane, Miss. 78.
 Macheng 552.
 Machilolumbu 558.
 MacKay, Ingenieur Bbl. 1 ff.
 — —, Miss. 309. 327 f. 377.
 Mackenzie, Miss. 85. 304.
 MacLagan, General 108.
 Macleod 266.
 Madagaskar 19. 32. 125.
 135. 342 f. Bbl. 95.
 Madhopur 511.
 Madiapatti 364.
 Madras 136. 250. 345. 364.
 434.
 Madura 185. 384.
 Maduresen 177. 180.
 Magila 310. 329.
 Magwamba 546.
 Mahanoro 343.
 Maharadscha 98.
 Mahmud 97.
 Mahnruf an die akademische
 Jugend 213 ff.
 Mahratten 98.
 Maiana 91.
 Majameram Bbl. 86.
 Maiba 79.
 Maiba 473.
 Makati 546.
 Makololo 504. 552. 554.
 Makure 85.
 Malabich 22.
 Malaguna 80.
 Malajalam 384.
 Malan 547.
 Malandsche 244.

- Malejjalen 136.
 Mali 85.
 Malianfobe 549.
 Maliki 340.
 Maller 224.
 Mallet, Paſt. 388 f. 400 Bbl.
 67.
 Malmö 134.
 v. Maſbahn-Gülz 122.
 Maſua 87. Bbl. 76 f.
 Maſmonlap 90.
 Maſmoia Bbl. 15.
 Maſmowa 561.
 Maſmunge Bbl. 59.
 Maſdale 379.
 Maſdara 329. Bbl. 59.
 Maſdwa Bbl. 4.
 Maſguato 551.
 Maſſidivifonta 361.
 Maſſifrämman 185.
 Maſila 78.
 Maſjuema 504.
 Maſſing, Kardinal 120.
 Maſo Wadrola 82.
 Maſſinam 76. 471.
 Maſtram Bbl. 63 f.
 Maſſſchuh 428.
 Maſſſchurei 377.
 Maſſyema 457.
 Maſori 17. 80 f. 406.
 Maſoriſynode 474.
 Maſarai 91.
 Maſdana 98.
 Maſdianberge 358.
 Maſe-Inſel 82. 474.
 Maſiko 556.
 Maſiſſhane Bbl. 32.
 Maſiſsburg Bbl. 30.
 Maſſejaſ-Inſeln 89.
 Maſſhalinſeln 90. 127. 235.
 475.
 Maſſhman, Miſſ. 253.
 Maſſin, Oberſt 105. 168. 218.
 Maſſyn, H. 253.
 Maſai 239. 326.
 Maſafre Bai Bbl. 71.
 Maſangen 428.
 Maſaroa 559.
 Maſonda 549.
 Maſſaua 184. Bbl. 28.
 Maſſett 469.
 Maſubieas 554.
 Maſabiſh 36.
 Maſaſo 85.
 Maſebelen 331. 546 ff.
 Maſhabata, Sam. Bbl. 30 f.
 Maſhibo Bbl. 20.
 Maſſhews Bbl. 52.
 Maſupi 80.
 Maſu 85.
 Maſwell, Dr. 169.
 Maſaiſindianer 469.
 Maſaveram 353.
 Maſer, Rev. 222.
 Maſaruf Bbl. 52.
 Maſeod 166. 224.
 Maſede 84.
 Maſſa 98.
 Maſaneſten 14. 18. 81.
 Maſeleſt 184.
 Maſſe, Miſſ. 411.
 Maſſenoniten in Aſien 452.
 Maſſenſky 237. Bbl. 19.
 Maſiaſh 360.
 Maſſi, Miſſ. 166.
 Maſſin 427. 429.
 Maſſaſaſhta 469.
 Maſſer, Joh. Miſſ. 17.
 Maſſer, E. Miſſ. 471. Bbl. 85.
 Maſſan Pauluſ 108.
 — — Saſit, Rev. 108.
 Maſſaſhel Bbl. 28.
 Maſſiſſen, Miſſ. 84.
 Maſſleton, Biſchof 255.
 Maſſado 369.
 Maſſluſho Maſſay 79.
 Maſſroneſten 18. 89. 235.
 Bbl. 39.
 Maſſe 90.
 Maſſe, Miſſ. 85.
 Maſſiſſon, Frau 137.
 Maſſambo 20 Bbl. 3.
 Maſſat 218.
 Maſſa 450.
 Maſſaſ 101.
 Maſſion der Brüdergem. 15.
 46. 51. 76. 104.
 — —, däniſche 322.
 — —, däniſch-halliſche 345 f.
 — —, holländ.-indiſche 57.
 — —, Leipziger 185.
 — —, ſchwed. 137. 183 f.
 — — ſchwed. Staatsſt. 184 f.
 — — eine Zeitfrage 3.
 — — in der Heimat 390 f.
 — — in Oſtafrika 297 f.
 — — d. reform. Kirche 189 f.
 — — und Handel 481 ff.
 — — und Koloniſation 49 ff.
 58 f.
 — — und Politik 232.
 Maſſionare, deutſche 56.
 Maſſioners 242.
 Maſſionsarbeit und Staatsre-
 gierung in Indien 249 f.
 Maſſionsbeiträge 145 ff.
 Maſſionsbeiträge in England
 . 516 f.
 Maſſionsbetrachtungen Bbl.
 17 ff. 40 ff.
 Maſſionsbettag Bbl. 93 f.
 Maſſionsbewegung in England
 241.
 Maſſionsbund, Schwed. 138.
 Maſſionsdebatte im Reichstag
 120.
 Maſſionserfolg 53.
 Maſſionſeſt, das 151 ff.
 Maſſionsgefahr, e. neue 193 ff.
 Maſſionsgeiſt in d. Heimat 240.
 Maſſionsgeſchichtſchreibg. 297 f.
 Maſſionsgeſellſchaft, Baſeler 9.
 146. 238.
 Maſſionsgeſ., Bayr. 150. 233.
 235.
 Maſſionsgeſ., deutſch.-ev. 182.
 Maſſ.-Geſellſch., Dresden-Leipz.
 345.
 Maſſionsgeſellſch., Goſſnerſche
 238.
 Maſſionsgeſellſch., kirchl. 80.
 218. 518.
 Maſſionsgeſellſchaft, Leipziger
 236. Bbl. 81 f.
 Maſſionsgeſellſch., Lond. 240.
 Maſſionsgeſellſch., Norddeutſche
 10. 238. 385 ff. 487. Bbl.
 65.
 Maſſionsgeſellſch., oſtafr. 226 ff.
 297 ff.
 Maſſionsgeſellſch., Pariſer 342.
 545 f.
 Maſſionsgeſellſch., Rhein. 10.
 21. 52. 146. 238.
 Maſſionsgeſellſchaft, Schleſw.-
 holſt. 318 f. 354 f.
 Maſſionsgeſellſch. Utrechter 76.
 471.
 Maſſionſhadiſſa 220.
 Maſſionſhandelsgeſ., Baſel. 9.
 27.
 Maſſionſkonferenz in Branden-
 burg 237.
 — —, in Bremen 9 ff. 121.
 280.
 — —, in Kaſſutta 15.
 — —, in Pommern 238.
 — —, in Sachſen 237.
 — —, in Schleſien 238.
 — —, in Skandinav. 134 ff.
 — —, in Thüringen 238.
 Maſſionſlied Bbl. 16. 47. 48.
 Maſſionſloſung, dreifaſche Bbl.
 37.
 Maſſionſpredigt 155. 240.
 Maſſionſpredigtreiſen 417 f.
 Maſſionſrundſchau 74 f. 119 f.
 231 f. 369 f. 468 f.
 Maſſionſſchiff für die Südſee
 522 f.

- Missionschriften 159. 237.
 Missionschulen 73. 262.
 Missionsstatistik 181.
 Missionsverein, allg. prot. 43.
 Mitchell, Ch. 331.
 Mittelamerika 469.
 Mittel gegen Branntwein 28 f.
 Mullo 184. Bbl. 28.
 Moeti Bbl. 31.
 Mohammedanismus 176. 429.
 447 f.
 Mühl, Miss. 352.
 Molepo 546.
 Müller, Bibl. Ansprache Bbl. 33.
 Mombas 150. 234.
 Mombas-Mission 327. 329.
 Bbl. 49.
 Mombassa 298.
 Mongolen 97.
 Monowari 77.
 Montgomery, W. 103. 105.
 168. 222.
 Monpai 548.
 Moody 242. 248.
 Moore, P. 182.
 Morantiane 554. 557.
 Morea, 88.
 Moreane Bbl. 32.
 Moresby, Port 77 f.
 Morgenstern 89 f.
 Mori 369.
 Morin, Dr. 342.
 Mormonen 81.
 Morrison-hill 535 f.
 Mortlock-Inseln 91.
 Moselikati 550.
 Moskito 46 f. 52. 178. 469.
 Moslem 101.
 Mofamedes 244.
 Mofseibai 336.
 Mota 81 f.
 Mottupaleiam 353.
 Motumotu 472.
 Moule, Bischof 375.
 Moulton, Miss. 87.
 Mparira 554.
 Mpololo 552.
 Mwapwa Bbl. 56.
 Masala Bbl. 13.
 Mtesa 327. Bbl. 1 ff. 95.
 Muanga Bbl. 12 f.
 Mudschafi Bbl. 14.
 Mugali Bbl. 5.
 Mutafa Bbl. 5.
 Mufimbungu 138. 184.
 Müller, Joh., Miss. 15. 23.
 —, Gg. 242.
 —, Max 113. 171.
 —, Schiffsprediger 406.
 Multan 102 f. 106. 162. 224.
 Multas 429.
 Mumtrefhagamut 468.
 Murdoch, Dr. 433 f.
 Mürdter, Miss. 322.
 Murray-Insel 77 f. 472.
 Murrumbidgee 75.
 Musoni 469.
 Mutle Bbl. 30 f.
 Muzaffargar 225.
 Mwalima Bbl. 11.
 Mwanga 327.
 Nabulagala Bbl. 12.
 Nachtigal, Dr. 10. Bbl. 19.
 Nachfeier d. Missionsfeste 156.
 Nadir Schah 98.
 Nagpur 358.
 Nafabia Bbl. 5.
 Naliele 552.
 Namakirthanam Bbl. 64.
 Namaland 52. 127. 132. 146.
 Namerik 90.
 Nanak 98 f.
 Nanuti 91.
 Napier, Oberst 107.
 Narowal 107 f. 383. 563.
 Narasingpur 137. 185.
 Nassif 458 f. 465. 502 f.
 Natal 137. 184. 323. 332.
 Nath, Rev. 163.
 Rationalität der Missionare 57 f.
 Nationalreligionen 174.
 Nauhaus, Sup. Bbl. 32.
 Nautilus 235.
 Navab 97.
 Navarre, P. 78.
 Neander 135. 137.
 Neis 338.
 Nelson 406.
 Neubritannien 79 f. Bbl. 39.
 Neuendettelsau 236. 471.
 Neu-Guinea 51. 76. 146. 150.
 236. 238. 523. Bbl. 25.
 Neuguinea, brit. 472.
 Neuguinea, niederl. 471.
 Neugebiden 81. 83 f. 125.
 Bbl. 80.
 Neuirland 79 f. 473.
 Neu-Kaledonien 82. 125. 474.
 Neumann, Miss. 534.
 Neuseeland 69. 80 f. 406. 474.
 Bbl. 66.
 Neusüdwaies 75 f. 87. 470.
 Neu-Westminster 469.
 Neve, Dr. 170.
 New, Ch. 326.
 Newala 329.
 Newton, J. 105.
 Nguana-mina 553.
 Nganetsi 548 f.
 Nguna 85.
 Nias 384.
 Nicaragua 469.
 Nicoll 80.
 Niederl. Indien 384.
 Niederwolland, Miss. 179.
 Niger 21. 440.
 Nibon Bafchi 183.
 Nifima 372.
 Nine 87.
 Nobbs 82.
 Nommenjen, Miss. 323. 325.
 Nordd. Allg. Zeitung 45. 54.
 Norfolk-Insel 81 f.
 Norman, Miss. 111.
 Norton, Miss. 243.
 Norweg. Mission 135.
 Nottrott, Miss. Bbl. 28.
 Ntsoela 502 f. 505 f.
 Nufur-Sprache 77.
 Numea 82.
 Nyamonto 549.
 Nyangwe 458. 504.
 Nyankoe 550.
 Nyanza Bbl. 2.
 Nyassa 127. 304. 330.
 Oberlin, Ohio 243.
 Oceanien 74 f. 79.
 Ochs, Miss. 352 f.
 Odd Rois 358.
 Odiya 363.
 Oehler, Insp. 22.
 O'Flaherty 178. Bbl. 2 ff.
 Ogini 371.
 Oshandya 337 f.
 Oshayama 372.
 Olcott, Oberst 435.
 Olufonda 137.
 Omandongo 137.
 Omulongo 137.
 Omzila 551.
 Onastämme 470.
 O'Neill, Architekt Bbl. 1.
 Onitscha 22. 441.
 Opataia 91.
 Opolu Bbl. 76.
 Orakuenama 338.
 Orange Walk 469.
 Orenburg 452.
 Osamare Bbl. 23.
 Ostarsberg 137. 184.
 Ostafrika 14. 20. 35. 59. 127.
 133. 137. 146. 184. 234 f.
 297 f. 353. Bbl. 39. 95.
 Ostafrik. Miss.-Gesellsch. 226 f.
 Ostfriesland 387 f. Bbl. 68.
 Ostindien 404 f.

- Ostindische Gesellschaft 249.
 Ovamboland 136. 337 f.
 Ouz 453.
 Ozeanien 470 f.
- P**
 Pahala Bbl. 30 f.
 Palani 17.
 Palau-Insel 92.
 Palkonda 366.
 Palmas, Kap 22.
 Palmer, Fr. 90.
 Palmer, E. 107.
 Palmer, R. Oberst 107.
 Pandakaram Bbl. 64.
 Pandshab-Mission 97 ff. 104.
 160 ff. 217 ff. 382.
 Pangani 134. 302. 305. 309.
 Pango 85.
 Panschnad 97.
 Papua 44. 75. 470.
 Para Bbl. 44.
 Paramaribo 50. 321. 470.
 Bbl. 44.
 Parihaka 80.
 Pariser Miss.-Ges. 185.
 Parral 326.
 Pasche 346.
 Paschu 104.
 Pasrur 511.
 Patamatenga 556.
 Pathanen 97.
 Pattambakam 136.
 Pattersen, Bischof 82.
 Patna 358.
 Peacock, Miss. Bbl. 43.
 Pearse, Miss. 342.
 Pearson, Miss. Bbl. 2.
 Pease, Arzt 90.
 Pechuel-Loesche, Dr. 207.
 Pehamiri 474.
 Peki 409. 412. 416. Bbl. 67.
 Pele 85.
 Pelfer 334.
 Persewanikum 365.
 Perth 471.
 Peschamar 102. 106. 217.
 Peters, Dr. 312.
 Petersen, Miss. 184. 323. 325.
 361.
 Pfander, Dr. Miss. 218.
 Pierjon, Dr. 248.
 Pilcomayo 288.
 Pind Dadan Khan 163. 224.
 Pitfair 82.
 Plath, Prof. 15.
 Plath, Wünsche und Rat-
 schläge 62 ff.
 Pleßing, Miss. 411.
 Plutschow, Miss. 250. 320.
 Pohl, Miss. 361. 365.
- Pohle, Miss. 348.
 Pohlman, Miss. 184.
 Politik und Mission 7.
 Polynesien 18. Bbl. 71.
 Ponape 89. 91.
 Poreiar Bbl. 85.
 Porro, Graf 326.
 Port Hamilton 374.
 Port Moresby 472.
 Portugiesen 558.
 Povinda 222.
 Prätorius, Insp. Bbl. 20.
 Predigtreisen 417 f.
 Presbyterianer, amerik. 104.
 164. 515.
 — —, unierte 104. 515.
 Presbyt. For. Board 239.
 Pretoria 547. Bbl. 31 f.
 Price Bbl. 51.
 Prochnow, Dr. 164.
 Prügelstrafe 463.
 Pu 104.
 Punjab 435. 510 ff. 562 ff.
 Punnia Stallam Bbl. 62.
 Puntti Bbl. 87.
- Queensland** 75. 85 f. 471.
 Quetta 223.
 Quinius, Miss. 410.
 Quinney 468.
- R**
 Raab, Miss. 470.
 Rabai 326.
 Radshamundri 405.
 Radshaputen 564.
 Raipur 182. 358.
 Rajahmundry 356. 361.
 Rajatea 88.
 Ramahput 76.
 Ramanand 99.
 Ramdas 99.
 Rams 99 f.
 Ranavalona Bbl. 19.
 Ranchi 383 Bbl. 28.
 Rand, Miss. 89. 91.
 Randschit Singh 98. 101.
 Rarotonga 88.
 Ras Allola 184.
 Ras Gofana 184.
 Rathmann, russ. Centralasien
 426.
 Ravi 97. 99. 167. 565.
 Rebmann, Miss. 227. 229.
 Bbl. 49.
 Reform. Kirche d. B. St. 182.
 Regierung, deutsche 31 f.
 Regler, Miss. Bbl. 31.
 Reichard, Paul 130.
 Reichel 10. 15. 38. 314. 566.
 Reichel, Kolonialpolitik und
 Mission 39 ff.
- Reimers, Miss. 355. 366.
 Reiseprediger 423.
 Religionsgeschichtliche Studien
 113 ff. 171 ff.
 Religionsphilosophie 113 ff.
 Reuther, Miss. 166.
 Rhenius, Miss. Bbl. 85.
 Rho 474.
 Rhoo, Insel 77. 471.
 Ribe 229. 326.
 Richter, Pfr. 89.
 Ridley, Bischof 469.
 Riemenschneider 405.
 Riis, A. 322 f.
 Rio Pongas 127.
 Ripon 170.
 Riversdale 336.
 Robertson, Dr. 48.
 Robosi 554. 556. 562.
 Rodgers 107.
 Roggewein Bbl. 71.
 Roma Bbl. 3.
 Romaji-Bewegung 369.
 Rooney Miss. 79.
 Rösing, Geh. Rat 11 f. 269.
 Roskofsky 303.
 Rötger, Kapitän 475.
 Rottler, Miss. 348.
 Rottmann, H., Miss. 15. 23.
 27.
 Rountree, Miss. 224.
 Rovuma 306. 329.
 Royton, Bischof Bbl. 53.
 Ruapuke 407. Bbl. 65.
 Rubaga 178. Bbl. 1. 3.
 Ruck-Gruppe 91.
 Rückwirkung der Mission auf
 die Heimat 139.
 Rudin, B. 135. 138.
 Rulffen, Miss. 320.
 Rundschau, geograph. 287 f.
- S**
 Sabathu 164.
 Sagalla Bbl. 57.
 Sagar 137. 185.
 Saibai 78.
 Safalawa 20. 135. 343.
 Sake 85.
 Salis-Janson 547.
 Salomons-Inseln 81.
 Salur 365.
 Salzberge 162.
 Samarland 428. 448.
 Sambesi 185. 545 f.
 Sambesi-Expedition 330.
 Samoa 18. 87. Bbl. 71 f.
 Samojeden 138.
 Sanbegreen, Heilswege Bbl.
 60 f.
 Sandirapadi 350.

- Sandwich-Inseln 88.
 Santiagi Bbl. 61.
 Sanftbar 298. 326. Bbl. 1.
 Santa Cruz 81. 82.
 Santalmission 136. 185. 383.
 Sarasin, Pfr. Bbl. 67.
 Sartei Bbl. 61.
 Sarfan 454.
 Saroa 472.
 Sarten 429.
 Satledsch 97. 101. 164.
 Satoan-Lagune 91.
 Sauls-Poort 556.
 Saunders, Miss. 107.
 Savage, Miss. 432.
 Savaii 87. Bbl. 71.
 Savery 361.
 Sayer, Past. 400.
 Schaman 108. 171. 444.
 Schan 379.
 Schanghai 376.
 Schantung 377.
 Schaub, Miss. 530.
 Schelling 115.
 Schiiten 429 f.
 Schire 304. 330. 455.
 Schlegel, Miss. 413 f.
 Schmidt, L. 310.
 Schmidt, R. Miss. 321. 323. 357. 360.
 Schneider, Past. J. 135. 139.
 Schneider, Miss. 182.
 Schneider, E. 522.
 Schoa 184. Bbl. 28.
 Schottische Staatskirche 104.
 Schreiber, Dr. 38. 56. 238.
 Schreiber, Befegung deutscher Kolonien 56 ff.
 Schreyvogel 349. 351 f.
 Schudschabad 225.
 Schulen 47. 73.
 Schulze, D. Miss. 320.
 Schulwesen in Pandschab 111.
 Schulze, Joh. L. 347.
 Schürmann, Miss. Bbl. 85.
 Schutzgebiete 132. 145 ff.
 Schwarz, Chr. Fr. 250. 345 f. 352.
 Schwarz, Dr. 237.
 Schwedische Mission 137.
 Schweinfurth, Dr. 20. 493.
 Schwennefen, Miss. 322.
 Scratchley, Gener. 473.
 Sebetoane 552.
 Schwato Bbl. 3.
 Sehele 21.
 Sekoni 551.
 Sefukuni 546. Bbl. 19. 31.
 Sela 326.
 Selbständigkeit d. Mission 49.
 Seldschucken 97.
 Selekta 554. 556.
 Selwyn, Bischof 81 f.
 Seminarier, amer. theol. 239.
 Semipalatinst 427. 452. 454.
 Semiretschensk 452.
 Senana-Dorf-Mission 108.
 Senanamission 104. 107 f. 112.
 Sendai 183.
 Senegambien 185. 342.
 Sepopa 553.
 Serpa Pinto 558.
 Serasschan 428. 443.
 Serampore 253 f.
 Seruji 552.
 Sesshe 330. 552.
 Sesnag 97.
 Sessuto 546. 552.
 Setsocha Bbl. 19.
 Seul 373.
 Sewushane Bbl. 32.
 Sharpe, Miss. 472.
 Sham 329.
 Shepstone 547.
 Shikar 564.
 Shimba Bbl. 51.
 Shirreff, Rev. 163.
 Shore, John 251.
 Shoshong 333. 546. 551. 556.
 Sialkot 104. 511. 515.
 Siam 378.
 Sibos 428.
 Sidambaram Bbl. 62.
 Sierra Leone 13. 15. 22. 342.
 Sieveking, Dr. 406.
 Sifhs 98 ff.
 Sim, Miss. 468.
 Simeon 250.
 Simla 105. 164.
 Sindh 99. 104.
 Sindsagar-Duab 106.
 Singbhum Bbl. 28.
 Singegi 549.
 Sirdar 101.
 Sitta 468.
 Sivaiten Bbl. 61 f.
 Siva Fusei Bbl. 64.
 Skandinavien 134 f.
 Sklavenhandel 29. 131. 373. 431. 458. 558.
 Sklaventliste 341. 408. Bbl. 67.
 Skrefsrud 136. 247.
 Smith, Dr. John Bbl. 1.
 Smith, Ch. 168. Bbl. 1.
 Smiths, Doyle 107.
 Snanam Bbl. 63.
 Soden, v. 37.
 Sofala 331.
 Somaliküste 127.
 Somerville, Dr. 242.
 Sommerfet 51.
 Speke 461.
 Spelunken 547.
 Spinner, Pfr. 372 f.
 Spittler Bbl. 67.
 Sprache der Eingeb. 67 f.
 Srinagar 167.
 Staatsregierung in Indien 249.
 Stange, Miss. 322.
 Stanley 455. 492. 504. Bbl. 1. 28.
 Stanley-Pool 339.
 St. Croix 50.
 Steere, Bischof 304. Bbl. 3.
 Steiner, Miss. 12.
 Stephen, Lond. 430.
 Stevenson Bbl. 26.
 Stewart, Oberst 431.
 Stewarts-Insel 407.
 Steyler Missionshaus 123.
 St. Kitts 46.
 Stöcker, Hospred. 237.
 Stoldt, Miss. 361.
 Stoll, Miss. 182.
 Strambridge 107.
 Strickland River 472.
 Strömberg, Pfr. 140.
 St. Thomas 50.
 Stücki, J. Miss. 183.
 Studd 241.
 Stuebel 18.
 Sturges 91.
 Suaheli-Sprache 227. Bbl. 51.
 Südafrika 21. 38. 184. 332.
 Südamerika 17. 170.
 Suddersystem 19.
 Sudras 365.
 Südsee 17. 45.
 Südseekolonien, deutsche 522 f.
 Südsee-Konferenz 30. 34.
 Suleimantette 102.
 Sultanpind 112.
 Sulu-Mission 331.
 Sumatra 238. 361. 384.
 Summers, Dr. 244 f.
 Sunniten 429. 442.
 Suriname 46 f. 50. 470. Bbl. 44.
 Sufi 502. 506.
 Svend Brun, Pfr. 139.
 Swatau 377.
 Swellendam 48.
 Swenffon Bbl. 28.
 Syad Schah 221.
 Sydney 77. 86.
 Synode, deutsch-ev. 182.
 Syr-Darja-Gebiet 428. 452.

- Za 91.
 Zabago 470.
 Zadjisk 428.
 Zagal 78.
 Zahaa 83.
 Zahiti 88. 125. 185.
 Zalvandi 98. 564.
 Zalvandi Tapala 564.
 Zamatawe 343.
 Zamiraparuni Bbl. 63.
 Zamsui 378.
 Zanusen 136. Bbl. 60. 85 f.
 Zanasuß 150. 235.
 Zanganyisa 240. 329. 455.
 Zangar Bbl. 28.
 Zanjore 345. 351. Bbl. 60.
 Zant 106. 223.
 Zanna 83.
 Zanschaur 320.
 Zapiuea 91.
 Zara Chand 47.
 Zarafih 407.
 Zaranafi 407.
 Zaran-Zaran 108.
 Zaranfchi 428. 447. 453.
 Zarawe 91.
 Zareveraberg 474.
 Zaskkent 451 f.
 Zasmantia Bbl. 77.
 Zati 551.
 Zauler Bbl. 26.
 Zaveta 239. Bbl. 58.
 Zabolavola 82.
 Zawhiao 80. 474.
 Taylor, Oberst 221. 241 f.
 342.
 — —, Bischof 243 f.
 Zeichelman, Miss. Bbl. 85.
 Zeigumouth 251 f.
 Zeita Bbl. 53. 56.
 Zefeturfmenen 429.
 Ze Roti 80.
 Zelugu 352. 359. 369. 383.
 404 ff.
 Zembeta 288 f.
 Temple, R. 380.
 Ten Benoka 91.
 Te Whiti 80.
 Thaba-Bossiu 547.
 Thafari 104.
 Thaw, Rev. 125.
 Thibo 378.
 Thomason 253.
 Thomsen, Miss. 366 f.
 Thomson 439. Bbl. 56.
 Thornton 252.
 Thour, A. 287.
 Thursday Island 78. 472 f.
 Thwaites, Miss. 223.
 Tibet 46 f. 104.
 Tiele 113.
 Timm, Miss. 367 f.
 Timmcke, Miss. 367.
 Timorleng 97.
 Timuriden 448.
 Tinnevelly 349.
 Tirumawar Bbl. 62.
 Tirumilladu Bbl. 62.
 Titokowaru 80.
 Togoland 10 f. 12. 22. 37.
 233. 269.
 Tohu 80.
 Tokelau Bbl. 80.
 Tokio 182.
 Tonga-Inseln 87. 475.
 Tonga 84.
 Topaia 80. 473.
 Torgerfen, Miss. 468.
 Torresstraße 78.
 Tötterman 135 f.
 Tottie 135. 137.
 Townsend, S. 341.
 Tozer, Bischof 304.
 Trankebar 250. 319. 345 f.
 Bbl. 85.
 Transkey 332.
 Transvaal 323. 331. 546 f.
 Bbl. 32.
 Treviranus 390. 404. Bbl. 67.
 Trifalur 136.
 Tripathy 325. 361.
 Tritschinopoli 345.
 Tritschur 384.
 Tropische Missionen 150.
 Trost 406.
 Trumpp, E. 98 f.
 Tschaibassa 383.
 Tschamba 167.
 Tschattisgarh 182.
 Tscheng 376.
 Tscheng Ki Tong 281 f. 531.
 Tschinab 97. 102. 167.
 Tschindwara 185.
 Tschiriguanos 287.
 Tschitambo 507.
 Tschittaldscheri 185.
 Tschombala Bbl. 20.
 Tschuma 465. 467. 502. 506.
 Tucker, Miss. 160.
 Turkmennen 430.
 Turkestan 429.
 Tuschilange 245.
 Tutuila Bbl. 71.
 Udschidschi 465.
 Uganda 133 f. 328 f. Bbl. 1 f.
 27. 60.
 Uhehe 127.
 Uluambani 235.
 Ukerewe Bbl. 1.
 Ukumbi Bbl. 13.
 Ullmann, Miss. 75.
 Ululanda Bbl. 16.
 Uman 91.
 Umritsur 516. 563.
 Unfila 331. 546.
 Unabhängigkeit d. Mission 79.
 Unglauben in Indien 433 f.
 Unjoro 328.
 Universalreligion 175.
 Universitäten, Britische 239.
 Universitätenmission 229. 298.
 329.
 Uola 92.
 Upingtonia 337.
 Upolu 87. Bbl. 71.
 Urambo 329.
 Ura Tjube 447.
 Urdu 104. 562.
 Urlsperger 387.
 Urisasprache 363. 369.
 Urreligion 118.
 Usagara Bbl. 2. 15.
 Usambara 309 f.
 Usiken 429.
 Uschuwaja 470.
 Usoga 328. Bbl. 13.
 Uvea 82 f.
 Uvuma Bbl. 3.
 Usfaly 442.
 Vahl 135.
 Vakati 83.
 Valdegia 548.
 Valett, Cand. 405.
 Vamberg 448.
 Vankafirke 470.
 Vanorden, Dr. 453.
 Vaterlandsstiftung 137.
 Vellore 254.
 Venn, John 252.
 Verbindung zw. Missionaren
 u. Gesellsch. 246 f.
 Verein geg. Mißbrauch geistl.
 Getränke 29.
 Verein, westindischer, f. Koloni-
 sation 29.
 Verein z. Förderung d. Chri-
 stentums in Aegypten 241.
 Vereinigte Staaten 469.
 Verhoeven, Miss., 178.
 Verius, P. 78. 473.
 Verkirchlichung der Mission
 205 f.
 Versmann, Propst 325. 354.
 Verstaatlichung der Mission
 204 f.
 Vermessung, e. Missions-
 gefahr 193 ff.
 Vett, Past. 399.

- Viénot 88.
 Victor Söhne 27. 37.
 — —, Dr. 404. Bbl. 65.
 — —, R. 404. 487.
 Viktoria 76. 471.
 Viktoria-Fälle 553.
 Viktoria Nyanza 134. 327.
 Bbl. 1.
 Viktoria-See Bbl. 56.
 Vizagripatamdistrikt 358.
 Vizianagram 364.
 Vogelsang, Dr. 43.
 Völkner 406.
 Volta 23. 409.
 Vorderindien 18. 379.

W
 Wade, Rev. 107. 111. 169.
 Wadigo Bbl. 53.
 Waganadikirche Bbl. 1 ff.
 Wairoa 474.
 Wairowal 112.
 Waisenhaus z. Jerusalem 185.
 Waiyan 465.
 Wakamba 150.
 Walfur, Miss. 90.
 Waller, Hor. Rev. 455.
 Wallfischbai 51.
 Waltaire 367.
 Wandermissionsfeste 151.
 Wangemann 131. 133. Bbl. 20. 30. 32.
 Wanika Bbl. 51 f.
 Warangesda 75. 470.
 Warb, Miss. 253.
 Warea 407.
 Warmbad Bbl. 32.
 Warned, D. 3 f. 10.
 — —, Aufruf 145 ff.
 — —, Mahnruf an d. akad. Jugend 213 ff.
 — —, Missionsgeschichteschreibung 297 f.
 — —, Missionslosg. Bbl. 37.
 — —, Missions = Rundschau 109 ff. 231 f. 326 f. 369 f.
 — —, Nachschrift 212 ff. 226 ff.
 Wasiri 222 f.
 Waterberg Bbl. 30. 32.
 Watkins Bbl. 31.
 Watteville, v. 50.
 Waya 412. 415.
 Wedanajagam Bbl. 60 f.
 Wedepohl, Bethesda 529 f.
 Wedge 413.
 Weif, Pater 121. 125.
 Weitbrecht, Dr. 161. 433. 511 f. 562 f.
 Wellesley, v. 253. 257.
 Weltmission 484.
 Weltverkehr 484.
 Wendessie-Küste 471.
 Wermelskirch, Past. Bbl. 83 f.
 Wernicke, Nombas = Mission Bbl. 49.
 Wernoje 430. 452 f.
 Wesenberg, Pastor 18.
 Weserzeitung 30.
 Wesleyaner 79. Bbl. 30 f.
 Westafrika 10 f. 14. 21. 36. 408. Bbl. 67.
 Westafrik. Branntwein = Handel 268 f.
 Westindien 323. 470.
 — —, Dänisch 46.
 Westind, Miss. 184.
 Whanganui 81.
 Wheeler, Oberst 217.
 Whitmee, Miss. Bbl. 17.
 Whydah 22.
 Wibudi Bbl. 63.
 Wijs, Konferenz javan. Miss. 176.
 Wilberforce 251.
 Wilder, Rev. 182.
 Willens, R. 404.
 Wilson, Bischof 103. 258. Bbl. 1.
 Williams, Miss. 223. Bbl. 28. 74.
 Windthorst, Dr. 122 f. 125.
 Winnebago 183.
 Wiquist, Dr. 184.
 Winter, Miss. Bbl. 32.
 Winwood Reade 15.
 Wischnupant Bbl. 40.
 Wismann, Lieutn. 339.
 Witbooi, Hendr. 338.
 Witi-Inseln 86. 475.
 Wladowlo 80.
 Wobeser 427.
 Woeders, Miss. 77.
 Wohlers, Miss. 405 f. Bbl. 66.
 Wolf, Miss. 408. 415. Bbl. 67.
 Wolfe, Rev. 375.
 Wolff, P. Miss. 135. 453.
 Wong Nutze Bbl. 90.
 Wood, Ch. 261.
 Wörmann 12. 127. 232. 268 f.
 Wran, Miss. Bbl. 57. 59.
 Wright, S. Bbl. 54.
 Wulf, Miss. 389. 402.
 Wurm, Religionsgesch. Studien 113 ff. 171 ff.
 Wyseok-Karibulatsk 451.

X
 Xosa-Kaffern 332.

Y
 Yap 92.
 Yokohama 182. 373.
 York-Inseln 75. 79.
 Yorubamission 341.
 Young, Sekretär 249 f.
 Yule-Insel 79. 473.
 Yulu 469.

Z
 Zahn 232.
 — —, Handel und Mission 481 ff.
 — —, Nordd. Miss. = Gesellsch. 385 ff. Bbl. 65.
 — —, Ueberseeische Branntweinhandel 9 ff.
 — —, Verweltlichung, eine Missionsgefahr 193 ff.
 — —, Westafr. Branntweinhandel 268 f.
 Zafarwaldistrikt 515.
 Zamân 101.
 Zanzibar s. Sansibar.
 Zeichen der Zeit 3.
 Zeila 326.
 Zeisberger, Miss. Bbl. 20. 26.
 Zeitschriften, ungläubige 436.
 Ziegenbalg 250. 350.
 Ziegenhagen 346.
 Zigeuner 428.
 Zimmermann, Miss. 15.
 Zölle 11. 37.
 Zöller, S. 12. 22. 130. 269 f. 490.
 Zoutpansberg 547.
 Zululand 135.
 Zuntel, Miss. Bbl. 28.
 Zuchlinsky, Missionsbeiträge 516 f.
 — —, Missionslied Bbl. 47.
 — —, Betrachtungen Bbl. 17 ff. 46 ff.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Beitschrift.

N^o 1.

Januar.

1886.

Die junge Bagandakirche und ihre ersten Märtyrer.¹⁾

Von C. Bussé, P. in Flachstöckheim bei Salzgitter.

Mit welcher Begeisterung und Opferwilligkeit die Mission in Uganda am Viktoria Nyanza von seiten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft und ihren Freunden im Jahre 1876 begonnen ward, mit welchem Heldenmuth die ersten Missionare in Rubaga, der Hauptstadt Mtesas, arbeiteten, kämpften und litten, ist den Missionsfreunden aus D. Warnecks „Missionsstunden“ bekannt²⁾. Dort ist die Geschichte der Ugandamission bis ins Jahr 1882 erzählt. Erinnern wir uns kurz an die Ereignisse der ersten fünf Jahre.

Am 15. November 1875 erschien Stanleys berühmter, freilich ziemlich schwärmerischer Brief im Daily Telegraph, worin er das „fromme Volk von England“ aufforderte, Missionare nach Uganda zu senden. Drei Tage darauf wurden der Missionsgesellschaft 100 000 M., denen bald eine gleiche Summe folgte, dargeboten, und schließlich waren für die neue Mission nicht weniger als 480 000 M. eingegangen. Gleich Paulus und seinen Gefährten „trachteten wir alsobald zu reisen, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen.“ Schon im Juni 1876 stand eine wohlausgerüstete Expedition an der Sansibar-Küste, um den beschwerlichen Marsch nach dem Viktoria Nyanza anzutreten. Es waren acht an Zahl, aber einer starb schon an der Küste, und zwei mußten invalide heimkehren. Die übrigen fünf waren der Marinelieutenant Shergold Smith, Rev. C. T. Wilson, Architekt D'Neill, Dr. John Smith von der Edinburgh Medical Mission und der schottische Ingenieur Mackay. Der letztere wurde durch Krankheit lange Zeit an der Küste zurückgehalten, die vier übrigen erreichten den See bei Kagei nach langer beschwerlicher Reise; aber Dr. Smith starb an dessen südlichem Ufer. Lieutenant Smith, von Mtesa zu schleuniger Fahrt durch Briefe aufgefodert, segelte mit Wilson in einem von England mitgebrachten Boote über den See und erreichte Rubaga am 30. Juni 1877.

Sie wurden von Mtesa freundlich bewillkommnet, und Wilson begann sofort christliche Gottesdienste am königlichen Hofe zu halten. Smith kehrte nach Kagei zu D'Neill zurück, um mit ihm die übrigen Missionsgüter nach Uganda zu schaffen. Aber infolge eines Streites, der zwischen dem König der Insel Ukerewe und einem arabischen Händler entstand, wobei

¹⁾ Church Missionary Intelligencer 1883—1885.

²⁾ II. 1, 11 „Eine Geduldsmission bei einem afrikanischen Despoten.“

letzterer in das Missionslager sich flüchtete, wurden Smith und O'Neill und alle ihre eingeborenen Begleiter außer einem getötet, im Dezember 1877. Kurz bevor diese Nachricht nach England gelangte, hatte Dr. Krapp, der Missionsveteran, aus Korntal dem Komitee von seiner Freude über den Empfang der Missionare bei Mtesa geschrieben, aber mit prophetischem Blicke hinzugefügt: „Viele Wechselfälle werden Sie beunruhigen, aber Sie haben des Herrn Verheißung. Mögen viele Missionare im Kampfe fallen, so werden doch die Überlebenden über die Erschlagenen hinwegschreiten und die große afrikanische Festung für den Herrn nehmen.“

Wilson war nun allein im Innern Afrikas, aber nach mehreren Monaten kam Macay, der inzwischen eine Fahrstraße zwischen der Küste und Usagara herzustellen versucht hatte, ihm zu Hülfe; von England wurden sowohl über Sansibar wie auf dem Nilwege Verstärkungen gesandt, wobei Gordon Pascha der Nilexpedition (Pearson, Ritchfield, Felsin) wertvolle Dienste leistete. Im Frühjahr 1879 waren sieben Missionare in Uganda. Zu dieser Zeit aber entstanden ernste Schwierigkeiten durch die feindselige Haltung der arabischen Händler und durch die Ankunft französischer katholischer Missionare, welche Mtesa durch ihre Verwerfung des ihm bisher gelehrtens Christentums in größte Verwirrung brachten. Mtesa entschloß sich indessen, unter Wilsons und Felsins Führung eine Gesandtschaft an die Königin Viktoria zu schicken, und drei Waganda-Häuptlinge erschienen im Sommer 1880 in England, wo sie auch Ihrer Majestät vorgestellt wurden. Nach ihrer Abreise kehrte des Königs Freundlichkeit zurück, und unter den Häuptlingen und dem Volke zeigte sich eine große Begierde nach Unterricht. Mit einer kleinen Druckerpresse wurden Lesetafeln hergestellt, viele Waganda lernten lesen, und die öffentlichen Gottesdienste, die man notgedrungen eingestellt hatte, wurden wieder aufgenommen. Aber ein neuer großer Umschlag trat im Dezember 1879 ein, als unter dem Einfluß einer Zauberin, die vom Lubari oder Dämon des Nyanza besessen zu sein vorgab, Mtesa und seine Häuptlinge sich öffentlich vom Christentum wie vom Islam los sagten und zu ihrem heidnischen Aberglauben zurückkehrten. Das Jahr 1880 war eine Zeit großer Trübsale; aber Macay und Pearson fuhrten ruhig fort, einige Jünglinge, die zu ihnen kamen, zu unterrichten, bis abscheuliche Anklagen der Araber gegen Macay, er sei ein aus England entflohener Mörder, ihr Leben in ernste Gefahr brachten.

Eine neue Ära schien für die Mission im März 1881 zu beginnen, als die Gesandten aus England zurückkehrten, in Begleitung des trefflichen Missionars O'Flaherty. Seitdem arbeiteten Macay und O'Flaherty (die andern waren heimgekehrt) mit viel Freudigkeit und Erfolg. Die sprachlichen Arbeiten wurden eifrig fortgesetzt, Teile des Neuen Testaments übersetzt, Lieder, Perikopen, Gebete gedruckt und weit im Lande verbreitet. Außerdem leiteten sie das Volk zu allerlei Kulturarbeit an. Sie beschreiben sich selbst als Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Wagner, Ackerbauer, Gärtner, Ingenieure, Drucker und Ärzte. Am 18. März 1882 hatten sie die Freude, fünf Jünglinge zu taufen, während ein anderer, der Pearson nach der Küste begleitet hatte, schon vorher in Sansibar von Bischof

Steere getauft war, Henry Wright Duta, der Erstling der Baganda-Christen. So war der Grund gelegt, auf dem man rüstig weiter baute.

1. Die werdende Gemeinde.

Obwohl die evangelische Mission in Uganda zwei Jahre lang, von April 1881 an, nur von zwei, allerdings hervorragend geeigneten und unermüdblichen Männern, D'Flaherty und Mackay, denen sich erst im Mai 1883 als zweiter geistlicher Missionar Rev. R. P. Ashe zugesellte, vertreten war, und seitdem keine Verstärkungen nachgesandt worden sind, so hat das Evangelium dennoch Erfolge errungen, wie man sie in Uganda kaum so bald erwarten konnte. Die römischen Missionare, fünf an Zahl, so daß jeden Tag einer von ihnen ihre Sache am Hofe repräsentieren konnte, hatten freilich bei den geringen Anforderungen, die sie an die Bekehrten stellten, äußerlich größere Erfolge. Mackay berichtet: „Scharen junger Leute werden von ihnen täglich unterrichtet, sie haben auch viele getauft, einige sagen hunderte, jedenfalls haben sie große Erfolge.“ Um so unerklärlicher bleibt ihr plötzlicher Abzug, der im Oktober 1882 erfolgte. „Diese Katholiken, die da meinen, daß ihr Glaube der einzige Weg zum Himmel sei, geben ihre Arbeit hier auf, wie sie selbst sagen, ohne das geringste Bedauern. Sie müssen in der That wenig Vertrauen auf die bekehrende Macht ihres Glaubens haben.“ Sie selbst gaben als Grund ihres Rückzugs an, daß sie keine Freiheit hätten im Lande umherzugehen.

So war nun das Argernis eines „andern Evangeliums“ beseitigt, und die Wahrheit hatte freien Lauf, wenn auch Mtesas Gunst sehr schwankend war. Die Zahl der Lernenden aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern mehrte sich beträchtlich. Prinzen und Prinzessinnen, Häuptlinge mit ihren Weibern, Bauern und Sklaven kamen zu den Missionaren. Sie hatten Besuche von den Königen von Kofi und Bosoka. Den ersteren und seine sieben Brüder lehrte D'Flaherty das Wort Gottes lesen, und sie lehrten es wieder ihre Weiber und Schwestern und baten um Lehrer für ihr Volk. Prinzessinnen von Karague, Gesandte der Könige Mirambo, Roma und Kabarega, der König von Uvuma selbst mit seinen Häuptlingen waren Besucher im Missionshause, und da die Neger geschickte Erzähler und Austräger von Neuigkeiten sind, so breitete sich das Wort von der Versöhnung gleich Strahlen von dem Centrum in Rubaga nach den verschiedenen Ländern ringsumher aus. „Ich bin so entzückt über die Wunder, die ich hier gesehen habe, daß ich fünfzig Jahre brauche um sie meinem Volke zu erzählen,“ ruft der König von Uvuma aus.

Am zahlreichsten waren natürlich die Besucher aus Rubaga und Uganda selbst, namentlich junge Leute höhern und niedern Standes kamen mit Bitten um Unterricht und Taufe. Von vielen nur einige Beispiele. Ein junger und interessanter Unterhäuptling, Sebato, der D'Flaherty am Hofe mit dem Könige und den Arabern hatte diskutieren hören, kam zu diesem Missionar mit der Bitte, ihn von Gott und Jesus und dem Wege zum Heil zu lehren. D'Flaherty lehrte ihn in den Abendstunden das Vaterunser, den Glauben, Sprüche und das Neue Testament lesen und

besuchte ihn oft auch selbst in seinem Hause. Einer dieser Besuche ist ihm unvergeßlich. Er fand den Häuptling seine Weiber lehrend, einige das Alphabet, andere das Buchstabieren, andere das Vaterunser. Als D'Flaherty dann selbst seinen Unterricht beendet hatte, trat der Mandwa (Priester) des Häuptlings an ihn heran, kniete vor ihm nieder und sagte: „Ich will alle diese Zaubermittel des Lubari wegwerfen und ihm nie wieder dienen. Er ist ein Lügner und Betrüger; ich will Jesu folgen und seine Wege lernen.“ Und damit warf er seine „Kostbarkeiten“ ins Feuer, zum Staunen der Weiber und des Häuptlings. Am Weihnachtsabend 1882 war der letztere wieder beim Missionar und erklärte bestimmt, auf jede Gefahr hin Jesu zu folgen. Aber an demselben Abend wurde er vom Ratikiro (Reichskanzler) auf unbestimmte Zeit in einen entfernten Distrikt versetzt und nahm traurig Abschied. Er erhielt von D'Flaherty ein Evangelienexemplar und blieb durch den Priester fortwährend in Verbindung mit der Mission. Im März 1884 ward er, nachdem er alle seine Weiber bis auf eine entlassen hatte, mit mehreren andern getauft, während die Taufe jenes Priesters, da er bei der Prüfung nicht genügte, noch aufgeschoben wurde.

Ein anderer junger Mann kam um Neujahr 1883 und bat um Erlaubnis, in der Missionsniederlassung bleiben zu dürfen. Weil oft Leute mit dem Wunsche, den Missionaren zu dienen, sich einfanden, die aber andere Zwecke diebischer Natur im Auge hatten, so zögerte man mit der Erlaubnis. Doch sein ehrlicher Blick sprach für ihn, und so ließ man ihn zu und hatte es nicht zu bereuen. Langsam aber sehr eifrig lernte er und überraschte durch seine Beharrlichkeit die Missionare. Bei Tage arbeitete er mit ihnen in den Plantagen, und abends beim Unterrichte hatte er tausenderlei zu fragen. Sie lasen und übersetzten die Evangelien St. Matthäi und Lucä und die biblische Geschichte, er lernte den Katechismus auswendig, den D'Flaherty in der Sprache der Eingeborenen geschrieben hatte, und bei seiner Rückkehr nach seinem Dorfe sagte er: „Ich bin wie ein Mensch, der in einer Gebirgsgegend wandert. Er erklimmt einen Berggrücken nach dem andern mit Vergnügen. Aber wenn er einen erstiegen hat, sieht er vor sich die andern liegen, einen noch höher als die andern, und er wird ungeduldig und zweifelt, ob er jemals den letzten übersteigen wird. Aber da ist ein großer Unterschied. Der Wanderer beeilt sich vom Gipfel eines Berges herabzusteigen, um einen andern zu erreichen. Nicht so ich. Wenn ich einen Gipfel erklommen habe, so liege ich gern und ruhe und freue mich auf die andern vor mir. Ja ich ruhe gern und trinke aus den Quellen, die da hervorstürmen. O, welche Freude, diese köstlichen Bücher zu lesen und über die Wunder des Sohnes Gottes nachzudenken, der Mensch ward, um die Menschen vom Lubari zu erlösen.“

D'Flaherty gab ihm Lesetaseln, die Evangelien und die biblische Geschichte mit, und groß war das Erstaunen, als er nach vier Wochen mit seinem Weibe, einem lieblichen, bescheidenen Geschöpfe, wiederkam und auch für sie, die er unterdes lesen gelehrt hatte, um weiteren Unterricht bat. Beide lebten und lernten musterhaft und wurden bald darauf als Johannes und Maria getauft. Auch wünschten sie nach der Weise des

Prayerbook getraut zu werden — das erste christliche Baganda-Ehepaar, dem sehr bald andere nachfolgten.

Aber auch aus der Königsfamilie that der Herr hinzu, die da selig wurden, zu der Gemeinde. In demselben Sommer 1883 war des Königs Lieblingstochter todkrank, viele Lubaripriester versuchten ihre Kunst an ihr, aber in der höchsten Not sandte der Katikiro zu D'Flaherty. Der trieb die Zauberer hinaus, Gott segnete seine Kur, sein Ruf verbreitete sich weit und brachte ihm viel Zulauf. Da kam eines Morgens, als D'Flaherty gerade in seiner Halle mit drei Häuptlingen ernste Unterredungen hatte, eine andere Tochter Mtesas, Elmasi, zu ihm mit ihren Mädchen und sagte: „Philipo (Philipp D'Flaherty), ich weiß, daß du viel zu thun und wenig Zeit hast; doch hoffe ich, du wirst meine Bitte nicht abschlagen. Die ist, daß du mich und meine Mädchen lehrest, das Wort Gottes zu lernen und die Religion Jesu Christi zu verstehen.“ D'Flaherty entließ seine andern Gäste und lehrte Elmasi den ganzen Tag, ohne daß sie müde wurde. Am folgenden Morgen kam sie wieder mit einem Geschenk von Bananen und blieb den ganzen Tag, so auch den dritten und vierten. Ihr ganzes Benehmen, ihre verständnisvollen Fragen ließen erkennen, daß sie nicht nur den Unterricht völlig verstand, sondern auch daß der Geist des Lebens ihr Herz gerührt habe. „Wie durstiger afrikanischer Boden den Tau des Himmels, so trank ihre Seele die Lehren der Gnade.“ „Deine zarte Sorgfalt und Güte für meine Schwester, des Königs Liebling, deine Worte und Gebete haben mein Herz getroffen, und ich bin entschlossen, mag kommen, was wolle, das Wort und die Religion Jesu Christi zu lernen,“ antwortete sie auf D'Flahertys Frage, was sie zu diesem Schritt bewogen habe. Am 23. September 1883 hatte er die unaussprechliche Freude, sie durch die Taufe in die junge Bagandakirche aufzunehmen. Sie hatte sich zu diesem Feste mit einem Kleide von reinem weißem Buſta (seiner Leinwand) geschmückt. Mit ihr wurden außer andern auch der Aufseher der königlichen Pagen und ein Bruder Henry Wright Dutas getauft. Die Lieblingstochter des Königs, Nakabia, die auch zum Unterricht gekommen war, starb an den Blattern, die zu Anfang des Jahres 1884 das Land decimierten; dafür ward am 16. März eine zweite Prinzessin, Rebekka Mugali, gleich ihrer Schwester Elmasi eine angenehme und reich begabte Jungfrau, getauft.

So baute sich die Gemeinde, trotzdem es nicht an Anfechtungen fehlte. Am 18. März 1884, dem dritten Jahrestage von D'Flahertys Ankunft in Rubaga, zählte sie 68 Getaufte, von denen 40 Kommunikanten waren. Die große Zahl der Lernenden konnte längst nicht mehr von den Missionaren allein unterrichtet werden. Längst hatten sie die wichtigste Missionsarbeit, die Heranbildung eingeborener Helfer, ins Auge gefaßt, und die Erstlinge der Bagandakirche, Henry Wright Duta und sein Busenfreund Philipp Mukasa, waren die ersten eingeborenen Lehrer. Diese erwiesen sich beide als sehr brauchbar, so daß die Missionare viel verloren, als der letztere, von seinem Weibe Sarah mit bisher unter den Baganda unbekannter Liebe gepflegt, in der großen Blatternepidemie starb. Ja, damit die eingeborene Kirche von Uganda wisse, wie sie im Falle einer

plötzlichen Veränderung, auf die man bei der Launenhaftigkeit des Königs stets gefaßt sein mußte, sich selbst helfen könne, so hatten die Missionare ein eingeborenes Diaconat aus sieben der tüchtigsten Lehrer gebildet, die zunächst an den Beratungen über Gemeindeangelegenheiten teilnehmen sollten, bis sie imstande sein würden, nicht nur, wie bisher schon, beim Unterrichten, sondern auch in Predigt und Seelsorge mit zu helfen. — Wie aber stand es mit Mtesa?

2. „Für Mtesa keine Hoffnung.“

Es ist nicht zu verwundern, wenn Mtesa wie ein schwankendes Rohr erscheint, das von jedem Winde hin und her bewegt wird. Wenn man bedenkt, daß er schon seit der Ankunft der ersten Missionare in Folge seiner ausschweifenden Lebensweise ein kranker Mann war, der seine Audienzen von seinem Lager aus erteilen mußte und nie aus seinem „Palaste“ herauskam, und daß dabei vier Religionen Ansprüche an ihn stellten, der väterliche Lubariismus, der Islam der arabischen Händler, das Evangelium der englischen Missionare und das „andere Evangelium“ der Franzosen: so ist nicht dies überraschend, daß er bald evangelische Gottesdienste an seinem Hofe halten und Sonntags die Flagge aufziehen ließ, bald die Kapelle in eine Moschee zu verwandeln und „Allah akbar“ zu rufen befahl, bald seine Zuflucht zu den Lubaripriestern nahm und ihre „Medizinen“ versuchte, bald den Pater Lourdel seinen Freund nannte und ihn gegen die Protestanten ausspielte; sondern daß D'Flaherty und Macay, allerdings Männer von echtem Schrot und Korn, doch so großen Einfluß auf ihn übten, wie es in der That der Fall war, obwohl sie seinen Launen keinerlei Zugeständnisse machten, vielmehr stets mit ihm nach dem Motto handelten: „Silber und Gold habe ich nicht, aber was ich habe, das gebe ich dir.“

Der Silber- und Golddurst des Despoten und eine unvorsichtige Äußerung D'Flaherty's beschworen einmal ein gefährliches „Silberdrama“, wie Macay es nennt, herauf. Wie die Missionare fortwährend sich bemühten, das Wagandavolk zu produktiver Arbeit, zu Rünsten des Friedens zu erziehen, so hatte auch D'Flaherty eines Sonntags, als Mtesa sich ein Haus aus Backsteinen wünschte, ihm erklärt, wenn er nur Leute und Eisen, um Werkzeuge zu machen, liefern wollte, so würde bald genug ein Haus für ihn dastehen, dafür könne er mit seinem Kopfe bürgen; dann hatte er hinzugefügt, daß man beim Graben nach Thon auch wohl Eisen und Silber und andere Dinge finden könnte. Verhängnisvolle Äußerung! Als die beiden Missionare am andern Morgen wieder bei Hofe erschienen, waren die Häuptlinge in großer Zahl versammelt, denen Mtesa hatte melden lassen, D'Flaherty habe versprochen, sie alle durch Graben in der Erde nach Silber reich zu machen, oder er wolle seinen Kopf verlieren. Vom Ratikiro aufgefordert, sein Versprechen zu wiederholen, setzte D'Flaherty auseinander, wofür er sich mit seinem Kopfe verbürgt habe; in betreff des Silbers habe er nur gesagt, daß sie vielleicht Silber finden könnten, wenn sie nach Thon grüben. Es folgten heftige Auftritte, alle schrien nach Silber. Vergeblich bemühten sich die Missionare den erregten

Mammonsdienern das Mißverständniß aufzuklären, das Geschrei „Silber, Silber, Silber“ nahm überhand. Doch kamen sie noch ungefährdet nach Hause. Aber am folgenden Morgen setzte sich das Silberdrama am Hofe fort. Auf D'Flaherty's Verteidigung und seine Bitte um hundert Leute, die er Ziegelmachen und Hausbauen lehren wolle, antwortete der König, er brauche kein Steinhaus, der Musungu (Europäer) habe versprochen, Silber für ihn zu finden, und er habe allen seinen Weibern und Häuptlingen erzählt, daß er jetzt reich sein werde. Dann ließ er die Scharfrichter herantreten und fragte D'Flaherty: „Weigerst du dich, nach Silber zu graben oder willst du deinen Kopf verlieren?“ Mit ruhiger Würde antwortete D'Flaherty: „Da ich sehe, daß du kein Haus haben willst, so will ich auch nicht nach Ihon oder sonst etwas graben, und verlangst du meinen Kopf — hier ist er!“ Dieser Mut frappierte den König und schließlich entließ er den Hof. Draußen schüttelten die Häuptlinge D'Flaherty die Hand, und selbst die Araber beglückwünschten ihn wegen seines Mutes.

Aber gerade diese Araber zeigten durch immer neue Intriguen gegen die Missionare, daß das Christentum keinen grimmigeren Feind hat als den Islam. So oft Mtesa eine Hinneigung zu der Religion der Wasungu merken ließ, boten sie alles auf, um ihn sowohl gegen die Engländer wie Franzosen aufzuheizen. Bald nach jenem Silberdrama, im Oktober 1881, hatten sie wieder die Engländer angeklagt, daß sie aus Mtesa's Krankheit und Vorfälle selbst zu beobachten, Vorteil zögen, ein Schloß aus Backsteinen bauten, das eine Festung sein würde, nach deren Vollendung sie den Kampf beginnen würden. Am 6. Oktober kam es wieder zu einer peinlichen Scene bei Hofe, wobei indessen abermals D'Flaherty's Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit das letzte Wort behielt. Mtesa fragte den Araber Suliman nach den Reichtümern Europas und Sansibars und rühmte darauf die Reichtümer seines eignen Landes. Da nahm D'Flaherty das Wort: „Das Elfenbein wird nach und nach zu Ende gehen, eure Weiber sterben täglich an der „Plage“, euer Vieh wird verzehrt, eure Sklaven sterben, und eure Häuser, nun, ich könnte sie alle mit einem einzigen Zündhölzchen in Asche legen. Alles dies vergeht. Ich rate dir darum, die wahren Reichtümer zu suchen, welche droben sind und nicht vergehen können. Suche vor allem Gott zu erkennen und ihn von ganzem Herzen zu lieben, dann wirst du ewigen Reichtum haben.“ Aber Mtesa sagte: „Ich will nichts mit Jesus Christus zu thun haben, ich brauche Güter und Weiber, die Religion Christi gestattet mir das nicht, darum will ich sie nicht haben. Die Wasungu sollen für mich arbeiten und mir Güter bringen wie die Araber. Wenn sie mir nicht Schiffe und Kanonen machen wollen, so brauche ich sie nicht.“ Suliman suchte ihn in seinem Unmut zu bestärken: er kenne Engländer und Franzosen, Portugiesen, Amerikaner und Holländer, schlecht seien sie alle, aber die Engländer seien die schlechtesten von allen. Sie seien notorische Länderverschlinger. „Sie haben Amerika und Indien aufgeessen und die Küste von Sansibar dazu.“ — D'Flaherty antwortete ironisch: „Ja wohl, wir haben ganz Sansibar aufgeessen, Leute und Häuser, Vieh und Bäume und alles.“

Nichts ist übrig als die Steine am Gestade, und die wollen wir demnächst essen. Wir werden auch dieses Land aufessen. Aber erst müssen wir uns dazu stärken, und so bitte ich den König um eine fette Ziege, daß wir Kräfte sammeln.“ Da lachte Mtesa und befahl dem Proviantmeister, dem Musungu eine schöne fette Ziege zu geben. Die scherzhafte Wendung, die O'Flaherty dem Streite gegeben hatte, brach der Opposition die Spitze ab und versetzte den König in bessere Laune.

Doch nicht immer ging es so stürmisch in Mtesas Barasa her. Oft war sie der Schauplatz ernster Arbeit des Geistes Gottes am Herzen des wankelmütigen Herrschers. Kurz vor Weihnachten 1882 brachte Missionar Mackay einen unvergeßlichen Tag bei Hofe zu. Mtesa ließ sich von den Arabern beschreiben, welche Gebräuche bei Beerdigungen in verschiedenen Teilen Afrikas und in Arabien beständen. Darauf fragte er Mackay: „Wie begraben sie in eurem Lande? Machen sie's, wie ich die Mamosoli beerdigte (die „Königinmutter“, die im Sommer vorher gestorben war)? Sahst du irgend welche Menschenopfer dabei?“ Als dann Masudi anfang zu beschreiben, wie Suna, Mtesas Vater, tausende bei seines (Sunas) Vaters Grabe habe schlachten lassen, unterbrach ihn Mackay: „Schweig von solchen Dingen, sie sind zu entsetzlich, um vor dem Mtesa von heute erzählt zu werden. Du, Mtesa, übertriffst jeden, nicht nur in Afrika, Arabien und Indien, sondern auch in Europa. Ich hörte nie von solchen Unmassen kostbaren Zeuges, wie du sie mit Mamosoli begraben ließeßt. (Die Missionare und die Araber haben den Wert des Zeuges, das mit der Königin begraben wurde, auf 15000 Pf. St. berechnet, „das ist die barbarische Pracht am Hofe von Uganda“). Aber laß dir sagen: all das schöne Zeug und die schönen Särge werden eines Tages vermodert sein, und der Leib darin wird auch vermodern. Nun wissen wir Christen, daß wenig darauf ankommt, wie der Leib begraben wird, sondern alles kommt darauf an, was aus der Seele wird. Siehe, diese deine beiden großen Häuptlinge, der Katikiro ist deine rechte, der Njimbugwe deine linke Hand. Sie sind beide sehr reich. Hier haben sie viel Ehre und wenn sie sterben, werden sie mit vielen Ehren begraben werden; aber dennoch werden ihre Leiber einst vermodern. Nun laß mich nur ein altes Rindentleid (Kleiderstoff aus Feigenbaumrinde) haben und nichts mehr von den Reichtümern dieser Welt, ich würde nicht tauschen mit all ihren Schätzen und Ehren. Denn ich weiß, daß meine Seele errettet ist durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, so daß ich unvergängliche Reichtümer habe, von denen sie nichts wissen.“ — Mtesa kam mit seinen gewohnten Entschuldigungen: „Da sind diese beiden Religionen. Wenn Masudi sein Buch liest, so nennt ihr es Lügen; und lest ihr euer Buch, so nennt Masudi es Lügen: welches ist nun wahr?“ Da verließ Mackay seinen Sitz und trat zu der Matte, auf welcher der Katikiro saß, kniete nieder und sagte in feierlichstem Tone: „O Mtesa, mein Freund, wiederhole nicht immer diese Entschuldigung! Wenn du und ich vor Gott stehen am großen Tage des Gerichts, willst du dann dem allmächtigen Gott antworten, daß du nicht wußtest, was du glauben solltest, weil Masudi dir das eine sagte und Mackay das andere? Nein, du hast das Neue Testament, lies selbst darin. Gott wird dich danach richten.“

„Sie hat einer darin nach der Wahrheit gesucht und sie nicht gefunden.“ —

Solche und ähnliche Vorstellungen, durch welche dem Könige die Ansprüche des Königs aller Könige auf seine Nachfolge treulich und wiederholt an's Herz gelegt wurden, machten zwar Eindruck auf ihn, aber immer nur vorübergehend, so daß D'Flaherty im Juni 1883, als er eine lange Unterredung mit Mtesa über die Auferstehung der Toten gehabt hatte, schweren Herzens schreibt: „Ich fange an, keine Hoffnung für Mtesa zu haben.“

3. „Convinced, but not converted.“

„Belehrt, aber nicht bekehrt,“ so könnte man annähernd das obige Wortspiel wiedergeben, das der letzte Jahresbericht der kirchlichen Missionsgesellschaft zur Charakterisierung Mtesas gebraucht. Mtesa kannte wohl die Wahrheit, aber er liebte sie nicht. Obwohl er öfter Beweise gab, daß er das Christentum als die einzig wahre Religion ansah, daß er alles Vertrauen auf den Lubariismus seines Landes verloren hatte und die Hohlheit des Mohammedanismus durchschaute, obwohl er oft davon sprach ein Christ zu werden und mehr als einmal um die Taufe bat: dennoch ist er, nach menschlichem Ermessen, gestorben, ohne sein Herz dem Herrn gegeben zu haben. Er wußte, daß Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben in Christi Nachfolge aufgegeben werden müssen; aber eben dies konnte er nicht aufgeben. „Die Religion der Araber ist eine Lüge,“ sagte er zu D'Flaherty, als dieser ihn samt seinen Häuptlingen monatelang in der heiligen Geschichte unterwiesen hatte; „aber Christi Religion ist ein schweres Joch, da man die Weiber, die man liebt, aufgeben und die ganze Nation nach einer gänzlich verschiedenen Weise reformieren muß.“ Es ist das alte traurige Lied, das mit geringen Variationen sich auch in der Christenheit tagtäglich wiederholt.

Noch wenige Monate vor seinem Tode legte Mtesa durch sein Verhalten Zeugnis davon ab, daß er für die christliche Wahrheit nicht verschlossen war und auf dem besten Wege, sich von dem Einfluß der Araber zu emancipieren.

Bei der Heimkehr von einem siegreichen Raubzuge gegen die benachbarten Wakedi war ein großes Bagandaheer von den erbitterten Be- raubten überfallen, viele Ober- und Unterhäuptlinge und zahllose Bakopi oder Bauern (der dritte Stand in Uganda, der den Grundstock der Bevölkerung ausmacht), auch zwei Missionszöglinge waren getötet worden. König und Volk waren in größter Wut und planten einen Rachezug zur Vernichtung der Wakedi, die große Trommel wurde geschlagen und das Kriegsbanner aufgezogen. Da that D'Flaherty einen gewagten Schritt. Er schrieb einen Brief, in dem er den König anflehte, seine Rachegedanken fahren zu lassen und ein tapferes Volk zu schonen, das seine Weiber und Kinder gegen Sklaverei und Schande verteidigt habe. In großer Ratversammlung mußte er den Brief dem König vorlesen. Die Araber, in großer Zahl anwesend, schmähten den Missionar wegen seiner Kühnheit sich in fremde Angelegenheiten zu mischen und verlangten stürmisch seine

Entfernung. Der König schwieg. Eine Pause trat ein, ein seltenes Ding an diesem Orte. Da erhob sich O'Flaherty und redete den König mit bewegter Stimme an. Wer Blut vergieße, des Blut solle wieder vergossen werden; wer raube, werde wieder beraubt werden. Außerdem habe Gott, wie es scheine, eine Sache wider das Volk von Uganda wegen ihrer Sünden. Die Blattern haben tausende dahingerafft, jetzt töte die Seuche zehntausende, und zu all diesen Schrecknissen komme die Hungersnot. Sicher sei die Zahl der von Krieg und Pestilenz dahingerafftten Waganda weit größer, als die jener armen hungrigen Sklaven, die sie zusammenraubten. Würden sie zu Hause bleiben, ihre Felder bebauen wie andere Völker, die Hilfsquellen des eignen Landes sich öffnen und Weisheit lernen, so würden sie bald emporkommen und ihre Erzeugnisse den umliegenden Ländern verkaufen, das Volk würde Zeit haben, gute Häuser zu bauen, in Frieden leben, und Gottes Segen auf ihnen ruhen, während er jetzt nichts sehe als die sichern Zeichen des göttlichen Zorns.

„Ich sprach,“ schreibt O'Flaherty, „mit Wehmut und Zittern in meiner Stimme. Der König und seine hartherzigen Häuptlinge waren sichtlich bewegt. Stille, feierliche Stille herrschte eine Weile. Dann sagte der König: ‚Ich glaube, Philipo, du hast nicht gelogen. Du hast mir gezeigt, daß die Wakedi einfach gethan haben, was wir an ihrer Stelle auch gethan hätten. Du hast mir klar gemacht, an was ich noch nie gedacht habe. Ich habe deine Rede gehört, deine Bitte sei gewährt.‘ Und sofort befahl er die Kriegsflagge wieder herabzunehmen. Die Araber waren in Wut und drohten mir den Tod. Ich selbst war in Furcht und Zittern, ob ich nicht das Gesetz der Gesellschaft, nach dem die Missionare sich nicht in die Politik mischen sollen, übertreten hätte. Doch tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich ja für die Sache der Humanität aufgetreten war.“

Nicht weniger zeigt ein anderer Sieg des Evangeliums, daß Mtesa der arabischen Herrschaft im Grunde überdrüssig war. Es fand eine förmliche Disputation zwischen Christentum und Islam statt. Die Mohammedaner waren wieder einmal übermäßig laut und unverschämt bei Hofe geworden. O'Flaherty hatte sie lange Zeit in Ruhe gelassen, aber da sie täglich mit ihrem Koran an den Hof kamen und eifrig die Häuptlinge unterrichteten, so hielt er's an der Zeit, einen neuen Strauß mit ihnen zu wagen. „Ich bat den König, fünf Stühle bringen zu lassen, je einen für die vier Hauptvertreter des Islam und einen für mich, dann selbst den Koran zur Hand zu nehmen und eine Reihe von Fragen zu stellen; wer am besten antworte, den solle er zu seinem Oberprofessor machen. Das gefiel dem Könige sehr. Am folgenden Tage ging die Disputation vor sich. Nach Verlauf von 50 Minuten hatten schon drei der Mwalimu (moham. Gelehrte) ihre Sitze räumen müssen; nur Masudi, unser Erzfeind, der geschickteste von allen und jetzt ein einflußreicher Unterhäuptling hier, behauptete noch den seinigen. Zu des Königs und der Häuptlinge größtem Vergnügen disputierten wir beide weiter, und nach einer halben Stunde war auch Masudi vom Stuhl herunter, und ich saß allein. Die Häuptlinge applaudierten lebhaft, während Masudi und die übrigen Araber laut schimpften: ich sei des Todes würdig und ein unver-

besserlicher Fakir. Der König aber befahl nun, daß sein Volk den Sonntag heilig halten und die Palastfahne am Sonntag wieder gehißt werden sollte.“ — O’Flaherty hatte dann noch viele Privatunterredungen mit dem Könige, welcher wünschte, daß der Missionar ihn regelmäßig in seinen Privatgemächern besuchen und durch die Thür kommen sollte, die sonst nur dem Ratikiro und Njimbugwe offen stand.

So schien es, als ob doch nicht alle „Hoffnung für Mtesa“ verloren wäre. Da starb er in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1884. Die besten Thränen um ihn hat wohl kein anderer geweint als O’Flaherty selbst. Es ist ein ehrenvoller Nekrolog, den dieser Missionar seinem „treuen Freunde und großmütigen Beschützer“ an dessen Todestage schreibt. Er rühmt ihm dankbar nach, wie er ihn manchmal gegen die Intriguen der Araber und der von diesen aufgehezkten Häuptlinge in Schutz genommen; wie er seinen Mahnungen zu Milde, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ein williges Ohr geliehen; wie er mehr als einmal versucht habe, ihm eine Oberhäuptlingschaft aufzudrängen und noch kurz vor seinem Tode ihm erklärt habe: „Ich weiß, Philipo, daß du mich liebst und meine Familie und mein Volk, und auch ich habe dich lieb.“ Er rühmt seine Großmut, Gastfreundschaft und Fürsorge für seine Untergebenen; er bewundert seine Unterhaltungsgabe, seinen Scharfsinn, seine Sprachgewandtheit und erzählt zum Schluß von dem freudestrahlenden Angesicht, mit welchem ihm Mtesa bei der letzten öffentlichen Unterredung mitteilte, wie er den großen arabischen Mwalima (den die Araber nach der oben erzählten Niederlage hatten kommen lassen) beim Disputieren über die Gottheit Christi bestegt habe. „Ich weine um meinen Freund und Beschützer,“ bemerkt O’Flaherty wiederholt, und diese Thränen sind ehrenvoll für beide.

4. Das Evangelium des Friedens.

Hatte auch Mtesa selbst, so weit menschliche Augen sehen können, den Frieden Gottes in Christo Jesu nicht gefunden, so zeigten doch die Ereignisse nach seinem Tode, welch große Friedensarbeit die Mission in der kurzen Zeit ihres Bestehens in Uganda schon gethan hatte. Es muß als ein außerordentlicher Erfolg der Mission angesehen werden, daß der Friede des Landes infolge des Thronwechsels nicht gestört wurde, ein Erfolg, den die Missionare selbst nicht zu hoffen gewagt hatten. Sie hatten erwartet, daß nach Landesbrauch beim Tode des Königs äußerste Anarchie, Verwirrung und Blutvergießen, eintreten werde, und die bekehrten Jünglinge, die ihnen des Nachts die Todesnachricht brachten, warnten sie: „Verschanzt euch, denn unser Brauch ist gegenseitige und allgemeine Plünderung, Raub und Mord!“

In Bezug auf die Thronfolge bestehen seltsame Geseze in Uganda. Jeder Häuptling einer Rika (Familie) giebt dem Könige seine Schwester oder nächste Verwandte zur Frau. Der von dieser geborene Prinz wird dem betreffenden Familienpatron zurückgegeben und von demselben aufgezogen. Stirbt nun der König, so präsentiert jeder Patron in der Wahlversammlung seinen Prinzen, den er mit feuriger Beredsamkeit als den würdigsten preist. Die Wahl wird von dreien der höchsten Würden-

träger vollzogen. Die Familie, welche den Triumph hat ihren Prinzen gewählt zu sehen, wird die vornehmste im Reiche, denn ihre Glieder „essen“ die höchsten Stellen und sind die „Kinder“ des Königs. Der neue König läßt dann seine Brüder, die inzwischen in Gewahrsam gehalten sind, alle umbringen bis auf einen oder zwei, welche den Stamm fortpflanzen, wenn der junge König kinderlos sterben sollte. Wer möchte Königssohn in diesem Lande sein! Sind die Prinzen aus dem Wege geräumt, so werden auch die vornehmsten Häuptlinge getötet, um Genossen und Diener des abgeschiedenen Königs in den sonnigen Gefilden von Wagulu zu werden, wo sie ewige Paradiesesfreuden genießen. Die Folge dieser barbarischen Sitte ist, daß die Häuptlinge, die ihren Tod voraussahen, die kurze Gelegenheit benutzen, mit ihren Leuten im Lande umherzuziehen, zu rauben, zu plündern, zu morden, was ihnen in den Weg kommt und so ihre Familien zu bereichern. In solchen Tagen ist das Land ein wahres Pandämonium, denn die bis zur neuen Ordnung der Dinge herrschende Anarchie hält jeder für eine erwünschte Gelegenheit, sich auf Kosten anderer Vorteile zu sichern, wobei Gewaltthat und Blutvergießen nicht gescheut werden.

Aber diesmal blieb der Friede im großen und ganzen gewahrt, Gesetz und Ordnung behielten die Oberhand. Kein Prinz, kein Häuptling ward um's Leben gebracht; kein Kampf, kein Raub und Blutvergießen fand in Rubaga statt, wenn auch in einzelnen Teilen des Landes sich Unordnungen zeigten. Ja, als man am 22. Februar 1885 Mtesas Grabmal in Nabulagala feierlich einweihte, ward kein Tropfen Bluts vergossen, während früher tausende von Menschen bei solcher Gelegenheit geschlachtet wurden. Das war bisher unerhört in Uganda und zeigt für sich allein, daß das Evangelium des Friedens nicht vergeblich verkündigt war. Auch den Missionaren selbst geschah kein Leid. Zwar hatten einige der großen Häuptlinge das Missionshaus angreifen und plündern wollen, aber der Ratikiro hatte dagegen protestiert und Befehl gegeben, daß auch nicht eine Ziege den Missionaren geraubt werden sollte, wie ihm denn überhaupt das ganze Land großen Dank schuldet, da er Rauben und Morden verboi und seinen Einfluß zu Gunsten des Friedens und der Ordnung geltend zu machen mußte.

Der neue Kabaka oder König von Uganda ist ein Jüngling von 20 Jahren, Muanga mit Namen, der früher öfter die Missionare besucht und Unterricht von ihnen empfangen hat, bis Mtesa es verbot. Die erste Audienz, welche D'Flaherty und Ashe nach seiner Thronbesteigung hatten, war nicht gerade ermutigend. Er wollte alle möglichen Dinge haben, Pulver und Flinten, ein Haus, ein Boot; die französischen Priester sollten wieder kommen; und die „Eleonore“, das Missionsboot auf dem See, sollte sie holen! Er hat nämlich vor Jahren auch mit den römischen Missionaren in Verbindung gestanden, und Pater Livinhac erzählt, bei ihrer Abreise aus Uganda habe er ihm gesagt: „Wenn du je König von Uganda wirst, so rufe uns, und wir werden unverzüglich kommen;“ und es ist sehr wahrscheinlich, daß heute schon die Franzosen wieder eingezogen sind.

Eine große Freude für die Missionare und die Christenschar war

indessen die Wahl der am 16. März 1884 getauften, wahrhaft frommen Prinzessin Rebekka Mugali zur „Königsschwester.“ Bei des Königs Tode werden nämlich auch die beiden hohen Ämter der Mamosoli („Königsmutter“) und der Lubuga („Königsschwester“) erledigt und neu besetzt. Die Inhaberinnen dieser Ämter haben jede ihren eignen Hofstaat und besondere Residenz außerhalb Rubaga und gelten gleich dem Könige als Majestäten. Die neue Lubuga Rebekka Mugali ist gleich ihrer Schwester Elmasi eine ernste Christin, sie versammelt regelmäßig ihre Leute zur Andacht und zum Unterricht und hält sich in beständiger Verbindung mit den Missionaren. Aber trotz ihrer hohen Stellung im Ugandareiche mag ihr politischer Einfluß sehr beschränkt sein; wenigstens hören wir nicht, daß sie in den zu Anfang 1885 über der Mission schwebenden Gefahren sich zu Gunsten ihrer bedrängten Glaubensgenossen verwandt habe, was aber vielleicht seinen Grund darin hat, daß ihre Residenz sich nicht in der Hauptstadt selbst befindet.

5. Die ersten Märtyrer.

Mit begreiflicher Weise großer Spannung warteten die Missionsfreunde auf neue Nachrichten aus Uganda, aber erst nach sechs Monaten kamen sie und berichteten von großer Gefahr und schwerem Leid, durch welche die Mission daselbst gegangen war, und deren Höhepunkt die grausame Hinrichtung dreier christlicher Bagandajünglinge gebildet hatte. Wie hatte es zu so blutigen Auftritten kommen können?

Daß eine Anzahl Würdenträger des Reiches den wachsenden Einfluß der weißen Männer mit mißmutigen und feindseligen Augen ansah und nach einer Gelegenheit suchte, um ihrem von den Arabern geschürten Ingrimme freien Lauf zu lassen, kann niemand wunder nehmen. Solange indes an höchster Stelle ein günstiger Wind für die Mission wehte, war an eine erfolgreiche Reaktion gegen dieselbe nicht zu denken. Nun aber geriet zunächst der König Muanga nicht lange nach seiner Thronbesteigung in Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen das fremde Element in seinem Reiche. Anfang November 1884 hatte der König den Missionar MacKay beauftragt, drei neue englische Missionare, deren Ankunft in Mfalala am Südende des Sees um die Zeit erwartet werden konnte, von dort in der „Eleonore“ abzuholen. Aber MacKay kam unverrichteter Sache zurück, zu großer Betrübnis seiner Freunde, die der Unterstützung in ihrer Arbeit gerade jetzt so sehr bedurft hätten. Auch der König war, freilich aus andern Gründen, sehr ungehalten und sogleich entschlossen, jetzt die römischen Priester aus Ukumbi wieder holen zu lassen, da die Engländer ihn so getäuscht hätten. Sein Unmut steigerte sich noch, als sich das Gerücht verbreitete, jene nicht angekommenen Engländer wären nach Usoga (im Osten von Uganda) gegangen und wollten von dort aus mit großer Macht einen Angriff auf Uganda machen. Dazu hielt sich auch der Ratifikiro beleidigt, weil MacKay ihm über seine abergläubische Verehrung Mtesas, den er als seinen Schutzgeist betrachtete, und über sein Vertrauen auf die süßen Kartoffeln, die ihm als Zaubermittel dienten, Vorstellungen gemacht hatte. Als nun auch die kindische Begehrlichkeit des Königs, der Asches

Spieldose und Bogelflinte haben wollte, nicht befriedigt wurde, bedurfte es nur noch eines Funken, um den angehäuften Zündstoff in Flammen zu setzen.

Ein Sklave des Königs war eines Diebstahls wegen zu einem Araber, und dann, als sein Schlupfwinkel entdeckt war, zu einem der Getauften geflohen, wurde aber ergriffen und hingerichtet. Sofort wurde ausgesprengt, die Araber und weißen Männer beherbergten Scharen von Verbrechern und entlaufenen Sklaven, und ein Befehl ging aus, daß alle Waganda, die im Dienste der Ausländer gefunden wurden, verhaftet werden sollten. Darüber triumphtierte niemand mehr als Mudschafi, der Hauptmann der königlichen Leibwache, der längst einen tiefwurzelnden Haß gegen die Weißen und ihre Religion hatte. Dieser wußte den Ratifiro und den König derartig gegen die Mission aufzureizen, daß die Missionare ihren Gemeindegliedern den Rat gaben, nächsten Sonntag wegzubleiben, und die lernenden Jünglinge aus dem Missionshause fortschickten. Am 30. Januar 1885 kam das Unwetter zum Ausbruch. MacKay, der notwendig eine neue Reise über den See nach Mfalala machen mußte und dazu die Erlaubnis des Königs bekommen hatte, wurde unterwegs zwischen der Hauptstadt und dem See von einer Schar Bewaffneter unter Führung eben jenes Mudschafi, der heimlichen Auftrag dazu von oben zu haben schien, überfallen und die ihn als Träger und Ziegentreiber begleitenden fünf jungen Wagandachristen gefangen genommen, während er selbst nebst Ashe, der ihn bis an den See hatte begleiten wollen, unverfehrt nach der Hauptstadt zurückkehrte. Auf ihre Vorstellungen schrie der Ratifiro wütend: „Ihr steht uns immer die Leute und bringt sie mit Haufen von Europäern nach Usoga und habt nichts anderes im Sinn als unser ganzes Land aufzueffen. Morgen früh,“ so wandte er sich an Mudschafi, „nimmst du deine Soldaten und bindest Philipo und diesen andern Mjungu und MacKay und jagst sie dahin, woher sie gekommen sind.“ Zu dieser gewaltsamen Vertreibung der Missionare kam es nun zwar nicht; aber drei der gefangenen Wagandajünglinge, Serwanga, Katumba und Jujuf wurden am folgenden Tage an einen Ort außerhalb der Stadt geschleppt und auf grausame Weise hingerichtet. Man hakte ihnen die Arme ab, band sie lebendig an ein Gerüst, zündete ein Feuer darunter an, und so wurden sie langsam verbrannt. Mudschafi und seine Henkersknechte verspotteten sie: jetzt sollten sie nur beten zu ihrem Isa Masija (Jesus Christus), ob er sie wohl aus seinen Händen erretten möchte! Sie aber verleugneten ihren Glauben nicht und sangen in den Feuerflammen ihrem Heiland ein Loblied: „Killa siku tunsifu“ („Täglich, täglich singt sein Lob.“)

Die eingeborenen Christen waren alle zerstreut, die Missionare trafen eifrig Vorkehrungen, damit während ihrer vielleicht bevorstehenden Abwesenheit die junge Gemeinde, die jetzt schon über 100 Glieder zählte, zusammenhalten und sich erbauen könnte. Aber der Sturm ging vorüber — der König mußte einen Revolver, der Ratifiro eine Flinte repariert haben! Auch ein neues Gewitter, das der Mission gefährlich werden konnte, eine Verschwörung gegen den König, der beschuldigt wurde, die Sitten des Landes, besonders die Vielweiberei, ändern und des weißen

Mannes Religion annehmen zu wollen, verzog sich, indem der König energisch gegen die Ruhestörer auftrat, sie absetzte, ihre Stellen theils an Christen und Christenfreunde gab und Mudschasi, der auch hierbei Rädelshführer gewesen war, an die Grenze schickte.

Das Blut der Märtyrer aber bewies sich auch hier als der Same der Kirche. Die Verfolgung, statt abschreckend zu wirken, stärkte vielmehr bei vielen das Verlangen nach Taufunterricht. Selbst von Mudschasis Leuten, die bei jenem Überfall mitgewirkt hatten, kamen einige mit Bitten um christliche Unterweisung, und einer von ihnen erklärte, daß gerade die Standhaftigkeit der drei Märtyrer in ihren Qualen ihn zu dem Entschlus gebracht habe, auch „beten“ zu lernen.

Die letzte Scene, die uns bis heute (1. Dez. 1885) aus Uganda berichtet ist, zeigt uns den jungen König, wie er von Mackay privatim unterrichtet wird und die Missionare wiederholt seiner Freundschaft versichert. Aber im Hintergrunde sieht man die römischen Missionare, die, von Muanga gerufen, sich auf dem Rückwege nach Uganda befinden. Welche Verwirrung mag inzwischen schon das „andere Evangelium“ wieder angerichtet haben!

Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse Mackays ergreifenden Aufruf zu energischerer Betreibung der Mission mitzuteilen: „Aufs dringendste, dringender als je zuvor, flehen wir Sie um Ihre Gebete und ihre Hülfe für Uganda an. Die Zeit ist kritisch. Zwei römische Priester sind unterwegs nach Muangas Hauptstadt. Unsere Freunde und Unterstützer daheim haben uns in der Stunde der Noth im Stich gelassen. Ein ungeheuer viel größeres Werk kann hier geschehen trotz aller Opposition, wenn wir nur Männer hätten, und zwar von der rechten Art. Wir haben gegen Stolz, Gleichgültigkeit, Argwohn und Abneigung zu kämpfen, und doch haben wir jeden Tag neue Besucher, die nach Gott fragen. Unendliche Geduld und viel Tact sind durchaus notwendig, um irgend etwas mit den Großen des Landes auszurichten. Dies Land wird bald entweder evangelisch oder päpstlich oder mohamedanisch sein; was von den dreien, das hängt von unsrer Kirche und den Missionsfreunden ab. Aber es giebt auch eine Hülfe, die zu spät kommen kann, gleichwie die englische Armee nach Rhartum. Aber mit Gottes Hülfe wollen wir hier ausharren, bis wir die Mission hier ausreichend und gründlich verstärkt sehen.“ —

Nachschrift. Int. Dez. 1885 bringt Nachrichten aus Uganda bis 30. Juli. Ein großer Saal für Kirchen- und Schulzwecke ist gebaut und kann die zahlreichen Besucher des Gottesdienstes kaum fassen. Die Schule wird so stark besucht, daß die Missionare die Arbeit kaum bewältigen können. Sie haben die eingeborenen Christen aus ihrer Mitte einen „Kirchenvorstand“ von sieben Mitgliedern wählen lassen, der ihnen im „Kampfe gegen die Festsung des Lubari“ helfen soll. Eine Erneuerung der Verfolgung hat nicht stattgefunden. — Die Jesuiten sind nun wirklich angekommen, drei an Zahl zunächst, haben Höflichkeitsbesuche mit den Engländern gewechselt und ihre Arbeit wieder angefangen.

Übrigens sind neue Verstärkungen für die englische Mission unterwegs nach Uganda; Mr. Douglas Hooper mit zwei Gehilfen kam im September 1885 in Mambouia (Usagara) an, wo freilich leider einer der letzteren am 9. Sept. starb. — Außer-

dem ist der Bischof Hannington, welcher die Ugandamission visitieren und eine direktere Verbindung mit derselben herstellen will, am 22. Juli aus Freretown! aufgebrochen, um von da geradeswegs durch Masailand nach Uganda zu reisen, und war Mitte August im Ululanda, nördlich vom Kilimandscharo.

Ein Missionslied

nach Jesaias 52, 7—10.

Mel: Aus meines Herzens Grunde.

1. Wie lieblich sind die Füße
Auf Bergen, Thal und Feld
Der Boten, denen Grüße
Gott bringen hieß der Welt,
Die Frieden künden fein,
Heil predigen und Gutes
Und sagen frohen Mutes:
„Gott ist der Herr allein.“
2. Von deines Thrones Stufen
Gott unsern Dank vernimm
Daß deine Wächter rufen,
Dein Wort mit lauter Stimm'.
Ja du hast Trost erdacht
Vor Anbeginn der Zeiten,
Den durch sein bittres Leiden
Christ hat der Welt gebracht.
3. Wollst ferner offenbaren
Gott deinen heil'gen Arm
Und auch der Heiden Scharen
Herr gnädig dich erbarm.
Daß aller Welten End'
Dein lieblich Heil mag sehen,
Und daß die Heiden gehen
Zu Jesu Christ behend.
4. Bewahre drum in Gnaden
Auch deiner Boten Schritt
Vor Unfall und vor Schaden,
Vor jedem falschen Tritt.
Auf Bergen, Steppen, Meer
Laß friedlich hin sie reisen,
Getrosten Herzens preisen
Des lieben Heilands Ehr'.
5. Und uns, die wir schon heißen
Nach Christo deinem Sohn,
Wollst deine Gnad erweisen,
Daß Keins uns raub' die Kron',
Daß treu bis in den Tod
Dein Wort wir gläubig hören
Und dir Gehorsam schwören,
Du König, unser Gott.

Hans Hilno.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Beitschrift.

N^o 2.

März.

1886.

Die sieben Worte des Herrn am Kreuz.

Missionsbetrachtungen in der Passionszeit

von Paul von Zychlinski, Pastor in Bilgramsdorf in Schlesien.

Das Wort vom Kreuz, welches in dieser gnadenreichen Zeit des Kirchenjahres, der Passionszeit, soll gepredigt werden, soll auch die gegenwärtigen, der theuren Missionsache gewidmeten Betrachtungen weihen und heiligen.

Oder, sollte die Passion unsers Herrn überhaupt nichts mit der Mission zu thun haben?! Ich denke wohl; denn abgesehen davon, daß der Heiland nicht nur von den Heiden so vieles erlitten, daß er auch für sie sein Blut vergossen hat, ist es ja eine unumstößliche Thatsache, daß „das Wort vom Kreuz,“ oder, was dasselbe ist, „das Wort von der Versöhnung,“ von der in dem gekreuzigten Christus offenbar gewordenen, „heil samen Gnade Gottes“, um mit dem Missionar Whitmee zu reden, „das einzig wirksame Mittel ist, durch welches barbarische oder wilde Rassen aus ihrer Verkommenheit emporgehoben und zu ehrenhaften Stellungen unter civilisirten Nationen geführt werden.“ Ja — „überall, wo das Wort von der Versöhnung in der Heidenwelt rein und lauter verkündigt wird, und der Mensch der Einladung zum Himmelreich Folge leistet, macht der Glaube an solche ernste und doch so frohe Botschaft durch Wirkung des heiligen Geistes aus einem alten einen neuen Menschen, aus einem Götzendiener einen Anbeter des wahren und lebendigen Gottes, aus einem Knecht der Sünde einen treuen Diener Jesu Christi, der sich angelegen sein läßt, einen frommen Wandel zu führen und Gott durch Wort und Werk zu verherrlichen!“

Weil dem so ist, haben Missionare die Erfahrung machen müssen, daß die Heiden thatsächlich keiner anderen Predigt Gehör geschenkt haben, weder der, welche ihnen das Dasein Gottes beweisen, noch der, welche ihnen das Gesetz Gottes lehren wollte, sondern nur dieser von dem „Gekreuzigten,“ und manch einem ist selbst von Heiden geraten worden, ja nichts anders zu wissen: als Jesum, den Gekreuzigten!

Höchst erfreulich war uns die Mitteilung von dem Besuch des Prä sidenten der Transvaal-Republik (Paul Krüger) im Berliner Missionshaus; am meisten aber hat uns die herzbewegliche Bitte erfreut, die er an die Missionszöglinge dajelbst richtete: „Meine jungen Brüder!“ sagte er: „Ich bitte und beschwöre euch, predigt und wisset nichts anderes, als unsern Herrn Jesum Christum, den Gekreuzigten!“ — „Ich habe ihn nicht gesucht,“ setzte er hinzu, „er aber hat mich gesucht, und, gottlob!

gefunden! und seitdem hatte ich den Wunsch, selbst ein Prediger zu werden und meinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. Gott hat mich auf andere Wege geführt. Mein Herz aber lacht mir im Leibe, wenn ich euch vor mir sehe, von denen so manche nach Transvaal kommen werden, um dort den Heiland zu verkündigen, und ich denke an das Wort: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, welche den Frieden verkündigen.“

Zu dem „Wort vom Kreuz“ gehört auch jedes Wort des Herrn vom Kreuz herab, gehören „die letzten teuren sieben Wort“, die Jesus ausgesprochen, eh ihm durch Qual und blutigen Mord sein Herz am Kreuz gebrochen.“ Auf sie richten wir heute den Blick.

I.

Das erste Wort des sterbenden Heilands ist das Gebet: „Vater, vergieh ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ In dem Augenblick, wo die Mißgunst der Feinde Jesu aufs höchste steigt, wo sie den Herrn der Herrlichkeit ans Kreuz schlagen, da steigt Jesu Liebe auch auf die Höhe; sie bittet den Vater um Vergebung für blutrote Sünden. —

Ah, welche blutrote Sünden, welche haarsträubenden Dinge müssen doch unsere lieben Missionare in der Heidenwelt mit ansehen. Wie muß es ihnen, die den höchsten Gott kennen, wehe thun, wenn sie die Heiden knien sehen vor den Götzen, die doch nicht Götter, sondern der Menschenhände Werk sind! Wie muß es ihnen, die das Wort aus Erfahrung wissen: „Selig sind die Friedfertigen,“ durchs Herz schneiden, wenn sie die armen Menschen sehen hingegeben in alle Sünden wider die Liebe: in Lug und Trug, in Hader und Neid, in Fressen und Saufen, in Kammer und Unzucht, in Mord und Totschlag! Auf die Frage, die sie gar manchmal bangen Herzens thun mögen: „wer öffnet diesen Sündern doch das Auge über ihr Elend, wer bringt sie heraus aus ihren Sünden, „wer trägt doch ihre Straf und Schuld, wer schafft für sie des Vaters Huld?“ empfangen sie in diesem Jesuwort immer wieder die Antwort: „Jesus, der Gekreuzigte,“ der Fürsprecher bei dem Vater, der ewige Hohepriester. „Ja, es macht sein redend Blut ihre böse Sache gut.“

Und hat nicht der Heiland allen seinen Jüngern geboten: „Folget mir nach!“ So hat er auch seinen Friedensboten, den Missionaren, und auch ihren Befehrten mit dem ersten Kreuzeswort ein Vorbild gegeben, allen ihren Widersachern und Feinden zu vergeben.

Daß es deren nicht nur unter den Heiden, sondern leider auch unter den Christen zur Genüge giebt — wer wüßte das nicht! „Ist das Wort vom Kreuz das Beste, was die Mission den Heiden zu bringen hat, dieses Wort aber eine Thorheit und ein Argerniß den Kindern dieser Welt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Feinde des Kreuzes Christi auch Gegner der Mission und ihrer Vertreter sind.“ Das ist zu allen Zeiten so gewesen: Wir denken an die Verfolgung der Missionare auf Jamaika am Anfang dieses Jahrhunderts. Dort genügte es den Feinden der Wahrheit nicht mehr, die Prediger zu verhöhnen, mitten in

der Predigt zu stören, und die betenden Sklaven grausam zu peitschen, sie ruhten nicht, bis Gesetze zustande kamen, die den christlichen Unterricht der Neger verboten und Missionare eine Reihe von Jahren hindurch ins Gefängnis lieferten. Wir denken an die furchtbaren Verfolgungen der Christen im Bapedilande durch Sekukuni, an die Feindschaft wider die ersten Blutzeugen aus dem Volke Bolubedus, den S. Rhaschane und D. Setsoha, an die grausamen Verfolgungen der Christen Madagaskars unter Ranavalona I. u. s. w. — Und wenn nun jenem Berichte von Missionaren über die Feindseligkeiten in Samaita das Wort zugesügt ist: „Zur Entschuldigung der Feinde kann man nur sagen: sie waren alle von geheimer Angst gepeinigt und wußten nicht, was sie thaten,“ ja, war es nicht der Blick auf die Vergebung herabfliehende Liebe des Gekreuzigten, der dieses milde Urtheil veranlaßte? Und wenn Merensky und Nachtigal immer und immer wieder es wagten, Sekukuni zur Schonung und Milde aufzufordern und ihm das Evangelium anzubieten, haben sie da nicht gehandelt wie solche, die wissen, daß der Gekreuzigte auch Geduld gehabt mit seinen Feinden, denen sein Gebet noch eine Gnadenfrist beim Vater ausgewirkt? Und welche Schriftstelle finden wir auf dem Denkmal jener „Blutzeugen aus dem Volke Bolubedus, welche um des Namens Jesu Christi willen getödet worden sind an seinem Todestage, den 11. April 1884,“ — ist es nicht außer Mark. 8, 35 auch Luk. 23, 34? Und, wenn jene madagassischen Märtyrer unter Rauch und Qualm nicht Klagegeschrei, sondern Lobgesang, nicht Rachegeschrei erhoben, sondern beteten: „Herr Jesu, nimm unsern Geist auf und rechne ihnen diese Sünden nicht zu!“ — nicht wahr, sie hattens von dem großen Dulder gelernt, welcher nicht bloß befohlen hat: „Liebet eure Feinde, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen,“ sondern, der selbst gethan hat, was er befohlen, und setzen wir hinzu: der auch die Kraft uns giebt, daß wir thun, wie er uns ein Vorbild gegeben?!

Wohl — „wer dies Wort der gekreuzigten Liebe gehört hat, wie es muß gehört werden, und wer dessen Kraft an seinem Herzen erfahren hat, der bekommt ein mildes Herz gegen alle Menschen, dem fallen alle Waffen aus der Hand, der mag nicht mehr streiten!“

II.

Wir kommen zu dem zweiten Wort der gekreuzigten Liebe. Es ist das Wort an den Schächer: „Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ — Mit diesem Worte ward dem Übelthäter zu teil, was er unbedingt brauchte, wenn er nicht auch noch, wie in die Arme der irdischen Gerechtigkeit, in die Hände des heiligen Gottes, des gerechten Richters droben, fallen sollte, nämlich die Vergebung seiner Sünden; mit diesem Worte ward ihm gewährt, worauf er nicht den geringsten Anspruch hatte: Erlösung von Tod und Teufel, Aushilfe zu Jesu himmlischem Reich. — Unermeßliche Seligkeit, Paradieseswonne, ewige Gemeinschaft mit Jesu — das ein Los, das lieber ihm nicht fallen konnte, das das Erbteil, das ihm mit einemmal durch Jesu Wort zu teil geworden. Eben noch in der Gottesferne, — jetzt auf

ewig mit Gott vereint; fürwahr das muß ein Wechsel sein, den man sich wohl gefallen läßt. Wahrlich der Vorgang zeigt deutlich: Das Kreuz ist der Thron einer königlichen, einer allumfassenden, einer tief hinuntersteigenden, einer hoch hinaufhebenden, einer allmächtigen Gnade, vor der wir anbeten müssen, einer Liebe, die wir nicht genug preisen können. Und, was das Allerherrlichste ist, solch Gotteserbarmen gegen tiefgefallene Creaturen, wie es hier am Kreuz dem Schächer wird erwiesen — steht nicht vereinzelt da. Die Zahl derer, denen es angeboten worden, die es erfahren haben — ist Region. Gott will, daß allen Menschen — also auch allen Heiden geholfen werde und sie sehen und schmecken, wie freundlich der Herr ist, der dort am Kreuz einem tief gesunkenen armen Sünder den Schlüssel zum Paradies darreicht.

Mögen ja viele sein, die dem andern Schächer gleichen, der es verzehmte, sich von Jesu begnadigen zu lassen, wovon wir unten zwei Beispiele zur Warnung aus der Heidenwelt anführen wollen — aber viele andere haben es doch mit jenem hochbetagten Manne gehalten, der nach einem Missionsfest sein Scherflein brachte und dabei, voll innigen Dankes für den empfangenen Festsegen, den sehnlichsten Wunsch zu erkennen gab, daß ihm die Schächergnade zu teil werden möchte. — Und wie viele Missionare und Bekehrte aus den Heiden haben es mit innigstem Danke gegen den Herrn ausgesprochen, daß sie nicht nur diese Gnade begehren, sondern daß sie ihres Empfangs unzweifelhaft im Glauben gewiß geworden sind, und mit welcher Seelenruhe sind sie heimgegangen, als Gott ihnen zurief: „Kommt wieder Menschenkinder!“ — War es nicht Sehnsucht nach der Schächergnade, wenn jener junge schwedische Missionar Arrhenius, der nach jahrelangen Vorbereitungen und Mühen kaum unter den Gallas hatte arbeiten dürfen, auf seinem Sterbelager so dringend bat: „Jesus, hilf mir! Jesus, hilf mir!“ und Gewißheit der erlangten Gnade, wenn er diesen Hilferuf mit einem feierlichen „Amen“ bekräftigte, um unmittelbar darauf im Frieden einzugehen zu seines Herrn Freude!? Solches Verlangen nach dem Daheimsein bei dem Herrn und die Glaubensüberzeugung, daß sie angenommen seien aus Gnaden — deuteten doch wohl die letzten Worte des berühmten Missionars David Zeisbergers an, die da lauteten: „Der Heiland ist nahe, er wird mich bald heimholen,“ und die des jungen Baseler Missionsinspektors Brätorius, der an die Goldküste gegangen war, um die Missionsstationen zu inspizieren und dort am Fieber erkrankte: „Ist es wahr, daß ich heute heim darf?“ fragte er in freudiger Erregung. Denken wir an Aussprüche sterbender Heidenchristen: „Ich sterbe,“ sagte der bekehrte Betschuanenkönig Mathibo und hinterlasse mein Königreich einem Nachfolger; es giebt aber ein Ertheil, das niemand von mir nehmen kann, das ist das Königreich des Himmels!“ Hier spricht sich doch gleichfalls die selige Gewißheit erlangter Schächergnade aus. Dasselbe gilt von dem Bekenntnis eines armen, durch die Gnade seines armgewordenen Heilands ewig reich gemachten Hottentotten, der in einem Alter von 90 Jahren die heilige Taufe empfing und freudig ausrief: „Jetzt will ich gern sterben, ja ich will lieber sterben, als leben, damit ich unaufhörlich bei meinem Heiland leben kann; früher fürchtete ich den Tod,

denn ich kannte den Herrn Jesum noch nicht; jetzt habe ich kein Verlangen mehr, länger zu leben; über 80 Jahre habe ich dem Teufel gedient und war nahe daran, ins höllische Feuer zu gehen, aber, obwohl ich ein armer Sünder, darf ich doch aus unaussprechlicher Barmherzigkeit in die ewige Seligkeit gehen.“

Ach, leider gleichen nicht alle Menschen, denen die Gnade angeboten und denen auch dies zweite Jesuswort mit seiner entzückenden Aussicht in die Seligkeit jenes Paradieseslebens vorgehalten wird, dem Schächer zu Jesu Rechten, sondern dem zu seiner Linken. Warum nicht jenem? Weil sie nicht Buße thun und so tief hinabsteigen wollen ins Thal der Demut und ins Gericht der Selbstverwerfung, als er, weil sie sich nicht entschließen können zum Glauben an den König des Himmelreichs. Weil sie das aber nicht wollen, ach wie greulich vor Gott ist ihr Leben, und wie trostlos ohne Gott ist ihr Sterben!

Laßt mich euch hinführen an Sterbebetten solcher Unseligen, die nicht bedacht, was zu ihrem Frieden dient, und die Bitterkeit des Sterbens zu erfahren bekamen. Ein trauriges Sterben war z. B. das eines Palmbauers in Tschombala. Derselbe hatte durch den Übertritt seiner Schwester die Überzeugung gewonnen, daß auch er ein Christ werden sollte. Er ließ sich auch unterrichten; als es aber Zeit wurde zum offenen Bekenntnis, da gab er den Drohungen seiner Verwandten nach, und diese umgarnten ihn nun immer mehr. Er erklärte zwar: seine Befehrung sei nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, allein es blieb bei dieser bedenklichen Ausrede, und, als er ernstlich krank wurde und es für ihn wieder hieß: „Heute, so du seine Stimme hörst, thue Fleiß, einzugehen zur Ruhe des Volkes Gottes,“ da sagte er: „ich sollte wohl, aber ich kann nicht“ — und starb — unter schweren Gewissensbissen. — Ein trauriges, wahrhaft schreckliches Ende hatte eines Bapedichristen Frau. Dieselbe wurde nach dem Tode ihres frommen Mannes eines heidnischen Zauberers Weib. Sie fiel später in eine Krankheit, in der es war, als ob sie von innen heraus verbrenne. Sie schrie: „Ich brenne! Mein Mann hat mich oft zum Herrn gewiesen und zu mir gesagt: „Glaube!“ Ich habe begonnen, den Herrn Jesum zu suchen, habe ihn aber wieder weggeworfen. Dafür straft mich Gott nun. Ich sterbe und gehe verloren; denn ich habe meine Seligkeit mutwillig verscherzt. Ich gehe verloren! Ich brenne!“ das war ihr letztes Wort; ist das nicht entsetzlich; und sie hätte doch ein ganz anderes, ein gar seliges Sterben haben können; denn Jesus Christus, der das Bußgebet des Schächers gehört, ist gestern und heut und derselbige in Ewigkeit, der jeden armen Sünder annimmt — der nur zu ihm kommt. Er hat es ja doch gesagt: „Alles, was mir mein Vater giebt, das kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen!“

O, laßt uns an ihn uns halten im Glauben, bis hin zum letzten Odemzug — und laßt uns ihn inständigst bitten: „Solang ich noch soll leben, laß mir die Gnade geben, was keine Welt mir giebt. Auf Gnade laß mich sterben, aus Gnaden laß mich erben, gedenke, daß du mich geliebt!“

III.

Mit dem dritten Wort am Kreuz, dem zu Maria: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!“ und zu Johannes: „Siehe, das ist deine Mutter!“ hat der Heiland so recht augenfällig seine die Seinen auf Lebenszeit versorgende Liebe geoffenbart. Fortan war der „hilfslosen, verlassenen Mutter eine zuverlässige Stütze und Zuflucht bereitet;“ wer wäre treu zu erachten, wenn nicht der Jünger, der an Jesu Brust gelegen, wenn nicht der, dem das kirchliche Altertum, um das großartig Edle und Starke seines Sinnes zu bezeichnen, zum Sinnbild einen Adler gegeben hat; fortan mußte aber auch Johannes sich versorgt, „denn er weiß wohl, daß er nun mit dieser heiligen Witwe, die ihm zur Mutter von dem treuesten Sohne gegeben, essen wird, solange Gott will, und nicht etwa sie mit ihm, wie jene Witwe zu Zarth mit Elia,“ daß „sie hinfort ihm eine treue mütterliche Beraterin, eine vertraute Freundin sein werde.“ — Und doch — wie sehr dem Herrn ohne Zweifel auch die irdische Versorgung der Seinen am Herzen gelegen, ihm, der die Seinen geliebt, die in der Welt waren, bis ans Ende; dennoch ist wohl zu beachten: daß dies Doppelwort am Kreuz, das „die Verhältnisse der Seinigen ordnet,“ nicht das erste, auch nicht das zweite, — sondern erst das dritte ist, das sein heiliger Mund auf Golgatha gesprochen! Ehe er an seine Liebsten auf Erden denkt, denkt er an seine Feinde. Ehe er für seine Mutter und seinen liebsten Jünger sorgte, sorgte er für den Schwächer. Auch damit hat er hervorheben wollen: daß er in erster Linie dazu in die Welt gekommen ist, das Verlorene zu suchen und zu retten.

An solchem Wort und Thun ihres Herrn, dessen Dienst sie ihr Leben geweiht haben, empfangen nun die Missionare und die Heidenchristen einen kräftigen Trost und eine heilig ernste Verpflichtung. Was den ersteren betrifft, so können sie sich ganz gewiß darauf verlassen, daß der Herr, der noch in seiner Todesstunde auch auf das zeitliche Wohl der Seinen bedacht war, auf dem Thron der Herrlichkeit an all die Seinen denken, sie segnen, reichlich und täglich versorgen wird. Es sind uns eine Reihe von Bekenntnissen, wie von Missionsgesellschaften, so von Missionaren und Missionsfreunden in Erinnerung, welche von dieser Thatsache auch Zeugnis ablegen: daß der Herr für die Mission aufs treulichste sorgt. Obwohl z. B. Vater Gohner bei Aussendung seiner Missionare oft buchstäblich nach Matth. 10, 9—10 verfuhr, dennoch, solange er am Leben war, konnte er auch mit dem Worte des Herrn seine Missionare fragen: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ sie mußten antworten: „Nie; keinen!“ — Oft sorgt der treue Herr so über alles Bitten und Verstehen, daß man sich nicht genug darüber verwundern kann. Ach es lastet zuweilen recht schwere Sorge auf den Missionsleuten, daß sie fragen mögen: „Wo nehmen wir Brot, daß diese essen?“ Aber — wie viele Beweise giebt der Herr, daß alles ängstliche Sorgen vom Übel ist; es hat doch jedes immer und immer wieder Ursache zu unterschreiben, was Dr. Wangemann einmal in einem Berliner Missionsbericht schrieb: „Da alles Sorgen verboten und vom Übel ist, so sind auch die Missionsorgen mit eingeschlossen. Wer da um die Mission sorgt, hat im Grunde über dreierlei ein durchaus

falsches Urteil: über Gott, den Herrn; über sich selbst und über das heilige Werk.“ O wie beschämt dann von Zeit zu Zeit der treue Herr die Seinen, wie mild und wie barmherzig zugleich! Dafür sei wenigstens ein recht augenfälliges Beispiel angeführt: Bei Abstattung des Jahresberichts (1. Aug. 1885) durch Missionsdirektor Egmund Harms in Hermannsburg, fügte dieser der kurzen Betrachtung über Phil. 14, 6: „Sorget „nichts“ u., welche er dem Bericht zu Grunde gelegt hatte, folgendes an: „Nun muß ich euch aber noch eine kleine Geschichte zu unserm Text erzählen: sie ist ganz neu, denn sie ist mir eben erst passiert. Als ich heute mittag vor dem Gottesdienst über unsern Text nachsann, da muß ich zu meiner eigenen Schande gestehen, daß ich euch predigen wollte: ihr solltet nicht sorgen, und konnte doch selbst den Sorgegeist nicht hannen; immer wieder kam mir der quälende Gedanke: Wie wirds mit dieser Mission noch werden? Da wird mir ein Brief gebracht; ich öffne ihn und, was lese ich darin? Ein Missionsfreund, der vor kurzem verstorben ist, hat sein ganzes Vermögen der Mission vermacht, Hof und Mühle im Wert von 45 000 bis 48 000 M. Ich kann euch nicht sagen, wie mir da plötzlich zu Mute ward; aber geschämt habe ich mich sehr. So machts der Herr. Er tröstet nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der That, denn seine Güte währet ewiglich.“ —

Die Verpflichtung aber, welche des Herrn Verhalten am Kreuz und sonst den Missionaren insbesondere auferlegt, ist diese: Sie haben durchaus in erster Linie sowohl den Heiden das Evangelium zu bringen, als auch darauf zu dringen, daß die Heiden trachten lernen, nicht mehr nach dem, was auf Erden ist, sondern nach dem, was droben ist, daß sie sich Schätze sammeln, die nicht die Diebe stehlen, und der Rost verzehrt, Schätze im Himmel. Welche Mühe in dieser Beziehung die Missionare meistens haben, ehe es ihnen gelingt, den so in das Irdische gebannten Heiden davon auch nur ein wenig loszureißen, ihn zu bewegen, daß er seine Habsucht, seinen Geiz, seine Betteleien lasse, das ist fast unglaublich. Auf jedem Missionsgebiet werden da ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie seiner Zeit schon Hans Egede in Grönland, Budd in Amerika und neuerdings Missionar During in Osamare in Afrika machte. Ersterer mußte wiederholt von den Grönländern sagen hören: „sollten sie ihm Glauben schenken, so müßte er mit seinem Gebet gutes Wetter und einen Überfluß an Fischen, Vögeln und Seehunden bewirken und ihre Kranken gesund machen.“ „Mein Freund,“ sagte der alte Mahnsuk zu dem zweiten (einem Indianerkatechisten): „hättest du einen großen Kessel mit Speise bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen, zu kommen, wenn du sie verlangt hättest; aber, weil du von nichts, als von der Gebets-Religion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, ohne auch nur etwas zu sehen, weswegen sie kommen sollten.“ „Die Häuptlinge in Osamare,“ heißt es in einem Missionsbericht: „kümmern sich noch wenig um das Evangelium. Sie kommen zur Kirche, wenn sie meinen, es sei Aussicht nach der Predigt Geschenke zu erhalten. Sonst sind sie gleichgiltig. Es giebt einen Häuptling am Orte, der einst durch eine Pulverexplosion schwere Brandwunden davongetragen hatte. Missionar During, der ihn treulich

während seiner Krankheit verpflegte, erhielt von ihm das Versprechen, er wolle, wenn es mit ihm besser würde, anfangen, die Kirche zu besuchen. Doch, als er nun wirklich wieder hergestellt war und der Missionar ihn an sein Versprechen erinnerte, antwortete er: er werde kommen, aber nur, wenn Doring ihm zuvor drei Fässer voll Rum zum Geschenke mache.

Gottlob, daß diese Erfahrungen von der Versunkenheit der Menschen ins Irdische und Zeitliche doch nicht die einzigen sind, die unsere Missionare draußen in der Heidenwelt machen. Das Wort kommt nicht leer zurück; es giebt auch da nicht nur hartgetretenen Weg, Dornenland und steinigtes Erdreich, wohin der Same des göttlichen Wortes fällt, und wo er umkommt, sondern auch gutes Land, wo er dreißigfältige, sechzigfältige und hundertfältige Frucht bringt. Das Wort der Ermahnung und das Vorbild des heiligen Lebens unsers Herrn, dessen liebste Speise es war, den Willen seines himmlischen Vaters zu thun: Seelen zu retten, Sünder selig zu machen, der über der Freude an einer seine Gnade suchenden Seele, wie dort am Jakobsbrunnen, Speise und Trank unbeachtet lassen konnte, dies Wort und Vorbild des Sünderheilands, das die Missionare den Heiden vorgehalten, hat doch Anerkennung, Gehorsam, Nachahmung gefunden. Es giebt mancherlei Beläge dafür, daß auch bekehrte Heiden fortan nach nichts so sehr, als nach der Heiligung verlangt und bei ihren Angehörigen auf nichts so sehr gedrungen haben, als darauf, daß auch sie sich bekehrten und trachten lernten nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit. Oft war dies noch der letzte Rat, den Sterbende den ihrigen gaben, womit sie selbst zugleich bewiesen, daß sie aus Erfahrung wußten: die Bekehrung zum Herrn, die Versorgung im Geistlichen und Ewigen sei doch zugleich auch das beste Angeld auf sichere Versorgung im Irdischen und Zeitlichen. Ein sterbender Häuptling bat seine Familienglieder und die Vornehmsten seines Volkes, daß sie die Bibel und den Glauben, „diesen neuen großen Reichtum, der mehr wert sei, als alles, was er je gethan habe,“ auf das treulichste und gewissenhafteste bewahren möchten. Als der Rasserhäuptling Afrikaner fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er sein ganzes Volk zusammenkommen, und sagte: „Wir sind nicht mehr, wie wir früher gewesen sind; wir sind nun Bekenner des Evangeliums Jesu Christi und Schüler seiner heilsamen Lehre. Wenn die Direktoren der Missionsgesellschaft euch wieder einen Lehrer schicken, so nehmt ihn willig auf! Nehmt ihn auf als einen Boten von Gott!“ Als der Nationalhelfer unter den Buschnegern, Johannes Arabini, auf dem Sterbebette lag, sagte er zu seinem Mitarbeiter Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heils zu lehren, denn sie sollen in der Hand des Heilands bleiben!“ — O, möchten auch wir alle in der Hand des Heilands bleiben, in der starken, segenspendenden dessen, der den Seinen verheißt: „Niemand wird sie aus meiner Hand reißen!“ In dieser Hand sind wir wohl bewahrt und wohl versorgt — hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit. —

IV.

„Verzehrt vom äußeren Feuerbrand der Wunden und von der inneren Feuerglut des Fiebers, gebeugt und bis in den Tod betrübt,“ ruft um

die 9. Stunde der heilige Dulder am Kreuze fragend und klagend aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Welch eine Tiefe, beides, der Leiden und der Liebe, die hier vor unserm Blick sich öffnet. So furchtbar dunkel an sich und undurchdringlich dieses Jesusleiden ist: so viel ist klar, daß nimmer es der Herr verschuldet, sondern daß ers erleidet einzig und allein als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Was Jesaias bezeugt mit seinem erhabenen „Fürwahr, er trug unsere Krankheit,“ und, was das N. T. als das ewige Evangelium verkündigt: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht“ — ja das unterschreiben wir mit der durch Gottes Geist im Herzen gewirkten Gewißheit: „Ich, ich, und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erregt das Elend, das dich schläget, und deiner Marter ganzes Heer!“ Hat aber Christus den Kelch der Verlassenheit von Gott stellvertretend für uns geschmeckt, so ist ja doch klar, daß allen, die an den für sie dahingegebenen demütig glauben, mit dieser Thatsache ein „Trostgrund voll unermeßlicher Erbarmung“ dargeboten wird; so steht es ja doch nun erst recht fest: daß Gott sein Wort uns hält: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen!“ So wendet er um Christi willen das Allerschlimmste, was es überhaupt geben kann, von uns ab. Ist es schon furchtbar, wenn es von einem heißen muß: er ist von allen Menschen verlassen, verworfen, verstoßen — oder, wenn es von einem heißen muß: von Vater und Mutter verlassen,“ — aber von Gott verlassen werden — wie entsetzlich!

Wem geschieht es denn am häufigsten, daß sie die Verlassenheit von Menschen, das Einsamda stehen in der Welt, tiefschmerzlich empfinden müssen, sind es nicht die Missionare, und sind es nicht auch die, welche sie durch ihren „unterthänigen Dienst“ aus den Heiden fürs Reich Gottes gewonnen haben, die es erfahren müssen: „Menschen, selbst die eigenen Hausgenossen, wollen von uns nichts wissen.“

Ist es für die Missionare schon schwer, sich trennen zu müssen von der Heimat, auszugehen aus ihrem Vaterland und von ihrer Freundschaft in ein ihnen fernes, unbekanntes Land, — schwerer und schmerzlicher ist es, wenn die, zu welchen sie, durch die Liebe Christi gedrungen, gekommen sind, entweder vor ihnen fliehen, oder nach kurzer oder gar längerer Zeit des Unterrichts, nach so mancher Erfahrung von Liebe, sie verlassen, oder völlig verwerfen, wenn sie ihnen das Leben schwer machen, den Aufenthalt bei den Heiden verleiden, ihnen in nichts heilflich, in allem aber hinderlich sind, ja die Missionare bitten oder zwingen, ihr Land nur möglichst schnell wieder zu verlassen. Das sind Dinge, die auf wie vielen Missionsgebieten sich ereignen, und wäre es ein leichtes, eine ganze Reihe solcher traurigen Ereignisse anzuführen. Möge wenigstens eins aus neuerer Zeit mitgeteilt werden. Es betrifft die Londoner Mission in Neu-Guinea; sie hat (1885) ein schwerer Schlag getroffen, indem ihre eingeborenen Lehrer am Fly-Fluß samt ihren Frauen unter Zurücklassung ihrer Habseligkeiten vor den Wilden haben fliehen müssen, von welchen sie als Opfer bei einem Jahresfest geschlachtet und aufgefressen werden sollten. Glücklicherweise wurden die Lehrer rechtzeitig gewarnt, und war es ihnen möglich, durch die Flucht zu

entkommen. Und wie ergeht es häufig den Heiden, die sich zu bekehren im Begriff sind oder sich haben taufen lassen, von ihren heidnischen Anverwandten? Da müssen sie noch froh sein, wenn es nur bei Verhöhnung und Spott, bei Mißhandlung aller Art, bei Verstoßen und Enterben bleibt. „Gar manche tragen an ihrem Leibe Narben und Brandmale von den Foltern, die sie um des Evangelii willen erlitten.“ Wie? wenn sie nun auch noch die Gewißheit haben müßten: „auch Gott will von uns nichts wissen; er hat uns verlassen,“ da müßten sie doch verzweifeln! Aber eben diesen Trost nehmen sie mit hinein in alle Verlassenheit von Menschen: „Wir sind nicht allein; der Vater ist bei uns;“ denn hat Gott seines einzigen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben in Verlassenheit, wie sollte er uns verlassen. Die Thatfache, die die Frage des Sohnes Gottes am Kreuz andeutet, giebt ihnen die Macht zu bekennen: „Wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“ In diesem Sinn äußerten einst chinesische Christen zu Fleming Stevenson, der 1878 auf einer Reise um die Welt begriffen war: „sie mögen uns die Köpfe abschlagen, aber sie können nicht Christum enthaupten,“ d. h. „uns nicht nehmen.“ Weil Christus ist von Gott verlassen, — darum hat jeder Christ, wer er und was er immer sei, ein Recht zu dem Bekenntnis, wie es David Zeisberger auf seinem Sterbelager aussprach: „Gott hat mich nie verlassen in der Not und wird mich auch jetzt nicht verlassen!“ Es ist ja entschieden so, wie Joh. Tauler († 1361) sagt: „Wenn sonst einige für Gottes Ehre kämpfen und das Ungemach dieser Welt geduldig ertragen, so erleichtert und mäßigt der treue Gott ihr Kreuz und Trübsal durch den Einfluß seines göttlichen Trostes, also, daß er ihnen durch diese empfindliche Gnade fast all ihr Kreuz unempfindlich macht.“

Angeichts dieses Jesuswortes, das nicht bloß eine Frage, sondern eigentlich eine Klage ist, welche Gott das unendliche Leid anzeigt, das über sein geliebtes Kind Jesum geht, das die trostlose Finsternis, die in seine heilige Seele eingezogen, beschreibt, um ihn, den Urquell alles Lichts, den Vater aller Barmherzigkeit und Gott alles Trostes um Licht und Trost anzugehen, angeichts dieser Wehklage haben da nicht alle Einsamen, Verlassenen, Verstoßenen, Geplagten, Geängsteten, ein Recht, dem barmherzigen Gott das Weh zu klagen, das sie betroffen? So hat es jener Knecht gethan, der die Gäste vergeblich zum großen Abendmahl geladen; er kommt und sagt es seinem Herrn wieder. Und wenn die Missionare mit ihrer Botschaft bei den Heiden abgewiesen, verhöhnt und gemißhandelt werden, wo ist ein mitleidig Herz, dem sie ihren Kummer sagen? Dort in der Heidenwelt nicht; und ach, die Heimat ist weit; und vielleicht ist da auch niemand, dem sie ihr Herz ausschütten können oder wollen, kein Herz, das sie versteht. Vater und Mutter ist wohl längst heimgegangen.“ Aber der ewige Gott ist noch da; in sein Herz dürfen sie all ihren Kummer senken, sie thun es so gern, sie wissen, daß geschrieben steht: „schüttet euer Herz vor ihm aus, lieben Leute!“ Ihm dürfen sie alles sagen — und

es ist wahrlich nicht vergeblich; fragt sie: „Was giebt euch Kraft und Stärke, was Trost und Zuversicht, was Mut zum schweren Werke, in dunklen Nächten Licht? Was schützt euch vor Sorgen und schafft euch Heiterkeit? Was macht euch so geborgen in Kampfesdrang und Streit?“ — sie antworten euch: „Der Herr ist unsre Stärke und unser Trost und Licht; er ist mit unserm Werke, giebt uns, was uns gebriht. Was immer kann uns schrecken? Der Herr ist unser Hort, uns führt sein Stab und Stecken bis hin zum Ruheport!“ —

Eins noch will beachtet sein: Der Jesus, der am Kreuz verschmachend ruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ giebt für alle Leidenden, Angefochtenen, Einsamen ein nicht genug zu beachtendes Vorbild. Er verläßt Gott nicht. Er wirft das Vertrauen zu ihm nicht weg. Mit dem zweimaligen: „Mein Gott! mein Gott!“ klammert er sich an Gott an. Er kämpft den Jakobskampf: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Und, wenn wir nun in den Berichten der Missionare bei der Schilderung all der Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg treten, Gefahren, Leiden, immer wieder Äußerungen begegnen, die es bekunden, daß sie das Vertrauen zu Gott nicht wegwerfen, wenn wir z. B. Missionar Tiefeldt jenen Rat eines alten heidnischen Roffers befolgen sehen, welcher zu ihm sagte: „fahre nur fort in deiner Arbeit an unsern Seelen; ermüde nicht und laß dich nicht beirren durch unsere Schlechtigkeit, sondern siehe auf deinen Gott, der wird dich stärken und segnen; wenn wir ferner jene drei ersten Märtyrer in Uganda, die man „mit abgeschnittenen Armen lebendig an einen Galgen gebunden und sie dann langsam an einem darunter angezündeten Feuer zu Tode marterte,“ mitten in den Flammen noch singen hören: „Täglich, täglich, Herr, will ich dich preisen!“ so müssen wir doch sagen: das Vorbildliche in Jesu Verhalten am Kreuz, in dem „Mein Gott, mein Gott!“ ist in der Mission wohl erkannt, hat hier Nachahmung gefunden. —

Und was wird Jesu Ruf am Kreuz bei uns bewirken? Wir antworten, ein jeder für sich: „Was kann ich? nichts als loben; o Liebe, sei erhoben; o Heiland, dir sei Ruhm! O Mittler sei gepriesen, das, was du mir erwiesen, macht mich dein ewig Eigentum!“ —

V.

Das fünfte Wort des Herrn am Kreuz lautet: „Mich dürstet!“ Dieser Ruf kann nicht befremden. „Die schlaflose Nacht, der blutige Schweiß, die schmerzliche Geißelung, die stehenden Dornen, die abmattende Ausspannung, das unnatürliche Aufsitzen, das haltlose Hangen des müden Hauptes, das qualvolle Brennen der durchnagelten Hände und Füße, die Verzehrung in Fieberglut, Fieberdurst und Fieberangst: alles hatte Jesum so ausgedörrt, daß seine Zunge am Gaumen klebte.“ So sehnt er sich nach einer leiblichen Erquickung. Was brennender Durst für eine furchtbare Pein ist, davon wissen wohl Reisende zu sagen, die den heißen Sonnenstrahlen lange ausgesetzt waren, und Fieberkranke nicht minder. Das Reisen unter des Tages „Last und Hitze“ im buchstäblichen Sinn — was für eine bedeutende Rolle spielt das im Leben unserer Missionare, zumal in

Afrika und Indien. „Die Hitze und glühend heißen Winde,“ schreibt Missionar Zunkel einmal aus Afrika, „dörren Leib und Seele aus,“ und H. Stanley bezeugt: „Afrika ist allerdings, wie manche Leute sich vorstellen, ein großes Treibhaus voller Palmen und Bananen, schöner Blumen u. s. f.; aber an Stelle des Glasdaches breitet sich da ein glühender Himmel aus und die tropische Sonne brennt herunter, daß es heiß wird, wie in einem Backofen. In dies Treibhaus werden die Missionare geschickt.“ Aus Indien berichtet Missionar Kottrott: „In den durch hohe Gebirge von der Seeluft abgeschlossenen Niederungen Singbhums im Lande der Kolhs zeigt das Thermometer oft 106° F. (32½° R.) im Schatten. In Ranchi, der Hauptstadt Chutia Nagpurs ist die Temperatur durchschnittlich nur 4°, 71° niedriger.“ Wir hierzulande haben keine Ahnung von den Strapazen so einer afrikanischen oder indischen Reise, unter der furchtbaren Glut der senkrecht herabglühenden Sonnenstrahlen. Und oft — weit und breit keine Erquickung für die lechzende Zunge zu finden. Wie viele haben da Ursache bekommen, an das Kreuzeswort des Herrn sich zu erinnern: „Mich dürstet!“

Daß das „Fieber“ eine stehende Rubrik unter den „Missionshindernissen“ bildet, ist bekannt. Wer zählt die Missionare alle, die vom Fieber ergriffen! Wie viele sind diesem tödlichen Feinde unterlegen, wie viele andere haben mit ihm auf Leben und Tod gerungen. Welche Opfer hat allein Afrika gefordert. Man nimmt selten einmal einen Missionsbericht von dort in die Hand, in welchem nicht Fieberkrankheiten erwähnt werden. Rev. Levi Johnson schrieb unterm 15. Juli 1885: „Die letzten (4) Monate sind eine Zeit schwerer Prüfung und geduldigen Wartens für uns geworden. Die meisten von uns sind durch Leiden der Acclimatisation näher zum Herrn gezogen worden; ja wir sind wie in einem heißen Tiegel gelegen. Fast verzweifelten wir daran, uns jemals zu acclimatifizieren.“ In einem Bericht über die Reise des schwedischen Missionars A. Swenffson aus Tanjar lesen wir: „Am 10. April 1885 verließen sie ihr Lager zu Enbobo, einem schrecklichen Fieberorte, und waren froh, auf dem Wege nach Schoa zu sein; aber sie ritten höchstens zwei Stunden: Swenffson und Michael, welcher von Massaua mitgekommen war, nebst einem andern Diener wurden so schwach und fieberkrank, daß nur von Zeit zu Zeit kleine Wegstrecken zurückgelegt wurden. Einmal gaben M'kullo-Leute, Elefantenjäger, dem Missionar etwas Wasser und retteten ihn vom quälendsten Durst.“ Wahrlich, wenn nicht anderswo, so würde es doch auf gar manchem Missionsgebiet geahnt werden, was für eine Pein und Qual das Wort des Herrn andeutet: „Mich dürstet!“

„Mich dürstet!“ — sollte aber dies Wort in Jesu Munde nur das Verlangen nach Stillung des leiblichen Durstes enthalten, nicht auch der Ausdruck der Sehnsucht seiner heiligen, liebeerfüllten Seele sein? Vielleicht dürfen wirs mit jenem Wort des Psalmsängers auf eine Linie stellen: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht sehe;“ sollte es nicht der Ausdruck seiner Sehnsucht auch nach Vollendung seines Erlösungswerkes sein, nach dem Labetrunk, der das schönste Labjal für den Sünderheiland sein

muß: der Rettung seiner Menschenkinder. „Ja, könntest du sein Herze sehn, wie sich nach armen Sündern sehnt!“ Wie ihn der Durst nach Rettung der Seelen schon auf dem Thron der Herrlichkeit verzehrte, so auch am Kreuz. „O, dieser Durst nach der Erlösung des menschlichen Geschlechts und nach der Freude an der Menschen Seligkeit ist wohl hundertmal heftiger gewesen — als der natürliche Durst!“ Seinen Ruf: „mich dürstet!“ siehe getrost an, als ob er zu dir und zu mir spräche: „Siehe, o Mensch, wie ich um deiner Seligkeit willen erschöpft und ausgezehrt bin; siehe, was für grausame Qualen und Schmerzen ich erduldet habe. Die wüthige Grausamkeit der Menschen hat mich fast zunichte gemacht. Die Sünder der Erde haben all mein Blut getrunken, und doch dürstet mich noch. Mein Herz hat noch nicht genug, mein Verlangen ist noch nicht gelöscht!“ (F. Tauler.)

Mit solcher Liebe hat der Herr den Seinen ein mächtiges Beispiel gegeben. Aus seinem Ruf: „Mich dürstet!“ hören wir die Mahnung heraus: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war; suchet Seelen zu retten, und übet Liebe, wie er!“ Und wer sollte mehr wünschen, von brennender Liebe zu den Seelen der Menschen erfüllt zu sein, als der Missionar!? Wenn irgend einer, so muß er doch jenes Gebet der zum Kreuz des Herrn aufschauenden Missionsgemeinde zu seinem Gebet und Flehen machen: „O mög sein Dürsten in uns geben Verlangen nach der Seelen Leben!“ Gerade auf dem Missionar soll doch ein Abglanz der Herrlichkeit jener Liebe ruhen, die in Christo leibhaftig erschien und deren Wahlspruch war: „mich jammert des Volkes!“ Was dem Missionar Williams einst von seinem Lehrer zugerufen und zugemutet wurde, das gilt allen Missionaren: „Geh,“ sagte jener zu ihm, „und höre nicht auf, den armen Sündern die Liebe Jesu zu predigen, und sollten dir die Arme vom Leibe fallen in der Arbeit an Menschenherzen zu klopfen, um für den Herrn Einlaß zu begehren!“ „Es soll,“ verlangte Gogner in seiner brennenden Liebe zu den Heiden, von allen seinen Missionaren, „ein jeder so lange auf seinem Angesicht liegen und weinen und flehen vor den durchbohrten Füßen Jesu, bis er einen oder mehrere Heiden selig gebetet hat.“ Zu unserer aufrichtigen Freude und mit Dank gegen den Herrn, dessen Treue das Herz seiner Diener treu, dessen Gnade es fest macht, dürfen wir gewiß „im großen und ganzen von der Missionsarbeiterschar der evangelischen Mission sagen: „es sind treue Leute, und wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen.“ Hier sei jenes Missionars gedacht, der eine sehr gesegnete Wirksamkeit hatte, und der so besorgt um sein Seelenheil und um die Arbeit an den ihm anvertrauten Seelen war, daß er seine Freunde immer wieder bat, fürbittend seiner zu gedenken. Zu zwei sehr treuen Betern, die schon in hohen Jahren waren, ging er oft und bat sie, wie ein demüthiges Kind, ihm doch den Weg zu zeigen, wie er völlig dem Herrn vertrauen lernen könne. Solche Liebe zu den Seelen seiner Mitmenschen fühlte Williams in seinem Herzen. Er bekannte einst: „Ich prüfte mich redlich und fragte, worauf mein Wunsch, Missionar zu werden, sich gründete, und ich fand, daß mein Verlangen in der Erkenntnis wurzelte, wie viel eine unsterbliche Seele wert sei und wie elend tausende seien, die

täglich unverföhnt, ohne Jesum Christum aus der Zeit in die Ewigkeit gehen; ich fand, daß das Gefühl der Schuldnerschaft mich trieb, denn aus freier Gnade hatte der Herr mir offenbart, was zu meinem ewigen Frieden dient.“

Solche Beispiele der Liebe zu den Heiden lasset uns zu Herzen nehmen! und auch an unserm Teil dazu beitragen, daß Seelen aus der Heidenwelt dem Herrn gewonnen werden, der auch für sie „in jenen finstern Stunden mit tiefsten Seelenwunden in Angst und Pein versank, der alles muß erfüllen nach Gottes Schrift und Willen bis zu dem letztbestimmten Trank!“ —

(Schluß folgt.)

Noch einmal: Samuel Mathabata.¹⁾

Im Beiblatt Nr. 5 (S. 73) Jahrgang 1884 dieser Zeitschrift ist ein Artikel aus den Wesl. Miss. Not. 1883, 257 ff. mitgeteilt: „Samuel Mathabata,“ der manche Unrichtigkeiten bezüglich unserer Berliner Missionare enthält. Derselbe lag der Gesamtkonferenz der Berliner Missionare vor, welche vom 15—22 März 1885 in Waterberg unter dem Vorsitz des Unterzeichneten abgehalten worden ist; letztere wurde von 19 Missionaren und 26 Nationalhelfern besucht, und der Vorsitzende beauftragt die nachfolgende Berichtigung einzufenden.

Nach dem Artikel hat Samuel Mathabata (Paditshane), ein in Mariburg durch den wesleyanischen Missionar Alison Getaufster, ein Mann aus Mutle's (M'Pahlala's) Volk, im Drang seiner Liebe das Missionswerk unter seinen Landsleuten angefangen, nach vierjährigem Warten eine Kirche für 600 Personen erbaut, diese sei niedergebrannt und durch eine neue ersetzt worden. Hiervon hätten die Berliner Missionare gehört und sich alle Mühe gegeben, ihn und sein Werk für sich zu gewinnen, seien aber von ihm abgewiesen worden. Einer der deutschen Missionare habe ihm geschrieben, wenn seine Leute nicht die heilige Taufe empfangen, seien sie verloren. Er habe in seiner Not zu dem holländischen Missionar Hofmeyer gesandt und dieser habe sie als „wahrer Christ“ getauft, trotzdem sie erklärten, sie wollen Wesleyaner bleiben. Die Heiden hätten dann die Gemeinde verjagt und geplagt, Ende Nov. 1882 sei Samuel, den der Einsender als einen Mann „von dem Mut des Apostels Paulus und der Liebe des Apostels Johannes“ bezeichnet, welcher „neun Jahre in den finstern Wildnissen Afrikas gearbeitet habe „ungekannt, unbezahlt, unbesucht, von keiner Kirche anerkannt“ aus dem Lande vertrieben und habe sich auf die farm good hope mit den Seinen zurückgezogen, die in einer Umgebung von „hunderttausenden“ liegend, Gelegenheit darbieten werde, das Evangelium 200 Meilen weit nach Norden auszudehnen.“

¹⁾ Durch zwei Red.-Bemerkungen hatte ich a. a. O. die unschöne Eindringung der Wesleyaner unmißverständlich getadelt; im übrigen war der qu. Artikel wesentlich Übersetzung, die ich, wie gleichfalls angedeutet, als ein charakteristisches Specimen methodistischer Arbeit und Berichterstattung gab, welches für sich selbst sprechen sollte. Die Klarstellung resp. Berichtigung der Thatfachen ist mir aber höchst erwünscht.

Die Sachlage ist folgende:

M'mutle oder M'Pahlala, ein Unterkapitän des Königs Sekufuni, wohnt im Bereich unserer Berliner Mission und ist sein Volk seit 1863 bereits von derselben in Arbeit genommen, da die ersten Katechumenen aus seinem Volk bereits in diesem Jahre 63 in Khalatlolu unterwiesen wurden. Als unsere Stationen in Sekufunis Land in den beiden folgenden Jahren zerstört wurden, setzten unsere Brüder den Zusammenhang mit den dortigen Gläubigen durch Besuche fort. Erst im Jahre 1869 kam Samuel Mathabata in das Werk, und schloß sich an die Berliner Brüder an, ohne zu ihnen überzutreten. Er wohnte monatelang auf Berliner Stationen, holte sich Schreibmaterial und Bücher von denselben, und wartete auf wesleyanische Missionare. Die Bewegung in Mutle's Volk ist durch ihn befördert, aber nicht geweckt worden. Als die Wesleyaner nicht kamen, wandte er sich an seinen Lehrer Allison, der ihn anwies, sich den Berliner Missionaren anzuschließen, was er auch eine Zeit lang that, obgleich wider Willen, da er Wesleyaner zu bleiben gedachte. —

Indes wurden ihm die Thatfachen zu mächtig, 35 Personen von Mutle's Volk flüchteten 1872, weil sie in jenem Land weder genügenden Unterricht, noch die Taufe empfangen konnten, nach Botshabelo, zu der Gemeinde, die den ersten Anstoß gegeben hatte zum Eindringen des Christentums in jene Länder; viele von ihnen wurden dort getauft. Hierüber erschreckt, sandte der Häuptling Mphahlala (Mutle) eine Gesandtschaft nach Botshabelo (unter der wahrscheinlich auch Samuel Mathabata war) mit der Bitte, einen besondern Missionar zu Mutle zu entsenden. Dieser kam 27. Sept. 1872 an in der Person der Missionare Beuster und Regler, welche sich unter Mithilfe Samuels, dem L. Beuster ein Hemd schenkte, sofort an den Bau einer Missionarswohnung machten, und das Fundament bereits einige Fuß aus der Erde gebracht hatten, als ein zorniger Befehl des damals sehr feindseligen Königs Sekufuni sie verjagte. So schickte Merensky den Nationalhelfer Josef Moëti dorthin, der eine Zeit lang mit und neben Samuel arbeitete, bis letzterer ihn veranlaßte fortzugehen. Mit den Berliner Brüdern blieb Samuel übrigens im guten Einvernehmen so lange, bis 1882 der Wesleyaner Herr Watkins nach Pretoria zog, dem sich Samuel nun völlig anschloß.

Sein Kirchlein bei Mphahlele, das zerstört wurde, war ein Häuschen von Pfählen und Strauchwerk, welches nach dem Zeugnis kundiger Augenzeugen nicht 600, sondern etwa 30 Hörer faßte. Es wurde zerstört, weil der Häuptling, dem dortigen Aberglauben gemäß, von zwei Zwillingen das eine Kindlein zunächst töten wollte, dann es zwar am Leben beließ, aber, nachdem es gestorben war, es außer Landes begraben wissen wollte, was Samuel aber zunächst ebenfalls verweigerte, worauf der Häuptling erzürnt die kleine Gemeinde verjagte. Sie wurde von Herrn Watkins in Pflege genommen, der auf der farm good hope eine Missionsstation errichtete, welche, als ich sie sah, etwa 35 Getaufte zählte, die in etwa 30 Hütten wohnten.

Von nun an begann Samuel Reisen zu machen, um alle frühern Wesleyaner, auch diejenigen, welche schon seit mehr als zehn Jahren sich unsern Stationen angeschlossen hatten, nach good hope einzuladen. Überhaupt begannen die Wesleyaner von jetzt ab eine Propaganda, mittelst deren sie überall in unsere Gemeinden einzudringen suchten und Verwirrung anrichteten.

Wir hatten eine schöne Missionsarbeit bei dem Häuptling Moreoane in Lobethal; unser (am 22. März d. J. ordinierter) Nationalhelfer Martinus Sewushane hatte daselbst eine schöne Kirche (für 300 Seelen) gebaut und eine Gemeinde von ebensoviel Seelen gesammelt, welche von Missionar Winter versehen wurde. Zu diesem kam eines Tags ein Mann Namens Loto, der durch einen Londoner ordinierten Nationalhelfer Letshelebe getauft worden war, mit der Bitte, zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Winter schlug dies zunächst ab, dann ließ er ihn auf sein inständiges Bitten zu. Kurze Zeit darauf sammelte Loto unter heftigen Schmähreden auf Winter aus unseren Taufbegehrenden ein kleines Gegengemeindlein von etwa 40 Seelen, die an den Unterhäuptling Maritshane, der ihm durch seine Beschnittenen ein Kirchlein erbauen ließ, sich anschlossen, und bald mit Gewalt Martinus verjagen wollten. Nach einiger Zeit kam Letshelebe selbst, trieb einen Tag Handel mit Decken und taufte Tags darauf vierzig, ungeprüft. Ihm folgte nach kurzer Zeit der wesleyanische Missionar Franklin und taufte ebenfalls sechs oder sieben Personen, so daß mitten aus den durch uns Geweckten eine wesleyanische Gegengemeinde gebildet wurde. Alle Vorstellungen bei Watkins verschlugen nicht, er blieb dabei, wo er einmal eingesetzt habe, lasse er nicht wieder los. Seine Nationalhelfer setzten die Propaganda in unlauterer Weise fort. In Pretoria hielt ein wesleyanischer Christ Namens Sem eine Bibelstunde, in welcher er die Geschichte der drei Männer im Feuerofen auslegte, in der Weise: die haruti ba Berlin (die Berliner Lehrer) sind der Nebucad Nezar, die Männer im Ofen sind Maritshane (der Heide) und die armen wesleyanischen Christen, der große Nebucad Nezar ist Herr Winter, der kleine Nebucad Nezar ist Martinus Sebusane, diese Männer von Deutschland bringen falsche Lehren in das Land, hassen uns Raffen, und überliefern uns den Bauern. Daniel Masenga, ein geförderter Christ unserer Gemeinde zu Waterberg, sammelte in Warmbad ein Häuflein von ca. 20 Christen, die er in Gottes Wort unterwies. Ein Wesleyaner kam, redete ihnen vor, die Lehre der Berliner taue nicht, sie warteten auch viel zu lange mit der Taufe, und taufte sofort eine Anzahl unreifer Leute. Hernach hat sich kein Wesleyaner um dieselben wieder bekümmert, sie kamen wieder zu Daniel mit der Bitte, weiter unterwiesen zu werden.

In ähnlicher Weise erzählten 6—8 Nationalhelfer aus der Zahl der in Waterberg zur Synode Versammelten vom Eindringen der Wesleyanischen Nationalhelfer in unsere Außenstationen, so daß die Synode endlich sich entschloß, durch die Superintendenten Rauhaus und Knothe eine Anschrift an die Vorstände sämtlicher in Transvaal arbeitenden Missionsgesellschaften zu richten, mit der Bitte, daß gegenseitig die Grenzen kirchlicher Ordnung aufrecht erhalten werden möchten. Den Unterzeichneten beauftragten sie, zur Klarstellung der Wahrheit obige Mitteilungen an die Warnedtsche Allg. Missionszeitschrift einzusenden, was ich um so bereitwilliger übernahm, als ähnliche Übergriffe der Wesleyaner in fremde Arbeitsgebiete mir auch von Missionaren anderer Gesellschaften kundgegeben worden sind.

Wangemann.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N^o 3.

April.

1886.

Biblische Ansprache.¹⁾

Von General-Superintendent D. Möller.

Römer 1, 14: Ich bin ein Schuldner beides, der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. Amen.

Der heutige Tag stellt uns vor das Thema: Die Verweltlichung, eine Missionsgefahr. Diese Gefahr muß also nahe liegen. Sie liegt immer nah. Aber wir werden ja sehen, unter welchen Formen und Versuchungen sie gerade in unsrer Zeit uns nahe tritt. Ich gehe darauf nicht näher ein. Aber ich nehme daraus Anlaß, uns die feine Linie vorzuzeichnen, die die Mission, wenn sie eine treue Magd des Herrn sein will, inne zu halten hat. Auf solcher Linie wandelte der große Apostel der Heiden. Diese Linie zeichnet er uns in dem Wort: ich bin ein Schuldner beides, der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. Seiner Führung können wir getrost und mit der Zuversicht folgen, daß wir in diesem überaus einfachen Wort eine reiche Fülle von Belehrung und Erweckung finden werden, wenn wir uns nur demütig in dasselbe versenken. Er sagt uns,

welch ein weltumfassender Blick,
welch ein in Gott reiches Herz,
welch ein heiliger Liebestrieb.

unser Missionswerk tragen muß, wenn es im Namen des Herrn gethan sein soll.

1.

Zuerst der Missionsblick. Ich bin ein Schuldner beides, der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. Paulus, der Jude, hatte zuerst seinen Brüdern nach dem Fleisch das Heil geboten. Aber der Herr wies ihn sofort weiter zu den Heiden. Wir wissen, wie überaus schwer dieser Schritt den ersten Christen, auch den Aposteln, wurde: Petrus bedurfte dazu einer ganz besondern Offenbarung und sank doch wieder in die frühere Beschränktheit des Blicks zurück. Die Frage, ob die Heiden nicht durch die bisherige Entwicklung des Reiches Gottes, also durchs Zudentum, zum Herrn geführt werden müßten, bewegte noch die ganze apostolische Zeit. Paulus selbst bezeichnet es mit besonderer Betonung als das verborgene und nun offenbar gewordene Geheimnis Christi, daß auch

¹⁾ Gehalten auf der sächsischen Provinzial-Missions-Konferenz in Halle am 2. März 1886.

die Heiden Miterben des Lebens seien. Das war sein Missionsblick. Dieser Blick führte ihn zuerst in die Welt griechischer Weisheit. Aber auch diese Weisheit beengte seinen Blick nicht. Er sah in die Welt der Barbaren, der Unweisen hinein. Die Menschheit stand in ihrer Weite, ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer Einheit vor seinem Auge. Er sah, wie jedem Volke von dem Herrn der Welt in der Geschichte wie im Reiche Gottes eine bestimmte Stellung und Aufgabe zugewiesen ist. Er sah in das Elend, das die Sünde durch alle Weiten und Tiefen der Menschheit getragen. Er sah: jeder Mensch verloren und doch ein Gegenstand göttlicher Erbarmung, erlösungsbedürftig und erlösungsfähig. Er sah, wie die Gnade des gekreuzigten und erhöhten Gottessohns sich für alle aufgethan hatte, reich über alle, stark und bereit, jeden aus seiner Verstrickung und Not in die selige Freiheit der Kinder Gottes zu retten. Das war sein bis in die Tiefe, durch alle Weiten dringender Missionsblick, wenn er sprach: ich bin ein Schuldner beides, der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen.

Diesen Blick müssen auch wir haben. Im allgemeinen haben wir ihn. Er ist Gemeingut der Christen geworden. Es ist einer der leuchtendsten Beweise für die Wahrheit unsers Glaubens, daß er uns auf die höchste Warte der Welt stellt, von der aus wir klar und sicher durch ihre Weiten und in ihre Tiefe schauen. Aber darum stehen die Christen doch nicht immer auf dieser Höhe. Wir müssen uns immer wieder hinglauben und beten. Wie eng ist doch der Blick, wenn man von der Paradiesesunschuld der Südeinsulaner fabelt, oder dafür eifert, daß die grauenvoll verstorbenen Heidenvölker ja nicht durch Bekehrungsversuche in dem Frieden ihrer natürlichen Entwicklung gestört werden möchten! Wir weisen grundsätzlich kein Volk, weder Juden noch Mohammedaner, weder die mordlustigen Dajaks noch die glatten Chinesen und Japaner, weder die weichern Kolhs noch die härtern Kaffern von unserm Herzen hinweg. Überall derselbe Jammer der Sünde, überall das für Gott geschaffene, nach Gott tastende Menschenherz, und über allen die unendlich weite Gnade Gottes, die helfen kann und will. Das ist unser Missionsblick. Aber so weit er ist, er verleugnet doch nicht die Nüchternheit und Weisheit Christi. Der Herr Jesus selbst wandelt in heiligbemessenem Fortschritt von Volk zu Volk. Der heilige Paulus stürmte nicht von den Weisen zu den Unweisen, selbst ein Unweiser. Er achtete darauf, wo der Herr ihm die Thür aufthat. So fragen auch wir: wohin ruft der Herr? zu aussterbenden oder lebenskräftigen Volksstämmen, zu unterdrückten oder zu herrschenden, zu den fast vertierten oder den mehr civilisierten? zu diesem oder dem Volk? Soll die Mission dem Handel, der Kolonisation, den Forschungsreisen folgen oder vorangehen oder völlig unabhängig sich ihre Wege suchen? Wir bejahen oder verneinen keine dieser Fragen unbedingt; wir prüfen; wir wollen nur gehen, wohin und wie der Herr uns führt: nur in ihm frei! nur in ihm tren! wir wollen uns unsern Missionsblick durch kein Schielen nach der Welt und ihrem Beifall beirren lassen, und die rechte Entscheidung wird uns gegeben werden, wenn wir nur im Tageslichte der Gnade unsers Gottes schauen und wandeln.

2.

Aber weist der Herr uns zu einem bestimmten Heidenvolke, was sollen wir ihm bringen? Ich bin ein Schuldner der ganzen Welt, sagt Paulus. Das wäre die leichtfertigste Redensart oder ein Seufzer der Verzweiflung, wenn er nicht ein Gut gehabt hätte, das dem ihm klar vorliegenden Bedürfnis ganz entsprach. Dies Gut ist das Heil in Christo, dessen Bote er war. Dies Heil ist so göttlich weit und reich, daß es alle Zammertiefen und Weiten der Menschheit wie mit Meereswellen zu bedecken vermag, und wiederum so durch und durch menschlich, daß es für jedes Menschenherz paßt im kalten Norden wie im heißen Süden, unter den feinen Griechen wie unter den rohen Barbaren. Dies Heil ist so stark, daß es jede, auch die festeste Kette brechen kann, und so zart, daß es beim Brechen der Ketten doch das blutende Herz heilt, und so wunderbar, daß es die Herzen mit göttlicher Gewalt ergreift und sie innerlichst bindend innerlichst frei macht.

Dies Heil haben auch wir. Es ist unser eigenstes und höchstes Gut, darin wir Vergebung und Gerechtigkeit, Heilung, Frieden, die gewisse Hoffnung seliger Vollendung haben. Dies Heil thut auch den Heiden not. Dies Heil allein heilt ihre Wunden und erneuert ihr Leben von Grund aus. Dies Heil bringt sie selbst zum Frieden und gliedert sie ein in die Segensgeschichte der Menschheit. Dies Heil müssen wir ihnen bringen. Also nicht die bloße Kultur. Selbstredend nicht die Gifte der Kultur; aber auch die gute Kultur nicht für sich allein und so von außen her; wir verkennen ihre Segnungen nicht, die dem Menschen die Schöpfung je mehr und mehr dienstbar machen und sein Leben bereichern und verfeinern. Aber wir wollen nicht eiternde Wunden zusehen. Wir wollen eine Kultur, die in der Tiefe des Lebens wurzelt, eine Arbeitslust, die aus innerer Befreiung und Willigkeit erwächst, eine Bildung, die das Bild Gottes ausprägt, eine Ordnung, die auf guter Sitte, eine Sitte, die auf Sittlichkeit, eine Sittlichkeit, die auf Glauben ruht, einen Glauben, der innig des Heils in Christo sich freut und aus ihm heilige Lebens- und Segenskräfte zieht. Wir wollen zuerst gute Menschen, weil dahin vor allem die Absichten Gottes zielen und nur sie gute Zustände ermöglichen. — Wir wollen den Heiden das Heil bringen, also nicht zuerst die Theologie. Als die Holländer den Hottentotten den Glauben nach den Regeln der Dogmatik anbeweisen wollten, redeten sie in den Wind; als aber Georg Schmidt, der in Böhmen im finstern Kerker glauben gelernt hatte, ihnen das Wort vom Kreuz verkündigte, da fingen die Herzen an zu brennen. — Wir wollen ihnen das Heil bringen, also nicht zuerst die Satzungen der Kirche. Wir hängen wohl mit unserm Herzblut an den Sätzen und Schätzen unsrer Kirche; wir möchten die Heiden bewahren vor römischem Sauerteig und methodistischer Treiberei; wir können das Evangelium auch nur so treiben, wie es durch Gottes Gnade unser eigen ist. Aber unsere kirchliche Ausprägung, wie sie bei uns von innen heraus und aus dem Ringen der Jahrhunderte erwachsen, soll nicht im Vordergrund der Missionsbotschaft stehen, sondern die großen Thaten göttlicher Erbarmung zu unsrer Rettung, das Kreuz Christi, der Sieg Christi, die Königsherrlichkeit Christi. Der

größte Dogmatiker unter den Aposteln wollte doch nichts wissen außer allein von dem Kreuz Christi. So allein löst die Christenheit die Schuld, die sie den Heiden gegenüber hat. Weil die apostolische Kirche eine treue Botin des Heils war, darum war sie die gesegnetste Missionarin; weil das frühere Mittelalter noch völlig in seinem Glauben lebte, darum hatte seine Mission so großen Erfolg; weil die römische Kirche in ihrem Heilsbesitz an Oberflächlichkeit und Lüge krankt, darum krankt hieran auch ihre Missionspraxis; weil in der evangelischen Kirche die Heilserfahrung nur in kleinern Kreisen lebt, darum können nur sie recht Mission treiben. Wir müssen das Heil bringen und können dies nur, wenn wir selbst es haben.

3.

Aber wo ist das lebendige Mittelglied? Dort die Armut und Not, hier der Besitz und die Hilfe — was bringt beides zusammen? Die Not ruft: komm herüber und hilf uns! und mit dem Heil ist die ewige Liebe Christi bei uns eingezogen, die da antwortet: ja, ich will helfen! Wenn Paulus sagt: ich bin ein Schuldner, so erkennt er eine persönliche Schuld an, so will er eine Liebesschuld abtragen, so ist dies Wort wie jede seiner Reisen, jede seiner Reden, jeder seiner Briefe ein Denkmal der Liebe, die den armen Heiden das seligste Heil bringen will. — Die Liebe Christi dringet uns also, das war allezeit der allein und voll genügende Missionstrieb. Darum kann die rechte Mission nicht geübt werden von der breiten Masse lauer, weltförmiger Christen, sondern nur von Kreisen, in denen die Liebe Christi glüht; darum müssen unsre Missionshäuser Herde der Liebe Christi sein; darum ist die entscheidendste Ausrüstung jedes Missionars das in der Liebe Christi brennende Herz; darum ist alle Missionspflege in Gemeinden und Vereinen totes Werk, wenn es nicht aus der Liebe kommt und Liebe weckt und pflegt; darum tritt jedes Missionsfest, jede Missionsgabe und auch der heutige Tag mit der ernstesten Frage vor unser Gewissen: treibt dich die Liebe Christi? Wir möchten ohne Zweifel alle diese Frage bejahen. Aber je mehr wir sie von Herzen bejahen, um so mehr wird die Frage alsbald zur Klage: das ist mein Schmerz, das kränket mich, daß ich nicht g'nug kann lieben dich, wie ich dich lieben sollte! Ist unsere Liebe zur Mission Liebe Christi, Liebe aus Christo, Liebe zu Christo? ist unsre Liebe zu unserm Herrn auch im Missionswerk so warm, so stark, so stetig, wie sie sein sollte? Die Liebe lebt in ihrem Gegenstand, leben wir in der Mission? mit unserm Herzen? mit unserm Wirken? treten wir ernstlich und nachhaltig für sie ein in unsern Gemeinden? lassen wir uns nicht durch Vorurteile, durch Spott und Mißerfolge zurückschrecken? oder nur durch Tagesströmungen uns zu ihr hinziehen? legen wir unsere persönliche Liebe in unser Werk, so daß unser Missionsvortrag, unsere Missionsgabe wirklich ein Liebesopfer ist? legen wir in unser Gebet für die Mission unser Herz hinein? sind wir bereit, persönlich in ihren Dienst zu treten, wenn der Herr uns ruft? Wir sollen nicht alle der Mission draußen dienen; wir können und sollen ihr auch daheim dienen. Thun wir das? mit der vollen Hingebung und Treue heiliger Liebe, die aus dem Herzen Christi kommt? O meine teuren Brüder und Freunde, der

heutige Tag wird uns, so hoff' ich, viel Belehrung, viel Ermunterung, viel Segen bringen; der beste Segen wird es sein, wenn unsere ganze Seele zu dem innigen Gebet erweckt wird: o Herr, heilige mich immer völliger in deiner Liebe zum Dienst deiner barmherzigen Liebe, damit ich von Herzensgrund mit dem Apostel sage: ich, ich persönlich bin ein Schuldner der Heiden! Amen.

Eine dreifache Missionslosung.¹⁾

Vom Herausgeber.

Ohne Zweifel ist die deutsche Kolonialbewegung von Einfluß auf die deutsche Mission. Daß sie schon eine neue Missionsbewegung unter uns hervorgebracht habe, kann man freilich nicht sagen; wohl aber, daß bereits neue Missionslosungen ausgegeben worden sind. So mag es auch mir gestattet sein, unsre heutige Abendversammlung einzuleiten durch die Ausgabe einiger Missionslosungsworte, die freilich nicht neu, wohl aber zeitgemäß sind. Sie lauten: Arbeitsausdehnung; Glaubenswachstum; Grenzrespektierung.

I. Arbeitsausdehnung — in dieser Losung stimmen wir mit der Kolonialbegeisterung überein. Wir haben in Deutschland ganz und gar keinen Grund, auf unsern Missionslorbeeren auszuruhen und etwa zu erklären: weiter gehen wir nicht, das uns Mögliche haben wir geleistet. Im Gegenteil: wir haben bisher mit der Mission nur gespielt. Unsrer Missionsleistungen stehen in gar keinem Verhältnis weder zur Großartigkeit des Missionswerks selbst, noch zur Größe und Bedeutung unsres Vaterlands, davon ganz zu geschweigen, daß sie hinter denen Englands und Amerikas in einer uns beschämenden Weise zurückstehen. Es ist also durchaus in der Ordnung, daß die Losung in Deutschland ausgegeben wird: Ausdehnung der Missionsarbeit.

Wir geben damit auch nur eine Losung aus, die beides ist: uralt und sehr zeitgemäß. Uralt, denn die beständige Ausdehnung der Missionsarbeit liegt schon im Missionsbefehle selbst, zeitgemäß, denn noch in keiner Missionsepoch hat das Wort einen so großen und weiten Sinn gehabt: „Ich habe vor dir gegeben eine offene Thür“ — als in der heutigen. Es passiert doch manches Neue unter der Sonne. Solange es eine Menschheitsgeschichte giebt, gab es noch nie eine so geöffnete Welt wie heute. Wie verschlossen waren ganze weite Länderstrecken noch am Anfange dieses Jahrhunderts und wie verschlossen waren damals selbst viele zugängliche Länder für die christliche Mission! Heute sind die Thüröffnungen so massenhaft, daß wir in Verlegenheit sind, wo wir zuerst eintreten sollen. War es bis jetzt wesentlich die geographische Forschung und der Handelsverkehr, welche die noch verschlossene Welt geöffnet, so ist seit einigen

¹⁾ Einleitende Ansprache in der abendlichen Volksversammlung auf der Missionskonferenz zu Halle am 2. März 1886.

Führen die dritte Macht in diesem Bunde die große Kolonialbewegung geworden, welche nicht bloß durch Deutschland, sondern durch alle Länder Europas geht und mit den sogenannten herrenlosen Gebieten der Erde aufzuräumen sucht. In ihren Motiven und Zielen steht diese Kolonialbewegung dem Reiche Gottes gewiß sehr fern. Aber das ist zweifellos: sie hilft die Welt öffnen, legt Millionen von fremden Heiden den europäischen Nationen vor ihre Thür und wird so eine große göttliche Missionsgelegenheit!

Auch für unser deutsches Volk. Viel häufiger und viel nachdrücklicher als bisher wird jetzt unser Blick gerichtet auf die überseeische Welt, auf die großen Segnungen der christlichen Mission, auf die Notwendigkeit einer Mithilfe derselben zur Lösung der kolonialen Aufgaben. Bis dieser dreifache Blick zu einer Art nationaler Gewöhnung bei uns geworden, wird freilich noch einige Zeit vergehen; aber vielleicht werden wir zu dieser Gewöhnung mit erzogen, wenn sofort beim Beginne unserer kolonialen Ara mit allem Nachdruck die Lösung ausgegeben wird: Ausdehnung unsrer Missionsarbeit, d. h. mehr Missionsarbeiter, größere Missionsbeiträge, Erweiterung der Missionsgebiete. Mehr Arbeiter: endlich auch aus der Zahl der studierten Theologen und Ärzte; größere Missionsbeiträge: daß endlich auch bei uns die Reichen viel einlegen und wir alle lernen nobler geben; Ausdehnung der Missionsgebiete, sowohl der bereits besetzten wie die Besetzung neuer, die uns durch die deutschen überseeischen Erwerbungen nahe gelegt werden.

II. Aber solche Arbeitsausdehnung ist nicht möglich ohne Erstarkung der inneren Triebkraft. Welches ist diese innere Triebkraft? St. Paulus schreibt einmal (2 Kor. 10, 15 f.) an die Korinther: „Wir haben Hoffnung, daß wir wollen weiter kommen und das Evangelium auch predigen denen, die jenseit euch wohnen, wenn euer Glaube gewachsen ist.“ Da haben wir die Antwort und zwar eine apostolische Antwort: Glaubenswachstum ist die Voraussetzung für die Ausdehnung der Missionsarbeit. Was ist die christliche Mission? Nichts anders als Verbreitung des christlichen Glaubens unter nicht-christlichen Völkern. So einfach diese Erklärung, so notwendig ist's, daß sie heut von den Dächern gepredigt wird. Die christliche Mission hat ja auch eine Menge weltlicher Segnungen in ihrem Gefolge; aber ihre eigentliche Aufgabe ist: den christlichen Glauben zu verbreiten durch die ganze Welt. Ist aber ihre Hauptaufgabe Glaubensverbreitung, so ist sie ja selbstverständlich ein Glaubenswerk, also muß auch der Glaube selbst ihre innerlichste Triebkraft sein. Denn das ist ein Widerspruch in sich selbst, daß eine Kraft den christlichen Glauben verbreitet, der selbst der Glaube fehlt. Nicht der überseeische Sinn, nicht der Kolonialbesitz, nicht die Zivilisationschwärmerei giebt die Triebkraft zur Mission; sondern so ist die Sache: ist christlicher Glaube da, so giebt der überseeische Sinn diesem Glauben eine Missionsrichtung; ist christlicher Glaube da, so giebt der Kolonialbesitz dem kolonialen Pflichtgefühl eine Missionsrichtung; ist christlicher Glaube da, so giebt die Zivilisationsbegeisterung der Humanität eine Missionsrichtung. Der christliche Glaube aber ist und bleibt der eigentliche innerste Beweggrund.

Er muß wachsen, dann dehnt sich die Missionsarbeit aus. Diese Fundamentalf Wahrheit in Abrede stellen, das nennen wir Schwärmerei; sie betonen, das nennen wir Nüchternheit.

Glaubenswachstum brauchen wir, d. h. der kleine und schwache Glaube des einzelnen Missionsfreunds muß größer und stärker werden; und das heißt: eine allgemeine christliche Bewegung und Belebung thut uns not, wir brauchen eine religiöse Erweckung. Alle andern Mitteln, welche angewendet werden, um unsre Missionsleistungen zu steigern, kräufeln nur an dem Abendgewölk. Wenn aber durch die Missionskreise unsres Vaterlandes im Ernst das Gebet geht: „Herr, stärke uns den Glauben, mache unser Volk wieder gläubig“ — dann dürfen wir hoffen, daß es auch zu einer Steigerung unsrer Missionsleistungen kommen werde. Also: Glaubenswachstum.

Und III. Grenzrespektierung. Auch eine paulinische Grundregel. Denn also schreibt der große Heidenapostel an die Römer (15, 20): „Ich habe mich sonderlich beflissen das Evangelium da zu predigen, wo Christi Name noch nicht bekannt war, auf daß ich nicht auf einen fremden Grund bauete.“ Durch die deutschen überseeischen Besitzungen sind der deutschen Mission neue Arbeitsgebiete zugewiesen. Wir haben das als eine göttliche Berufung vorhin mit allem Nachdruck anerkannt. Aber diese Anerkennung bedarf einiger Begrenzung. Zwar das ist wohl allgemein einleuchtend, daß die deutschen Missionsgesellschaften die bereits von ihnen besetzten Missionsgebiete nicht verlassen dürfen, um auf den deutschen Kolonien neue zu besetzen. Es ist weder weise, noch human, noch christlich: alte Pflanzungen zu verwahrlosen, um neue anzulegen. Aber auch das sollte als selbstverständliche Regel gelten: wo eine nichtdeutsche evangelische Missionsgesellschaft eine deutsche Kolonie schon besetzt hat, da dürfen wir dieselbe weder verdrängen noch ihr Konkurrenz machen.

Sehen wir von Kamerun ab, das die englischen Baptisten zu räumen wünschen, so sind in Deutsch-Ostafrika die englische Kirchenmissionsgesellschaft und die Universitätsmission und an den Grenzen desselben die Schotten und die Londoner thätig, in Mikronesien arbeitet eine amerikanisch-hawaiische Missionsgesellschaft und in Neubritannien die australischen Methodisten. Das ist eine respectable Hilfe, welche unsre Brüder aus England, Amerika und Australien auf unsern Kolonien uns leisten und es wäre schon eine ganz unbegreifliche Thorheit, wollten wir diese Hilfe von uns weisen statt für sie dankbar zu sein. Es wäre aber auch eine unnobel und unpaulinische Handlungsweise, weil wir auf einen fremden Grund bauen würden. Es ist schon schlimm, wenn aus kirchlicher Eifersucht eine evangelische Missionsgesellschaft sich in das Gebiet der andern eindringt; aber es ist noch schlimmer, wenn die Eindringung oder vielleicht gar die Verdrängung geschieht aus nationaler oder politischer Eifersucht. Darum unser drittes Lösungswort: Grenzrespektierung. Uns bleibt doch noch genug bisher unbesetztes Gebiet auf den deutschen Kolonien übrig. Placieren wir also unsre Kräfte da, wo sie vorerst am nötigsten sind. Das ist christliche Noblesse: Weisheit und Gesundheit.

Der Herr unser Gott aber, von welchem alle gute Gabe kommt, der erfülle uns mit Kraft und Licht, daß wir entschlossen werden, mit Ernst zu thun, was wir sollen, und daß wir es in der rechten, ihm wohlgefälligen Weise thun.

Die sieben Worte des Herrn am Kreuz.

Missionsbetrachtungen in der Passionszeit

von Paul von Zychlinski, Pastor in Bilgramsdorf in Schlesien.

(Schluß.)

VI.

„O Wunder ohne Maßen! der in den Ängsten zagt: „Wie hast du mich verlassen?“ der seinen Durst uns klagt, dem halbes Mitleid Dank gebracht, — spricht jetzt mit starker Stimme: „Es ist vollbracht!“ Jesu Leiden hatten ein Ende für immer. — O, ein Trost für uns alle, auch für unsere lieben Brüder in den Heidenländern! Was auch für Leiden — so predigt Jesu Wort — über uns und über „unsere Brüder in der Welt“ ergehen: „endlich bricht der heiße Tiegel;“ „die größte Not zerbricht der Tod“ — und ganz „zuletzt werd ich ergötzt mit süßem Trost im Herzen, — da weichen alle Schmerzen.“ Mit dem sechsten Wort blickt der Herr in den Himmel hinein; er sieht sein Opfer angenommen; nun bleibt er geöffnet — o Wunder der Erbarmung — auch für uns! Ein einziger Blick in die Herrlichkeit der zukünftigen Welt, wie er schon manchem Streiter Jesu Christi zu teil geworden, wie z. B. jenem bekehrten Brahmanen und Nationalhelfer Wischnupant in Bombay, der auf seinem Sterbelager ausrief: „Welch ein Licht! welche Herrlichkeit, Halleluja! Halleluja! Amen“ oder jenem bengalischen Reiseprediger Haripada Banerdschi, dessen letzte Worte lauteten: „Lieber Herr Jesus, herrlicher Herr Jesu!“ wie entschädigt der für alle Unbill des Lebens! und nun vollends die Herrlichkeit jenes Lebens selbst: was sind gegen sie gehalten die Leiden dieser Zeit! Aber was gab jener alten Negerin auf ihrem Sterbelager die Gewißheit ewigen Heils, die sie sagen ließ: „Ich gehe zur Herrlichkeit, wo Gott alle Thränen von meinen Augen abwischen wird!“ Was berechnete jenen Betschuanen auf des Missionars Frage: „Hast du wirklich Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein?“ zu antworten: „Ich hänge mit nichts mehr an der Welt, sondern sehe nur zum Herrn auf, daß er mich abhole!“ Doch nichts anderes, als die durch Gottes Geist aus seinem Wort gewirkte Überzeugung: „Es ist eine ewige Erlösung erfunden.“ Ja wohl — wir sind gerecht geworden; wir haben einen Zugang zu Gott; das große Werk, das Jesus vollenden sollte auf Erden, ist vollbracht. „Was die ewige Weisheit zuvor verordnet hatte, daß es geschehen sollte; was die strenge Gerechtigkeit für all und jede Menschen erheischte, was die Liebe erforderte, was den Vätern versprochen, was durch die Geheimnisse, Bilder, Ceremonien und durch die Schrift alten Testaments vorgestellt und zuvor verkündigt war, was zu unsrer Erlösung tauglich und notwendig

schien, was zur Bezahlung unsrer Schuld förderlich und nützlich, was zum Ersatz für unsre Trägheit und Nachlässigkeit dienlich und was seine hohe Liebe zu beweisen herrlich und selig war, was wir zu unsrer geistlichen Unterweisung und Lehre verlangen könnten, ja alles, was den glorreichen Triumph unsrer wunderbaren Erlösung zu preisen vermöchte — das hat alles hier an Jesu Kreuz seine Endschafft erreicht" (S. Tauler), und daß diese erreicht, das zeigt das Sieges- und Triumphwort an: „Es ist vollbracht!“ Es kündet die Vollbringung des größten Segenswerkes, das je auf Erden angefangen worden ist.

Wie mag dem Heiland zu Mut gewesen sein, als er endlich so sprechen konnte; und wie gönnt mans ihm, daß er diesen Augenblick erleben durfte. — O, wohl allen, die überwunden haben — wir preisen sie selig; wohl allen, die die gottgegebene Aufgabe ihres Lebens gelöst haben. Selig, wer dem Heiland gleich, am Ende seines Lebens in Wahrheit ausrufen darf: „Es ist vollbracht.“ Der große Heidenmissionar St. Paulus konnte es: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet, hinfort ist mir beigelegt die Krone des Lebens.“ Nach ihm hat ähnlich mancher Christ gesprochen, auch mancher Missionar. Was war es anders als ein „es ist vollbracht!“ wenn Missionar Dr. Coan mit ebenso großer Demut als mit feierlichem Ernste vor seinem Ende Pauli Worte in 2 Tim. 4, 6—8 wiederholte, um dann mit dem Ausruf: „Herrlichkeit, Herrlichkeit! Halleluja!“ abzuschiden! — Selig, wer wenigstens den Drang und Trieb in sich fühlt, die ihm von Gott verliehenen Gaben und Kräfte in den Dienst der Liebe zu stellen und mit aller Treue darauf aus ist, sein Tagewerk zu vollenden, — wahrlich ihm wird der Lohn der Treue nicht fehlen, auch wenn er sich am Ende seines Lebens sagen muß, daß er noch nicht das Ziel erreicht, das er sich vorgesetzt! — „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, ich jage ihm nach!“ das ist ganz besonders ein Lösungswort der Mission. Wohl ist schon manches gewonnen, manches Hindernis ist beseitigt, mancher Kampf ausgekämpft, viele Seelen sind schon gerettet, eine große Anzahl Gemeinden gegründet und befestigt, ganze große Länderstrecken christianisiert, Volkskirchen gestiftet — und doch ist das Ziel noch nicht erreicht; die Verkündigung des Evangelii in der ganzen Welt, geschweige denn das Ziel, das in der Offb. Joh. in den herrlichen Worten gezeigt wird: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein!“

Wird es noch lange währen, ehe es dahinkommt — wir wissen es nicht; ein Wort aber verbürgt es uns, daß das Ziel erreicht wird — es ist das Wort, das unser aller Trost ist und das für uns alle die Verpflichtung enthält, nicht zu ermüden im Werk des Glaubens und der Liebe — es ist das teuer werthe Wort vom Kreuz unsers Herrn, der Siegesruf: „Es ist vollbracht!“

VII.

Das letzte Wort des Herrn lautet: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Als der Sohn Gottes diesen Ausspruch gethan, ist

es völlig in ihm stille, ganz stille geworden. Uns aber ist zu Mute wie beim Anblick eines schönen Sonnenunterganges. Wie da die Sonne am größten erscheint, so er in seiner Sterbestunde. — Dies lautgerufene Wort verbürgt es uns noch einmal, daß Jesus freiwillig in den Tod gegangen, es besiegelt sein früheres Wort: „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht zu lassen und habe es Macht wiederzunehmen;“ er stirbt als Herr über Leben und Tod; aber auch als der Eingeborene vom Vater, als des ewigen Vaters einiges, geliebtes Kind, daher in völligem Vertrauen sich in des Vaters Hände befehlend; betend geht er aus der Welt, in der er betend gelebt; er stirbt aber auch als der Heiland, der uns zeigt, wie man die Schrecken des Todes überwindet, als der Herzog zur Seligkeit, der mit voller Zuversicht weiß, wo es hingehet, wenn die Seele sich losgerissen vom erstorbenen Leibe. —

Mit seinem letzten Wort bekräftigt er noch einmal, was er von Gott geoffenbart, und was er uns von dem Leben jenseits des Grabes bezeugt. Vom Kreuz herab stößt er nochmals all die irrigen Meinungen der Menschen über Gott und göttliche Dinge um, wiederholt er den Protest gegen die unglückseligen Irrwege der Völker, die den lebendigen Gott verlassen haben, ihre eigenen Wege gehen und vor Götzen knien. Wie schon mit dem zweiten Kreuzeswort, das das Paradies erschließt, erhebt er sich auch mit diesem letzten Wort gegen die heidnischen Vorstellungen über Tod und Jenseits, gegen die, „die da meinen, daß der Ort, wo sie des Menschen Leib begraben, auch derjenige sei, wo der Geist hinab muß. Ja dort im dunklen Erdschoße, wie viele Völker haben dort des Geistes letzte Heimat gesucht, das Ende aller menschlichen Wege“ (A. Tholuck). Oder, welche düsteren Gedanken machen sich viele Heidenvölker über das Weilen im Totenreich. Es ist ja fast unglaublich, was für Phantasiegebilde existieren; und wie es nicht anders sein kann, wie viel Sündliches und Sinnliches mischt sich in ihre Gedanken über die „andere Welt.“ Die Grönländer z. B. suchen den Ort der Seligen unter dem Meere; da sei ein beständiger Sommer und keine Nacht; da sei gutes Wasser und ein Überfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden, Renntieren.“ Nach der trostlosen Ansicht der heidnischen Neger ferner tritt in der anderen Welt gar keine Veränderung der Verhältnisse ein; die Irdischen setzen sich dort einfach fort: so daß der Arme arm, der Reiche reich, der Kranke krank bleibt. Welche geistlosen Vorstellungen finden sich bei den Daks; nach ihrer Meinung hat der abgeschiedene Geist erst mehrere, von Weibern beherrschte Dörfer zu durchwandern, dann kommt er an einen heiligen Fluß, der vom Berge Rang Maudin herabfließt und von zwei Frauen bewacht wird. Jenseits desselben liegt das Paradies.“ Diese und andere Vorstellungen zu zerstören, und dafür die ewigen Gottesgedanken und Gotteswerke zu verkündigen, an die Stelle leerer Phantasiegebilde die lebendige Hoffnung auf das „unvergängliche und unbefleckte und unverwelkliche Erbe“ zu pflanzen, auf die unendlich selige Gemeinschaft mit dem Vater unsers Herrn Jesu Christi hinzuweisen — dazu hat der Missionar ein seliges Recht und eine heilige Verpflichtung. — Und auch nach dieser Seite ist seine Arbeit nicht vergeblich. Und wenn auch nur eine Seele dahin gebracht wird, daß sie durch Christum

Jesum Vertrauen zum Vater und einen Zugang zu ihm im Leben und im Sterben gewinnt! – Wie einen doch das freut, wenn man solche, die einst Heiden waren und hingingen zu den stummen Götzen, wie sie geführt wurden, nun zu der Erkenntnis gekommen sieht: „Wir haben nur einen Gott, den Vater und einen Herrn Jesum Christum;“ wenn man wahrnehmen darf, wie die, die doch ihr Lebenlang Knechte der Todesfurcht waren, nun weit überwinden um deswillen, der sie erst geliebt hat, und die sonst in Krankheit oder Sterbensgefahr sicherlich zu ihren Zauberern, diesem Hauptübel der Heidenwelt, ihre Zuflucht genommen haben würden, nunmehr ihre Seelen in die treuen Hände Gottes befehlen und die Sehnsucht nach Gott und die Zuversicht zu ihm aussprechen: daß sie zu ihm kommen und bei ihm sein werden immer und ewiglich. So schreibt z. B. Missionar Peacock von einer kranken Negerin, die er besuchte: Hab ich in meinem Leben je unter den schwersten Leiden und an der Pforte der Ewigkeit einen wahrhaft glücklichen Menschen gesehen, so war sie es. Sie entließ uns mit den Worten: „Wie unaussprechlich sehne ich mich nach meinem Gott und nach dem himmlischen Vaterland! Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Eine der gläubigen Bassutofrauen sagte zum Missionar Düring: sie denke immer an Gott; vor der Taufe hätte sie immer gedacht: wenn sie doch erst sein Kind geworden wäre! nun, da sie getauft sei, denke sie daran, daß sie nun sein Kind sei, denn nun werde sie doch auch einst aufgenommen werden von ihm, wenn sie stirbe!“ — Als Ischtanahandsho, ein frommer und allgemein geachteter Choctaw-Greis tödlich erkrankte und sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Obgleich ich sterbe, hoffe ich doch, in eine gute Welt dort oben zu gehen; ich habe gesucht, meinem Gott zu dienen und seinen Namen um Gnade anzurufen in und durch Christus, der für mich gestorben ist. Meine Gedanken sind jetzt bei ihm, während ich hier in der Krankheit liege. Wenn ich sterbe, trauert nicht und bekümmert euch nicht — meiner wegen!“ —

Nein, setzen wir hinzu, niemand darf sich um die betrüben und bekümmern, welche in Jesu entschlafen und die im Glauben an ihn gethan haben wie er, die zu dem Vater in Demut gesprochen: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“

Wir wollen aber auch nicht vergessen: mit Sicherheit wird selig in Jesu der entschlafen, der zuvor in ihm gelebt, und der wird am zuverlässigsten in der Sterbestunde seinen Geist in Gottes Hände befehlen, der sich zuvor geübt in solcher Gottseligkeit.

So gilt es täglich zu beachten, was schon der heilige Psalmsänger anempfohlen: „Befehl dem Herrn deine Wege! und was für Leidenszeiten der Apostel des Herrn angeraten: „welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen als dem treuen Schöpfer, in guten Werken; so geziemt es sich ihm auch alle guten Werke zu befehlen, darum auch das gute Werk der Mission. Ja — alle, die hinausziehen und hinausgekommen sind in die Heidenwelt, um dort das seligmachende Evangelium zu verkündigen, seien dem Herrn befohlen, er gedenke ihrer zum besten. Ihm seien in fürbittender Liebe befohlen die Heiden, die noch zu gewinnenden und die schon gewonnenen. O möchten noch viele zur

Erkenntnis geführt werden, daß der, dem der Herr sich am Kreuz befohlen, der wahrhaftige Gott ist und in ihm durch Jesum Christum für alle Sünder Heil und Leben ist; daß ihrer viele gesinnt werden, wie Jesus Christus auch war, wie im Leben, so im Sterben, und wie er lernen in jedem Augenblick und insbesondere im letzten Augenblick in Liebe, Demut und voller Zuversicht zu sprechen:

„Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ —

Versaba¹⁾

ist eine unserer Missionsstationen in Suriname, und eine der entlegeneren, im tiefen Busch der „heidnischen Para“ versteckten. Als wir sie im Jahr 1880 besuchten, brachte uns eine 15stündige Bootfahrt von Paramaribo aus hin. Erst ging es den breiten Suriname-Strom hinauf, dann wurde in die engere Para eingebogen, wo die Ruder oft an beide Ufer anstoßen, und der dicke Busch einen Dom von Laubwerk über den Köpfen bildet, während Schlingpflanzen in üppiger Fülle von den Riesenbäumen herunterhängen und so starke Netze bilden, daß umgebrogene Waldbriesen, in ihrem Fall aufgehalten, über dem Fluß schweben. Stellenweise dringen die Strahlen der tropischen Sonne nur spärlich durch. Dann erscheint das Wasser tiefschwarz, und man fährt in angenehm kühlem Schatten dahin, umgaukelt von den in kostbarem Blau schillernden Para-Schmetterlingen. Ab und zu zeigt sich eine Nüchternheit im Busch, und einige Hütten am Fuß ragender Palmen deuten auf eine Ansiedelung von Negern. Bei einer jeden solchen riesen unsre Bootsneger hinüber: „Kommt morgen zur Kirche! die granleriman (großen Lehrer) sind gekommen!“ — und „ai, ai“ tönte es herüber. Wir hatten auch mit unserem schweren Tentboot, in die Coeroepina einlenkend, Versaba noch nicht erreicht, als schon leichte Korjale uns überholten, deren Insassen der Aufforderung augenblicklich folgend, mit lautem „odi, odi!“ an uns vorüberfahrend, Versaba zueilten. Da öffnete sich endlich der Wald und ließ ein freundliches Haus und ein Kirchlein mit nettem Türmchen erblicken. Unser Boot legte am Hafenstrand Versabas an, und ein sauberer Weg führte durch einen Garten zur Veranda hinan, vor welcher die Schulkinder Spalier bildeten und einen Begrüßungshymnus auf die Melodie der „Wacht am Rhein“ sangen. Eigentümlich berührte diese Weise von schwarzen Lippen in den Wäldern der Para gesungen! Noch ergreifender aber war es, als um 7 Uhr abends die Glocke des Kirchleins den Sonntag einlätete und ihre Klänge weit in die Stille der unermesslichen Wälder hineintönen ließ. Wir haben da „in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört,“ denn Glockentöne inmitten einer heidnischen Gegend zeugen vom Siege des Christentums und rufen herbei zu christlichem Gottesdienst. Daß dieser Ruf gehört wird in der Para, bewiesen schon an diesem Abend die zahlreichen Korjale am

¹⁾ „Flugblatt“ der Brüdergemeinde Nr. 4. 1885.

Strand. Sie hatten Kirchbesucher von den nahen und fernen Plantagen gebracht, ja, etliche waren sechs bis acht Stunden weit hergekommen. Die verbrachten alle die Nacht auf dem Platz, um gleich am Sonntag früh schon da zu sein, und nichts zu versäumen. Während der Nacht kamen neue Gäste an, und am Sonntag Morgen, als die Glocke zum Sammeln läutete, die legten. Das war ein Leben auf dem Platz, ein buntes Durcheinander, ein fröhliches Begrüßen! Und als um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr die Glocke ins Gotteshaus rief, da füllte sich dieses bis auf den letzten Platz. Während Br. van Calker predigte, herrschte andächtige Aufmerksamkeit; als aber nachher Br. Gerhardt der Gemeinde anzeigte, daß er, einem erhaltenen Ruf zufolge, Versaba verlassen und in die Stadt ziehen werde, da merkte man an der Bewegung der Versammelten, wie anhänglich die Herde an ihren Hirten war. Ausrufe des Bedauerns wurden laut, und es entspann sich sogar ein förmliches Zwiegespräch zwischen Br. Gerhardt und denen, die den Gefühlen der Gemeinde Worte gaben. Solche dankbare Liebe, wie die sich hierbei kundgebende, der frische Gesang der Lieder, die fröhlichen Gesichter, und nach dem Gottesdienst die herzlichen Begrüßungen, das muntere Leben und Treiben auf dem Platz, in das kein Mißton fiel, — alles das atmete Friede und Freude im heiligen Geist. Ein Besuch, den wir nachmittags im nahen Negerdorf machten, bekräftigte den Eindruck, daß der Stärkere über den Starken gekommen sei, der einst unumschränkt in der Para geherrscht, daß der Geist, der die Herzen umwandelt und alles neu zu machen trachtet, sein Werk im Schoße der Finsternis dieser Wälder zu treiben angehoben habe. Zwar macht sich das Heidentum noch breit in heidnischem Schmutz und heidnischer Verwilberung, in Gözenthäusern und Opferstätten, auf denen Speisen und Getränke ausgestellt waren, um den neidischen Geist der Nachbarplantage zu besänftigen, falls er des Weges gegangen käme; aber in mancher engen, dunkeln Hütte des Elends fanden wir Spuren der Trost und Frieden spendenden Wirksamkeit des Geistes Gottes. Hier eine auf Lumpen elendiglich zusammengekauerte blinde Frau, die das Licht von oben, das ihr ein anderer Blinder brachte, begierig einsog; da ein unglücklicher Mann, der ein Bein verloren hatte, sich aber der Glaubensgewißheit tröstete, er werde auch auf einem Bein in den Himmel humpeln und angenommen werden; dort ein von langjährigem Siechtum geplagtes Weib, welches auf die Frage, ob es das Land kenne, da kein Leid, noch Geschrei, noch Thränen mehr sein werden, leuchtenden Auges antwortete: „Ob ichs wohl kenne! Ich bin ja unterwegs nach diesem Land!“

Ja, Versaba machte uns den Eindruck einer Oase in der Wüste, äußerlich mit seinem freundlichen Anblick und innerlich durch das Licht des Evangeliums, das von diesem Lichtherd schon ausgestrahlt ist in die heidnische Finsternis rings umher.

Aber wir hatten Versaba nur im Sonntagskleid gesehen. Man lese die Jahresberichte dieses Postens, um sich zu überzeugen, daß es auch ein Nachtbild giebt von diesem lieblichen Örtlein, und dieses Nachtbild sticht schmerzlich ab von dem Bild, das wir soeben mit lichten Farben entworfen. Wir greifen aus dem letzten Bericht einen Satz heraus: „Die

Nacht zum 2. August war besonders schauerlich. Ein furchtbares Gewitter tobte, und in die Pausen der Donnerschläge hinein tönte der Lärm der Trommel, die zu einem abgöttischen Tanz gerührt wurde. Gesang, Geheul und Geschrei währte die ganze Nacht. Es war, als ob die Leute rasend geworden wären." Und solche nächtliche Orgien sind leider keine Ausnahmen. Da liegt in einem Hause eine Leiche. Damit ist aber der „Trauerhausgesang“ verbunden, d. h. nächtliches Geheul und Trinkgelage unter Trommelschall. Da ist einer krank geworden. Natürlich muß er behext worden sein, und es wird ein Wintimann herbeigeholt, der den Zauber lösen soll. Dazu muß getrommelt und getanzt werden. Einmal war eine ganze Plantage verhext, und es wurde ein Zauberer aus der Comewyne geholt, dem 200 Gulden und ein ganzer Korjal voll Bananen gegeben wurde, damit er den „bakroe“ banne. Auch das ging nicht ab ohne gewaltige Aufregung, Lärmen, Schreien, Trommeln und Tanzen. So tönt die leidige Trommel fast das ganze Jahr in den Frieden des Missionshauses hinein und scheint seinen Bewohnern sagen zu wollen:

„Ein kleiner Anfang ist gemacht,
Die Para ist noch sehr voll Nacht!“

Ja, wenn sich nur Heiden an solchen heidnischen Greueln beteiligten! aber nicht selten lassen auch Getaufte sich hinreißen, und an gewöhnlichen Sonntagen ist dann die Kirche recht spärlich besucht. Müssen doch die Leute, welche die Nacht durchschwärmt und durchtanzt haben, den eingeblühten Schlaf nachholen!

Was Wunder, daß der Bericht von Versaba die Klage enthält: „Es scheint fast, als ob das Wort Gottes vergeblich verkündet würde; der ausgestreute Same gedeiht wenigstens nur sehr kümmerlich.“

Wie reimt sich nun dieses Nachtbild mit jenem Lichtbild? Hebt eins das andre auf? Ist der freundliche, hoffnungsvolle Eindruck, den der Besucher von Versaba erhält, eitel Täuschung? Mit nichten! Es steht halt mit diesem Missionsposten, wie mit allen andern, mit diesem Gemeinlein, wie mit jeder Gemeine Jesu auf Erden. Es sind Flecken, Makel und Runzeln, ja, tiefe Schäden vorhanden, und doch ist's eine Gemeinde, die der Herr ins Leben gerufen hat, und die er nun mit unendlicher Barmherzigkeit und Treue trägt, pflegt und erzieht. Je nachdem du sie mit dem kritischen natürlichen Auge oder mit dem Glaubensauge ansiehst, wird dir das trübe Nachtbild oder das helle Lichtbild entgegentreten. Ich rate dir: Laß dir für Versaba und das ganze Missionswerk das freundliche Glaubensauge schenken, das lieber die Lichtseiten schaut, als die Nachtschatten, und lieber lobt und dankt, und fröhlich glaubt und hofft, als klagt und jammert. Das ewige Klagen macht müde und mutlos, und lähmt den Gebetsgeist. Es gilt aber rastlos und getrost beten für jede Station und jedes Werk, das so dunkle Nachtseiten noch aufweist.

Und wenn du, lieber Leser, noch nicht überzeugt bist, daß die obigen zwei so widersprechenden Bilder ein und dasselbe Versaba darstellen, so sieh dich einmal an. Du warst vielleicht gestern erst so friedevoll und freudig gestimmt, so aufgelegt zum Gebet und zum Kampf gegen die Sünde,

so getrost beim Blick in die Zukunft, und heute hat irgend eine Untreue dir den Frieden geraubt, du kannst nicht mehr beten, bist mattherzig im Kämpfen gegen die Sünde, unzufrieden mit dir selbst und mit der ganzen Welt, am meisten aber mit deinem Gott — bist du wirklich derselbe, der du gestern warst? Hast du zwei so verschiedene, so widersprechende „Ich“ in dir? O, welche Geduld muß da der Herr mit dir haben, der Herr, und auch die Menschen, die bald dein Nacht-, bald dein Lichtbild zu sehen bekommen, bald dein altes Ich, bald das neue! Nun, Herr, der du uns mit Geduld trägtst: „Lehr uns an andern üben, — auch an dem uns befohlenen Missionswerk — was du an uns gethan!“

Ein Missionslied.

Offb. Joh. 14, 6.

Geh', eile zu der Erde Enden,
Du ewiges Evangelium,
Um jedem Volke Heil zu spenden
Und Leben zu des Höchsten Ruhm!
Ach sende, Herr, nach deinen Worten
Den heiligen Geist, wir warten sein,
Tauf du die Völker aller Orten
Und laß sie deines Lichts sich freun!

Geht! eilt, ihr heiligen Jesusjünger,
Ihr, die die Wahrheit machte frei!
Wohin euch weist des Heilands Finger,
Da sagt's der Welt, was Freiheit sei!
Du aber, Herr, wollst Weisheit geben:
Das heilige Salböl: deinen Geist,
Dann wirkt ihr Wort das wahre Leben
Und hocherfreut ihr Herz dich preist.

Sinweg! Versucher! — fliehe! fliehe,
Vor Jesu kannst du nicht bestehn;
Daß los, die du gefangen, siehe:
Dein List und Macht, sie muß vergehn.
O Jesu, Jesu, ewiger König,
Zerstörer grauf'ger Satansmacht,
Erhöre uns und sei uns gnädig
Kraft deines Bluts bei Tag und Nacht.

Auf! Jesu! mächtiger Erretter,
Die Heiden sind dein Eigen auch;
Nicht auf dein Reich! und ihre Götter
Verweh durch deines Mundes Hauch.
Ach lenk die Herzen all der Deinen,
Daß sie sich willig weihen dir,
Und komm, die Völker zu vereinen
Um dich, und ewig sie regier!

Frei nach W. A. Bathurst. cfr. Gleaner. Febr. 1886, 20.
Von B. v. Zychlinski, P. in Pilgramsdorf.

Missionslied.

Mel.: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Auf zum Kampfe, treue Christen!
 Seht, wie sich Jesu Feinde rüsten,
 Wie sie das Kreuz des Heilands schmähn.
 Auf zum Kampf für Gottes Ehre!
 Von Land zu Land, von Meer zu Meere
 Soll Christi Kreuzesbanner wehn.
 Fest woll'n wir alle stehn, —
 Solls auch durch Leiden gehn, —
 Bis ans Ende.
 Durch Spott und Hohn
 Für Gottes Sohn
 Geht unser Weg zur Ehrenkron.

Auf, ins Feld, geliebte Brüder!
 Laut schallt der Hilfruf: „Kommt hernieder!“
 Aus armer Heiden fernem Land.
 „Kommt und helft!“ so klingt's von Süden, —
 „Bringt uns den Heiland, bringt uns Frieden!“
 So klingt's vom eif'gen Nordmeerstrand.
 Ihr, die ihr Jesum liebt,
 Der euch die Schuld vergiebt,
 Könnt ihr zaudern?
 's gilt Christi Ruhm,
 Bringt ihnen drum
 Sein teures Evangelium!

Ach Herr Jesu, wie so lange!
 Der Satan tobt, die alte Schlange,
 Der Kampf entbrennt, die Schlacht wird heiß.
 Fähr uns selbst in deinen Kriegen
 Von Ort zu Ort, von Sieg zu Siegen,
 Zu deines Namens Ehr und Preis!
 Die Heiden bring zuhauf,
 Weck Israel bald auf!
 Stärker Jesu,
 Sei mit uns heut,
 Hilf uns allzeit,
 Fähr uns durch Kampf zur Herrlichkeit!

Heinrich Bode, P. in Höwisch bei Seehausen A. M.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Beitschrift.

N^o 4.

Juli.

1886.

Die Mombas-Mission.

Von P. Wernicke in Minsleben.

Die allerersten eigentlichen Missionare Ostafrikas sind die auch in der ostafrikanischen Entdeckungsgeschichte wohlbekannten Württemberger Dr. Krapf, Rebmann und Erhardt gewesen, Männer, auf welche die englische kirchliche Missionsgesellschaft, in deren Dienste sie, wie so viele andre Deutsche gestanden haben, noch heut oder vielmehr heut erst recht mit großer Anerkennung hinblickt.

Da ihr Leben und Wirken schon im Jahrgange 1881 dieser Zeitschrift beschrieben ist, so frischen wir hier nur des Zusammenhangs wegen die wichtigsten Erinnerungen auf. 1844 war zuerst nach vergeblichen Missionsversuchen in Abessinien Krapf in Mombas eingetroffen und bald erhielt er in Rebmann einen Mitarbeiter. Jener vertrug nur wenige Jahre das, wenn auch nicht geradezu mörderische, doch dem Europäer nicht zuträglichke Klima, Rebmann hingegen hat 29 Jahre ausgehalten, ohne, aus Besorgnis, der Posten könne sonst ganz aufgegeben werden, auch nur ein einzigesmal in dieser langen Zeit sich eine Erholungsreise nach Europa zu gönnen, bis er, zuerst auf dem einen, dann auf beiden Augen erblindet heimkehren mußte. Die Ausdauer dieses Mannes steht fast beisepiellos in der Missionsgeschichte da. Mutterseelenallein hat er seinen Posten gehalten den er in seiner Bedeutung für Ostafrika wohl würdigte. Neben den Entbehrungen, die seine Stellung ihm auferlegte, neben der Trauer, die der Tod seiner Lieben ihm bereitete, hatte er auch mit manchen ungünstigen Urteilen mancher Missionsfreunde betrefis seiner Missionsmethode zu kämpfen. Er wollte nämlich keine andre Methode kennen als diejenige, welche das Reich Gottes von innen baut, und mochte keinen Heiden taufen, der ihm nicht die Bürgschaft einer wirklichen inneren Erneuerung gab. So erklärt es sich, daß vier Jahre vergingen, ehe der erste Heide getauft ward, und daß, als Rebmann heimkehrte, das Häuflein seiner Christen nur einige 20 betrug. Er hat sich durch keinerlei Einwendungen, auch nicht durch die von Sir Bartle Frere gegebenen Ratschläge, durch kulturelle Arbeiten umfassendere Erfolge zu erzielen zu versuchen, irre machen lassen. Die aber nach dem, was vor Augen ist, geurteilt haben, sind später eines besseren belehrt worden. Als infolge der unablässigen Mahnungen Livingstones auch für Ostafrika die Stunde geschlagen hatte, den Sklavenhandel zu bekämpfen, und als im vertragsmäßigen Einverständnis mit dem Sultan von Sansibar von der Curch Miss. Soc. Freretown zur Aufnahme be-

freiter Sklaven gegründet wurde, zeigte sich, daß Rebmann sehr viel mehr geleistet hatte, als sich statistisch aufzeigen ließ.

Es ist eine dreifache Erbschaft, die seine Nachfolger angetreten haben. Die erste besteht aus den Ergebnissen seiner Sprachforschung. Mag auch manches darin als unzutreffend der Kritik verfallen sein, so ist doch einer rascheren Erlernung der dortigen Sprachen Vorschub geleistet, was um so mehr in betracht kommt, als die Aufenthaltsfrist für den Europäer in jenen Gegenden durchschnittlich nur auf wenige Jahre bemessen ist. Die zweite Erbschaft war der ausgezeichnete Ruf, den Rebmann und sein früherer Gefährte Krapf im Heidenlande hinterlassen hatten. Denn nicht nur ein Christ, wie Sir Bartle Frere, hat trotz seiner Bemängelung der anscheinend fast erfolglosen Missionsmethode Rebmanns die hohen persönlichen Vorzüge dieses Gotteskinds gewürdigt, sondern auch die Heiden haben sein im Glauben geheiligtes Leben wie ein noch nie dagewesenes Wunder angestaunt; und als die späteren Arbeiter eintrafen, fanden sie ein weit verbreitetes Zutrauen der Eingeborenen zu der Herzensgüte, Sittenreinheit und Wahrhaftigkeit der Lehrer vor. Die dritte Erbschaft erwies sich augenblicklich und praktisch als höchst wertvoll. Bald überzeugte man sich, daß die Mission unter den hundertten von befreiten Sklaven bei der Ungunst des Klimas nicht ohne wesentliche Verwendung von eingeborenen Lehrern möglich sei. Unter den aus Ostindien herübergekommenen christianisierten Bombays aber, die den Stamm für die befreiten Kolonisten von Freretown abgeben sollten, zeigte sich vorläufig kein regerer Missionsfinn. Da fanden sich in dem so kleinen Jüngerkreise Rebmanns doch etliche, deren man sich sofort als Helfer bedienen konnte. Die wenigen Getauften waren, wie Rebmanns einstiger Gehilfe Taylor sagte, „gut.“ So griff die zwar nicht extensiv, aber intensiv höchst fruchtbare Wirksamkeit dieses Mannes tief in das Missionsleben der neuen Kolonie ein.

Es ist übrigens nicht nur eine deutsch-patriotische Regung, die uns zu diesem Rückblick auf die beiden nun von ihrer Arbeit ruhenden Württemberger im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft bewogen hat; sondern wir glaubten damit einer Stimmung Ausdruck geben zu sollen, die bis in die allerjüngste Zeit herein in den Berichten ihrer Nachfolger wiederklingt. Von den beiden Bischöfen, die im Laufe der letzten drei Jahre dieses Missionsgebiet visitiert haben, sagt der eine an dem nahe dem Missionshause zu Mombasa gelegenen Grabe von Krapfs Gattin, an Saras Grabhöhle erinnernd: „Sie hat von Ostafrika Besitz genommen.“ Der andre Bischof wird von inniger Freude ergriffen, als ein Wanika aus der Ferne herbeigeeilt ist, um den vermeintlich zurückgekehrten Dr. Krapf zu begrüßen. Beide erkennen im Namen ihrer Missionsgesellschaft die Arbeit jener ersten Zeugen mit dem Worte Christi Joh. 4, 37. 38 an: Hier ist der Spruch wahr: „dieser säet, der andere schneidet; ich habe euch gesandt zu schneiden, das ihr nicht habt gearbeitet; andere haben gearbeitet, und ihr seid in ihre Arbeit gekommen.“

Aber es hat sich auch an dem blinden Rebmann in immer gnädigerer

Weise noch das andere erfüllt Joh. 4, 36: „auf daß sich miteinander freuen, der da säet, und der da schneidet.“

Zu der schon 1876 eröffneten Nachbarstation Kisulutini kam ganz unerwartet noch jene Christengemeinde hinzu, die sich in dem zwei Tage-reisen nördlich abgelegenen Giriam-Distrikt unter den Wanika selbständig gebildet hatte. Ein Diener Rebmanns, der sich, nachdem er im Zorn sein Weib erschlagen, mit seinem Lukasevangelium geflüchtet hatte, war durch Gottes Fügung der Evangelist von fast vierzig seiner Stammesgenossen geworden, die sich ihr eignes Kirchlein gebaut, einen Ältesten, den frommen Abe Sidi, gewählt und sogar die Ansiedelung entlaufener Sklaven in der Nachbarschaft unter der Bedingung gestattet hatten, daß sich dieselben der christlichen Ordnung fügten. In der Nähe ist vor vier Jahren die Station Kamlikeni (d. i. „kommt zum Berge und preiset Gott für das Buch“) eröffnet worden, um Stützpunkt für die Giriamamission zu werden. Ihre Pflege wurde dem schwarzen Katechisten Georg David übertragen. Mit Abe Sidi und seiner Kolonie ist sie keine amtliche Verbindung eingegangen, um nicht den Zorn der Araber wegen entlaufener Sklaven noch zu vermehren.

Wenig über zehn Jahre sind seit der Gründung von Freretown vergangen. Es sind nicht lauter erfreuliche Erfahrungen, die man gemacht hat; aber darüber besteht kein Zweifel, daß die Gemeinden äußerlich und innerlich gewachsen sind, und daß dort mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet wird. Allenthalben wird gerühmt die überaus rege Teilnahme an den kirchlichen Gnadenmitteln, wozu auch durch tägliche Morgen- und Abendandacht eingeladen wird. Übrigens wirkt diese Einrichtung auch auf eine ökonomische Einteilung des gesamten Tagewerks bei den zur Trägheit neigenden Schwarzen höchst vorteilhaft. Die Sonntagschule ist so beliebt, daß sie von manchen noch nach ihrer Verheirathung besucht wird. Daneben begegnet uns in den Berichten der Missionare freilich mancher Seufzer, daß ein ernstliches Suchen nach dem Heil bei den meisten Christen vermißt werde. Die Moral-Statistik weist kaum einen Verbrecher auf, und kaum einen Trunkenbold. Diese Nüchternheit hat auch die Leute in stand gesetzt, sich mit vollständiger, reinlicher Kleidung zu versehen, ohne welche ein Christ dort nicht mehr denkbar ist. Über die Schule herrscht eitel Anerkennung. Insonderheit zeigt sich eine solche Anlage zum Gesange, daß Reisende oft nur zu dem Zweck nach Freretown herüberkommen, um den schönen Gesang der Schwarzen anzuhören. Auch im Gebrauch der Suaheli-Sprache, die man bekanntlich unter den aus den verschiedensten Stämmen stammenden befreiten Sklaven als Schul- und Kirchensprache einführte, ist ein bedeutender Fortschritt bemerkbar, was von besonderem Nutzen und Einfluß auch auf die heidnische Umgebung ist. Die Erfolge der Schule berichtigen manches schiefe Urtheil über die geistige Befähigung afrikanischer Rassen. Zwar sollen diese im allgemeinen der indischen nachstehen; andrerseits aber fehlt es sogar nicht an überraschenden Wahrnehmungen seltener Begabung. Als z. B. Price eine neue Station in Shimba, südlich von Mombas, unter den Wa-Digo, einem Stamme der Wa-Nika, auf welche schon Krapf vor vierzig Jahren hingewiesen hatte, einrichten wollte, fand

er in der um Mitternacht am Feuer stattfindenden Versammlung, bei welcher Katechist W. Jones als Dolmetsch diente, ein Völkchen von so eigenartiger natürlicher Beredsamkeit vor, daß es ihm vorkam, als bestünde daselbe aus lauter Beaconsfields und Gladstones. Hierzu sei noch erwähnt, daß der eben genannte schwarze Katechist Jones in Risulutini wegen seiner ergreifenden Predigten bereits einen bedeutenden Ruf erlangt hat.¹⁾ Im übrigen haben unbefangene Reisende schon bei flüchtigem Besuche von Freretown den Eindruck empfangen, daß sich mit diesen schwarzen Leuten etwas anfangen lasse; und am 20. Januar 1885 schreibt ein solcher in der Times: „Diese Missionsstation ist ein Muster von Ordnung und Sauberkeit.“

Das Wachstum der Mombas-Mission ist auch durch große äußere Nöte nicht gehemmt worden, sondern selbst die Bedrängnis hat ihr zum Besten dienen müssen. Vor zwei Jahren war die ganze Küste nördlich von Mombas im Aufstande gegen den Sultan von Sansibar, und der in der jungen Geschichte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft öfter genannte General Matthews hatte die Kreuz und die Quer zu ziehen, um den Aufstand niederzuschlagen. Die Missionare, namentlich aber die eingeborenen Katechisten, hatten da einen schweren Stand, da sie von beiden Seiten des Einverständnisses mit dem Feinde beargwöhnt wurden. Welche Umsicht und welchen Glauben auch die schwarzen Katechisten hierbei bewiesen haben, dafür diene folgender Zug. Auf seinem Kriegszuge gegen Mombas besuchte der Häuptling Mbaruf, derselbe, der jüngst mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft einen Vertrag wegen des Mombas-Distrikts geschlossen hat, die Station Risulutini mit 250 Mann. Er wurde, da er nicht als Feind gekommen war, nicht unfreundlich aufgenommen, wie es auch gar nicht anders anging; dadurch aber erregte man den Verdacht des Wali (Gouverneur) von Mombas, der nun mit 1500 Mann erschien. So stand die Station zwischen zwei Feuern, und zwar zu einer Zeit, da der dortige Missionar Binns gerade verreist war. Da ließ der Katechist Jones als nunmehriger Senior des Platzes alle seine Leute unbewaffnet im Hofe des Missionshauses versammeln, um Reibungen mit den streitenden Parteien zu verhindern, und schwarze Aufseher mit Spazierstöcken hielten die Ordnung aufrecht. Der Kriegssturm ging gnädig vorüber; ja, er gab sogar Gelegenheit, manchen aus der Ferne herbeigezogenen Krieger mit dem Evangelium bekannt zu machen. So brachte der Missionsarzt Taylor, den der General Matthews während seiner Kämpfe gern verwandte, bei den verwundeten Suaheli, Arabern, Hindu manches gute Wort an und verteilte namentlich unter Araber arabisch geschriebene Traktate.

Schlimmer war eine gleichzeitige, durch ungewöhnliche Dürre veranlaßte Hungersnot, welche den ganzen Osten Afrikas heimsuchte. Da lebte der Sklavenhandel wieder in alter Frechheit auf, indem tausende, um nicht dem Hungertode zu verfallen, Weib und Kind, sich selbst als Sklaven verkauften. Wieder durchzogen die entsetzlichen Menschenjäger das Land.

¹⁾ Es ist derselbe, der jüngst ordiniert worden ist und den Bischof Hannington nach Uganda begleitet hat. D. H.

Ihr Grimm gegen die Missionare als die unerschrockenen Bekämpfer des Sklavenhandels war groß; aber sie wagten nichts gegen die englischen Lehrer selbst. Nur jenes Christenhäuflein in Giriamä, welches auch entlaufene Sklaven in seiner Nachbarschaft aufgenommen hatte, verfiel ihrer Blutgier. Sein Vorsteher Abe Sidi, von welchem der englische Geistliche von Freretown, Handford, urtheilte, daß er würdig sei, ihm, dem Missionar, zum Vorbild zu dienen, wurde getödtet, seine Anhänger theils ermordet theils zerstreut. Noch kurz vor diesem traurigen Ausgang hatte man ihn von Freretown aus gewarnt, seine Niederlassung nicht länger zum Asyl für Sklaven zu machen, die ihren Herren zuweilen nur aus Furcht vor Strafe entlaufen wären. Denn dies müßte erbittern. Die Missionare in Freretown, welches zunächst nur ein Hort für die von den Engländern befreiten Sklaven hatte sein sollen, hatten nämlich nach mancherlei Mißverständnissen einen Vertrag zustande gebracht, nach welchem sie keinen entlaufenen Sklaven ohne weiteres aufnehmen durften, aber jedem, der ihren Schutz anrief, das Recht verschaffen konnten, daß seine Sache erst von der ordentlichen Obrigkeit untersucht werden mußte, ehe er seinem bisherigen Herrn zurückgegeben wurde. Auf diese Weise ist viel Willkür und Grausamkeit verhütet oder bestraft worden, zumal in Mombas seit einiger Zeit ein besonderer englischer Viceconsul residirt, der bisher auch die Gerechtsame der Mission energisch wahrgenommen und großes Interesse an ihrer Arbeit gezeigt hat.

Auch die Hungersnot half manchem den Weg zu Christo bahnen. Hunderte von halb Verhungerten kamen zum Theil von dem fernen, halbwegs in der Richtung des Kilimandscharo gelegenen, Teita bei der Missionsniederlassung an, um sich speisen zu lassen. Die Missionare und ihre Frauen thaten, was irgend möglich war, und die vor neun Jahren Befreiten wetteiferten mit ihnen. Obwohl die Hauptspeise in Reis bestand, beliefen sich doch die Kosten allmählich sehr hoch. Manchen aus den benachbarten Wanika- und Wadigo-Stämmen wurde auch ein Stück noch nicht angebauten Landes in der Nähe angewiesen, wo sie nach genügender Unterstützung sich selbst unterhalten lernten.

Trotz aller Nöte brachte es der englische Geistliche in Freretown dahin, daß ein größeres Gebäude, welches bisher zu allen möglichen, heiligen und profanen, Zwecken hatte dienen müssen, zu einem rein gottesdienstlichen Hause umgebaut und ausgeschmückt wurde. Die eingeborenen Christen trugen dazu fast über ihre Kräfte bei. Die Einweihung fand gerade am Erntefeste statt, wo die in der Kirche kaum Platz findende Menge durch den plötzlichen Hingang des Katechisten George David zum tiefsten Ernst gestimmt wurde. Dieser war von seiner Station Kamlikeni zur Theilnahme an den Einweihungsfeierlichkeiten eingeladen worden und sank inmitten der Festfreude, vom Schlage gerührt, tot nieder. Sein Verlust wurde tief bedauert.

Eine wichtige Aufgabe ist es, die eingeborenen Arbeiter der Mission in brüderlicher Gemeinschaft zusammenzuhalten. Eine Feier, bei welcher diese in recht lieblicher Gestalt erscheint, ist die Sylvesterfeier. Dazu kommen sie in Handfords Hause zu Freretown abends zusammen, und

nachdem man beim Mahle einige Stunden in traulichem Gespräch verbracht, geht es noch vor Tagesanbruch in die Kirche, um mit den dort bereits versammelten Kommunikanten das heilige Abendmahl zu feiern. Eine Woche zuvor geschieht den Kindern ihr Recht. Nach der Christnacht 1884, an welcher 600 Einheimische und 400 Fremde aus allen möglichen Stämmen teil nahmen, wurde ein Bazar hergerichtet, in welchem allerhand Spielsachen ausgestellt waren. Aber es fand keine eigentliche Beschercung statt, sondern jeder Gegenstand mußte gekauft werden. Um nun das Kaufgeld zu beschaffen, wurde den Kindern zuvor in angemessenen Spielen Gelegenheit zum Gewinn von kleinen Münzen gegeben, für die sie sich dann ihre Säckelchen einkauften.

Daß es im großen und ganzen um die dortigen Christen wohl steht, dafür bürgen auch die Berichte der beiden Bischöfe, die zuletzt die Mombas-Mission visitiert haben. Im September 1883 erschien zu diesem Zweck der Bischof Royston von Mauritius, ein langjähriger Freund der kirchlichen Missionsgesellschaft, nachdem er schon früher einmal dieses Missionsgebiet besucht hatte. Eins seiner Hauptgeschäfte hierbei war die gründliche Prüfung der eingeborenen Katechisten, deren Ordination zum geistlichen Amte stets nur nach gewissenhaftester Beobachtung erfolgt. Fast zugleich mit ihm traf der trefflich ausgerüstete Dampfer der kirchlichen Missionsgesellschaft, nach dem früheren Direktor derselben Henry Wright genannt, in Sansibar ein und empfing, wie bei seiner Abfahrt von England, so bei seiner Ankunft in Afrika in einem feierlichen Gottesdienst an Bord eine zweite Weihe. Im Juni des folgenden Jahrs 1884 empfing die gesamte ostafrikanische Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft, also die Mombas- und die Uganda-Mission, einen besondern Bischof in der Person des leider vor einigen Monaten mit seinen fünfzig Begleitern auf Befehl des Königs von Uganda ermordeten Hannington. Wir gehen hier auf dieses traurige Ereignis nicht näher ein und beschränken uns darauf, einiges über die kurze Thätigkeit des trefflichen Mannes für die Mombas-Mission zu erwähnen. Wie mit der Berufung Handfords, der auch leiblich in die Fußstapfen Rebmanns eingetreten zu sein scheint, indem er schon zehn Jahre dort ausgehalten hat, ist auch mit der Bischofswahl Hanningtons ein glücklicher Schritt gethan worden. Wenn die Briefe eines Menschen einen Einblick in sein Herz verstaten, so zeigen uns die Hanningtons eine Begeisterung für seinen Beruf, die vor keinem Hindernis zurückschreckt, und ein Gottvertrauen, welches ihm auch in den größten Gefahren das Gefühl der Sicherheit gewährt. Die Briefe, die er während seiner Reisen im Innern geschrieben hat, sind mit Todesahnungen erfüllt; aber er zieht den Fuß nicht zurück; Christus ist sein Leben. Sein kindliches Gottvertrauen wird durch merkwürdige Bewahrungen gestärkt. Einst nächtigt er an einem Plage, an welchem die Leiche eines Tags zuvor von den raubenden Masai erschlagenen Mannes liegt; eine vorher beklagte Verzögerung des Marsches hat ihm die Begegnung mit den Räubern erspart. Ein anderes Mal wird er von den Dschagga für einen feindlichen Masai gehalten und entgeht dem Angriff nur wie durch ein Wunder. Dabei erfreute er sich einer seltenen Leibeskonstitution. An dem einen Reisetage

war die Hitze so groß, daß er, auf seinem Maultiere sitzend, sich zu schlaff fühlte, um auch nur das Thermometer hervorzulangen. Als die „kühleren“ Abendstunden kamen, zeigte dasselbe noch 100° Fahrenheit. Aber am nächsten Morgen war der Bischof frisch. Zuweilen hat er an einem einzigen Tage 20—50 englische Meilen, einmal in drei Tagen 120, zu Fuße zurückgelegt, und das in dem pfadlosen Ostafrika. Öfters ließ er Zelt und Bett zurück, um rascher vorwärts zu kommen, und schlief auf dem nackten, ausgedörrten Erdboden unter freiem Himmel. Er hatte eine eisenfeste Gesundheit. Wenn behauptet worden ist, der Engländer, auch als Missionar, könne sich große Entbehrungen nicht auferlegen, so hat Hannington ein solches Urtheil in seiner Allgemeinheit widerlegt.

Hanningtons Ankunft in Freretown war von einer Wendung der äußeren Verhältnisse zum Bessern begleitet. Mombas hatte an kommerzieller Bedeutung gewonnen, die Postdampfer legen jetzt dort regelmäßig an, es ist die Residenz eines britischen Vicekonsuls geworden. Der Krieg war vorüber, neue Ernteaussichten hatte der ganze Küstenstrich mit Ausnahme von Teita, das auch jetzt noch des Regens entbehrte. Die Missionsniederlassung von Freretown erntete ihre ersten Kokosnüsse, ein Produkt, auf das sie nunmehr vorzugsweise ihre Subsistenz zu gründen hoffte. Denn die Erfolge des Ackerbaues sind höchst zweifelhaft. Folgen Sonnenschein und Regen einander in gewünschtem Wechsel, so kommt es wohl vor, daß innerhalb eines halben Jahrs zweimal geerntet wird; in der Regel aber wird die Saat durch allzu lange Dürre versengt oder durch übermäßige Regengüsse hinweggeschwemmt. Die Kokosnußbäume hingegen bieten Gewähr für eine sichere Ernte. Mehrere tausend Stück sind allmählich in Freretown angepflanzt worden, und vor zwei Jahren hat die erste Ernte stattgefunden. An Ort und Stelle kostet die Kokosnuß $\frac{1}{2}$ Penny, an dem Exportplatz Sansibar einen ganzen Penny. Was dieser Preis dort zu bedeuten hat, geht daraus hervor, daß ein Mann 6, eine Frau 4 pence Tageslohn erhält. Man hofft so nicht nur die Niederlassung zu erhalten, sondern auch einen Überschuß zu erzielen. Freilich darf der Ackerbau trotz seiner unsichern Erfolge nicht aufgegeben werden, schon um den Leuten genügende Beschäftigung zu gewähren. Günstiger übrigens sind die klimatischen Verhältnisse in Kisulutini, wo daher der Ackerbau eifriger betrieben wird. Außerdem bietet diese Station noch den Vorteil des afrikanischen Rechts, wonach der Boden nicht gekauft, sondern als Eigentum desjenigen betrachtet wird, welcher ihn zuerst bebaut, während in Freretown, dem Küstenort, jeder Quadratmeter gekauft werden muß. Übrigens hofft man auch durch ausgedehntere Bodenkultur allmählich das Klima zu verbessern und außerdem die von Natur unfählich trägen Wanika durch das Beispiel der Christen zu bessern Landwirten zu machen.

Auch der eigentliche Missionserfolg zeigte erfreuliche Fortschritte. Während man anfänglich in Freretown mehr an eine Mission unter den befreiten Sklaven gedacht hatte, befanden sich unter den Ostern 1884 getauften 43 Erwachsenen meist Eingeborene von verschiedenen Stämmen. Auch verdient eine dort am 16. Januar desselben Jahrs stattgefundene Mäßigkeitsversammlung unser Interesse, bei welcher zunächst 30 Christen

des blaue Band annahmen, denen sich am folgenden Sonntage noch 150 zugesellten.

Der neue Bischof bewies, nachdem er die bereits gesammelten Gemeinden besucht, alsbald einen rührigen Unternehmungsgeist. Schon vor seiner Ankunft war die Mombas-Mission einen bedeutungsvollen Schritt nach Westen in der Richtung des Kilimandscharo vorwärts gegangen. Einst hatte Krapf den Vorschlag gemacht, quer durch ganz Afrika eine Reihe von 12 Missionsstationen anzulegen, um so auch den notwendigen Zusammenhang aller mit den Lebensherden der alten Christenheit zu vermitteln. Damals war darüber gespöttelt worden; aber jetzt fängt der Gedanke an seiner Verwirklichung entgegengeführt zu werden. Jetzt trieb den Bischof auch das Verlangen, einen möglichst kurzen Weg zwischen seinen beiden Missionsgebieten Mombas und Uganda zu eröffnen. Der bisherige Weg über Mpwapa ist ohne Zweifel ein großer Umweg. Außerdem erwog man, nachdem die räumlichen Schwierigkeiten der so weit abgelegenen Uganda-Mission immer lästiger hervorgetreten waren, die Frage, warum denn der Missionar so weit ins Innere hineingehen solle, ohne sich um die an seiner Straße liegenden Völkerschaften zu kümmern? Es galt also den Riesensprung von der Küste bis nach Uganda zu verkleinern. Wie man eine Station nach der andern auf dem bisher üblichen Wege über Mpwapa anlegte, das gehört nicht hierher; uns beschäftigt vielmehr die Vorwärtsbewegung der Mombas-Mission auf einem neuen Wege. Vier Tagereisen westlich von Kisulutini liegt Teita, wie schon erwähnt, etwa auf dem halben Wege nach dem Kilimandscharo; aber die Unwirtlichkeit der Natur und die Feindseligkeit der Menschen verdreifacht die Schwierigkeiten dieses Wegs. Krapf und Rebmann waren dort schon vor vierzig Jahren gewandert, der englische Reisende Thomson erst vor kurzem, um auf kürzestem Wege durch das Gebiet der kriegerischen und räuberischen Masai das östliche Ufer des Victoria-sees zu erreichen. Teita besteht aus einem fast unzugänglichen Felsenlabyrinth, in welchem die als Viehdiebe und Menschenräuber in der ganzen Nachbarschaft verhassten Bewohner ihre niedrigen, unten aus der Küche, oben aus dem Schlafraum bestehenden Hütten mit kegelförmigem Dach errichtet haben, während sie ihre Felder und Wiesen an den Abhängen der Berge aus Furcht vor den Nachbarstämmen, namentlich den Masai, ohne Ansiedelung lassen. Der erste Missionar unter ihnen hatte eine gute Stunde mit Händen und Füßen bis zu seiner Hütte zu klettern. Die Leute sind von großer Wildheit, und da jeder Berg von einem besondern Häuptling beherrscht wird, trotz ihrer geringen Anzahl von im ganzen nur etwa 30 000 selbst untereinander in feindliche Dörfer gespalten. Ihr schon an sich häßliches Gesicht entstellen sie noch mehr durch möglichst massenhafte Verwendung der bekannten afrikanischen Zierraten an Mund, Nase und Ohren, sowie durch das Ausrupsen der Augenwimpern, während sie den in der Regel kräftigen Körper und die Glieder mit Ketten aus allerlei Dingen behängen. Ihr eignes Ungeziefer verzehren sie als Lederbissen. Sie sind dem Genuß eines hierartigen berausenden Getränkes sehr ergeben, und schon mancher soll im trunkenen Zustande in der Nähe seiner Hütte eine Beute der zahlreich

umherschweifenden Hyänen geworden sein. Ihr Kultus besteht in einer Art Verehrung der Verstorbenen, deren Gebeine, nachdem sie ein Jahr in der Erde gelegen haben, in Kisten eingesammelt werden. Sie glauben an eine Seelenwanderung und an ein höchstes Wesen. Untereinander hassen sie sich, so daß sie nicht wagen dürfen bei Tage durch die Dörfer andrer Stämme zu wandern. Und doch ist auch zu diesen Barbaren dem Evangelium der Weg eröffnet worden. Im Januar 1883 wurde von Freretown aus der noch junge, aber tüchtige Missionar Bray in Begleitung des altbewährten Binns dahin ausgesendet. Nach einem achttägigen mühseligen Marsche durch wasserlose Gegend fand er gute Aufnahme und durfte die mitgebrachten Bestandteile eines kleinen eisernen Hauses in dem am westlichen Abhange des 4000' hohen Zeitabergs gelegenen Dorfe Saggalla zusammenfügen. Binns kehrte auf einem andern Wege in vier Tagen nach Kifulutini zurück. Nach geraumer Zeit merkten die Leute, daß Bray nicht ihren Feinden ähnlich sei, sondern sie verglichen ihn mit sich selbst und gestanden offen, daß er keines von den bösen Dingen thue, an die sie selbst alle von Kindesbeinen an gewöhnt seien. Der Mzungu (Europäer), sagten sie, ist nicht wie wir, auch nicht wie die Suaheli; nie giebt es Streit bei ihm, er spielt mit unsern Kindern, er läßt unsre eingeköhlten Leute ruhig neben sich sitzen und franke Leute treibt er nicht von sich, wie die Suaheli thun; dieser Mensch hat keine Sünde; er hat auch die Habichte verjagt, die unsre Hühner stahlen; er ist ein guter Mann. Wie weit sein gutes Gerücht drang, zeigt der Umstand, daß ihm eines Tags ein vornehmer Mann aus dem 20 Meilen entfernten Dschagga eine Kuh zum Geschenk brachte. Der Sprache bemächtigte sich Bray, nachdem er sich des täglichen Verkehrs mit einem bestimmten Manne versichert hatte, mit ganz erstaunlicher Gewandtheit; er verspricht in sprachlicher Beziehung für die dortigen Gebiete das zu werden, was Rebmann für den Küstenstrich geworden war. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß es gegenwärtig nicht nur ein Dschagga-Lexikon, sondern auch ein von Missionar Shaw verfaßtes vergleichendes Wörterbuch des Nika, Teita, Kamba und Suaheli giebt. Bray hatte lange einen schweren Kampf mit dem Gefühl seiner Vereinsamung, zumal da er vergeblich zu arbeiten schien. Daher gereichte es ihm zu großem Trost als nach einigen Monaten Handford erschien, um ihn zu besuchen. Dieser fand ihn trotz aller anscheinenden Erfolglosigkeit in der rechten Stimmung und konnte seine Art und Weise nur billigen. Schon vorher hatte ihm der Reisende Thomson, der ihn besuchte, ein günstiges Zeugnis ausgestellt. Als die Heiden ihn eines Tags darum angingen, seine Zauberkräfte zur Erzielung von Regen zu verwenden, bestellte er sie zum nächsten Sonntag zu seinem Hause und betete vor ihren Augen. Am nächsten Tage regnete es, und das Erstaunen der Heiden benutzte er, um noch am selben Tage eine Schule zu eröffnen, zu welcher auch 20 Menschen kamen. Die meisten erlernten das Alphabet an einem Tage. Aber am Abende verlangten sie — Bezahlung. Einen eigentlichen Erfolg konnte er nicht bemerken. Der einzige, der sich ein wenig zugänglicher zeigte, war ein Mann, der sonntäglich zur Kirche kam, keine Sonntagsarbeit that und reine Kleider trug; aber er war kein Teita,

sondern ein entlaufener Sklave, der eine Teita-Frau geheiratet hatte. Es läßt sich denken, wie unter solchen Umständen dem Missionar trotz seiner prachtvollen Aussicht auf die schneebedeckten Häupter des Kilimandscharo zu Mute gewesen sein muß. Leider mußte er schon im nächsten Jahre, als die Hungersnot lange währte, seinen Posten aufgeben. Nachdem nämlich endlich an der Küste reichlicher Regen eingetreten war, blieb merkwürdigerweise das Gebiet von Teita gänzlich regenlos. Der Hunger wurde unerträglich. Die Ursache wurde von etlichen der Anwesenheit des weißen Zauberers, bald seiner Glocke bald seinen Instrumenten zugeschrieben, und nur dem Umstande, daß mittlerweile eine Fehde zwischen seinen Nachbarn und einem Dorfe entstand, in welchem seine erbittertsten Feinde wohnten, verdankte er seine Rettung. Im elendesten Zustande kam er nach Freretown und wurde nun dem Bischof Hannington nebst Handford ein willkommener Begleiter auf den Reisen nach dem Innern. Zuerst ging es wieder nach Teita zurück, wo sich der Bischof persönlich von der vorläufigen Unmöglichkeit einer Missionsarbeit, aber auch von dem guten Eindruck überzeugte, den Bray als frommer Christ überall hervorgebracht hatte. Der Hunger hatte nur noch einen kleinen Rest von sesshaften Einwohnern übrig gelassen, denen mit Hilfe von hundert Trägern Nahrung und Saatforn zur Bestellung der nächsten Ernte gebracht wurde. Als man aber hinterher nachforschte, hatten sie das Saatforn nicht gefät, sondern in der Not aufgezehrt. Unterwegs lernte der Bischof noch einen äußerst elenden Stamm kennen, der aus Furcht vor den räuberischen Wakamba nicht wagte den Acker zu bestellen und im Dickicht verborgen lebte. Dabei glückte es ihm, acht Gefangene zu befreien, von denen aber leider alle bis auf einen an den Folgen der furchtbaren Behandlung starben.

Nun ging es an die Auffuchung weiter westlich und günstiger gelegener Missionsplätze. Zunächst erlangte man Eingang in die zwischen Teita und dem Kilimandscharo gelegene merkwürdige Waldfestung Taveta, eine 7 Meilen lange und 1 Meile breite, von gigantischen Waldbäumen verteidigte Niederlassung, welche nur durch ein einziges verschließbares Thor zugänglich ist. Die Reisenden fanden hier in einer Thalsenkung von 2400' Höhe ein Paradies von Schönheit und Fruchtbarkeit, begrenzt von dem kühlen Alpenstrom Lumi, eine nicht geringe Bodenkultur und geschickte Bewässerung, zum ersten Male eine Bienenzucht, ehrliche, reinliche, arbeitsame und höfliche Menschen, aber bei kolossalem Aberglauben die größte Sittenlosigkeit. Außerdem erwies sich das Klima als ungünstig. Nicht nur die Europäer, sondern auch ihre schwarzen Begleiter von der Küste bekamen Fieberanfälle. Ubrigens ist Taveta der Platz, den schon Krapf als erste innere Station bezeichnet hatte. Ermutigender schienen anfänglich die Aussichten in dem den südlichen Teil des Kilimandscharo einschließenden Dschagga-lande sich gestalten zu wollen. Schon durch Rebmanns drei Ausflüge dahin waren Land und Leute etwas bekannt. Eigentliche Dörfer giebt es dort nicht, und die zerstreuten Niederlassungen könnten an die Bauernhöfe Westfalens erinnern, wenn nicht die großartige Natur zunächst zum Vergleich mit den Alpen einlode. Auch hier fanden die Reisenden ohne bedeutendere Schwierigkeiten Aufnahme. Unter mancherlei echt afrikanischen

Ceremonien, unter denen namentlich die durch gemeinschaftliches Spucken auf den Kopf eines Schafs vermittelte Schließung des Freundschaftsbündnisses zu erwähnen ist, wurden sie im März 1885 bei dem Häuptling Mandara, demselben, mit dem schon von der Decken Blutsfreundschaft geschlossen hatte, eingeführt, der sie inmitten einer Leibgarde von schwarzen Athleten in seiner kräftigen, fürstlichen Haltung, mit seinem intelligenten Gesicht und seinen, wo es ihm paßte, freundlichen Augen unwillkürlich an das erinnerte, was einst Stanley von dem Kaiser Mtesa erzählt hatte. Aber auch Mandara ist nur ein Tyrann, der sich zur Oberherrschaft über die übrigen Häuptlinge zu erheben trachtet und sich die Anwesenheit der weißen Männer wohl gefallen ließ, um durch sie die Vorteile europäischer Kultur, besonders die Künste des Bauens, der Pulver- und Waffenfabrikation zu erlangen, und der Bischof hatte, wie vordem schon der Reisende Thomson, Mühe, dem Geschenk einer Hütte zum bleibenden Wohnsitz zu entgehen. Als Rebmann zum letzten Mal diese Gegend besuchte, wurde er von dem Häuptling Mamkinge aller seiner Habe beraubt und vergoß vor seinem Dränger heiße Thränen darüber, daß er nun nicht mehr imstande sei die Wünsche seiner Freunde vom Buche des Lebens zu erfüllen. Jetzt schienen diese Wünsche doch in Erfüllung gehen zu sollen. Der Menschenschlag am Kilimandscharo machte den Eindruck der Kraft und Intelligenz, und die Missionare sahen sich verlangend nach passenden Plätzen für ihre Arbeit um, deren Besetzung auch bei der Stimmung des Häuptlings Mandara keine Schwierigkeiten gemacht haben würde. Außerdem lockte nicht nur die wunderbar schöne Natur des Alpenlands, die selbst den Jubelruf der sonst gegen Naturschönheiten stumpfen Afrikaner hervorrief, sondern vor allem die Erwartung, daß in so bedeutenden Höhen mit ihren regelmäßig jeden Monat wiederkehrenden Niederschlägen die Gesundheit des Missionars geschützt sein werde. Aber bald sahen sie ihre Täuschung ein. Denn noch während ihres Aufenthalts daselbst trat die Regenzeit ein und belehrte sie durch kolossale Güsse, daß ein Hochland in Afrika denn doch immer noch sehr verschieden von einem solchen in Europa sei. Wieder stellten sich Fieberanfälle ein, und ohne für den eigentlichen Missionszweck etwas Greifbares erreicht zu haben, traten sie die Rückreise an. Nur das wurde vorgenommen, daß, sobald es nur immer die Verhältnisse gestatteten, Bray die Teita-Mission wieder eröffnen sollte. Unterdes berichtet eine neuste Nachricht, daß sich auch im Oshagga-lande selbst der Missionar Fitz niedergelassen hat, und daß Mandara sich gegen ihn freundlich zeigt.

Das Weitere liegt in Gottes Hand. Der frühe Märtyrertod Hanningtons, der im Juli vorigen Jahrs mit dem schwarzen Katechisten W. Jones und vielen Trägern durch das Gebiet der wilden Masai nach Uganda zog, wird den Sieg des Evangeliums weder dort noch anderswo aufhalten; denn das Blut der Märtyrer bleibt die Saat der Kirche. Aber auch den Wunsch wollen wir äußern, daß die deutschen Erwerbungen in Ostafrika dem bis jetzt so opfer- und hoffnungsreichen Gange der Mission daselbst nicht nur kein Hindernis sondern viel Förderung bereiten möge. Als prophetisch bewährt sich schon jetzt das Wort Krapfs, als ihm

nach mühsamer Anlegung der beiden ersten Stationen Mombas und Kisulutini die Gattin gestorben war: „Sagt unsern Freunden, daß hier an der ostafrikanischen Küste sich das einsame Grab eines Gliedes der Missionsgesellschaft befindet; dies ist ein Zeichen, daß Sie den Kampf mit diesem Weltteil begonnen haben, und da die Siege der Kirche über die Gräber vieler ihrer Glieder führen, könnten Sie überzeugt sein, daß die Stunde da ist, wo Sie zur Bekehrung Afrikas von seiner Ostseite her aufgeboten sind.“

Zum Schluß sei der Stand der Mombas-Mission noch durch die folgenden Zahlen illustriert. Ihr Stab bestand im vorigen Jahre auf 4 Stationen aus 1 Bischof, 11 europäischen Missionaren und 18 eingeborenen Lehrern. Getaufte waren: in Freretown 394, in Kisulutini 130, in Kamlikeni 13, zusammen 537. Noch nicht getaufte Anhänger: in Freretown 339, in Kisulutini 380, in Kamlikeni 20, zusammen 739. Alle zusammen 1276, unter ihnen 178 kommunionfähige Gemeindeglieder. In 4 Schulen 258 Schüler. Taufen haben im vorigen Jahre stattgefunden an 100 Erwachsenen und 43 Kindern.¹⁾ Dagegen zählte die Uganda-Mission auf 5 Stationen 12 europäische Missionare mit 103 eingebornen Christen und 129 Schülern.

Die Heilswege der Heiden.²⁾

Von Miss. J. Sandegren.

„Der blinde Weg,“ so lautet der Titel eines kleinen tamulischen Schriftchens oder Traktats gegen das Heidentum hierzulande, das, weil es den Weg beschreibt, den die blinden Heiden gehen, um selig zu werden, wohl ebensogut oder besser „der Weg der Blinden“ genannt werden könnte. Der Verfasser des Schriftchens ist der am 24. Jan. 1864 verstorbene Tanjore-Poet Wedanājagam Sastriar (Wedanaichen), der evangelische Dichter des Tamulenlandes und Süd-Indiens überhaupt. Ein würdiger Schüler des bekannten und hier noch allgemein verehrten Vaters Schwarz, suchte auch Wedanajagam, eben wie dieser sein geistlicher Vater, dem Reiche Gottes mit seinen Gaben und Kenntnissen zu dienen, und für die Ausbreitung desselben zu wirken. Zu diesem Zwecke verfaßte er mehrere Schriften; teils Erbauungsschriften zum Nutzen eingeborener Christengemeinden, teils polemische Schriften gegen Katholiken und Heiden. Selbst poetisch begabt, und wie jeder echte Tamule ein großer Liebhaber der Poesie, hat er auch fleißig die poetischen und religiösen Schriften der Heiden studiert und sich dadurch nicht allein in den Stand gesetzt, eine ihrem Ohr angenehme Sprache zu reden, sondern hat sich auch aus jenen

¹⁾ Quellen: Die Jahresberichte der kirchlichen Missionsgesellschaft und des Intelligencer. Übrigens vergleiche Warneck, Missionsstunden II. Nr. 10: „Eine Sklavenfreistätte in Ostafrika.“

²⁾ Ev. luth. M.-Blatt 1886, 23 ff.

Schriften manche kräftige Waffe gegen das Heidentum geholt. — In seinem Schriftchen „der blinde Weg“ führt er auch viele Auszüge aus den Schriften der Heiden an, worin der Heilsweg dieser blinden Menschen, ihre thörichte, abergläubische, verderbliche Religion und religiösen Gebräuche dargestellt werden; oder worin heidnische Schriftsteller selbst die Thorheiten des Gözendienstes lächerlich machen und bekämpfen.

Die Sivaiten, d. h. Anbeter des Siva, und gegen diese besonders richtet Wedanajagam seine Hiebe — lehren eigentlich einen vierfachen Heilsweg, den sie Sariei, Ririei, Jögam und Njanam nennen; und sagen ferner, daß je nachdem der Mensch einen dieser vier Wege gehe, komme er in einen mehr oder weniger vollkommenen Himmel und gewinne einen geringeren oder größeren Grad der Seligkeit; der höchste Grad aber bestehe darin, daß der Mensch ganz in der Gottheit aufgehe und verschwinde, wie der Wassertropfen, der sich mit der Meereswelle mischt. Wedanajagam hat jedoch eine andere Einteilung gemacht, und spricht von einem leichten, einem schweren und einem sehr schweren Wege, welche Wege er durch Aufzählung von zwölf Werken oder Thaten bezeichnet und anschaulich macht.

Die Hindus sind zwar als ein sehr religiöses Volk bekannt. Die indischen Büsser, (der heidnische Saniasi, der mohammedanische Fakir u.) die durch außerordentliche Bußübungen und Kasteiungen die Rüste des Fleisches zu töten und Frieden und Seligkeit zu erwerben suchen, sind oft genannt worden. Der Weg, den diese blinden, selbstgerechten, oft sehr schmutzigen „Heiligen“ sich erwählt haben, so verschieden er auch von dem schmalen Kreuzeswege der wahren Christen ist, darf wohl auch ein schwerer und sehr schwerer Weg genannt werden. Doch dürfen wir nicht meinen, daß die jetzigen Hindu-Büsser (Asketen) im allgemeinen sehr strenge, selbstverleugnende und sich selbst peinigende Büsser sind. Nein, im Gegenteil; es hat sich auch in Indien im Lauf der Zeit, und besonders in diesem Zeitalter des Materialismus, der religiöse Eifer bedeutend abgekühlt und sehr abgenommen. Er ist nicht mehr, was er früher war und ist auch nicht imstande, solche staunenswerte Werke zu verrichten wie in alten Zeiten, sondern beschränkt sich meistens auf leere, äußere Ceremonien, Waschungen, Opfer, Gebete und dergleichen, was nicht viel Anstrengung und Selbstverleugnung fordert. Wenn sie auch noch die heiligen Wallfahrtsorte besuchen, so geschieht das wohl in den meisten Fällen keineswegs nur in der Absicht, sich damit den Himmel zu verdienen, sondern auch um sich zu vergnügen oder irgend einen Vorteil zu gewinnen. Außerdem werden solche Pilgerfahrten heutzutage bequem und billig gemacht, indem die Eisenbahn benutzt wird. Ein wirklicher Saniasi oder Büsser ist zur Zeit wenigstens hier im Tamulenslande eine seltene Erscheinung, denn die meisten, die im braungelben Büssergewande im Lande herumstreichen, führen ein faules Bettlerleben und sind weit davon entfernt, Büsser zu sein. Hier in Indien — und so ist's wohl leider auch anderswo — nehmen es die meisten mit dem Erwerben ihrer Seligkeit sehr leicht und wollen von Anstrengung und Kampf, Selbstverleugnung oder Leiden um ihretwillen nichts wissen. Der große Haufe hier wandert offenbar auf dem „leichten Wege“, indem er vor allem in den Besitz irdischer Güter und Freuden zu kommen und

sie zu genießen trachtet, während er die ewigen himmlischen Güter gering achtet, und indem er so leicht als möglich der Verdammnis zu entgehen und den Himmel zu gewinnen sucht . . . etwa nach der Anweisung jenes Lehrers, welcher sagt: Aber ist's daheim in der alten Christenheit anders? Wandern nicht auch dort die meisten auf dem breiten Wege? „Du sollst, um die Tugend zu erwerben, die 16 Ceremonien verrichten; wenn du selbst sie aber nicht verrichten kannst, sollst du wünschen mit solchen Menschen zusammen zu sein, die es thun; wenn aber dies nicht der Fall ist, so sollst du mit eigenen Augen die Ceremonien ansehen, die andere verrichten. Geschieht auch dies nicht, so sollst du wenigstens eine religiöse Rede mit Wohlgefallen anhören.“ Da ist's ja leicht tugendhaft zu werden!

Wedanajagam wendet sich in seinem Schriftchen ausschließlich gegen die, die auf diesem leichten Wege gehen, und sucht ihnen zu zeigen, wie thöricht und verderblich ihre Lehre ist, und wie blind die selbst sind, die solcher Lehre anhängen; er möchte sie willig machen die heilige Lehre des Wortes Gottes anzunehmen, und den in dem Worte geoffenbarten Weg des Heils und der wahren Gottseligkeit zu betreten. Um zu zeigen, wie blind die sonst so klugen und begabten Tamulen in geistlichen Dingen sind und eben deshalb auch wie unglücklich und beklagenswert, will ich nach Anleitung des Schriftchens einige der Mittel angeben, durch welche diese Leute wähen zur Seligkeit gelangen zu können.

1. Tiruwülaçu, d. h. die heilige Lampe. In den Tempeln sind vor den Gözenbildern und noch sonst an passenden Stellen viele Lampen aufgestellt. Öl oder geschmolzene Butter für diese Lampen zu bringen und sie anzuzünden wird als ein sehr verdienstvolles Werk gepriesen. Wer das thut, bekommt ohne „Geburt und Tod“, d. h. ohne Seelenwanderung den Himmel als Erbschaft. Alle seine Noth wird ein Ende haben u. s. w. In einer ihrer Schriften wird von einer kleinen Ratte erzählt, die in einen Siva-Tempel kam, um das Öl aus der heiligen Lampe zu trinken, gerade als diese sehr matt brannte und am Verlöschen war. Um leichter ans Öl gelangen zu können, zupfte die Ratte am Dochte, und dies hatte zur Folge, daß die Lampe plötzlich viel heller brannte, und hierüber war Siva so hoch erfreut, daß er die Ratte in den Himmel aufnahm und ihr die Herrschaft über drei Welten gab.

2. Punnia Stallam, d. h. heiliger Ort. Das Besuchen solcher Orte gilt ebenfalls als sehr verdienstlich, und das Volk wird auf allerlei Weise dazu ermuntert. Ein heidnischer Dichter behauptet z. B., daß, wer Sidadbaram (wo wir auch eine Missionsstation haben) besucht, wer in Tirumäur geboren ist, wer in Benares stirbt, wer an Arunäsalam denkt, der wird erlöst und selig. Aus verschiedenen Sagen und Legenden der Heiden geht hervor, wie verdienstlich es ist, solch heilige Orte zu besuchen. So wird z. B. von einem Setti (d. h. Kaufmann) erzählt, der sich sehr schwer versündigt hatte, daß er einst nach dem heiligen Ruttälam im Tinnevellidistrikt kam, aber anstatt hier in dem heiligen Wasser zu baden, dem Gözen zu opfern und ihn anzubeten, wie seine Religion ihm doch vorschrieb, ging er bloß seinen Handelsgeschäften nach und reiste nach drei Tagen wieder ab. Dennoch wurde er um des Besuchs dieses heiligen

Ortes willen mit der Seligkeit belohnt, und es heißt, daß jeder, der nur drei Tage in Kuttalam ist, selig wird.

3. Snānam, d. h. Bad oder Waschung. Die Hindus haben mehrere sogenannte heilige Flüsse, namentlich den Ganges, Kaveri, Tamiraparuni u. s. w., und das Baden in diesen Flüssen und in den heiligen Teichen bei den Tempeln wird als ein Mittel zur Seligkeit angesehen; ja so heilig ist dies Wasser, daß nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Insekten, die damit in Berührung kommen, in den Himmel aufgenommen werden. Wer nur von dem Getreide ißt, das am Ufer des Tamiraparuni gewachsen ist, wird schon deshalb selig, so heißt es in ihren Schriften. Folgende Geschichte wird von der seligmachenden Kraft des Kaveri-Flusses erzählt. Ein Mann, der seinen Vater und Bruder ermordet und noch andere schwere Sünden begangen hatte, irrte nachher wahnsinnig im Lande umher; so kam er auch eines Tages an den Kaveri und setzte sich ans Ufer, um auszuruhen. In seiner Nähe wusch eine Frau ihr Kleid, indem sie es ins Wasser tauchte und dann auf einen Stein schlug (wie man hier landesüblich wäscht). Dabei spritzte das Wasser umher, und als einige Tropfen zufällig auf den wahnsinnigen Mann fielen, hatte das zur Folge, daß er wieder hergestellt wurde. Nachdem er dann auch noch im Flusse gebadet hatte, wurde er von Siva in den Himmel aufgenommen.

4. Vibūdi, d. i. das Bestreichen mit heiliger Asche. Man verbrennt getrockneten Kuhdünger zu Asche und schmiert damit heidnische Zeichen auf Stirn und Brust; bisweilen ist's nur ein runder Punkt, der Sivas Auge vorstellen soll; bisweilen auch mehrere horizontale Linien; bisweilen bestreicht man auch Arme und Brust mit dieser Asche. Welch kräftiges Mittel zur Seligkeit diese Asche ist, geht nach ihrer Lehre aus folgendem Geschichtchen hervor. Ein Mann, der viele schwere Sünden begangen hatte, lag ohne Buße auf dem Sterbebette. Vor der Thür seines Hauses war ein Rehrichthausen, auf den sich ein Hund gelegt hatte. Der wurde plötzlich aufgeschreckt, rannte fort, und zwar gerade über den kranken Mann, mit den Füßen, an denen etwas Asche von dem Rehrichthausen klebte, Brust und Stirn des Kranken berührend. Dadurch wurde der sterbende Mann in seiner Todesstunde ganz zufällig mit der Asche bestrichen und dies genügte dem Siva, daß er ihn zu sich in den Himmel nahm. . . .

5. Brahma Pūsei, d. h. Opfer und Gaben an die Brahmanen. Diese nennen sich ja nicht allein Gottes Stellvertreter, sondern Götter, denn die Welt, so schließen sie, ist in Gott enthalten, Gott aber ist im Mantram, das Mantram ist im Brahmanen, folglich ist der Brahmane der Gott der übrigen Menschen. — Arme Brahmanen zu unterhalten und diesen Göttern der Erde viel Almosen zu geben wird auch als ein sicheres Mittel zur Seligkeit gepriesen, und nicht selten hören wir, daß bei festlichen Gelegenheiten hierzulande oder bei der Feier des Todestages eines Verwandten eine Anzahl Brahmanen gespeist und mit Kleidern und Geld versehen werden. Vor einiger Zeit lasen wir auch in der Madrasser Zeitung, daß ein dortiger reicher Setti (Kaufmann) sich mit seinen beiden Frauen mit Goldstücken habe aufwiegen, und alle diese dann den Brahmanen habe austeilen lassen. . . .

6. Nāmakīrthanam, d. h. das Aussprechen des Namens des Gottes Siva. Schon dies soll genug sein, um selig zu werden. Man braucht nur Siva, Siva auszurufen, so kommt man sofort in den Himmel. Es wird von einem Manne erzählt, der seiner Mutter sehr zürnte und sie heftig schalt mit bösen, unanständigen Worten. Dabei sprach er spottend die beiden Silben Si va unmittelbar nacheinander aus, und das lautete fast als ob er den Namen des Gottes habe aussprechen wollen. Dafür wurde er auch mit der Seligkeit belohnt. Denn, sagen sie, wie der Tau vor der Sonne verschwindet, so verschwindet die Sünde von dem Menschen, sobald er nur Sivas Namen ausspricht.

7. Siva Pūsei, d. h. Siva Verehrung. Darüber wird gelehrt, daß es besser sei, ein Mensch sterbe, als daß er lebe und Siva nicht anbete. Sivas Anbeter begehen eine große Sünde, wenn sie einen, der ihn nicht verehrt, mit den Händen anrühren, mit den Augen ansehen, oder auch nur an ihn denken. Den Gott Siva nur einen einzigen Tag anzubeten, befreit von den Trübsalen des Todes u. s. w. Zur Erläuterung wird folgende Geschichte erzählt. Ein Jäger begegnete auf der Jagd einem Tiger, und kletterte um sich zu retten auf einen Baum. Der Tiger blieb indessen am Fuße des Baumes liegen, und der Jäger konnte nicht herab, sondern mußte auf dem Baume sitzen bleiben. Er fürchtete jedoch einzuschlafen und im Schlaf herabzufallen; um dieses zu verhindern und sich wach zu halten, pflückte er Blätter vom Baume und warf sie herab. Es begab sich nun, daß einige dieser „heiligen“ Wilva-Blätter auf ein in der Nähe befindliches Sivabild fielen und es bedeckten. Hierüber freute sich nun Siva, wie es weiter heißt, so sehr, daß er nicht nur den Jäger, der diese Blätter heruntergeworfen hatte, in den Himmel aufnahm, sondern auch dessen Frau und Kinder, weil sie ausgegangen waren ihn zu suchen, ja sogar auch den Tiger, der ihn veranlaßt hatte, auf den Baum zu klettern.

8. Pañcāṅkaram, d. h. die heiligen fünf Buchstaben. Diese berühmten Buchstaben bilden zusammengestellt das Mantram: „Nama=Sivāja“, das große, außerordentliche Wunder bewirkt haben soll und durch dessen bloßes Hersagen die Befreiung von der Seelenwanderung mit allen dazu gehörigen Leiden und die Gemeinschaft mit der Gottheit gewonnen werden sollen.

Dies sind einige der Mittel, wodurch die blinden Heiden, und darunter auch unsere heidnischen Tamulen, Heil und Seligkeit suchen. Wie sollten nicht wir, die wir durch Gottes Gnade zu seinem wunderbaren Lichte gekommen sind, uns über dies Volk, das noch in solch tiefer Finsternis und Schatten des Todes sitzt, erbarmen, und ihnen den Weg zum wahren Lichte zeigen. Gott sei gelobt, es hat auch hier das Licht zu scheinen angefangen. Möchte bald die Sonne der Gerechtigkeit über diesem ganzen Lande aufgehen, alle Finsternis vertreiben und allen wahres Heil bringen.“

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Beitschrift.

N^o 5.

September.

1886.

Aus der Geschichte der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Von D. C. R. Vietor.

I.

Es hat die genannte Gesellschaft am 16. und 17. Juni das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens unter dem reichen Segen des Herrn gefeiert. Sie hat wie wohl keine andere den vollsten Grund, den Herrn zu loben und ihm zu danken, der der Elenden sich erbarmt und auf das Niedrige siehet im Himmel und auf Erden. Denn mit keiner anderen evangelischen Missionsgesellschaft in unserem Vaterlande ist es so wie mit der unseren nach dem Worte des 118. Psalmes gegangen: Ich werde nicht sterben sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. Der Herr züchtigt mich wohl, aber er giebt mich dem Tode nicht. Das soll nicht allein unserer Gesellschaft eine reiche Thatverheißung sein, daß er, wenn wir Glauben halten und Treue üben, auch in Zukunft unsere Gesellschaft erhalten und sie zur Verkündigung seines Wortes und Werkes — Gott gebe, bald auch in weiteren Kreisen als gegenwärtig — gebrauchen will, sondern es soll auch allen Christen, die davon hören, den Glauben stärken und das Herz fest und freudig machen, daß sie auch in den schwersten und dunkelsten Zeiten, wenn sie gewiß sind, es ist des Herren Werk, das sie treiben, Ausdauer beweisen mögen in der gewissen Zuversicht: Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der auch vom Tode errettet!

Es sind lauter selbsterlebte Dinge, die der Schreiber im folgenden mittheilt. Er hat die ganzen 50 Jahre des Bestehens unsrer Mission ihr mit der innigsten Theilnahme und mit dem Wirken für sie angehört, wenn er auch erst später ein Mitglied der Komitee geworden ist.

In der vortrefflichen Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier unsrer Norddeutschen Missionsgesellschaft, die von Pastor Funke, Inspektor Zahn und Pastor Leopoldt verfaßt und bei Inspektor Zahn, so weit der Vorrat reicht, gratis zu beziehen ist, ist die Entstehung unsrer Gesellschaft und dann weiter erzählt, daß und weshalb im Jahre 1850 die Leitung unserer Mission von Hamburg auf Bremen übergegangen ist.

Oftmals ist unsere Gesellschaft in solcher Gefahr gewesen, daß es mit ihr schien ein Ende haben zu müssen. Aber zu keiner Zeit ist diese Gefahr wohl größer gewesen als eben da, als Bremen die Leitung übernahm.

Schon als von Hamburg aus der Antrag dazu an unsre Komitee gestellt wurde, entstand eine Spaltung in ihr. Mehrere Mitglieder waren der Meinung, unsre Missionsgesellschaft solle jetzt ganz aufhören, und wir sollten uns an Basel anschließen. Die andern hielten das für unrecht, da keine Gegenden unsres Vaterlandes mehr auf die Mission unter den Heiden gewiesen seien als unsere norddeutschen Länder und die Hansestädte, deren Schiffe an alle Küsten führen und deren Flaggen auf allen Meeren wehten. Eine Einigung war nicht zu erreichen. So traten zum großen Bedauern der Bleibenden die, welche der ersteren Ansicht waren, aus. Eine öffentliche Versammlung der Missionsfreunde wurde berufen und mit ganz überwiegender Majorität der Beschluß gefaßt, daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft bestehen bleiben und daß Bremen die Leitung der Mission in Gottes Namen übernehmen solle. Die Komitee ergänzte sich am 6. Januar 1851 durch sechs neue Mitglieder, unter denen mit seinem ältesten Bruder, J. C. Bietor, auch der Schreiber war, der damals als Pastor adj. in Blumenthal stand und dem die Redaktion unsres neu ins Leben zu rufenden Monatsblattes übertragen wurde, an dem er noch mit Freuden in Gemeinschaft mit unsrem Inspektor arbeitet.

Aber wie recht, wenn man nur auf das Äußerliche sieht, schienen die gehabt zu haben, die für das Aufhören unsrer Gesellschaft gestimmt hatten! Ein schwerer Schlag kam nach dem andern unmittelbar darauf, daß Bremen die Leitung übernommen hatte.

Das war das Erste, daß gleich die erste Nummer unsres Monatsblattes die Nachricht aus Neuseeland bringen mußte, daß unsre ganze Station Ruapuki, auf der unsre Geschwister Wohlers und Frau und Honoré arbeiteten, durch Feuer völlig zerstört sei. Wohlers mußte uns schreiben: „Kirchenbücher und Altargeräthschaften, Altar- und Kanzeldecke sind verbrannt. Wir haben kaum Kleider auf dem Leibe, keine Schuhe an den Füßen, kein Bett, darauf zu schlafen, keine Schüssel, daraus zu essen, keine Bücher zum Lesen, kein Papier zum Schreiben, keine Seife uns rein zu halten, kein Geld, Schulden zu bezahlen, keinen Kredit, Schulden zu machen. Die Lumpen, mit denen wir uns behelfen müssen, haben wir uns von den Maori erbetteln müssen.“

Die Nachricht war ja freilich betrübend, aber wie köstlich haben es da unsre Missionsgeschwister und unsre Gesellschaft erfahren, daß die Not nur da ist um der Hilfe willen. Es kann hier nicht wieder abgedruckt werden, was in der zweiten Nummer unsres Monatsblattes vom Jahre 1851 ausführlich dargelegt ist, auf wie ganz unerwarteten und wunderbaren Wegen unsren Missionsgeschwistern geholfen ist, und wie die Liebe zur Mission in der Heimat, die damals wohl nur in einem kleinen Kreise, aber als ein helles Feuer brannte, dafür in der mannigfaltigsten Weise sorgte, daß bald genug der ganze Schade überreichlich ersetzt war!

Ein viel schwererer Schlag traf uns wenige Wochen darauf. Eskehrten, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, daß solches geschehen werde, alle unsere Missionare aus West-Afrika zurück!

In der Festschrift ist erzählt, daß von den im Jahre 1847 ausgesandten vier Brüdern drei gleich in den ersten Wochen oder Monaten gestorben waren. Br. Wolf war allein übrig geblieben. In Peki hatte er ein Haus gebaut und eine Station gegründet. Seine Braut und zwei Zöglinge aus unsrer damals noch bestehenden Missionsanstalt waren ihm nachgesendet. Allerlei Noth hatte sie getrieben, die Station zu verlassen. Br. Wolf starb getrost und selig, als das Schiff vor Hamburg die Anker auswarf. Die andern kamen nach Bremen. Was sollte nun geschehen?

Es kam nun vielfach und viel stärker als früher die Frage wieder in Anregung, ob man nun nicht doch unsre Gesellschaft müsse aufhören lassen, West-Afrika, das Todesland, aufgeben und sich an Basel anschließen. Es wurde wieder eine öffentliche Versammlung angesetzt, um über das nun Nötige zu beraten. Ich ging mit dem seligen Mallet hin. Unterwegs redeten wir darüber, ob es denn zu verantworten sei, wenn wir von West-Afrika, von der Sklavenküste, die Hand abziehen wollten, von dem Lande, dem seit Jahrhunderten durch europäische Namentchristen das entsetzlichste Leid und das himmelschreiendste Unrecht gethan ist! Wenn ein Heidenland überhaupt, so habe die Sklavenküste ein Recht darauf vor Gott und Menschen, daß ihr, wie ihr von Namentchristen so viel Fluch, so nun von rechten Christen der Segen des Evangeliums gebracht werde. — In der Versammlung, die sehr zahlreich besucht war, wurde dieses von dem seligen Mallet in der dringendsten Weise vorgelegt. Es wurde viel dafür und dagegen geredet und endlich, da man sich fürchtete, eigne Wege zu gehen, beschlossen, daß Pastor Trevisanus, mein ältester Bruder und ich nach Basel reisen sollten, um uns bei ihnen, die schon lange Zeit in West-Afrika, auf der Goldküste arbeiteten, Rathes zu erholen, ob wir West-Afrika aufgeben, unsere Missionsgesellschaft eingehen lassen und Basel uns anschließen, oder ob wir auf dem eingeschlagenen Wege bleiben sollten.

Unausprechlich lieblich und schön haben wir da in Basel und vor allem in der Komitee der Missionsgesellschaft das erfahren, was Psalm 133 geschrieben steht! Unser teurer, von alten Zeiten her uns nahe stehender Freund, Inspektor Josenhans, wies uns mit großer Gewissenhaftigkeit darauf hin, mit wie großen Schwierigkeiten eine Mission in West-Afrika zu kämpfen habe, was für schwere Erfahrungen sie dort gemacht, aber daß auch des Herren Segen ihnen nicht gefehlt. Dann aber gab einstimmig die ganze Komitee ihr Urtheil dahin ab — und besonders liegt mir noch heute dabei im Sinn, wie der teure Pfarrer Sarasin und der alte Vater Spittler sich aussprachen — daß Basel und wir in Norddeutschland viel zu weit von einander entfernt seien, als daß wir rechte Fühlung und Gemeinschaft miteinander haben könnten, daß es geradezu ein Unrecht sei, wenn wir in unsren Gegenden, die Gott selbst schon durch ihre Lage und Handel und Schiffahrt auf die Mission gewiesen habe, nun zurücktreten wollten, und mit ganzer Entschiedenheit riet die Komitee davon ab, daß wir doch ja nicht die Sklavenküste aufgeben sollten. Wohl äußerlich gesondert, aber in gleichem Sinne und Geiste mit ihnen,

die uns unmittelbar benachbart wären, sollten wir dort des Herrn Werk treiben, und weil wir damals kein eignes Missionshaus mehr hatten, wie wir auch jetzt noch ein solches nicht haben, erboten sie sich, wenn wir die Kosten für die Ausbildung übernahmen, uns die nötige Zahl ihrer Zöglinge, solche, die willig dazu wären, zu überlassen, wogegen wir, so weit es sich thun lasse, die nötige Hilfe im Blick auf das Seewesen ihnen leisten sollten. (Mit dem herzlichsten Danke soll es hier ausgesprochen sein, daß Basel bis diese Stunde auf das treueste das damals gegebene Versprechen erfüllt hat.)

Mit wie frohem Herzen kehrten wir nach Bremen zurück und mit welcher Freude wurde die Nachricht, die wir brachten, in den Kreisen der Missionsfreunde aufgenommen! Auch von andrer Seite, namentlich auch von Ostfriesland, erhielten wir Hilfe und dringenden, brüderlichen Zuspruch, daß wir das angefangene Werk getrost weiter führen möchten. Wir dachten, nun werde ein ungestörtes Arbeiten in unsrer Mission angehen. Aber wir haben in unsrem Werke erfahren müssen, was Offenbarung 11, 14 geschrieben steht: Das andre Wehe ist dahin, siehe das dritte Wehe kommt schnell!

Zu meinem und andrer Bedauern war, als die Krisis in unsrer Komitee eintrat und manche uns liebe und von uns hochgeachtete Männer aus ihr schieden, einer in ihr geblieben, der von Anfang an die Rechnung geführt hatte, und der in unsrer ganzen Stadt als ein Ehrenmann angesehen war. Mein seliger Bruder und ich aber hatten nie ein Vertrauen zu ihm haben können. Nicht, daß uns auch nur ein Gedanke daran gekommen wäre, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln. Daran dachte man so wenig, daß mir ein Herr sagte, nachdem es kund geworden, was er für ein Mensch war, wenn er am Tage vorher zu ihm gekommen wäre und ihn gebeten hätte, ihm 30 000 Thlr. zu leihen, daß er ohne eine Sicherheit zu fordern, sie ihm würde geliehen haben. Solches Ansehen hatte er bei allen. Dazu war er Bauherr an St. Stephani, der Kirche, an der Mallet und Müller standen. Keinen Sonntag fehlte er im Hause Gottes. Regelmäßig ging er zum heiligen Abendmahl. Bei allen Sammlungen für christliche und wohlthätige Zwecke gab er mit vollen Händen. Aber bei dem allen hatten wir kein Zutrauen zu ihm. Eine widerwärtige Eitelkeit sprach sich in seinem ganzen Wesen aus und anstößig war uns die große Uppigkeit, die in seinem Hause herrschte und die namentlich in den vielen Gesellschaften, die er gab, im Essen und Trinken hervortrat. Der Mann war und blieb unser Rechnungsführer.

Als ich nun eines Sonntags — es wird im August 1851 gewesen sein — in Blumenthal aus der Kirche kam und in meine Stube ging, kam meine Frau mit weinenden Augen mir nach und sagte mir: Kannst du das denken: Altermann Haase ist als der ärgste Dieb und Betrüger offenbar geworden. Er hat sich selbst, weil seine Schuld sich nicht länger verdecken ließ, dem Gerichte gestellt. Alles, was er zu verwalten hatte von Staatsgeldern und Kirchengeldern, hat er durchgebracht. Auch das ganze Vermögen unsrer Mission ist dahin! — Ich antwortete ihr: Das ist gewiß die allerschändlichste Lüge! Der Mensch mag sein, wie er will,

einen solchen Schurkenstreich kann ihm niemand zutrauen! Woher hast du die Nachricht? — Nun nannte sie mir die Quelle, und aller Zweifel war mir damit genommen! Da habe ich nach kurzem Besinnen ihr gesagt: Darüber soll keinem Menschen das Herz entfallen! Gott redet nicht durch Schufte zu seinen Kindern! Will er, daß unsre Mission ein Ende haben soll, dann zeigt er es uns damit, daß sich keine Missionsgeschwister mehr finden, die in das Todesland ziehen wollen oder auf andre Weise. Durch Betrüger läßt er uns das nicht sagen! Jetzt geht nur seine Anfrage an uns, ob wir um seinetwillen die Schmach können tragen, wenn es nun heißen wird: So sind sie alle, Heuchler und Betrüger, und ob wir nun können Glauben halten und wirkliche Opfer bringen mit Freuden!

Bis diese Stunde danke ich es meiner lieben, nun lange selig heimgegangenen Frau, daß sie, die schon am Sonnabend die so betrübende und erschütternde Nachricht empfangen hatte, es mir verschwiegen hat, bis ich aus der Kirche kam, damit es mich beim Predigen nicht stören möge.

Eine gewaltige Aufregung entstand in Bremen, als der greuliche Betrug offenbar wurde. So etwas war bei uns ein völlig Unerhörtes. Man wird aber mit Recht fragen, wie ist ein solcher Betrug möglich gewesen? fand denn keine Rechnungsablage und keine Revision der Dokumente statt? Ja, das fand alles statt zu seiner Zeit. Aber wie dennoch ein solcher Betrug hat geschehen können, das kann man nur verstehen, wenn man weiß, wie es damals noch in meiner Vaterstadt stand. Es ging alles bei uns auf Treu und Glauben und Bürgereid, so daß z. B., wenn man Einkommensteuer (den s. g. Schoß) zu bezahlen hatte, daß dann bekannt gemacht wurde, so und so viel pro Mille seines Einkommens habe jeder zu entrichten. Dann legten die, welche mehr als 5 Thlr. Gold Steuer zu bezahlen hatten, diese 5 Thlr. offen vor den Schoßherren hin. Das Übrige steckten sie, ohne daß jemand wissen konnte, wie viel es sei, in einen verschlossenen Kasten. Ich glaube, es haben damals die allermeisten nicht weniger sondern mehr, als sie schuldig waren, in den Schoßkasten gelegt, damit ihr Gewissen sie nicht der Übertretung ihres von allen hoch und heilig gehaltenen Bürgereides anklagen möchte. — So herrschte auch ein volles Vertrauen im Blick auf die verschiedenen Verwaltungen, die bei uns in Staat und Kirche größtentheils nicht von besoldeten Beamten sondern als Ehrenämter von dazu erwählten angesehenen Männern geführt wurden und noch werden. Jetzt natürlich wird alles auf das gründlichste nachgesehen, damals aber begnügte man sich oft genug damit, wenn nur die Rechnung stimmte und unterließ das Nachsehen der Dokumente. Es kam niemand ein Gedanke daran, daß nicht alles in bester Ordnung sein sollte.

Das muß man wissen — und es gereicht meiner lieben Vaterstadt gewiß nicht zur Unehre — um zu verstehen, wie ein solcher schändlicher Betrug bei uns hat stattfinden können. Dieses allgemeine Vertrauen, das man in jeden setzte, der auf seinen Bürgereid eine Verwaltung und Rechnungsführung übernahm, hat der arme, unglückselige Mann sich zu nuge gemacht. Er hatte angegeben, daß er von einer verstorbenen Tante 80000 Thlr. geerbt habe und hatte die Erbschaftsteuer dafür entrichtet. Es war

aber alles erlogen, er hatte nicht das geringste ererbt, sondern schon vor dem Tode der alten blinden Frau ihr ganzes Vermögen durchgebracht. Davon konnte aber niemand eine Ahnung haben. Er galt allgemein für einen sehr wohlhabenden Mann. Wenn man nun auch sich sagen mußte, daß er unmöglich von den Zinsen eines solchen Kapitals den Aufwand, den er machte, bestreiten könnte, so dachte man sich, da er ein Witwer ohne Kinder war und gar keine nahen Verwandten hatte, daß er vom Kapital zehre und es sich berechnet habe, daß das überflüssig bis an sein Lebensende reichen werde. — So freute man sich, wenn er so bereitwillig allerlei Verwaltungen übernahm. Die Rechnungen führte er so musterhaft, daß er wohl im Scherz der Mann genannt wurde, der nie einen Rechnungsfehler gemacht. Die Dokumente lagen dann, wenn Rechnungsablage in seinem Hause war, in schneeweißes Papier eingelegt, das mit roten Bändern zugebunden war, auf dem Tisch. War dann die Rechnung nachgesehen — das wußte er lange hinzuziehen — und man wollte nun an die Revision der Dokumente gehen, dann trat der Diener herein mit dem Wort: Herr Ältermann, es ist angerichtet! Regelmäßig gab er bei solchen Gelegenheiten ein opulentes Gastmahl. Dann scherzte man darüber, daß die Dokumente in eben so guter Ordnung sein würden als die Rechnung und ging in das Speisezimmer. — So hat der Mann es getrieben von Jahr zu Jahr, 45 Jahre hindurch!

Es ist damals für unsre Mission eine sehr schwere und eine ganz köstliche Zeit gewesen! Wir waren natürlich das Spottlied auf allen Gassen und nun waren eben die ersten Brüder von Basel angekommen und sollten mit dem einen der zurückgekehrten Missionare ausgesendet werden. Woher sollte aber die Ausrüstung bezahlt und die Kosten der Ausendung bestritten werden? Die ganzen 8000 Thlr. Gold, unser ganzes damaliges Vermögen, war uns ja gestohlen und nicht das Geringste in der Kasse! Aber da hat es sich bewiesen, daß der Missionsinn bei uns ein wahrhaftiger war! Was ich meiner lieben Frau, als ich zuerst die Nachricht erhielt, gesagt, das war bald aller Meinung. Manche, die bis dahin gezweifelt, ob ein Fortbestehen unsrer Mission nach des Herrn Willen sei, wurden nun dessen ganz gewiß. In einer öffentlichen Versammlung erklärten die auf ihre Ausendung wartenden Brüder, daß sie nicht hinauszögen im Vertrauen darauf, daß wir sie erhalten würden, sondern im Vertrauen darauf, daß der Herr, der sie zu seinem Dienst unter den Heiden berufen, sie auch gewiß mit dem Nötigen versorgen werde! Und noch kein Monat war verflossen, da hatte die Liebe unsrer Missionsfreunde mehr zusammengebracht, als vorher unser ganzes Vermögen gewesen war.

Wunderbar sind doch die Wege des Herrn! Erst nach diesen schweren Schlägen hat unsre Mission festen Boden bei uns gewonnen und ist im stetigen Wachsen geblieben.

Es ist ein sehr Köstliches, so zurückzusehen auf des Herrn Thun und Führen. Wie oft, wenn später uns so schwere, dunkle Zeiten kamen, hat er uns den Glauben gestärkt, wenn wir an das im Anfange von uns Erlebte und Erfahrene zurückdachten, und immer und immer wieder ist der Herr unser Helfer gewesen. Er lehre uns nur recht beten, um den

festen und lebendigen, auf ihn und sein Wort trauenden Glauben, dann wird er uns auch Gnade und Kraft geben, — und das wolle er auch namentlich an der in West-Afrika arbeitenden Baseler Gesellschaft thun — daß sie und wir nicht nur das angefangene Werk fortsetzen, sondern, wenn er uns den Weg zeigt und die Thüren öffnet und die nötigen Brüder und Mittel uns giebt, sein Werk dort ausdehnen können, daß wie auf der Gold- und Sklavenküste, so auch im Togoland und in Kamerun mit Freuden gesungen werde vom Sieg in den Hütten der Gerechten, weil es dann auch dort gehen wird nach dem Wort: Die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg!

Fünfundfünfzig Arbeitsjahre auf den Samoa-Inseln.¹⁾

Samoa ist der bei den Eingebornen vorgefundene Name einer Gruppe vulkanischer Inseln von Central-Polynesien; sie liegen ungefähr 3000 Meilen (es sind durchgehends englische gemeint) östlich vom australischen Festlande. Die 3 größeren Savaii, Upolu und Tutuila haben eine Größe von 80 bis 150 Meilen und erheben sich 2000 bis 4000 Fuß über das Meer. Üppiger Pflanzenwuchs bedeckt sie von der Küste bis zu den Gipfeln der Berge. Außerdem gehören zu der Gruppe noch 5 kleinere, aber auch bewohnte und ebenso fruchtbare Inseln. Die schöne Gesichtsbildung und die helle Kupferfarbe der Eingebornen bestätigen die Ansicht bedeutender Naturforscher, daß „eine asiatische mit den Malaien verwandte Rasse die Inseln der Südsee bevölkert habe.“ Reisende schätzten die Einwohnerzahl auf 60 bis 120 000, aber die erste genauere Zählung der Missionare im Jahre 1843 ergab nur 33 900, welche Zahl seitdem allmählich, aber stetig gewachsen ist und jetzt 35 000 beträgt.

Im Jahre 1722 erhielten wir durch die holländische Expedition unter der Leitung von Roggwein die erste Kunde von diesen Inseln. Cook hörte auf seiner Reise 1773 von ihnen und brachte uns die Namen von einigen. Bougainville und La Perouse besuchten die Gruppe. Land und Leute gefielen dem ersteren und, da er die Bewohner auf ihren flinken Rähnen fleißig hin und her fahren sah, nannte er diese Gruppe: „Die Schifferinseln.“ La Perouse hingegen brandmarkt die Einwohner als grausame Wilde, deren Küsten man sich nicht nahen dürfe; aber das Land schildert er als eins der schönsten der Erde. Zwischen seiner Mannschaft und den Eingebornen war nämlich um geringer Ursache willen ein Streit ausgebrochen, der zweien seiner Offiziere und 10 Mann das Leben kostete. Ein Eingeborner, welcher das Schiff besucht hatte, stahl einen Meißel; es wurde bemerkt, und da er damit zu entkommen suchte, schoß man auf ihn. Tödllich getroffen erreichte er blutend und sterbend die Küste; die Eingebornen rächten sich an einem Häuflein der Besatzung, welches, um Wasser zu holen, am Ufer war. Ein blutiger Kampf erhob sich, eine Anzahl Eingeborner fiel, aber auch 12 Franzosen lagen tot an der Küste, ehe

¹⁾ Chron. of the London M. S. 1886, 19 ff.

man die Boote hatte zur Flucht klar machen können. Da die Menschenfresserei nur in Ausnahmefällen geübt wurde, bekleideten die Eingebornen die toten Leiber der Franzosen nach Landesweise und begruben sie auf der Insel Tutuila bei dem Orte Asu, die uns unter dem Namen „Masafae Bay“ bekannt ist. Nach diesem Ereignisse wurden die Samoainseln lange Zeit von den Europäern gemieden. Im Jahre 1830 kamen unsere Missionare Williams und Barff auf einer Evangelistenreise auch nach den Samoa-Inseln und fanden die Eingebornen freundlich und zutraulich. Es war eine neue Generation; ein despotischer Häuptling war eben getötet worden und dadurch ein Wendepunkt in der Geschichte von Samoa eingetreten. Man hatte diesen Häuptling für eine Inkarnation des Kriegsgottes gehalten. Um seinen Tod zu rächen, war ein Kampf ausgebrochen. Aber ehe jemand die Stelle des Tyrannen hatte einnehmen können, erschienen die Missionare, wurden freundlich aufgenommen und ließen bei ihrer Weiterreise 8 polynesishe Lehrer dort, um den Kampf mit dem herrschenden Heidentum aufzunehmen. Die Einwohner dieser Inseln hatten viele Götter und Heroen und dazu verehrten sie viele Tiere; so erinnerte ihr Heidentum sowohl an das des Festlandes von Asien als auch an das der alten Aegypter. 5 verschiedene Götter mußte jeder wenigstens verehren, nämlich: den Gott des Individuums, den Gott der Familie, den Gott des Dorfes, den Gott der Häuptlingschaft, den Kriegsgott. Von den meisten dieser Götter glaubte man, daß sie in einem Fisch, Vogel oder vierfüßigen Tiere wohnten. Der Gott, zu welchem Vater oder Mutter in der Stunde der Geburt ihres Kindes gebetet hatten, war der besondere Gott dieses Kindes. Das Tier, in welchem dieser Gott wohnte, mußte von dem Menschen lebenslang verehrt und durfte bei Todesstrafe weder von ihm gegessen noch sonst verletzt werden. Als Beweis der Aufrichtigkeit eines Verehrten durfte man es ansehen, wenn er von dem Tier, welches er bis dahin als eine Inkarnation seines Gottes verehrt und gefürchtet hatte, ohne Scheu aß.

Die neue Religion schlug bald Wurzel, obgleich der Satan seine Herrschaft nicht ohne Kampf aufgab. Die Heiden behaupteten, die Götter seien zornig über die neue Religion und das Christentum müsse wieder vertrieben werden. Der Widerstand wurde so gewaltthätig, daß die Christen zu den Waffen greifen und sich verteidigen mußten. Doch diese Kämpfe gehören längst vergangenen Zeiten an. Nun kamen auch 6 englische Missionare ins Land. Die neue Religion wurde allgemein bekannt. Nach 10 Jahren hatten 30 000 das Christentum angenommen, und das Heidentum hörte auf, eine Macht zu sein. . .

Wie jedes Ding, so hat auch Samoa seinen Schatten. Zwar bilden sich manche Leute ein: wenn so eine Inselgruppe dem Heidentum den Abschied gegeben hat, dürfe auch nichts mehr dunkel bei ihnen sein. Während der 40 Jahre, wo ich auf den Samoa-Inseln arbeitete, haben wir 14 Kriegsjahre gehabt; um Häuptlingswürde und Königsmacht wurden Kriege geführt. In den letzten 10 Jahren ist die politische Verwirrung durch weiße Abenteurer und Verwicklungen mit andern Staaten sehr gewachsen. Diese Schwierigkeiten werden zunehmen, bis die Inselgruppe

ganz unter die Schutzherrschaft einer der drei Mächte Deutschland, England oder Amerika gestellt ist, mit denen die Häuptlinge schon Friedens- und Freundschaftsverträge geschlossen haben. Nach solcher Hilfe und solchem Schutz des Auslandes sehnen sich die Häuptlinge und der bessere Teil des Volkes. Soweit die Mission in Betracht kommt, ist es gleich, ob England, Deutschland oder die Vereinigten Staaten die Leitung übernehmen; jede dieser Mächte würde die religiöse Freiheit gewähren, welche die Missionare bedürfen und fordern. Inmitten der politischen Gährungen und anderer Hinderungen ist es ein großer Trost an das Heidentum als eine abgethane Sache denken zu dürfen. Es ist doch etwas Großes, daß wir das Ohr des Volkes jede Woche wenigstens einmal im Hause Gottes haben, oft auch zwei und dreimal; daß in jedem der 200 Dörfer der Inselgruppe ein eingeborner Pastor von der Gemeinde selbst erhalten wird; daß die ganze Bibel in die Sprache des Volkes übersetzt, gedruckt und verbreitet ist.

In der „Times“ erschien vor einigen Jahren ein satirischer Artikel über die Sprache der „Grunzer und Quieker“, in welche die Bibelgesellschaft die Bibel übersetzt und gedruckt habe. Wenn je ein Schriftsteller aufs äußerste übertrieb, so war es der Verfasser dieses Artikels. Aber die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft weiß sehr wohl, warum solche Artikel geschrieben werden; sie bemitleidet die Unwissenheit und noch etwas anderes derjenigen, welche solche Roheiten schreiben können und begrüßt mit Freude jede Bibelübersetzung eines tüchtigen Missionars, wie tief auch das wilde Volk stehen mag, unter welchem er arbeitet. — Auf den Samoa-Inseln finden wir eine bilderreiche, ausdrucksvolle und wohlklingende Sprache: man hat sie das Italienisch der Südsee-Inseln genannt. Um die Sprache eines Volkes beurteilen zu können, muß man längere Zeit unter und mit dem Volke leben; Reisende, die sich nur kurze Zeit an einem Orte aufhalten, können keinen rechten Begriff von der Sprache bekommen und ihr Urteil muß ein ungerechtes sein. Noch nie habe ich erfahren, daß ein Missionar 10 Jahre treu unter einem Heidenvolke gearbeitet hätte, ohne seine Sprache reich genug zu finden, um die Bibel und was sonst zur christlichen und erziehlichen Literatur gehört, in dieselbe übertragen zu können.

Zwar finden wir auf den Samoa-Inseln weder Bücher noch Handschriften, aber unter dem Volke lebt ein reicher Schatz von Geschichten, Mythologien, Kosmogonien durch mündliche Überlieferung. Ihre Mythen erzählen uns von dem großen Gotte Tangaloa, dem „Unbeschränkten“, dem Gott des Himmels und Schöpfer aller Dinge. Er wohnte im achten Himmel und rollte einen großen Stein herab, aus welchem eine große Insel entstand. Dann sandte er einen Boten herab mit etwas Erde und einer Schlingpflanze. Die Pflanze wuchs, welkte, löste sich auf und gestaltete sich zu einer Masse von Protoplasmen, daraus wurden Würmer und aus den Würmern entwickelte sich das Geschlecht der Menschen. Doch gingen in Samoa die Entwicklungen zuweilen launenhaft wieder rückwärts. In einer Mythe wird uns nicht etwa erzählt, daß aus den Bachtrebsen sich Menschen entwickelt hätten, nein umgekehrt, aus den Menschen ent-

standen die Bachkrebse. Nicht wenig demütigend ist es für uns, wie sie uns die Entstehung der Ferkel beschreiben; sie lassen diese Tiere aus Menschenköpfen hervorgehen. Ein kannibalischer Häuptling pflegte die Köpfe seiner Opfer in eine Höhle zu werfen. Eines Tages hört er dort ein seltsames Geräusch; er blickt hinein und findet, daß aus den Köpfen eine Menge Ferkel entstanden waren. . .

Bei einem so reichen, durch Überlieferung noch lebendigen Schätze von alten Sagen kann man es wohl begreifen, daß die Samoaner eine reiche und ausdrucksvolle Sprache besitzen, die den Missionaren bei ihrer Arbeit unter ihnen sehr zu statten kommt. Da sie aber keine Schriftsprache besaßen, führten wir einfach die lateinischen Buchstaben und die bei uns gebräuchlichen Laute der Vokale ein, schrieben die Worte nach dem Klange auf und gaben ihnen so eine Schriftsprache. In unserer Missionsdruckerei wurden eine Anzahl Schulbücher, auch bald eine Grammatik und ein Wörterbuch gedruckt; von letzterem ist eine durchgesehene Auflage bei Trübner in London erschienen. Auch wurde mehrere Jahre lang eine Zeitung in der Landessprache „Sulu“ oder die „Fackel von Samoa“ und eine englische der „Reporter von Samoa“ in unserer Missionsdruckerei gedruckt; aber das „Magnum Opus“, das Hauptwerk war eine Übersetzung des Wortes Gottes. Zuerst wurde das Neue Testament, ein Buch nach dem andern, in Auflagen von 10 000, 15 000 und 20 000 Exemplaren gedruckt, broschiert und an die Eingebornen verkauft. Dann folgten die Psalmen und dann die übrigen Bücher des Alten Testaments. Vier Jahre lang wurde diese Übersetzung fleißig revidiert, mit Randglossen versehen und dann von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in einem Bande herausgegeben.

Dreißig Jahre waren verflossen, seit die ersten Missionare John Williams und Charles Barff mit einigen polynesischen Lehrern die heidnischen Samoa-Inseln betreten hatten und jetzt waren alle Einwohner getaufte Christen, welche eine schöne, mit Randglossen versehene Oktavbibel, in Leder mit Goldschnitt gebunden, besaßen. Letzteres mag als Luxus erscheinen. Aber, wenn die Eingebornen den Goldschnitt sahen, mochten sie die billigen Einbände gar nicht ansehen; nannten sie häßlich. Sie bezahlten gern 8 Mark für das Buch; ein wunderbar billiger Preis, der aber doch die Kosten deckte. In nicht ganz 7 Jahren war die Auflage von 10 000 Exemplaren verkauft und der Bibelgesellschaft ihre sämtlichen Auslagen erstattet. Nach fleißiger Revision wurde nach 4 Jahren wieder eine neue Auflage von 10 000 Exemplaren gedruckt, und auch diese ist wieder ausverkauft. Im letzten Mai (1885), gerade als die revidierte englische Ausgabe erschienen war, beendigten wir den Druck der wieder durchgesehenen, verbesserten und nun stereotypierten samoanischen Bibel. So habe ich die Freude und das Vorrecht gehabt dreimal unsere samoanische Bibel herausgeben zu dürfen. Alle drei Mal habe ich bei der Korrektur die treue Hilfe meiner Gattin gehabt; eine schätzbare Hilfe, welche die Frauen der Missionare ihren Männern gewähren, was fast nie jemand erfährt. Außer dieser Bibelausgabe haben wir auch das Neue Testament und die Psalmen in einer Quartausgabe mit grober Schrift

für die Alten gedruckt; diese Ausgaben verkaufen wir mit 4 Mark. Seit wir auf den Samoa-Inseln Mission treiben, haben wir von den Eingebornen verlangt, daß sie Bibeln und andere Bücher bezahlen. Sie können sich etwas verdienen, da sie ein ackerbauendes Volk sind und Land genug besitzen. Verlangt man Bezahlung für die Bücher, so hebt das manche Schwierigkeiten, die bei schenkweiser Verteilung sich zeigen, und giebt den Büchern in den Augen der Leute einen höheren Wert. Dies ist auch nicht nur eine große Ersparnis für die Bibelgesellschaft und für die Missionsgesellschaft, sondern trägt auch viel dazu bei, daß der Handel sich hebt. Die oben erwähnte für die Bibeln bezahlte Summe (62280 Mk.) zeigt uns, daß Produkte des Fleißes der Eingebornen von gleichem Werte an die Kaufleute gelangten, welche ihnen dafür das Geld gaben, mit dem sie die Bibelgesellschaft bezahlten. Als unsere Missionare die Inseln betraten, hatten die Eingebornen noch nie ein Geldstück gesehen; kein Händler hatte sich bei ihnen niedergelassen, und wir mußten in der ersten Zeit Kokosnußöl und Arrowroot als Bezahlung für die Bücher annehmen. Die ungeistliche Arbeit, Öl zu messen und Arrowroot zu wiegen, dann an ein Handelsschiff zu verkaufen oder auf dem „John Williams“ für Sydney oder London einzuschiffen, war ein Geschäft, das uns wenig zusagte. Das Schlimmste für den Missionar war dabei noch, daß er sich dem Verdacht aussetzte, zu eigenem Vorteil Handel zu treiben. Wer aber nur ein wenig unter die Oberfläche blickte, sah, daß auch kein Pfennig in die Tasche des Missionars wanderte. Über alles wurde einem Komitee der Missionare Rechnung abgelegt und der Betrag an die Bibelgesellschaft und an unsere Muttergesellschaft abgeführt. Jetzt hat die vorgeschrittene Civilisation diese Verhältnisse gebessert. Überall folgt der Handel dem Christentum. Der Wunsch nach Kleidern, um anständig in der Schule und im Hause Gottes zu erscheinen, und nach Geld, um Bücher dafür zu kaufen, Pastoren zu besolden und Missionsbeiträge an die Muttergesellschaft zu geben und nach vielem andern, was die Civilisation bringt und fordert, — schafft auch die Mittel und Wege zur Abhilfe. Es giebt jetzt hier englische, deutsche, französische und amerikanische Warenlager und oft sieht man 10 bis 20 Schiffe im Hafen von Apia, der bedeutendsten europäischen Niederlassung, vor Anker liegen. In diesen Warenlagern kaufen die Eingebornen, was sie bedürfen, und empfangen für ihre Produkte: Baumwolle, Copra, Arrowroot und anderes — Geld. Englisch, französisches, deutsches und amerikanisches Geld ist in Umlauf. Das Decimalsystem ist eingeführt worden. Wenn jetzt das Volk Bibeln oder andere Bücher kaufen oder einen Missionsbeitrag zahlen will, so bekommen wir Geld, statt der früheren Zahlung in Arrowroot und Kokosöl. Der Wert der Produkte, welche jährlich für Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse in die Magazine der Kaufleute kommen, beträgt bis 1 Mill. Mk. Dies zeigt uns deutlich, in welcher Ausdehnung die Fortschritte des Christentums zugleich Förderung des Handels sind. Intelligente Kaufleute wissen das und fördern das Werk der Missionare und geben ihm die ihm gebührende Ehre.

Aber wir haben bessere, höhere Erfolge aufzuweisen, als die, von denen wir jetzt sprachen. Ich glaube zuversichtlich, daß im Himmel jetzt

schon 6000 Samoaner sind, welche freudig bekennen, daß sie durch den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft zum Heiland geführt worden sind. Ich glaube zuversichtlich, daß unter den getauften Christen in den 230 Dörfern der Inselgruppe andere Sechstausend sind, welche Frieden mit Gott durch den Herrn Jesum Christum haben, welche danach streben durch Hilfe des heiligen Geistes treu und nützlich auf Erden zu leben und welche, wenn sie sterben, selig im Himmel sein werden. Außer denen, welche in der Pflege der Wesleyaner und der römisch-katholischen Missionare stehen, werden 27 000 Samoaner von unserer Mission geistlich bedient mit der Predigt des Evangeliums an allen Sonntagen und sonst, wo sich Gelegenheit dazu findet. Wir haben Tagesschulen und Sonntagschulen, welche von 8000 Kindern besucht werden; wir halten Gebetsversammlungen und Bibelfunden, wir haben unsere Erbauungsschriften und Schulbücher, unser Missionsseminar mit seinen 80 Seminaristen, welches fortfährt, immer tüchtiger ausgebildete Pastoren und Lehrer auszusenden. Ich glaube nicht, daß sich auf der ganzen Inselgruppe 20 Häuser finden ohne eine Bibel oder 20 Familien ohne tägliche Hausandacht. In diesen Hütten und besonders auf dem Bücherbrett des eingebornen Pastors finden wir Bibel-erklärungen und andere Schriften; eine gedrängtere Erklärung des Alten und Neuen Testaments von 680 Oktavseiten; außerdem ausführlichere Auslegungen und Erklärungen einzelner Bücher der heiligen Schrift. Wir besitzen, alles in der Landessprache, eine Auslegung der Psalmen, des Ev. Matthäi, des Ev. Johannis, der Apostelgeschichte, der Briefe an die Römer und an die Ebräer, der Episteln an Timotheus und Titus, der Episteln des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas; zwei Bände Predigtentwürfe, eine biblische Geschichte, eine Kirchengeschichte, ein Werk über Pastoraltheologie, eins über das Papsttum, eine Übersetzung Bunyans und des „Tagesanbruchs“, Elementarbücher für die Schule, ein Lesebuch, ein Lehrbuch der Geographie mit Landkarten, ein Rechen- und Geometriebuch, einen Band Naturgeschichte mit Holzschnitten illustriert. Im Ganzen haben wir 20 Bände Erbauungs- und Schulbücher, ungefähr 5000 Seiten enthaltend; dazu noch viele Traktate; neue Werke sind im Druck. Alle diese Bücher verkaufen wir an die Eingebornen ein wenig über den Selbstkostenpreis und streben so, der Muttergesellschaft allmählich ihre Auslagen zu erstatten. Zahrelang druckten wir unsere Bücher hier; aber da in der Jetztzeit der Transport so sehr erleichtert ist, finden wir es vorteilhafter unsere Bücher in London, dem großen „Kaufmannsladen der Welt“ drucken zu lassen, wo wir sie billiger, schneller und besser bekommen.

Nun möchte ich noch einiges von unserm Missionsseminar erzählen. Es liegt in Malua auf der Insel Opolu und bezweckt die Ausbildung eingebornen Prediger und Lehrer. Im Jahre 1844 wurde der verstorbene Rev. Charles Hardie und ich von dem Missionskomitee zu dieser Arbeit berufen und durch das Direktorium unserer Gesellschaft in London bestätigt. Es wurde uns die Aufgabe gestellt, das Problem der Selbsterhaltung einer solchen Anstalt zu lösen. Die Seminaristen mußten selbst für ihre Nahrung sorgen, indem sie ihre früheren Beschäftigungen, Fischerei und Ackerbau, weitertrieben. Darum war das erste, was wir thaten, daß

wir 30 Acker Land, das am Meer lag, kauften. Wir zahlten den gebräuchlichen Preis 11 Mk. für den Acker und ließen uns von den bisherigen Eigentümern schriftliche Besitztitel ausstellen, welche wir auf dem englischen Konsulate niederlegten. So hatten wir Land und Fischgrund. Bald hatten sich 25 junge, lernbegierige Männer um uns gesammelt, und das Werk des Unterrichts begann. Nach Tagesanbruch und nach der Morgenandacht arbeiten sie eine Stunde auf dem Acker oder sind mit dem Fischfange beschäftigt. Die Zeit von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags wird mit kurzen Unterbrechungen dem Unterrichte gewidmet. Aller Unterricht wird in der Landessprache erteilt. Wenigstens einmal in der Woche haben wir aber eine englische Stunde. Mittwoch arbeiten von 6 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags alle Zöglinge am Hausbau, Wegbau oder was sonst zur Besserung und Verschönerung unserer Ansiedlung nötig ist. Dieser eine Tag in der Woche und außerdem der erste Montag im Monate genügen, um alle derartigen notwendigen Arbeiten zu bewältigen, welche zugleich für die Gesundheit der jungen Männer sehr zuträglich gewesen sind. Indem wir sie die Kunst Ziegel zu brennen, in Stein und Mörtel zu arbeiten, zu sägen, Dächer zu decken, Thüren und Falousien zu verfertigen lehren, lernen sie viel, was ihnen zu statten kommt, um in ihren Dörfern später Kapellen und Häuser selbstständig zu bauen. Während ihrer Freistunden beschäftigen sie sich oft damit, Kisten, Bettstellen, Tische, Pulte, Sophas, Bänke und andere Hausgeräte zu eigenem Gebrauch zu verfertigen. So hält mit der christlichen und geistigen Bildung die materielle gleichen Schritt, und durch ihre Lehre und ihr Vorbild sind diese jungen Männer sehr geeignet, ihre Landsleute auf eine höhere Stufe der Kultur zu erheben. Unser Strandplatz, welcher mit Steinen eingefast und ungefähr eine halbe Meile lang ist, ist sauber und sicher. Da die Zahl unserer Zöglinge auf 80 stieg, von welchen viele verheiratet waren und Weib und Kind bei sich hatten, so mußten wir Land zukaufen, so daß unser Grundstück jetzt 300 Acker umfaßt. Es wird von einem 20 Fuß breiten Wege umgeben, welcher eine Länge von 4 Meilen hat. Bald wird er von 2000 Kokosnußbäumen, welche an beide Seiten gepflanzt sind, beschattet sein. Jetzt haben wir auf unserm Grundstück schon 2500 fruchttragende Kokosnußbäume und jeder Zögling hat die Pflege und den Ertrag bis zu 20 Bäumen. Auch haben wir 2000 tragende Brotfruchtbäume; auch diese sind unter die jungen Männer verteilt. Diese Bäume, nebst ihren Bananen-, Nams- und Taro-Pflanzungen, wozu noch Schweine, Geflügel und Fische kommen, gewähren unseren Zöglingen das ganze Jahr über Unterhalt, so daß wir von unserer Gesellschaft noch nichts dazu haben zu fordern brauchen. Mit geringer Unterstützung von ihren Freunden sorgen sie auch selbst für ihre Kleidung. Für die gelegentlichen Ausgaben für Werkzeuge, Arzneien und Nähmaterial für die Frauenschule, so wie auch für die jährliche Anschaffung von 15—20 Ries Schreibpapier zum Gebrauch in den Unterrichtsstunden haben seit 25 Jahren die Sonntagschulen in Hobarttown auf der Insel Tasmanien gesorgt. Sie und andere Freunde bezahlen auch durch jährliche Beiträge das Gehalt (560 Mk.) für einen eingebornen Hilfslehrer am Seminar.

So kostet unsere Anstalt bis jetzt, und mit Gottes Hilfe wird es auch so bleiben, unserer Muttergesellschaft nichts weiter als das Gehalt der daran als Lehrer thätigen Missionare. Und das kann das Direktorium wohl einer Mission gewähren, welche in den letzten 20 Jahren nicht nur die Kirchen in den Dörfern gebaut und die eingebornen Pastoren erhalten hat, sondern auch jährlich durchschnittlich 24 000 Mk. Missionsbeiträge an die Muttergesellschaft sendet. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß die Anstalt in Malua mit ihren 300 Acker Land, ihren für die Bedürfnisse der Zöglinge ausreichenden Menge Fruchtbäume, ihren 26 steinernen Häusern, dem Schulhause mit den Lehrerwohnungen und 25 Häusern für die Zöglinge, ein Besitztum der Londoner Missionsgesellschaft ist, welches einen Wert von 200 000 Mk. repräsentiert. Alles dies ist vorzugsweise unserm wöchentlichen Handwerkstage, wie wir ihn in den letzten 40 Jahren gehalten haben, zu verdanken.

Die Eingebornen selbst legen unserer Anstalt eine große Wichtigkeit bei. Ein alter Häuptling sagte einmal zu mir: „Mein Herr! Fahren Sie fort mit der Anstalt. Wir Samoaner schätzen alles hoch, was die Missionare auf unsern Inseln thun, aber das Werk in Malua halten wir für das Rückgrat des Werkes Gottes auf Samoa.“ In Kriegszeiten schlossen vor Beginn der Feindseligkeiten die Anführer beider Parteien einen besondern Vertrag, daß die Anstalt in Malua, die Missionare, die Zöglinge und ihre Häuser und Pflanzungen von beiden Parteien respektiert werden sollten und von den Truppen, welche in der Nähe lagerten, durchzogen oder kämpften, nicht geschädigt werden durften.

Unsere erste Klasse enthielt im Jahre 1844 nur 25 Schüler, aber bald mußte die Zahl vermehrt werden. Wir bedürfen jetzt jedes Jahr für die pastorale Versorgung von über 200 Dörfern 20 frische Kräfte, und das hat seit lange ein Minimum von 80 Zöglingen nötig gemacht. Wenn sie verheiratet sind, und bei vielen ist das der Fall, haben sie Weib und Kind bei sich, welche auch Unterricht empfangen. Außer dem gewöhnlichen Unterricht, welchen die Frauen der Missionare erteilen, werden die Weiber von ihnen auch im Zuschneiden und Verfertigen der Kleider für sich, ihre Männer und Kinder unterrichtet. Dies ist nicht nur für ihren eignen Haushalt von großem Nutzen, sondern sie können später in den Dörfern, wohin ihre Männer gesandt werden, die Frauen und Mädchen in diesen Fertigkeiten unterweisen. — Als Zöglinge für die Anstalt werden in den verschiedenen Bezirken von den Missionaren fromme und begabte Männer ausgewählt. Ihre Lebensgeschichte ist oft merkwürdig, so daß man sieht, wie Gott sie zu der Arbeit in seinem Weinberge berufen hat. Viele von ihnen haben fromme Eltern gehabt und sind von Kind auf in den Wegen Gottes gewandelt. Viele haben im späteren Leben den Ruf Gottes gehört, meist durch die eindringliche Predigt eines gläubigen treuen Pastors. Viele schreiben ihren Entschluß, dem Herrn als Prediger zu dienen, merkwürdigen Errettungen oder dem Rat frommer sterbender Freunde zu. Manchmal haben sich auch Männer, bei denen die Sünde besonders mächtig geworden war, bekehrt und dann all ihre That- und Willenskraft der Sache Christi zugewandt. So erinnere ich

mich an einen, der ein rechter Held im Bösen war, so daß man ihn „den Teufel der Ansiedlung“ nannte. Er fing an auf die Mahnungen seines Weibes zu hören, eine Veränderung kam über ihn, er suchte Hilfe bei Gott, fragte den eingebornen Pastor um Rat, besuchte den Taufunterricht, um mehr von seinem Heilande zu erfahren. Bald wurde es das Wunder und Gespräch des Tages, „daß der Teufel ein Christ geworden wäre.“ Es war ein noch größeres Wunder, daß er nach 10 Jahren seine Studien auf dem Seminar beendet hatte und Pastor geworden war. Ein noch merkwürdigerer Beweis von der Macht des göttlichen Geistes das Menschenherz umzuwandeln, ist vielleicht die Bekehrung eines jungen Mannes in der Aufregung und Unruhe eines Schlachtfeldes. Eben hatte er einen Feind niedergeworfen und ihm den Kopf abgehauen, da durchblitzte ihn der Gedanke: „Wenn dir das geschehen wäre!“ Von dem Augenblicke an bereute er seine Sünden, suchte Vergebung, verließ bald das Kriegslager und sein Lebenlang diente er seinem Heilande treu. Er trat in unsere Anstalt ein, wurde dann ein ernster Geistlicher, einige Jahre verwaltete er sein Amt, dann starb er.

Sowie ein Platz in unserer Anstalt frei wird, haben wir 2 bis 3 Jünglinge, die gern eintreten möchten. So gut empfohlen oder so begabt ein Jüngling auch sein mag, so muß er sich doch vor dem Eintritt einer Prüfung unterwerfen. In jährlich wiederkehrenden Prüfungen müssen die Zöglinge von ihren Fortschritten Zeugnis ablegen. Fortgesetztes und auffallendes Zurückbleiben bewirkt Entlassung; doch ist dieser Fall nur selten vorgekommen. Wenn die Lernzeit unserer Zöglinge zu Ende ist und oft schon früher, haben sie einen Ruf in ein Dorf, wo eine Vakanz eingetreten ist. Doch werden die für die Ausbildung vorgeschriebenen 4 Jahre streng innegehalten. Oft wünschen sie, länger als die 4 Jahre zu bleiben, da sie das fühlen, was der verstorbene Dr. Chalmers so ausdrückte: „Daß, je weiter sich der Kreis unseres Wissens ausdehnt, je mehr vergrößert sich auch der Kreis unseres Nichtwissens. . .“

Bis zu der Zeit, wo ich, vor ungefähr 3 Jahren, die Samoa-Inseln verließ, haben wir 862 Männer, 375 Frauen, die Weiber der Seminaristen, und 279 Knaben im Alter von 14—16 Jahren, letztere in einer Selektta für Jünglinge, ausgebildet. Viele von diesen Knaben sind nach 4jährigem Kursus in das Seminar eingetreten, wo sie noch 4 Jahre für das Predigtamt vorbereitet wurden. Alles in allem haben wir 1716 Schüler gehabt. Die überwiegende Mehrzahl sind Samoaner gewesen, doch haben wir auch von 19 andern Inseln junge Leute gehabt, welche im Lauf der Jahre durch den „John Williams“ aus Entfernungen von 200—2000 Meilen zu uns gebracht wurden. Von diesen Zöglingen sind viele entschlafen, einige sind abgefallen, manche haben ihr Amt schon niedergelegt, aber predigen noch hin und wieder, andere machen ihre 12monatliche Probezeit fürs Predigtamt in den Dörfern durch und über 200 sind jetzt angestellte, ordinierte Pastoren; sie haben zu predigen und die Schule zu leiten und werden von der Gemeinde, in welcher sie arbeiten, unterhalten. Da wir so viele gründlich vorbereitete und ordinierte ein-

geborne Pastoren haben, so haben wir die Zahl der europäischen Missionare von 14 auf 7 verringern können.

Die Außenstationen der samoanischen Mission erstreckten sich einmal westlich bis zu den Neu-Hebriden und den Loyalty-Inseln. Erstere sind in die Pflege der Presbyterianer übergegangen. Auf den Loyalty-Inseln arbeiten Missionare der Londoner Missionsgesellschaft. Die samoanische Mission hat jetzt Außenstationen auf Tokelau, Ellice und den Gilbert Inseln 300—2000 Meilen nordwestlich von der Samoagruppe. Dort arbeiten 23 ordinierte eingeborne Pastoren unter einer Bevölkerung von 10 000 Einwohnern, welche sich auf 16 Inseln verteilen. Auf keiner dieser Inseln wohnt ein europäischer Missionar, aber jährlich einmal besucht sie auf dem „John Williams“ ein europäischer Missionar, begleitet von einem samoanischen Pastor. Die Statistik des letzten Besuchs ergiebt 2194 erwachsene Gemeindeglieder, 2408 Kinder in den Tages- und Sonntagschulen, 5220 Mk. Besoldung ihrer Pastoren, 4760 Mk. Beiträge für die Londoner Missionsgesellschaft, 840 Mk. für den Ankauf von Bibeln, 1080 Mk. für andere Bücher. Vor 20 Jahren herrschte hier überall noch tiefes Heidentum.

Erst im Jahre 1875 entschlossen wir uns, alle unsere eingebornen Prediger, welche das Seminar durchgemacht, ein Dorf zu pastorianen hatten und von ihrer Gemeinde besoldet wurden, zu ordinieren. Zur selben Zeit ordneten wir eine jährliche Zusammenkunft von 20 eingebornen Pastoren an, welche von den Geistlichen der Bezirke erwählt und abgesandt wurden und diese zu vertreten hatten. Diese regelmäßige Versammlung zu Gebet und Beratung wird zu derselben Zeit abgehalten, wo die Missionare ihre jährliche Konferenz haben. Die Protokolle dieser Konferenzen werden übersetzt und an das Direktorium in London gesandt.

Nach Mitteilung dieser Thatfachen überlasse ich es den Missionsfreunden selbst zu beurteilen, wie reich Gott die 55jährige Arbeit unserer Gesellschaft auf den Samoa-Inseln gesegnet hat. Ich glaube, wir haben auch das Problem gelöst, wie man eingeborne Arbeiter auswählt, unterrichtet, verwendet und unterhält, und dabei die Mittel der Muttergesellschaft so viel wie möglich schont, die Zahl der europäischen Missionare allmählich verringert und diesen die Freiheit giebt, andere Gebiete aufzusuchen, die noch in Finsternis und Schatten des Todes liegen. Hätte unsere Mission nichts weiter erreicht, als 10 000 Samoaner zu retten und zu civilisieren, so würde sie reichen Lohn für alle aufgewendete Mühe haben. Aber durch den Segen Gottes hat sie ihren Siegen auf Samoa, zum Lobe des Heilandes, als Trophäen Gerettete aus allen Teilen Polynesiens, die ihr Fuß betreten hat, hinzugefügt, von Tahiti im Osten bis Neu-Guinea im Westen. Indien, China, Afrika, Madagaskar und Westindien haben auch ihre wunderbare Geschichte der Missionserfolge. Sollten nicht all diese Erfolge immer neue Begeisterung für das Werk der Mission bei den Vorständen der Missionsgesellschaften und den Missionsfreunden wecken: nicht nur die in Angriff genommenen Felder weiter zu bearbeiten, sondern die gottähnliche, gottgegebene, gottgeliebte Arbeit an den fernen Heiden immer weiter auszudehnen?

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Beitschrift.

N^o 6.

November.

1886.

Rückblicke am Jubelfeste der ev.-luth. M.-G. zu Leipzig.

Ein Vortrag gehalten am 7. September d. J. zu Dresden von Missionar
Senior Cordes.¹⁾

Es ist mir, als dem ältesten Dresdner Missionar, der zu haben war, und als dem ersten, der auf dem gegenwärtigen Arbeitsfelde unserer Mission gewirkt hat, der Auftrag geworden, Ihnen in dieser Abendstunde einen kurzen Rückblick auf die Tage zu geben, in welchen vor 50 Jahren unsere Mission sich in dieser Stadt als eine evangelisch-lutherische Mission konstituierte und selbständig zu wirken anfang. Nicht ungeru habe ich mich diesem Auftrage unterzogen, obgleich ich jetzt in meinem 74. Lebensjahre demselben schon der Form nach nicht die Genüge thun kann, die ihm gebührt, z. B. ihn vorlesen muß, anstatt ihn frei vorzutragen, — und obgleich ich von den wichtigen Ereignissen des 17. August 1836, des Tages, an dem unsre Mission sich selbständig konstituierte, eine persönliche Erinnerung nicht haben kann, weil ich damals der Mission noch nicht angehörte und außerhalb Sachsens im fernen Elsaß war. Doch bin ich schon jahrelang vorher mit mehreren der teuren Männer, die bei den Ereignissen jenes Tages mitwirkten, innig verbunden gewesen und — wie sie von demselben Strome christlichen und kirchlichen Lebens ergriffen — hat das, was sie an jenem Tage thaten und beschlossen, gerade für meine Person, ja auch für meinen äußeren Lebensgang, die entscheidendste Bedeutung gehabt. Gestatten Sie denn, geehrte Freunde, daß ich Ihnen die Ereignisse, derer wir heute gedenken, als etwas Selbsterlebtes, als einen Teil meiner eignen Lebensgeschichte vor Augen stelle.

Aus dem Pfarrhause eines hannoverschen Dorfes stammend, wurde ich im Frühling des denkwürdigen Jahres 1813 geboren, als eben durch Gottes wunderbares Walten auch für unser Volk und unsre Kirche ein neues Leben zu erblühen anfang. Von Jugend auf fühlte ich einen Herzenszug zur Religion und Theologie, aber äußere Umstände verlangten, daß ich dem Wunsche zu studieren entsagen und eine Lehrzeit durchmachen mußte, die mir zu einer vielfach heilsamen Zuchtschule wurde, aber auch der Versuchungen nicht wenige bereitete: — ich wurde Buchhändler. Jetzt erkenne ich auch darin eine Vorbereitung göttlicher Gnade zu meiner persönlichen Teilnahme an dem Frühling des religiösen Lebens, der in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts auch unsre evangelisch-lutherische Kirche erneuern sollte. Den Abschluß dieser meiner Vorbereitung machten tief einschneidende Wege göttlicher Zucht und Providenz, die mich im eben vollendeten 20. Lebensjahre nach Sachsen brachten und mich in

¹⁾ Ev.-luth. M.-Bl. 1886. Nr. 19.

meinem damaligen Berufe einen geeigneten Wirkungskreis zu Freiberg finden ließen. Hier suchte ich, meiner Neigung gemäß, unter jungen Theologen meinen Umgang, wobei mir die große Verschiedenheit ihrer Richtungen die Frage nahe legte: „Was dünkt euch um Christo?“ oder „Was ist wahres, gerecht und selig machendes Christentum?“ Die meisten meiner Freunde waren noch Rationalisten, auch die, welche viel „Gefühl für Christum“ und viel „Willenskraft fürs Gute“ forderten. Sogar der Katholik unter ihnen dachte rationalistisch, obgleich er mit hochromantischer Begeisterung sowohl Christum als die Mutter Maria, sowohl die Heiligkeit der „Heiligen“ als die Größe der eignen Tugendübungen preisen konnte. Nur einer meiner damaligen Freunde, der Hauslehrer in der Umgegend von Freiberg war, wies mich allein auf Christum hin, den Heiland der Sünder, und empfahl mir Schriften, die mich in diesem Sinne über Religion, Christentum und Mission belehrten, Schriften von Höfling, Hofacker, Boos und ähnlichen Zeugen der „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Da ging Gottes Gnadenlicht hell auf in meinem Herzen, und bald erstand die alte Liebe zur Theologie in mir in neuer Gestalt als Liebe zur Mission. Schon im Sommer 1833, bald nachdem ich erkannt und erfahren hatte, daß das Wort vom Kreuz göttliche Weisheit und göttliche Kraft ist, wanderte ich gern an freien Tagen von Freiberg nach Dresden, um Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen mit entschiedenen Freunden des Evangeliums und der Mission. Zunächst war es der Sekretär der Bibel- und Missionsgesellschaften, den ich aufsuchte; war doch sein Haus der geschäftliche Mittelpunkt jener beiden Vereine, aus denen sich nach und nach das ganze christliche Vereinswesen unsrer Tage entwickelt hat. Und durch ihn wurde ich dann auch mit andern namhaften Personen des Dresdner christlichen Kreises bekannt; und in diesem Kreise hatten die Strömungen des neuen religiösen Lebens schon angefangen, sich zu einem größeren gemeinsamen und geordneten Strome kirchlichen Lebens zu gestalten.

In der That gab es schon längst in Sachsen entschiedene Vertreter unsers kirchlichen Bekenntnisses. Ich erinnere nur an den sel. P. Koller in Lauscha und an den unglücklichen, früher vielfach gesegneten Stephan, den langjährigen Pastor der böhmischen Gemeinde dieser Stadt, der leider in Amerika ein so trauriges Ende nahm. Von letzterem hörte ich die erste entschieden lutherische Predigt; aber was ich von seiner Gleichgültigkeit gegen die Mission, seinem häuslichen Leben und scharf hierarchischen Gebaren erfuhr, stieß mich sehr ab. Übrigens machte sich in dem Kreise der Dresdner Freunde schon damals die Überzeugung mehr und mehr geltend, daß der Missionsdienst nicht weniger als der Kirchendienst auf das kirchliche Bekenntnis zu gründen sei. Ist doch das Gotteswort, welches die Kirche gründet und baut, kein anderes als das, welches Seelen selig macht. Bereits im Jahre 1830 hatte der eifrige Lehrer Böttger privatim eine Missionschule angefangen zur Bildung von lutherischen Missionaren, die als Handwerker ausgehen sollten. Dieser Plan fand aber im Dresdner Missionskomitee wenig Anklang; und der edle, fromme Präses des Komitees, Kabinettsminister Graf Dettlev von Einsiedel, veranlaßte den vor wenig Jahren verstorbenen lieben P. Blüher in Grünberg, im Jahre 1831 eine Vorschule zu errichten, die eine gründ-

lichere Ausbildung beabsichtigte. P. Koller, Hr. von Kügelgen u. a. beteiligten sich am Unterricht, später auch D. Scheibel, der im Winter von 1832 auf 33 durch seine Vorträge eine große Bewegung in Dresden hervorgerufen hatte, aber infolge dessen von mehreren Seiten angefeindet sich nach Hermsdorf bei Grünberg zurückziehen mußte. Weil auch der damalige erste briefliche Versuch einiger Komitee-Mitglieder, sich mit der dänisch-ostindischen Mission in Verbindung zu setzen, zu nichts führte, und nun die Zöglinge der Vorschule zur weiteren Ausbildung nach Basel gehen sollten, aber infolge ihrer lutherischen Vorbildung sich dessen weigerten, so schien es zum Leidwesen vieler nicht nur mit der Vorschule zu Grünberg, sondern auch mit der Hoffnung auf eine selbständige evangelisch-lutherische Mission überhaupt ganz aus zu sein. So standen die Sachen, als im Januar 1836 der aus Preußen verbannte P. Wermelskirch nach Dresden kam. Ursprünglich selbst Judenmissionar, nahm er sich nun der Heidenmission mit Eifer an, wurde Mitglied des Komitees, und in demselben bald — unterstützt von vielen kirchlich gesinnten Theologen des In- und Auslandes — die leitende Persönlichkeit, durch welche es unter Gottes gnädiger Providenz zur Stiftung unserer selbständigen kirchlichen Mission gekommen ist.

Inzwischen hatte ich zu Ostern 1835 Sachsen verlassen. Meinem Wunsch, Missionar zu werden, hatte damals mein auf der Universität Helmstedt gebildeter Vater nicht zugestimmt, denn in mein Bekenntnis von dem Veröhnungstode Christi hatte er sich noch nicht finden lernen. Ich folgte deshalb einem, durch die mir befreundeten Judenmissionare Goldberg und Hausmeister vermittelten Rufe nach dem Elsaß, um einen Buchhändler in Straßburg, der sich die Verbreitung christlicher Bücher zur Aufgabe gestellt hatte, zu unterstützen. In Straßburg wurde ich nun in die damaligen kirchlichen Kämpfe zum erstenmale persönlich verwickelt. Hausmeister hatte mich an die Gemeinde der sog. „evangelischen Kapelle“ gewiesen, die ich bald als eine unierte Gemeinde erkennen mußte. Ihr gegenüber stand die sog. „Elsässer Kirche Augsburgischer Konfession“, welche jedoch selbst am Altare ein lutherisches Bekenntnis nicht hatte. In dem Streite, der zwischen Kirche und Kapelle in öffentlichen Blättern geführt wurde, konnte ich mit keiner Partei gehen und litt unter der Halbheit und der Ungunst beider. Aber Gott schenkte mir zwei liebe theologische Freunde, den Straßburger Gefängnisprediger Diemer und den Mecker Judenmissionar Oster, die mich zurecht wiesen, so daß ich still meines Weges gehen und meines Berufs warten konnte. Auf einer meiner damaligen Geschäftsreisen besuchte ich auch das Missionshaus zu Basel, wo mir manches gar wohl gefiel und ich doch erkennen mußte, daß mir der Eintritt in dasselbe nicht mehr möglich sein werde. So schien es denn auch mit meinem Wunsche, Missionar zu werden, ganz aus zu sein. Aber gerade da kam der Wendepunkt, der über meinen ferneren Lebensgang entschied. Im Spätherbst 1836 erreichte mich die Nachricht, daß der mir wohlbekannte Dresdner Missionsverein sich als selbständige evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft konstituiert habe. Und als diese Nachricht mich mächtig antrieb, noch einmal um meines Vaters Zustimmung zum Eintritt in die Mission zu bitten, erhielt ich das freudige Ja des greisen Vaters, der — immer ein innig frommes Gemüt — nun auch angefangen hatte, mein Bekenntnis

zu Christi Versöhnopfer zu verstehen. Sofort hat ich das Dresdner Komitee um Aufnahme und erhielt am 23. Febr. 1837 die Antwort, daß man mich „mit Freuden aufnehme“, und etwa 7 Wochen später, am 15. April, trat ich ins Dresdner Seminar ein. So waren denn die Ereignisse des 17. August 1836, die wir heute feiern, auch die Entscheidung über meinen eignen Lebensberuf.

Was aber diese Ereignisse dem Dresdner Komitee selbst, dessen Gliedern und Freunden gewesen ist, wer will das gebührend schildern! Mit gewissenhafter Treue und selbstverleugnender Geduld hatte das Komitee jahrelang die kirchliche Selbständigkeit seines Missionswerkes erstrebt, ohne sie selbstwillig erzwingen zu wollen. Auch als dasselbe endlich den entscheidenden Schritt that, fehlte es noch keineswegs an bedenklichen Umständen und einflußreichen Gegnern. Aber es war nun doch vom Herrn ein Weg geöffnet, auf dem die ersten selbstständigen Schritte im Glauben gethan werden konnten. Es muß eine schöne Stunde gewesen sein, als dies gemeinsam erkannt und der Beschluß, hinfort selbständig nach unserm Bekenntnis wirken zu wollen, gefaßt werden konnte, und als einer der Komitee-Mitglieder, der l. sel. Kaufmann Fischer, seine volle Börse als erste Opfergabe für die neue Mission auf den Tisch legte! Und mit welcher Freude wurde dieser Schritt des Komitees von den lutherisch gesinnten Missionsfreunden aller Länder begrüßt! Er machte es ihnen ja möglich, in voller Einmütigkeit des Geistes mit allen treuen und lebendigen Gliedern unsrer Kirche des Herrn Werk unter den Heiden zu treiben und gab unsrer Kirche wieder den ihr gebührenden Platz in dem Wettkampfe, der allen christlichen Gemeinschaften verordnet ist im Gehorsam gegen den, der die Versöhnung ist für aller Welt Sünde und der an seiner Statt auch die Heiden bitten läßt: „Lasset euch versöhnen mit Gott“. Einen andern Streit als diesen edeln Wettstreit will auch unsere Mission nicht, und einen andern Sinn hat der konfessionelle Grundsatz: „schiedlich, friedlich“ überhaupt nicht. Das hat schon der erste Aufruf des Dresdner Komitees und die ganze Geschichte unsrer Mission bis auf diesen Tag hinreichend gezeigt. Wohl ist durch uns, und namentlich durch den sel. D. Graul die heutzutage allgemein als heilsam erkannte christlich nüchterne Kritik zuerst ins Missionsleben eingeführt worden, wer aber die Entstehungsgeschichte dieser Kritik kennt, der weiß, daß auch sie zwar nicht ohne Sünde und Irrtum ist, aber doch vor allem auf der gesunden Selbstkritik wahrer Buße beruht. Immer klarer sind auch die Leiter unsrer Mission geworden in ihrer erziehlichen Missionspraxis daheim und draußen. Draußen ist es diese fünfzig Jahre hindurch nicht ohne sehr schmerzliche Kämpfe fortgegangen, namentlich nicht ohne ernste Kämpfe über die rechte Behandlung der indischen Rasse, doch sind wir auf diesem Wege ernstest Ringens zu sehr wichtigen Organisations-Anfängen einer tamulisch-lutherischen Nationalkirche bereits gekommen. — In der Heimat begann man schon früher wichtige erziehliche Erfahrungen zu machen. Wir fingen an mit einem Seminar, das — Ostern 1837 eröffnet — aus 7 Zöglingen bestand, nämlich aus 4 früheren Zöglingen der Zänicke-Rückertschen Anstalt in Berlin, aus je einem Zögling der beiden Vorschulen des Lehrers Böttger und des P. Blüher und aus mir, dem Erstling einer größeren Anzahl von Zöglingen,

welche direkt aus verschiedenen anderen Lebensberufen bei uns eintraten — bis man 10 Jahre später unter D. Grauls Leitung sich wieder der Ausbildungsweise der alten Haleschen Missionare näherte, indem man zum Missionsdienst vorwiegend junge gläubige Theologen auswählte und aussandte.¹⁾ Dahin drängte besonders die göttliche Providenz, die uns nach einigen andern Missionsversuchen schließlich in das indische Arbeitsfeld unsrer Haleschen Väter führte. Schon der erste Vorstand unsers Seminars, P. Wermelskirch, war selbst nach Dänemark gereist, um dem alten Dänischen Missionskollegium unsre Hilfe zur Erneuerung der Trankebarer Mission anzubieten. Er wurde auch keineswegs abgewiesen, aber auf weitere Schritte warteten wir vergebens. Es wurde noch ein mehreres Entgegenkommen unsrerseits nötig.

Passen Sie, liebe Herren und Brüder, mich nur noch kurz andeuten, wie dies Entgegenkommen geschah und wie damit der hervorragende Beruf unsrer Mission für Ostindien unwiderruflich bestätigt wurde. Zuerst waren zwei der ehemals Rüdert'schen Zöglinge, Christ. Gottlob Teichel — man aus dem Brandenburgischen und Elmor Wilh. Schürmann aus dem Osnabrück'schen, am 4. Febr. 1838 zu Altenburg ordiniert und am 8. dess. M. zu Dresden nach Süd-Australien abgeordnet worden, wo Schürmann noch jetzt als lutherischer Pastor zu Hochkirch bei Melbourne im Segen wirkt. Ihnen folgten noch die, am 26. Febr. 1840 mit mir zu Greiz ordinierten Brüder Ed. Meyer aus Berlin und Gottlieb Klose aus Löwenberg, von denen jedenfalls ersterer bereits (1862) verstorben ist. Aber sie alle — wie nach ihnen viele Sendlinge anderer Gesellschaften — hörten in Australien bald auf, Missionare zu sein, außer etwa in dem Sinne, in welchem auch ein Pastor bei uns nebenbei Judenmissionar sein kann. Denn die Eingebornen Australiens sind sehr verwilderte und aussterbende Papuas, aus denen sich keine selbständige Gemeinden bilden, sondern nur vereinzelte Seelen gewinnen lassen, die dann an europäischen Gemeinden ihren Halt haben müssen. So wurden denn auch unsere Missionare in Australien zu Pastoren europäischer Auswanderer. — Inzwischen waren die großartigen Erfolge der Missionsgesellschaften in Indien, namentlich Miss. Rhenius große Erfolge in Tinneweli, und der Wunsch des letzteren, ohne die Fesseln der englischen Hochkirche in mehr lutherischer Freiheit wirken zu können, bekannt geworden, und das hatte die Blicke des Dresdner Komitee zum dritten oder viertenmale auf Ostindien, und besonders auf Trankebar gelenkt. So wurde mir denn Ostern 1839 aufgegeben, bei Prof. Friedr. Rüdert in Erlangen Tamulisch zu lernen und mich auf Ostindien zu rüsten, um auf dem dortigen Missionsfelde selbst eine Wirksamkeit zu suchen. Ihnen allen ist nicht unbekannt, wie wunderbar Gott dies Vorhaben gedeihen ließ: — wie ich, nach kurzer Prüfung der Missionsverhältnisse Indiens während eines zehnwöchentlichen Aufenthalts in Madras, mich nach Trankebar wandte und am 20. März 1841 brüderlich willkommen geheißen wurde als Mitarbeiter des dortigen nunmehr selig verstorbenen dänischen Pastors und Missionars Hans Knudsen; — wie ich schon im Sept. 1842 zu Poreiar ein eignes tamulisches Seminar eröffnen konnte,

¹⁾ — eine Ausbildungsweise, die wir 1878 nur notgedrungen einstweilig wieder aufgeben mußten.

aus welchem seitdem hunderte von Nationalgehilfen hervorgegangen sind; — wie ich zwar im Jahre 1843 von den mir nachgesandten Brüdern Ohs und Schwarz, die ein selbständiges Arbeitsfeld für unsre Mission im Telugulande suchten, und von P. Knudsen, der nach Dänemark zurückkehrte, in Trankebar allein gelassen wurde, wie aber gerade dadurch meine Stellung sich dort befestigte und insofgedessen 1845 die vordem englisch-kirchliche Station Majaweram und 1847 der ganze Rest der alten Mission auf dem ehemals dänischen Gebiete definitiv in unsere Hände kam. Damit war denn durch Gottes Führung und in aller Form menschlichen Rechtes ein großes Missionsfeld unwiderruflich unsrer Mission zu eigen geworden, ein Feld, von dem aus sie sich ungehindert über das Tamulenland ausbreiten konnte und wirklich ausgebreitet hat.

Doch mit dieser uns so wunderbar besiegelten großen Aufgabe unsrer Mission darf ich Sie jetzt nicht länger aufhalten. Ich muß meinen Rückblick, der kurz sein sollte, und doch ziemlich lang geworden ist, — meinen Rückblick auf die mit dem 17. Aug. 1836 verbundenen Anfangstage unsrer selbständig arbeitenden Mission — hier schließen, indem ich Sie nur bitte, es einem alten Manne zu gute zu halten, daß er seine Aufgabe so persönlich gefaßt und die Geschichte jener Tage als eine selbsterlebte erzählt hat. Es liegt doch viel daran, daß wir die aus scheinbar kleinen Dingen zu einem wunderbaren Gewebe verschlungenen Fäden der göttlichen Regierung, die unsrer Mission ihren bestimmten Beruf gegeben hat, und die „**Fußstapfen unsers Immanuel**“ auf dem Wege, den wir geführt wurden, stets im Auge behalten. Wir sind keineswegs gemeint, daß wir irgend welche neue Fingerzeige, die Gott uns etwa noch geben könnte, unbeachtet lassen dürfen. Unsere Mission hat anfangs sogar die Judenmission, die doch unter ganz andern, sehr eigentümlichen Bedingungen arbeitet, ebenfalls in die Hand zu nehmen gesucht, hat später auch die Mission unter den Rothäuten Amerikas in Angriff genommen. Sie hat sich aber durch Gottes Führung belehren lassen, daß für diese ebengenannten Missionsaufgaben Gott andre geeigneter Kräfte erwählt und berufen hat. Jedenfalls darf sie nicht in den — gerade von deutschen Freunden oft gerügten — Fehler gewisser englischer Missionen fallen, die eben so sehr, wo nicht gar mehr, die Interessen der eignen Nation, als die des Reiches Gottes zu fördern suchen. Gott gebe allen seinen Kindern erleuchtete Augen, daß sie sich ihr Ziel und ihre Aufgabe in seiner Mission nicht verrücken lassen, sondern ihr ganzes Missionsinteresse auf die Bitte des heil. Vater Unser konzentrieren: „Dein Reich komme.“ Amen.

Einige Mitteilungen über chinesische Sprache und Schrift und über ein chinesisches ABC-Buch¹⁾

von Pastor Hartmann.

Bekanntlich zerfällt die gesprochene Sprache Chinas in eine Anzahl von Dialekten. Wenn nicht eine Schrift und ein Reich die verschiedenen

¹⁾ Mitteilungen des Berliner Frauen-M.-V.s. für China. 1886. 12 ff.

Provinzen Chinas verbände, dann würde man vermutlich nicht von Dialekten, sondern von verschiedenen chinesischen Sprachen reden, ebenso gut, wie wir Deutsch, Holländisch, Dänisch u. s. w. verschiedene germanische Sprachen nennen. Wenn von der Gabelenz in seiner ganz vorzüglichen, kleinen chinesischen Grammatik sagt, daß jeder gebildete Chinese den Mandarin(Beamten)-Dialekt sprechen könne, so ist das ganz entschieden nicht richtig. Die Beamten sprechen zwar in allen Provinzen diesen Dialekt, und ein Urtheilspruch vom Gericht hat nur dann Gültigkeit, wenn er in demselben verkündigt ist, doch muß er in manchen Provinzen den Bewohnern erst verdolmetscht werden. In der Kanton-Provinz werden folgende drei Dialekte gesprochen: das eigentliche Kantonesisch oder Punti (einheimisch), Hakka (ausländisch) und Hoklo. Die Berliner und die Baseler Mission arbeiten unter Leuten der Hakkasprache, deren es in der Kanton-Provinz etwa fünf Millionen geben soll. Die Rheinische Mission gebraucht das Kantonesische, und dasselbe sprechen auch wir im Findlingshause.

Wie im Deutschen wohl die meisten, auch vielstibigen Wörter, einen einsilbigen Stamm haben werden, so ist im Chinesischen in Wirklichkeit jede Silbe ein Wort. Wenn man alle Silbenwörter des Kantonesischen mit europäischer Schrift schreibt, so kann ein Europäer etwa 700 herauszählen. Nun haben wir aber im Punti neun sogenannte Töne, die wir mit lateinischen Ziffern und Buchstaben als Ia Ib, IIa IIb, IIIa IIIb, IVa IVb und IVc bezeichnen wollen. Man kann für diese neun Töne eine gewissermaßen musikalische Skala von vier Stufen aufstellen. Der Ton Ia steht auf der ersten (obersten) Stufe und klingt so wie im Deutschen eine stark betonte Silbe; wir nannten ihn bei unsern ersten chinesischen Studien den hohen Ausrufston. Ib steht auf der vierten (untersten) Stufe. Er hat auch so etwas Energisches wie der erste Ton, ist aber sehr tief; wir nannten ihn den tiefen Befehlston. Der Ton IIa geht von der dritten zur zweiten Stufe und der Ton IIb von der vierten zur dritten Stufe empor, ähnlich wie man im Deutschen eine Frage ausspricht; wir nannten diese beiden den obern und untern Frageton. Der Ton IIIa steht auf der zweiten und IIIb auf der dritten Skalastufe. Beide haben etwas Gedehntes, Gezogenes, fast Singendes; wir nannten sie den obern und untern Singeton. Die Töne IVa, IVb und IVc unterscheiden sich dadurch von allen übrigen, daß sie auf p, k und t endigen; sie stehen auf der ersten, zweiten und dritten Stufe. IVa ist für unser Ohr ganz gleich dem Tone Ia, IVb gleich IIIa, IVc ähnlich IIIb, doch ohne die (singende) Dehnung. Durch diese Töne klingen z. B. die Worte fu (IIIb) Vater, fu (Ia) Mann und fu (IIb) Weib, schan (Ia) Leib, schan (Ib) Geist ganz verschieden. Bezeichnet man die Töne auf die oben angegebene oder irgend eine andere Art, dann giebt es etwa 1800 verschieden geschriebene Wörter. In Wirklichkeit aber sind deren wohl zehn- oder zwanzigmal so viel. Wörter, die absolut gleich klingen, haben oft ein Duzend oder mehr verschiedene Bedeutungen, z. B. kann schau (IIIb) geben und nehmen bedeuten. Was im Chinesischen in dieser Hinsicht das Gewöhnliche ist, findet man vereinzelt ja auch im Deutschen. Wie viele Bedeutungen hat z. B. das Wort Zug! Um den Sinn genauer zu bezeichnen, bilden wir zusammengesetzte Wörter, z. B.: Bahn-Zug (Express-,

Extra-, Schnell-, Güter-, Morgen-, Nacht-Zug), Hochzeits-Zug, Reichen-Zug, Feld-Zug, Schach-Zug, Gesichts-Zug, Luft-Zug, Schellen-Zug, Flaschen-Zug, Zug aus einer Pfeife, aus einem Glase u. a. Gerade so nun machen es die Chinesen auch. Vielfach werden zwei Worte von gleicher Bedeutung zusammengestellt. Häufig genügt es, zu einem einsilbigen Worte zur Verdeutlichung das Stück- oder Zählzeichen hinzuzusetzen, wie man sagt: ein Stück Band, und dadurch schon den Gedanken an den Band eines Buches ausschließt. Solcher Stückzeichen, deren es im Deutschen nur wenige giebt, wie: sieben Stück oder Haupt Vieh, zwei Herden Schafe, eine Stange Lack, vier Streifen Papier u. a., hat man im Kantonesischen 82 verschiedene, deren jedes nur zu bestimmten Worten gesetzt werden darf. Manchmal ist die Zusammenstellung von Worten auch eine sehr wunderliche. Wenn z. B. das Wort für Handel aus Leben und Gedanke zusammengesetzt ist, so giebt man es auf, darüber nachzugrübeln, ob etwa die Grundbedeutung sei: Nachdenken darüber, wovon man leben soll, und prägt sich einfach das Wort als ein zweisilbiges ein. So scheint es sehr viele zweisilbige Wörter zu geben, und man kann anfänglich nichts Besseres thun, als sich dieselben gleich in ihrer Zusammensetzung zu merken. Doch muß man sich auch hüten, diese anfänglich in ihrer Vereinigung gelernten Wörter als allzu unlöslich zu betrachten. Sobald ein einfaches Wort verständlich genug ist, etwa durch den Zusammenhang, so zieht man es dem zusammengesetzten vor. So sagt man im Deutschen zwar: Fischzug; aber nur: einen Zug thun, wenn schon vom Fischen die Rede gewesen ist; man spricht vom Königsschloß und Thürschloß, aber nur von Schloß und Hütte, von Schloß und Riegel.

Es giebt im Chinesischen nur geringe Abwandlungen der Wörter, wie Deklination, Konjugation u. dergl.; doch fehlen sie in der heutigen Umgangssprache nicht gänzlich. Wir haben im Punti Zeichen für die Fälle und für die Mehrzahl; wir können Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auch die leidende Form des Zeitworts bezeichnen. Wenn uns seinerzeit in der griechischen Grammatik e-lü-on verdeutlicht wurde durch: damals — lösen — ich, so haben wir im Chinesischen genau dasselbe. Während das Wort für „ich“ unter Umständen auch für „wir, mein, unser“ gebraucht werden kann, so wird es doch in der Regel auf vierfache Weise abgewandelt, so daß das Wort „unser“ aus: ich, Mehrzahlzeichen, Genitivzeichen besteht.

Aus dem Obigen wird wohl zur Genüge hervorgehen, daß die chinesische Umgangssprache ebenso wie jede beim Sprechen verständliche Sprache auch mit einer Lautschrift, wie unsere deutsche ist, wiedergegeben werden kann, und daß ein englischer Gelehrter sich gewaltig im Irrtum befindet, wenn er in einer Schrift über chinesische Sprache und Literatur mitleidig sagt: das Bemühen einiger Missionare, das Chinesische mit einer Lautschrift wiederzugeben, könne nur Verwirrung erzeugen. Die Baseler Missionare haben für das Hakka eine ganz ansehnliche Literatur in Lautschrift geschaffen. Wir lehren in unserer Schule auch europäische Schrift, behelfen uns aber mit geschriebenen Büchern, da nie mehr als ein Evangelium in Punti in der Weise gedruckt ist. Die Kinder der beiden obersten Klassen müssen auf diese Weise Aufsätze machen mit Worten, die sie auch beim Sprechen gebrauchen, hauptsächlich, damit sie lernen, nachher Briefe

zu schreiben, wie ihnen der Mund gewachsen ist. Ich gebrauche diesen Ausdruck im Unterschiede der chinesischen Briefe von Schwiegersöhnen und andern, deren Hauptvorzug darin gesucht wird, möglichst tief und dunkel zu sein.

Da nun aber unsere Töchter einmal Chinesenfrauen werden und als solche einen Einfluß auf ihre Mitschwestern ausüben sollen, so müssen sie auch die eigenthümliche chinesische Zeichenschrift lernen. Jedes einsilbige chinesische Wort wird durch ein besonderes Schriftzeichen dargestellt, und zwar haben gleich klingende Silben für jede ihrer Bedeutungen ein anderes Zeichen. Wie die Zahlziffern 1, 2, 3 u. s. w., Rechenbuchzeichen +, —, =, u. s. w., Kalenderzeichen ☉, ☾ u. s. w. allen Europäern verständlich sind, und von jedem Volke in seiner Sprache auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet werden, so geben die chinesischen Schriftzeichen die Bedeutung eines Wortes an und haben auch in jedem Dialekte, so verschieden diese von einander sind, eine bestimmte Aussprache.

Eine Anzahl, und wohl die ursprünglichsten Zeichen sind eine Art Bilderschrift, wie ☉ für Sonne und ☾ für Mond, drei Zacken für einen Berg u. dgl. Andere sind Symbole, wie ein Strich mit einem Punkte darüber — für oben, ein Strich mit einem Punkte darunter — für unten. Noch andere sind symbolische Zusammensetzungen, wie Sonne und Mond zusammen ☉☾ für hell, eine Hand über dem Auge für Ausschauen, ein Mann neben einem Worte für (Treu und) Glauben, zwei Weiber für Zank. Das Zeichen für Weib kommt auch noch in schlimmern Zusammensetzungen vor; doch wird auch das schöne Wort Ruhe (Friede) dargestellt durch eine Frau unter dem Dache. Bei weitem die meisten Zeichen aber sind folgendermaßen zusammengesetzt: auf der einen Seite steht ein Klassenzeichen, welches einigermaßen auf die Bedeutung des Wortes hinweist, auf der andern Seite steht ein Zeichen oder schon eine Zusammensetzung von Zeichen, die mehr oder weniger genau die Aussprache angiebt. Dies möge folgendermaßen verdeutlicht werden. Gesezt das Kalenderzeichen 𠂇 bedeute einen Ochsen mit der Aussprache Stier, dann könnte man einen Stern davorsetzen * 𠂇, und diese Zeichenzusammenstellung würde dann andeuten, daß das Wort Stier ausgesprochen werden solle, nun aber das Sternbild dieses Namens bezeichnete. Die Lateiner würden natürlich in beiden Fällen taurus aussprechen, aber die Bedeutung bliebe dieselbe. Dieses letztere Beispiel ist kein wirklich im Chinesischen vorkommendes; doch möge ein solches auch noch angeführt werden. Das Wort Kupfer heißt auf Chinesisch thung. Gesezt, jemand wisse dies, habe aber noch nie das Zeichen dafür gesehen. Nun bemerkt er es zum erstenmal, etwa an einem Ladenschild. Die linke Seite des Zeichens bedeutet Metall, die rechte Hälfte ist ein sehr häufig vorkommendes Zeichen, welches thung ausgesprochen wird. Da kann er denn leicht vermuten, daß dies ein Metall mit der Aussprache thung, also Kupfer sein müsse. Es sollen solcher Zeichen über 20 000 sein.

liest man nun die chinesische Schrift, so wird einem durch jedes einzelne Zeichen ein Begriff deutlich vor Augen geführt, auch wenn keine Wortzusammenstellungen gebraucht werden, die beim bloßen Hören verständlich sind. Derart ist die sogenannte „Büchersprache“, besser der „Bücherstil“ oder die Bücherschrift. Leute der verschiedensten Provinzen,

die sich in mündlicher Rede nicht verständigen können, lesen alle dieselben Bücher und schreiben dieselbe Schrift. Vor einiger Zeit hatte Wong Mutze wiederholentlich mehrstündige Disputationen mit einem Chinesen aus Schanghai, der auf Reisen in Japan und in Sibirien gewesen war, auch vom Christentum gehört und eine Schrift dagegen geschrieben hatte. Da sie sich aber mündlich nicht verständigen konnten, so ging der eigentümliche Kampf mit Pinsel, Tusch und Papier vor sich.

Die Art nun, wie die Kinder sich die Unmasse von Zeichen einprägen, ist die, daß der Lehrer ihnen aus einem Buche eine Anzahl Zeichen so lange vorliest, bis sie sie allein lesen können, und sie den Abschnitt dann auswendig lernen. Dies geschieht mit lauter Stimme und zwar nicht etwa so, daß alle im Chor dasselbe sprechen, sondern jeder lernt für sich und sucht so laut zu schreien, daß er die Stimme seines Nachbarn nicht hört. Man kann sich denken, was für ein Lärm dabei herauskommt, wenn die Klasse ziemlich zahlreich ist. Diese Methode herrscht selbst noch in unserer Schule in den Stunden, in welchen der Lehrer die Kinder in Bücherschrift unterrichtet.

Die Freunde daheim werden es kaum begreifen können, wenn ich sage, daß die chinesischen Bücher auch für Chinesen, wenn sie nicht eben „Bücherleser“ sind, sehr schwer zu verstehen sind. Selbst das erste A-B-C-Buch hat einen Wortvorrat, der meist in der Umgangssprache gar nicht vorkommt und besteht außerdem oft nur aus dunkeln Andeutungen, die ohne Erklärung gar nicht verständlich sind. Übersetzen kann man es kaum, ohne die Erklärung wenigstens teilweise mit in die Übersetzung hinein zu legen. In den Lehrplan der chinesischen Anfänger gehört übrigens das Nachdenken über den Inhalt eigentlich nicht mit hinein. Hier rede ich nicht von unsern. Es kommt zunächst nur darauf an, daß sie, um sich eine Menge Zeichen einzuprägen, die Bücher auswendig lernen. Das Erklären des Inhalts kommt dann erst später als etwas ganz Neues hinzu. Das Gedächtnis wird erst angefüllt mit einem Stoff, den sie später einmal verstehen sollen.

Ehe wir aber weitergehen, muß doch noch erwähnt werden, daß es auch ein Mittelding giebt zwischen der mit europäischen Buchstaben geschriebenen Lautschrift und dem chinesischen Büchertitel. Das besteht hauptsächlich darin, daß die gewöhnliche Rede des täglichen Lebens mit chinesischen Zeichen wiedergegeben wird. Da nun der gebräuchlichste Wortvorrat, die Wortverbindungen, die kleinen Hilfsörter und dergleichen in den verschiedenen Dialekten (auch abgesehen von der Aussprache) nicht genau übereinstimmt, so kann man diese Bücher, wenn auch die Zeichen überall bekannt sind, nur für einen Dialekt gebrauchen. Da es giebt in jedem Dialekte einzelne Worte, für die es gar kein chinesisches Zeichen giebt. Da hilft man sich denn so, daß man aus einem die Bedeutung andeutenden und einem die Aussprache angegebenden Bestandteil ein neues Zeichen bildet nach dem Muster von * 8, wie oben angegeben. Diese Bücher, obwohl ihrem Gebrauch nach provinziell beschränkt, und von Vielen als ungelehrt verachtet, haben den großen Vorzug, daß das Verständnis durchs Auge und Ohr zugleich kommt, und daß sie beim Vorlesen jedermann verständlich sind. Es soll im Kantonesischen schon früher etwas derart gegeben haben. Besonders aber hat sich die evangelische

Mission dieser fürs Volk verständlichen Art bemächtigt und Übersetzungen des Neuen Testaments und der Psalmen, biblische Geschichten und manche andere Bücher im besten Kantonesisch in dieser Art drucken lassen. Wir schätzen diese Bücher um so höher, da es uns wie gesagt an Büchern in europäischer Schrift in Punti fehlt, und gebrauchen das „Zukwa“ (Volks-sprache) Testament in Kirche und Haus, für die Schule jedoch nur in den Religionsstunden.

Doch dies sei genug von dieser Art Büchern, die zwar immerhin viel weiter verarbeitet werden können als Bücher in europäischer Schrift, aber doch noch viel zu schwer zu lernen sind, als daß z. B. arme Frauen es auch dahin bringen könnten.

Dasjenige Buch, mit welchem die meisten Chinesischen Knaben ihre Studien beginnen, heißt Saam tse keng, „der Kanon der drei Worte“ oder wie man gewöhnlich übersetzt: „Das klassische Buch von dreifüßigen Reimen.“ Dieses Buch haben früher auch unsere Kinder auswendig gelernt, seit einer Reihe von Jahren aber ist an Stelle desselben ein anderes Buch, christlich religiösen Inhaltes, getreten, das sich auch Saam tse keng nennt und im Stil, den Reimen, ja selbst genau im Druck und in der Seitenzahl mit dem andern übereinstimmt. Ja als ein Beweis, welche Wichtigkeit man jener Bibel zuschreibt, mag hinzugefügt werden, daß eine ganze Anzahl, äußerlich gleich aussehender, christlicher Saam tse kengs entstanden sind. Im Unterschiede von andern Chinesischen Kindern lernen die unsern ihr Saam tse keng erst im zweiten Jahre, während wir im ersten einen vom Leichterem zum Schwereren aufsteigenden Kursus im Lesen und Schreiben Chinesischer Zeichen vorhergehen lassen. — Es mag vielleicht nicht ohne Interesse sein, das alte Chinesische Saam tse keng seinem Inhalte nach ein wenig kennen zu lernen. Es beginnt mit dem höchst bedenklichen Satze: „Der Mensch ist bei seiner Geburt von Natur grundgut.“ Vielleicht hat dieser Satz, welchen Millionen und aber Millionen von Jugend auf lernen, viel Schuld an der Selbstgerechtigkeit der Chinesen. Man kann aber auch wohl sagen, daß es fast der einzige Satz des ganzen Buches ist, vor dessen Inhalt christliche Kinder geradezu gewarnt werden müssen. Wenn hier ein Versuch gemacht wird, das Buch in so etwas wie Reime zu übersetzen, so hat das nur den Zweck, beim Lesen daran zu erinnern, daß im Original jedesmal das sechste Wort sich reimt. Poesie ist sonst in dem Buche kaum mehr, als in einer lateinischen Genußregel.

Der Anfang lautet auf Punti so:

Yan tschi tschho

Seng seung kan

Seng pun schin

Tsap seung yün.

Der Mensch beim Lebensanfang
Hat eine grundgute Natur,
Von Natur sind alle gleich,
Im Leben der Unterschied nur;
Wird er nicht unterrichtet,
So wird die Natur schlimmer;
Der Unterricht ist köstlich,
Wenn du fein aufmerkst immer.
Vor alters Mencius Mutter
Fragt einer Wohnung nach,
Wollte der Sohn nicht lernen,
Sies Weber Schiff zerbrach.

(Um symbolisch anzudeuten, wie nutzlos er sein würde. Das gefüllte Weber-
schifflein ist den Chinesen ein Symbol der Weisheit.)

Es war Herr Lau Yen Schaan
Ein Mann von Gerechtigkeit,
Unterrichtete fünf der Söhne,
Sein Name berühmt ward weit.
Vom Vater ist es unrecht,
Nur zu nähren, doch nicht zu erziehen;
Vom Lehrer ist es Trägheit,
Die Mühe der Strenge zu fliehen.
Will der Sohn nicht lernen,
Das ist traurig zu sagen,
Lernt er nicht in der Jugend,

Was thut er in alten Tagen?
Der Edelstein ungeschliffen
Wird nie zum Schmucke sein,
Will der Mensch nicht lernen,
Wird er ohne Tugend sein.
Es müssen der Menschen Söhne
Schon in der Jugendzeit
Sich Lehrer machen zu Freunden,
Üben Anstand und Höflichkeit.
Hong konnte schon mit neun Jahren
Der Eltern Bett warm herrichten,

(Indem er die Matte ausbreitete und sich zuerst eine Zeit lang darauf legte.)

So müßt auch ihr früh üben
Die heiligen Kinderpflichten.
Jung konnte schon mit vier Jahren
Auf eine Birne verzichten.
So lernt auch ihr beiseiten
Gegen ältere Brüder die Pflichten.
Hauptsach' ist, kindlich und brüderlich sein,
Das zweit' aufmerken, erkennen,
Daß ihr wisset, die Dinge zu zählen
Und auch bei Namen zu nennen.
Erst eins und danach zehn,
Dann zehn und danach hundert,
Ja tausend und danach zehntausend.
So viel, daß ihr euch wundert.
Als die drei wicht'gen Kräfte,
Merk' Himmel, Erde, Mann,
Als die drei wicht'gen Richter,
Dir Sonn', Mond, Sterne an.
Drei wicht'ge Gemeinschaftsbande:
Zwischen Fürst und Volk Vertrauen,
Zwischen Sohn und Vater Liebe,
Eintracht zwischen Mann und der Frauen.
Lenz, Sommer, Herbst und Winter
Sind die vier Jahreszeiten,
Die wechselnd ohn' Aufhören
Die Bitterung bereiten.
Vier Richtungen des Himmels:
Süd', Norden, Westen, Osten
Umschließen stets die Mitte,
Wo du bist auf dem Posten.

Du kennst das Wasser und Feuer,
Das Holz, Metall und Erden,
Diese fünf Elemente
Ließ zuerst das Schicksal werden.
Gerechtigkeit, Menschenliebe,
Dann Höflichkeit, Weisheit, Glauben,
Die fünf beständigen Tugenden
Lassen nicht die Ordnung rauben.
Reis, Gerste und Bohnen,
Weizen, Hirse und Spelt,
Diese sechs Getreidearten
Sind's, was den Menschen erhält.
Pferde, Kühe und Schafe,
Hühner, Hunde und Schwein,
Diese sechs Haustierarten
Nährt der Mensch allein.
Die sieben Gemüthsaffekte
Sind: Freude, Haß und Liebe,
Dazu Furcht, Kummer, Zorn
Und des Begehrens Triebe.
Aus Kürbis, Stein, Thon, Leder,
Metall, Holz, Bambus, Seiden
Sind die acht Musikinstrumente,
Die ihr müßt unterscheiden.
Der Ur-, Ur-Ältervater,
Urahne, Großvorfahr',
Vater, ich selbst, Sohn, Großsohn,
Ur- und Ururenkel gar,
Dieser neun Geschlechterstufen
Nehmet gebührend wahr.

Mit zehn endlich werden genannt die zehn sittlichen Tugenden, die aber nicht alle aufgezählt sind, wie es scheint; nur durch ein Versehen des Druckers, in unsern Exemplaren. Ich will es deshalb nicht herschreiben; ebenso überschlage ich die Übersicht über die chinesische Literatur und Geschichte, bei deren Aufzählung den armen A-B-C-Schützen vor der Menge dessen, was sie „Tag und Nacht“ studieren sollen, angst und bange werden muß, wenn sie sich überhaupt um etwas anderes Sorge machen, als das Büchlein auswendig herschreien zu können. . . .“

Ein Missionsbettaq.¹⁾

An vielen Orten des evangelischen Deutschlands und der ganzen evangelischen Christenheit ist seit einer Reihe von Jahren ein neuer kirchlicher Gebrauch aufgekommen. Man feiert am Anfang des bürgerlichen Jahres eine sogenannte Gebetswoche, während welcher die christliche Gemeinde Gott anruft, er wolle sein Reich kommen lassen, daheim, wie in der weiten Welt. Dieser neue Gebrauch ist von einem Missionar angeregt worden. Ein Bote des Evangeliums in Ostindien hat von seiner einsamen Arbeitsstätte hinübergerufen in die Christenheit: Vereinigt Euch alle und helft beten, daß doch die Macht der Finsternis gebrochen werde und Gottes Licht siege!

Was man auch über den neuen Gebrauch denken mag, — und die Gedanken der Christen stimmen darin durchaus nicht überein — man kann es wohl verstehen, daß gerade ein Missionar unter den Heiden einen solchen Ruf zum Gebet, zu gemeinsamem Gebet laut werden läßt. Dieser Missionar hat nur gethan, was Paulus, sein Vorgänger im Amt, ob er wohl so groß war und seine Nachfolger wie sein Namensvetter, der König in Israel alles Volk, um eines Hauptes Länge überragt, auch gethan. Wie oft hat der nicht gebeten um die Fürbitte seiner Gemeinde! Bei den Gemeinden, die er selbst gegründet und persönlich gesehen hatte, mochte er es wohl für selbstverständlich halten, daß auch ihr Gebet, wie er an die Philipper schreibt, zu seinem Gelingen werde beitragen. Aber auch da ermahnt er, wie die Thessalonicher (2. Thess. 3, 1): Liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde! Wo er aber mit Gemeinden zu thun hat, von deren Glauben er nur gehört, die er nicht gesehen, wie in dem Epheser- und Kolosserbrief, da fehlt nie die Bitte. „Und betet stets für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufstun meines Mundes,“ schreibt er im Epheserbrief (6, 18), „betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns eine Thür des Wortes aufthue, zu reden das Geheimnis Christi“, bittet er im Kolosserbrief (4, 3). Und auch wo eine Christengemeinde von ganz anderer Seite her gegründet war, wie die in Rom, hat er um ihr Gebet geworben: „Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch unsern Herrn Jesum Christum und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott.“ (Röm. 15, 30.)

Man versteht, wie ein so gewaltiger Mann doch um die Fürbitte der Gemeinden bittet. Wo er zu arbeiten hatte, war es viel finsterner, als in Israel, wo seine Brüder arbeiteten, oder als in den jungen, christlichen Gemeinden, in denen schon manche seiner Schüler ihren Dienst thaten. Noch ganz ungebrochen war die Finsternis, in welche er das Licht trug. Auch wenn er seine Gehülfen bei sich hatte, was nicht immer der Fall war, mußte er sich sehr allein fühlen und wünschen, daß andre mit ihrem Gebet für ihn und des Herrn Sache eintreten möchten. Gewiß ein einsamer Beter, wie Elias, vermag mit seinem ernstlichen Gebet Großes auszurichten, aber er hat es doch tief empfunden und ist müde geworden, weil er sich allein glaubte, weil er nicht mehr wußte, daß noch sieben tau-

¹⁾ Monatsblatt der norddeutschen M.-G. 86, Nr. 10.

sind ihre Kniee nicht gebeugt vor Baal. Dann begehrt der einsame Kämpfer nach Gemeinschaft im Gebete, und dem gemeinsamen Gebete sind auch Verheißungen gegeben, die dem Einzelnen nicht gegeben sind. „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, hat Christus gesagt, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Warum? etwa, weil Gott den einsamen Beter überhört? O nein, sondern weil „wo zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen, er mitten unter ihnen ist.“ In der Gemeinschaft, wo zwei oder mehr Christen sich einigen zum Gebet, ist man gewisser, daß man nicht eigene Gedanken bringt, sondern daß, wie es in dem Missionslied heißt, unser Flehn „allein durch seinen Geist geschehn“ ist. Man kann freilich auch nach dem Räte unsres Herrn in sein Kämmerlein gehen und die Thür hinter sich zuschließen und da sich dessen freuen, daß eine große Gemeinschaft von Betern, daß eine Gemeinde über die Welt hin zerstreut an ihren und unsren Orten betet: Komm, Herr Jesu! Aber es ist auch schön, daß diese Gemeinschaft sich äußerlich zeigt, und an dem äußeren Zeichen jeder erinnert wird, es ist ein großes Volk, dessen Gebet aufsteigt zu Gott, daß er höre und helfe.

Diese Gedanken haben Missionsfreunde, insbesondere englischer Zunge, veranlaßt den ersten Sonntag im November, also den 7. Nov., zu bestimmen, um an ihm gemeinsam der Missionsache insbesondere zu gedenken. In den Vereinigten Staaten von Amerika und in England ist man eins geworden, diesen Tag auszuzeichnen, und verschiedene deutsche Missionsgesellschaften werden in der einen oder andern Weise sich dem anschließen. Wir wollten hiermit unsren Freunden von dieser Gemeinschaft im Gebet für das Kommen des Reiches Gottes am 7. November Kenntniss geben. Die Festsetzung eines solchen bestimmten Tages gehört nicht zu dem „Notwendigen“, in welchem Einigkeit sein muß; jeder sehe da, wie er's treibe. Es ist natürlich auch nicht gemeint, daß am 7. November allein für die Mission gebetet werden sollte. Wer alle Tage das Gebet des Herrn betet, wird auch alle Tage mit dem: dein Reich komme, derer gedenken, die das Wort vom Reiche den Heiden sagen. Auch so ist es nicht gemeint, als ob nur an diesem Sonntage in der Gemeinde der Mission gedacht werden sollte. Das Gebet für die Mission sollte nie im evangelischen Gottesdienst fehlen, und das Wort von der und für die Mission ist auch öfter, denn einmal im Jahre am Plaz. Aber die Missionsfreunde, welche die Anregung geben, meinen, es schade nicht, wenn an einem besonderen Tage ein Ruf an die Gemeinde gehe: Gedenket dieser Sache, und dann in der Gemeinde die Bitte: Dein Reich komme, lebendiger und ernstlicher, als wohl sonst, gebetet werde. Wir machen unsre Freunde mit dieser Absicht bekannt. Vielleicht lassen sich die Pastoren anregen, am 7. November in der Predigt und im Gebete dieses Werkes besonders zu gedenken. Vielleicht werden auch einzelne Missionsfreunde in ihrem stillen Gebete dessen froh, daß an manchem Orte heute Gottes Kinder diese Sache vor Gott bringen und lassen sich dadurch zu gläubigerem und inbrünstigerem Gebete bewegen. Oder wie es auch gehalten werden möge, es wird keinem schaden, wenn er an einem Tage besonders daran erinnert wird, daß diese große Sache auch unsres Gebetes bedarf, damit sie gelinge.

Die englischen Freunde haben jetzt, wie auch schon früher den Ausdruck gebraucht, man solle um „Ausgießung des heiligen Geistes“ bitten. Daran haben manche Anstoß genommen; und wenn etwa die Meinung wäre, wir sollten bitten, als ob noch kein Pfingsten gewesen wäre, oder als ob das sich wiederholen sollte, so ist das allerdings gegen Gottes Wort. Wir haben auf nichts mehr zu warten, um selbst selig zu werden und andern auf den Weg zur Seligkeit zu helfen. Aber es ist auch wohl nicht so gemeint, sondern in dem Sinn, wie Paul Gerhardt bittet:

Gott, sende deinen Geist,
Den uns dein Sohn erbitten heist.
Aus deines Himmels Höhen!

Oder wie Mauritius Kramer singt:

Laß des heiligen Geistes Gab'
Über mich von oben ab
Wie die starken Ströme fließen
Und mein ganzes Herz durchgießen!

Oder wie es in einem andern Liede heist:

Gieß aus auf uns den Geist,
Dadurch die Liebe fließt
In die Herzen!

Und um noch einen höheren Richter anzuführen, die Bitte ist so gemeint, daß Gott möge geschehen lassen, was nach Lukas Bericht im Hause des Kornelius geschehen ist, da der heilige Geist auf alle fiel, die dem Worte zuhöreten, so daß die jüdischen Gläubigen sich entsetzten, daß „auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward.“ Daß solches in der Heidenwelt geschehe und auch daheim, das möchten jene Missionsfreunde erbitten, und das ist in der That die Hauptsache. Alles andre hilft nicht, wenn dies fehlt, und wo dies vorhanden, da kommt auch alles andre.

Doch mag außer diesem einen großen Gebet oder besser gesagt in ihm noch mancher andre, besondre Gebetsgegenstand den Missionsfreunden in der ganzen Welt nahe liegen. Wenn sie ihren Blick über den weiten Missionsacker schweifen lassen, werden sie hier oder da etwas finden, das ihre Herzen zu besonderer Bitte bewegt. Vielleicht denken Sie an das fruchtbarste Gebiet der heutigen Missionsarbeit, an Madagascar, wo in sechzig Jahren ein Volk, seine Herrscher und tausende aus dem Volke, zum evangelischen Glauben bekehrt sind. Und jetzt hat Frankreich, die Macht, welche überall in heidnischen Ländern Rom und den Jesuiten dient, Gewalt über das Land bekommen. Sollte man der Glaubensgenossen nicht gedenken, daß sie der evangelischen Wahrheit treu sein und bleiben mögen? Oder in Ostafrika hat man vor zwölf Jahren auf den Ruf Livingstones einen kühnen Vorstoß ins Innere gewagt. Vor allem hat man mit großem Aufwand von Männern und Mitteln sich in das Reich des Mtesa von Uganda am Viktoria-Nyassa-See vorgewagt. Aber schon der vielgerühmte Mtesa hat sich nicht so gezeigt, wie ein flüchtiger Reisender ihn schilderte. Sein Nachfolger aber hat noch Schlimmeres gethan und Christenblut fließen lassen. Jetzt aber, in diesen Tagen, kommt die Nachricht, daß alle die Missionare haben das Land verlassen müssen, und nur

einer, der aushaltende Mackay, als Gefangener zurückgehalten wird. Sollte man ihrer nicht gedenken, daß hier, wie so oft, das Blut der Märtyrer der Same der Kirche werde und die Niederlage vielmehr zur Förderung des Evangeliums gereiche?

Oder wollen wir an unser deutsches Vaterland denken. Viele Mahnungen sind an uns gekommen, daß wir mit neuem Eifer und größerer Kraft den Heiden das Evangelium bringen, nachdem wir auch ein Erbteil unter den Heiden bekommen haben. Es sind auch Gefahren der Verweltlichung und der Zersplitterung da. Aus der Hauptstadt des Reiches hören wir von neuen Missionsunternehmungen, aber auch davon, daß die alte Gesellschaft in den Zeitungen laut und bitter klagt, es fehlen ihr jahraus jahrein gegen 50,000 Mark, um ihre gesegnete Arbeit recht zu führen, und sie werde einschränken müssen, wenn nicht bessere Hülfe komme. Da ist Anlaß genug, Gott zu bitten, daß nicht Schaden, sondern Segen aus den Anregungen komme, die uns gegeben sind.

Es sind auch neue Unternehmungen da, die unsre Teilnahme in Anspruch nehmen. In Ostafrika werden wohl schon die ersten Boten der Gesellschaft eingetroffen sein, die sich in Bayern für jene Heidenländer gebildet hatte. Und in Westafrika ist nach langer und reiflicher Überlegung die Baseler Gesellschaft im Begriff, die Arbeit in Kamerun zu beginnen. Während sie dies thut, kommen ihr ernste Todesnachrichten aus ihrem andern westafrikanischen Missionsgebiet, unserm Nachbarlande, der Goldküste, wie um zu erinnern, daß schwere Last aufgenommen hat, wer im Westen Afrikas das Wort des Lebens verkündigen will. Wie viel giebt es da, was, die daran teilnehmen, Gott zu sagen haben!

Und um endlich auf unsre eigne Arbeit zu kommen, so haben wir in diesem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum gefeiert, nicht um jetzt auszuruhen, sondern um gestärkt durch die Erinnerung an fünfzigjährige Gnade, Geduld und Freundlichkeit Gottes weiter zu arbeiten, kräftiger denn bisher, und wenn der Herr Gnade giebt, auch mit sichtbarerem Erfolge. Diese Nummer wird aufs neue Zeugnisse bringen, daß unser Eweland, das so viele „Mohrensaat“ gefordert hat, auch die Ernte nicht verweigern wird. Es kommt Leben in das Feld, das mit Totengebeinen bedeckt zu sein schien. Im Innern des Landes regt es sich, und nun wird es auch an der Küste lebendig. Kommt und helft uns, so rufen die Brüder, so rufen jetzt auch die Eweer. Es kann uns wirklich nicht an Anlaß fehlen, mit Dank und Bitte vor Gott zu treten, der die Arbeiter in seine Ernte senden muß, dem Gold und Silber gehört, der die Herzen in seiner Hand hat und sie lenkt.

Alle Tage sollen, dürfen wir sein großes Werk dem Herrn befehlen. Aber wer kann nicht eine besondere Erinnerung gebrauchen, dies zu thun. Möge der siebente November eine solche Erinnerung bringen, die jeder, sei es in der Gemeinde oder sei es im Kämmerlein, in seiner Weise verwertet!

Allgemeine Missions Zeitschrift 1886
v.13

CBPaQ

GTU Library



3 2400 00255 3257

